SCHOLA RELIGIONIS PACIFICI
CONDITA AD 1916
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

9

Neunter Jahrgang 1915

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Basel
Druck und Expedition von R. G. Zbinden
1915

75365

Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen und Predigten.

Seite

L. Ragaz: Wo stehen wir? 1
A. Schädelin: Evangelium und Gewalt 16
K. Barth: Gottes Vorhut 89
J. Matthieu: Gethsemane 97
E. Rippmann: Aus der Tiefe 153
L. Ragaz: Die zwei Wege 217
L. Stückelberger: Weltherrschaft und Gottesreich 257
W. E. Orchard: Der Christ ein Soldat 321
L. Stückelberger: Der einsame Jesus 377
H. Domenig: Eine Bettagspredigt 430
R. Reich: Theologie 505
L. Ragaz: Von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus 553
W. E. Orchard: Das Reich Gottes ist nahe 573

II. Gedichte.

U. W. Zürcher: Excelsior 41
W. Kambli: Der Teufel erschien vor der Himmelstür 418
W. Kambli: Wann liegt die Erde wohl im letzten Krieg? 419
* * * Christophorus 429
A. Maurer: Was bringt ihr heim? 489
U. W. Zürcher: Das Wort 547
Otto Volkart: Morgenruf 548
Otto Volkart: Komm, Zukunft 548
H. Thurow: Der Friedensgott 548
H. Thurow: Der Sieger 549
W. Kambli: Wer siegt? 550

III. Religiöse Probleme.

Cécile Loos: Vollkommenheit 24
Ad. Preiswerk: Krieg und Gottesreich in Geschichte und Verheißung . 42
R. Reich: Macht 103
R. Ragaz: Jesus und der Tempel 107
O. Brüschweiler: Religion und rechtliche Beurteilung des Krieges . . . 142
P. L.: Vom Glauben an die Menschheit 191
Erwin Reinhard: Das verlorene Paradies 194
E. Brunner und L. Ragaz: Von Gottesreich und Weltreich 262
* * * Vom deutschen Christentum 363
Chr. Holzer: Staat und Gewissensfreiheit 496
J. Matthieu: Ein Selbstverständlicher (Leo Tolstoj) 564

IV. Ethische Probleme.

U. W. Zürcher: Harte Tatsachen und fromme Wünsche 58
C. Stuckert: Auch ein Schritt näher zum Frieden 69
* * * Zum Frieden. Ein Werk für die christliche Kirche 74
O. Umfried: Der Hunger nach Gerechtigkeit 113

Seite

G. L. Dickinson: Der Krieg und die Befreiung von ihm 118
G. Heymans: Wie der Andere es meinte 134
Dr. E. K.: Der Einfluß der Kriegszeit auf den Kampf gegen den Alkoholismus 204
Clara Ragaz: Die Frau und der Friede 240
Fr. W. Förster: Was der Krieg leistet und was nicht 299
O. Umfried: Wintersonnenwende 306
U. W. Züricher: Geistesgewalt und Faustgewalt 331
U. W. Züricher: Unser heiliger Krieg 388
Lod. van Mierop: Offener Brief an alle Menschen, die den Krieg hassen und die das Verlangen hegen, davon erlöst zu werden 404
O. Umfried: Weltverbesserer 446
Reinhold Planck: Militarismus und Pazifismus im heutigen Deutschland 450
Paul Birjukow: Tolstoj und der Krieg 511
Hermann Fernau: Eine neue Presse für ein neues Europa 531
Jane Addams: Die Auflehnung gegen den Krieg 535

V. Soziales.

Die Redaktion: Sozialismus und Sozialdemokratie, eine Vorbemerkung . 158
J. Matthieu: Der Zusammenbruch der Internationale 161
H. Kötting: Neues Leben 188
S.: Sozialistischer Pfingstglauben 229
G. M. Sch.: Sozialdemokratie, Anarchismus und Krieg 230
J. P. Troelstra: Die Internationale und der Krieg 236
H. Kötting: Vergangenheit und Zukunft 282
Th. B.: Umlernen? Ein Beitrag zur Aussprache über die Krisis innerhalb der Sozialdemokratie 518

VI. Geschichtlich-biographisches.

R. Liechtenhan: Prophetenbilder. VII. Jeremia 379, 453

VII. Zur Zeitgeschichte.

Zur Friedensarbeit: I. Kirchen. II. Die Sozialdemokratie. III. Aus der Schweiz 32
Stimmen von der Höhe (aus Rußland und aus England) 37
Eine Stimme aus Frankreich: Vox in deserto. I 83
Aus Frankreich 147
Vox in deserto. II 311
Ein Dokument christlichen Erwachens 314
Aus der Bündner Synode 348
Friedensdokumente:
1. Das Manifest der englischen Quäker 353
2. Die Gemeinschaft der Versöhnung 356
3. Eine Konferenz für pazifistische Lebensanschauung 359
4. Kirchliche Friedensarbeit 359
5. Internationaler Frauenkongreß 360
(Lod. van Mierop: Offener Brief . . . siehe: Ethische Probleme.)
Stimmen von der Höhe 420
Erklärung zum Fall Baudraz 422
Aufruf an das Schweizervolk 463
Zur belgischen Frage:
I. Otto Vollenweider: Zum Streit über die belgische Frage . . . 465
II. J. Matthieu: Die Zukunft eines Volkes 472
III. Die Annexion Belgiens 479
Zur Friedensarbeit: Aus Deutschland 1. Bund Neues Vaterland 485
Stimmen von der Höhe: An die Bekenner des Evangeliums 488
Lod. van Mierop: Stimmen aus Holland 490

Seite
Zur deutschen Friedensarbeit: 2. Die deutsche Jugend 546
Unter Menschen des Wohlgefallens:
I. Deutsch-englische Friedensstimmen:
1. Aufruf führender deutscher Sozialdemokraten 580
2. Eine Antwort der englischen Quäker und anderer Pazifisten . . . 584
3. Eine Antwort des englischen Komitees für den internationalen Frauenkongreß 585
II. Eine Frauenstimme aus Oesterreich 586
III. Eine wunderbare Seele 587
Zur Verhandlung über den religiösen Antimilitarismus:
Vorbemerkung der Redaktion 591
I. Hans Spahn: Antimilitarismus und Evangelium 591
II. Jakob Weidenmann: Antimilitarismus und Evangelium . . . 601
III. Otto Studer: Nationalstaat und Christentum 612

VIII. Rundschau.

Die Friedensarbeit der Kirchen 86
Edle Gegner 87
Zum Gedächtnis zweier Edlen (L. R.) 212
Christentum und Krieg vor dem Militärgericht (Lj.) 254
Die Schweiz und die Kriegsgefangenen (L. R.) 256
Das Erwachen der Sozialdemokratie (L. R.) 319
Akademische und andere Friedensarbeit 319
Zur Frage der Dienstverweigernng 320
Torheit oder Verblendung (L. R.) 375
Der Fall Baudraz (L. R.) 424
Alkohol und Heer (L. R.) 427
Persönliches (L. R.) 428
Armeniermord (L. R.) 499
Zur Erklärung zum Fall Baudraz (L. R.) 500
Antimilitarismus (L. R.) 500
Der Feldprediger (Ein Briefwechsel) 501
Zwei Strafurteile (L. R.) 503
Ein Nachwort (R. Planck) 550
Nochmals Fall Baudraz (L. R.) 551
Weltkongreß für freies Christentum 614
Heldentum der Liebe 616

IX. Büchertisch.

Eine Schrift zur religiösen Erneuerung (L. R.) 38
Anna Schieber: Amaryllis (C. R.) 88
Dr. Paul Rohrbach: China voran 152
Dr. Hans Haas: Drei Buddhapriester 152
Pfr. W. Stückel: Das Los der Mädchen und Frauen in Ostasien . . . 152
Dr. Emil Schiller: Morgenröte in Japan 152
Dr. von Schultheß: Die kulturelle Bedeutung der Tuberkulose 152
Pfr. Ad. Keller: Die Verantwortung der Gesellschaft und des Einzelnen im Kampf gegen die Tuberkulose 152
Dr. H. von Wyß: Lehren der Geschichte 152
Prof. Zangger/Dr. Tobler: Verhütung und soziale Ursachen der Tuberkulose 152
Prof. Fehr: Walderholungsstätten und Waldschulen 152
Dr. Staub, Dr. Monier, Dr. Wolfensberger: Heilung der Tuberkulose . . 152
Liz. theol. Gustav Pfannschmidt: Die Klassiker der Religion (J. M.) . . . 214
Hermann Oeser: Ein Ehezuchtbüchlein (C. R.) 214
Heinrich Lhotzky: Im Reiche der Sennerinnen (B. Pf.) 214
Prof. Alfred Bertholet: Religion und Krieg (R. L.) 504

Und der auf dem Throne saß, sprach: „Siehe, ich mache alles neu!“

Wo stehen wir?

Welche Jahre sind wohl in der Menschengeschichte so bedeutungsvoll gewesen, wie das Jahr 1914? Welche so furchtbar? Vom Jahre 1915 aber haben wir das Vorgefühl, daß es erst recht entscheidungsvoll und wohl noch furchtbarer sein werde. Es ist uns, als ob die schrecklichsten Entladungen des Wetters, das über uns hängt, erst noch bevorstünden, uud zugleich haben wir das Gefühl, daß von den Entwicklungen und Taten dieses Jahres — und zwar nicht nur von den militärischen, ja von diesen nicht einmal in erster Linie — die Zukunft unserer Welt auf eine ganz entscheidende Weise bestimmt werde. Ich glaube, daß dieses Gefühl für alle geistig lebendigen Zeugen der heutigen Ereignisse eine gewisse Selbstverständlichkeit besitzt Wir gehen großen Dingen entgegen. Wehe uns, wenn es nicht so wäre, wenn das Ungeheure, das nun geschehen ist und weiter geschehen wird, im Unbedeutenden endete! Kann es dies überhaupt? Nein, es ist undenkbar. Aber wenn wir davon reden sollen, dann will uns aller Mut entsinken. Es stellt sich wieder das Gefühl ein, das uns beim Ausbruch des Krieges beherrschte: „Schweigen ist jetzt nicht nur leichter, sondern auch besser als Reden.“ Aber während es damals in erster Linie der gewaltige Ernst des Erlebnisses war, der dieses Gefühl erweckte, so ist es heute vielleicht noch mehr die Unübersehbarkeit seiner Größe, die Unergründlichkeit seiner Tiefe. Wer kann von dem, was geschehen ist, und dem, was vielleicht geschehen wird oder nach unserer Meinung geschehen *soll*, so reden, daß es nicht klein und armselig erscheint gegenüber der Wirklichkeit? Eine Welt versinkt, eine Welt steigt auf; Wolken von Fragen werden aufgewirbelt, von denen jede einzelne eine Menschenkraft in Anspruch nehmen könnte.

So gründlich haben wir Menschen das Versagen unseres Erkennens und unserer Fähigkeit, die Dinge zu lenken, noch nie erfahren. Da aber doch nötig ist, daß wir reden, so darf unser Reden von vornherein gar nicht den Anspruch machen, seinem Gegenstand zu genügen, sondern muß sich darauf beschränken, wenigstens zu einem großen Denken über ihn anzuregen.

In diesem Sinne fragen wir: Wie stellt sich uns heute die Lage dar — nicht die politische und die militärische, die zu beurteilen nicht unsere Absicht ist, sondern die geistige? Wo stehen wir? Wohin treiben wir?

I.

Wenn wir diese Fragen beantworten sollen, so scheint uns zuerst ein großer Unterschied zwischen der heutigen Stimmung und der, die uns beim Ausbruch der Katastrophe beherrschte, entgegenzutreten. Damals erschütterte uns das Furchtbare, das wir erlebten, so stark, daß wir Mühe hatten, uns dagegen zu behaupten, aber zugleich leuchtete uns sein gewaltiger Sinn in überwältigender Klarheit auf und wir wurden auf eine Höhe des Erlebens gehoben, die wir vorher nie für längere Zeit inne gehabt hatten. Jetzt haben wir umgekehrt uns an das Schreckliche gewöhnt, nur zu sehr gewöhnt, so daß wir uns darob Vorwürfe machen, dafür aber ist auch die Herrlichkeit jenes ersten Schauens dahin, oder wenn dies nicht, so kämpft sie doch mehr mit dem Zweifel, ist uns die Atmosphäre verdüstert, sind uns die Flügel der Seele beschwert.

Wir haben in jenen Sturm, von dem wir so sehr gewünscht hätten, daß er nicht nötig gewesen wäre, hineingeschaut, ja manchmal hineingejauchzt, mit großen Hoffnungen auf seine reinigende Kraft und seinen welterneuernden Sinn. Was hat sich davon erfüllt? Es ist vieles geschehen. Eine gewaltige Erhebung der Gemüter trat ein. Die Erscheinungen der Selbstsucht und Feigheit, dieser Unrat, den der Sturm zuerst aufwirbelte, verschwanden wieder. Ein mächtiger Ernst legte sich auf das Land. Man erkannte in der Katastrophe ein Gericht und zwar ein verdientes. Man ging daran, mit Einigem aufzuräumen, das schon bisher allen Rechtdenkenden ein Aergernis gewesen war, das zu beseitigen aber die sittliche Kraft nicht gereicht hatte. Die Wirtschaften wurden in einigen unserer größeren Städte um elf Uhr abends geschlossen; das öffentliche Tanzen sogar wurde verboten; die Kino standen leer; die Festseuche hörte auf; die Prostitution verschwand von der Bildfläche; die Luft wurde reiner. Sogar der Geist der Selbstsucht schien besiegt; eine Woge der Bruderschaft ging durch das Volk. Es schien, als ob das unter dem Banne des Egoismus tief in der Seele schlummernde Bewußtsein der Zusammengehörigkeit plötzlich wunderbar erwacht wäre. Es schien der Wille vorhanden, als eine große Volksfamilie zusammenzustehen, für einander zu sorgen, so daß, so lange überhaupt noch etwas da sei, Alle daran Teil hätten.

Wundervolle Träume von einem endlich Wirklichkeit gewordenen evangelischen Kommunismus stiegen in vielen auf. Die in manchen Städten getroffenen Einrichtungen zur Speisung großer Massen schienen ein Anfang davon zu sein. Der Sozialismus triumphierte mitten im wirklichen oder scheinbaren Zusammenbruch der Sozialdemokratie. Man sah ein, daß das wirtschaftliche Leben nicht Sache der Einzelnen, sondern der Gemeinschaft sei und traf Anstalten zu seiner Regelung durch die Gemeinschaft. Man setzte die Höchstpreise der Lebensmittel fest, man kaufte solche von Staats- und Gemeindewegen. Die äußere und innere Sicherheit des reinen Privatbesitzes, diese Grundpfeiler unserer heutigen Gesellschaft, war aufs Tiefste erschüttert. Wir lernten wieder die Heiligkeit der natürlichen und materiellen Dinge kennen und sie als Gottesgaben empfinden. In das Allerheiligste der Einzelseelen zog dieser Ernst ein und erweckte darin herrliche und heilige Empfindungen und Entschlüsse. Es kam zu einer religiösen Erhebung. Die Kirchen füllten sich. Leben regte sich an Orten, wo die Trägheit der Geister durch keinen Weckruf zu erschüttern gewesen war. Und nicht nur füllten sich die Kirchen, es kam zu einem wirklichen Empfinden und Erleben Gottes, zu einem Aufleben der alten Wahrheiten, einer Erhebung zu Gott. Das alles geschah auf besonders großartige und ergreifende Art in den Völkern, die in den Krieg hineingezogen wurden, aber es geschah auch bei uns.

Und wie steht es jetzt; ich meine: bei uns? Wie es anderswo steht, fragen wir nicht, könnten wir auch nicht genau wissen, aber bei uns scheint fast alles wieder beim Alten zu sein, ja es stellt sich uns schlimmer dar als zuvor. Der heilige Ernst ist zum größten Teil verflogen und nur eine gewisse Gedrücktheit geblieben. Die Wirtschaften sind bis um zwölf Uhr offen und wir wissen nicht, wie bald auch diese Schranke fällt. Auf Weihnachten und Neujahr ließen die Behörden unserer Gegend, wo man von dem Schlachtfeld her den Kanonendonner hören kann, sich durch die Wirte die Aufhebung des Tanzverbotes abnötigen und das ferne Grollen der Kanonen mischte sich in diesen Tagen mit dem Lärmen Betrunkener. Von den großen Gedanken merkt man wenig, wohl aber von den kleinen, sehr kleinen. Mit jenem kommunistischen Traum war es rasch aus und auch aus dem neuen Sozialismus ist nicht viel geworden. Wir erleben statt dessen ein wahres Fest des Egoismus. Wohlhabende Frauen fühlen beinahe Gewissensbisse, wenn sie ihrem Dienstmädchen nicht künden oder den Lohn verkürzen; Unternehmer benützen ohne Skrupeln die Gelegenheit, das Gleiche an ihren Arbeitern zu tun und der Bauer weist den Arbeit suchenden Städter mit Hohn zurück. Die Klassen suchen aus der allgemeinen Notlage möglichst großen Gewinn zu ziehen oder doch den Lasten zu entgehen, die sie ihnen bringen könnte. Einige „Liebesgaben", ja, die gewinnt man sich ab, aber zu durchgreifenden, großen Maßregeln, worin ein sozialer Gesamtwille zum Vorschein

käme, fehlt Kraft und Lust. An Stelle des Dranges zum Hergeben tritt bei den Besitzenden der entschlossene Wille, möglichst viel vom Gewicht der wirtschaftlichen Notlage auf die Schultern der unbemittelten Schichten zu legen. Es ist ein wüstes und gemeines Treiben, wie wir es schon lange nicht mehr erlebt haben. — Und die religiöse Erhebung? Es ist klar, daß es mit dieser nicht weit her gewesen ist, da man sonst ihre sittlichen und sozialen Wirkungen besser gespürt hätte. Sind die vollen Kirchen, die eine wundervolle Gelegenheit zur Verkündigung des Gottesreiches boten, im großen und ganzen so benutzt worden, wie es hätte geschehen müssen? Ist nicht zu fürchten, daß die Freude an der vollen Kirche manche Prediger daran verhindert habe, den Sinn der gestellten Aufgabe tief genug zu erfassen, daß man der Spendung individuellen Trostes einen zu breiten Raum gewährt und damit die Menschen wieder zu sich selbst und *ihrer* Sache, statt zu Gott und *seiner* Sache geführt habe? Vielleicht tun wir mit dieser Vermutung Unrecht und war der Boden noch nicht tief genug gepflügt durch die Not. Es sind denn auch viele Kirchen längst wieder leerer geworden, und zwar genau in dem Maße, als die Sicherheit wieder zuzunehmen schien. Und so scheint auch die übrige religiöse Erhebung verschwunden. Wir hatten gehofft, es werde zu einem Selbstgericht der Kirchen und überhaupt des offiziellen Christentums kommen. Das war ja der einzige Weg zur Wiederaufrichtung, der ihnen geblieben war. Da und dort hörte man auch wirklich diese Stimme. Aber selten. Im Schoß der Sozialdemokratie ist viel mehr Selbsterkenntnis vorhanden. In den Kirchen aber finden sich Führer, die ihnen das Gewissen zu beruhigen verstehen. Nicht einmal zu einer entschlossenen Stellung gegen den Krieg wissen sie sich aufzuraffen; man weiß sie davor durch theologischen Tiefsinn zu bewahren. Wir hören die Rede: „Es kommt darauf an, daß man den Frieden Gottes hat, der Weltfriede ist nicht ein Ziel des Evangeliums.“ Diese wunderbaren Leute, die den „Frieden Gottes“ haben, wenn Millionen ihrer Mitbrüder in der Hölle dieses Krieges an Leib und Seele zerfleischt werden! — Wir hatten gehofft, daß unsere alten nichtigen Kämpfe und Parteiungen aufhören und wir durch einen mächtigen Friedenswillen zusammengeführt würden, und nun regen sich diese wüsten Geister erst recht und zerfleischen wir uns selbst, wo wir uns zu einer einheitlichen Macht zusammenschließen sollten. So scheint von der religiösen Erhebung nicht viel mehr übrig zu bleiben, als eine gewisse Hebung des pfarramtlichen Einflusses und vielleicht eine religiöse und kirchliche Reaktion.

Blicken wir aber über den Rahmen unseres Volkes in die Welt hinaus, wo schließlich Wichtigeres vorgeht als bei uns, so will uns auch hier das Bild trübe vorkommen. Auch hier scheint alles Große im Gemeinen und Schrecklichen zu versinken. Ein Blutdunst breitet sich von den ungeheuren Schlachtfeldern aus über die Welt. An

Stelle der Gehobenheit des Anfangs ist vor allem ein Haß getreten, der geradezu wahnsinnige Formen annimmt. Der Geist der Roheit und Gewalt wird immer selbstverständlicher. Lüge und Verleumdung breiten sich wie ein schmutziger Nebel über die Völker. Die „Christenheit" ist aufgelöst. Die Christen der kriegführenden Nationen gehen, seltene herrliche Ausnahmen abgerechnet, mit ihrem Volk durch dick und dünn. Es gibt für sie nur ihr Volk. All ihre religiöse Erhebung gilt nur ihm, seiner Verteidigung, seiner Verherrlichung. Wie es den Menschen in den andern, den gegnerischen Völkern geht, die ja der Voraussetzung nach ihre Brüder und Schwestern sind, ist ihnen ganz gleichgültig; ihre furchtbaren Leiden lassen sie ganz kalt. Angehörige der „neutralen" Länder, die nicht einfach für sie Partei nehmen, die „au-dessus de la mêlée" stehen möchten, werden beschimpft. Religiöse Führer werden so klein und befangen wie gewöhnliche Zeitungsschreiber. Die Theologen werden die schlimmsten Kriegswüteriche. Wo bleibt da Jesus? Wo Gott? Wo der Mensch? Und haben wir Aussicht, daß wenigstens am Ende all dieser Verwirrung etwas Rechtes herauskomme? Besteht nicht Gefahr, daß am Ende wieder das Gewöhnliche stehe und die Welt ihren alten Lauf, nur nüchterner, müder und dumpfer geworden, wieder aufnehme?

So stehen wir also am Ende dieser fünf Monate, in die wir mit so großen Erwartungen von Gewinn an höchsten Gütern eingetreten sind, vor einem Defizit.

II.

Ist das wahr? Lassen sich die Dinge nicht auch anders sehen? Ich glaube in der Tat, daß sie nur für den ersten Blick so aussehen, wie wir sie soeben geschildert haben, und daß es durchaus oberflächlich wäre, dieses Urteil zum letzten Wort zu machen. Gegen eine blinde Kriegsbegeisterung mag es heilsam sein, diese Tatsachen anzuführen, aber dabei stehen bleiben dürfen wir nicht. Vor einer gründlicheren Betrachtung erhebt sich eine Reihe von anderen Tatsachen, die mir doch viel bedeutsamer zu sein scheinen, als die zuerst ins Auge fallenden.

Es ist doch Vieles geschehen, was wir vor kurzem noch heiß ersehnten, ohne daß wir gewagt hätten, an seine baldige Verwirklichung zu glauben. Es ist eine gewaltige Aufräumearbeit geschehen. Der Sturm hat besorgt, was wir nicht zu leisten imstande waren. Unsere Welt war voll von künstlichem und thörichtem Wesen, wie es in Zeiten gedeiht, denen es an Notwendigkeit fehlt. Was für eine Rolle spielte nicht ein gewisses Aesthetentum, dieses Parasitengebilde, das hoffentlich niemand mit Künstlertum verwechselt. Es ist zerstoben. Leute, die typische Aestheten waren, beschäftigen sich auf einmal mit ernsthaften Dingen und zwar auf ernsthafte Weise. Sie haben eine Sache gewonnen. Auch hier hat allerdings der Sturm zuerst den Unrat aufgewirbelt. Diese Aestheten sind, gerade weil ihr Leben

vorher leer war, dem wahnsinnigsten Kriegsrausch verfallen; aber das hat sich rasch gelegt. Wie waren wir, trotz allem Sozialismus, zum Teil auch durch den Gegensatz zu ihm, einem Individualismus verfallen, der, wie eine Wucherpflanze, auch edlen Naturen und Bestrebungen die Lebenskraft aussog. Was für eine eitle Selbstbespiegelung, was für ein schauspielerisches Wesen, was für ein übler Geruch des Ich überall! Auch das ist anders geworden. Schlichter stehen die Menschen vor uns; sie sind wie entzaubert. Diese Erscheinungen standen im Zusammenhang mit der Nervosität unseres Geschlechtes; sie erzeugten sie und wurden von ihr erzeugt. Diese Nervosität war ein Zeichen und eine Folge der Haltlosigkeit, Hast und Leere der Zeit und vermehrte diese durch Wechselwirkung. Ist nicht auch dieser Dämon vertrieben? Ist nicht mitten im Sturm eine größere Ruhe und Gesundheit eingekehrt? Wird sie nicht dauernd einkehren? Und die Genußsucht, die ja auch mit alledem zusammenhängt? Haben wir nicht die Empfindung, daß die schwüle Atmosphäre der Sinnlichkeit zerteilt sei, daß reinere Luft wehe? Die Alkoholsitte hat jedenfalls einen gewaltigen Stoß erhalten. Was in dieser Beziehung in Rußland und Frankreich geschehen ist — Verbot des Absinths in Frankreich und in Rußland des Branntweins — ist vielleicht bedeutsamer als ein gewonnener Feldzug. Aber Aehnliches hat sich überall ereignet. Läßt sich von der Prostitution und der ganzen Schmutzwelt, die mit ihr zusammenhängt, nicht das Gleiche sagen? Aus allen kriegführenden Ländern hören wir von scharfem Vorgehen gegen den ganzen Apparat, der ihr dient. Und auch in den „neutralen" wirkt etwas von diesem Ernst. Wie man Brot und Kartoffeln wieder heilig zu halten gelernt hat, so noch viel mehr die Kraft des Leibes und der Seele. Das ist aber doch etwas ganz Großes. Wir standen vor diesen ungeheuren Sümpfen, die die heutige Welt bedeckten, oft mit einem Gefühl vollendeter Ohnmacht. Nur Feuer, Sturm und Erdbeben konnten hier helfen. Nun sind sie gekommen. Nun sehen wir, daß es Erschütterungen gibt, die auch solche Sümpfe zu heben vermögen, und daß wir nicht Ursache haben, zu verzagen. Aber es geht an die Wurzeln der Genußsucht in jeder Gestalt. Diese war ja ein echtes Erzeugnis dieser ganzen Kultur, die an Ueberfülle und Leere zugleich litt. Wenn nun mehr Ernst, Sachlichkeit, Gehalt, Einfachheit in die Welt kommt, dann wird alles Leben gesunden und an Stelle des Fiebers der Genußsucht echte Freude treten.[1]) Ist nicht diese ganze Kultur durch das Erdbeben gestürzt, diese Kultur mit ihrer Fülle, die Armut war, mit ihrer Seelenlosigkeit, ihrem Egoismus, Materialismus und Mammonismus, ihrer ganzen Veräußerlichung und Verrohung? Ein Bestandteil dieser Kultur war das, was wir Kapitalismus nannten und nennen. Er war und ist eine besondere Form ihres Egoismus und Materialismus und Mammonismus. Hat nicht

[1]) Vgl. den Aufsatz über den Kampf gegen die Genußsucht (1914, Nr. 2).

auch er trotz allem einen schweren Stoß erlitten? Hat sich nicht gezeigt, wohin er die Welt führt? Hat sich nicht gezeigt, daß das System der Privatwirtschaft — diese Art von Individualismus — wirtschaftlich und sittlich überlebt ist?

So könnten wir noch lange fortfahren, aber es genügt, daß wir den Gesichtspunkt herausgearbeitet haben. Das dürfen wir doch wohl mit Sicherheit feststellen: die große Aufräumearbeit ist wirklich geschehen. Einfacher und ernster liegt die Welt vor uns. Nun ist ein Erdreich da, worin alle Ideale sich gesunder entwickeln können. Aus dem Spielerischen und Genießerischen sind wir zum Sachlichen gekommen.

Diesen letzten Gedanken müssen wir noch etwas stärker hervorheben. Denn hier stellt sich uns wieder eine der zahllosen Paradoxien der heutigen Lage dar. Wir müssen ja bedenken, daß wir nicht einfach aus einer öden, unidealistischen Zeit herkommen. Wir lebten im Gegenteil in einer Zeit geistiger Erneuerung. Es war eine Wiedergeburt des Idealismus da. Nicht nur der theoretische, auch der praktische Materialismus war überwunden; die Geister streckten sich überall nach etwas Neuem, Besserem. Es war alles freilich noch in Gärung; der Idealismus oft noch selbst mit Naturalismus verbunden. Die Sehnsucht der Jugend nach höherem Leben wurde Nietzscheanismus (und zwar unreifer), nationalistische Schwärmerei, Rassenkultus und anderes mehr von dieser Art. Aber schon regten sich tiefere Kräfte; die sittliche und religiöse Erhebung edelsten Stils war im Anzug. Da kam der Krieg. Und nun mußten wir sehen, daß er gerade von diesem neuen Idealismus Kraft bekam. Jauchzend stürzte dieser sich in die Flamme, die von ihm eine unerhörte Herrlichkeit bekam. Wir aber fragten uns: „Ist das nicht das Entsetzlichste von allem, daß nun dieses Größte, das werden wollte, im Dienste der Unmenschlichkeit verbraucht wird, noch bevor es die Kraft und Reinheit hatte, dieses zu verhindern? Aber die Sache läßt sich wohl auch anders auffassen. Es war in diesem neuen Idealismus nicht nur viel Unreifes, sondern auch viel Unreines, dazu viel Spielerisches, Selbstgemachtes und darum Willkürliches. Man trieb diese Dinge ein wenig als höheren Sport, sie dienten vielfach auch wieder dem Kultus des Selbst und gerieten so in ein unfruchtbares und chaotisches Wesen hinein. Könnte nun nicht sein, daß die Flamme dieses Unwesen verzehrte und das Wesen dafür reiner zum Vorschein käme? Diese idealistische Bewegung braucht durchaus nicht verloren zu gehen, wohl aber kann sie den Ernst und die Sachlichkeit gewinnen, die sie allein zu der Höhe hinaufführen, nach der sie zwar strebte, ohne sie doch erreichen zu können. Der ungeheure Ernst dieses Weltgerichtes wird uns endlich wieder dahin führen, wo wir allein Genesung finden können: zu dem Geiste, der in der sittlichen Wahrheit sein Wesen erschließt. Hier ist der Felsengrund für einen neuen Bau.

Eine religiöse Erhebung wird keinen andern Weg gehen können. Auch in Bezug auf sie brauchen wir ja nicht zu verzagen. Was man heute so nennt und was zum guten Teil nur Ausstrahlung der Kriegsleidenschaft ist, mag zu dem „Unrat" gehören, den der Sturm aufregt, wenn auch der Feuerschein ihn zu Gold zu machen scheint, es mag ein rein psychisches Wesen sein, das mit der Erregung wieder aufhört, aber Eins bleibt auf alle Fälle bestehen: es ist auch hier Aufräumearbeit getan worden. Das werden wir doch alle fühlen: mit einer gewissen „Religionslosigkeit" ist es vorbei. Weder die gewöhnliche antireligiöse Phrase noch die religiösen Ersatzbildungen für die „geschichtliche" Religion, die von den Menschen gemacht wurden, werden mehr Zugkraft haben. Es ist Raum für Besseres geworden.

Kurz: es ist eine reinere, wahrere Welt. Ich gestehe, daß ich sie bei weitem der früheren vorziehe. Ich ziehe den Sturm der Schwüle vor. Wir haben nach meinem Gefühl schon jetzt gewaltigen Gewinn. Wir sind vorwärts gekommen, ein sehr großes Stück.

III.

Nun sind wir scheinbar zu einem Widerspruch gelangt. Wir sagen: „Das Ergebnis ist ein Defizit" und sagen: „Es ist ein Gewinn." Was soll nun gelten?

Wir antworten: Beides. Erst wenn wir beides verbinden, gelangen wir, wie mir scheint, zu einer richtigen Erfassung der Lage. Es bleiben die betrübenden Tatsachen bestehen, die wir zuerst angeführt haben, sie kommen nur in ein anderes Licht. Folgende Gesichtspunkte scheinen mir hierin wichtig zu sein.

Es ist einmal von der sittlichen und religiösen Erhebung zu sagen, daß sie auch dann, wenn sie wieder vorüber ist, nicht vergeblich gewesen zu sein braucht. Man muß bedenken, daß es uns Menschen, so wie wir heute noch sind, seelisch unmöglich ist, dauernd auf solchen Höhen zu bleiben wie die, zu denen wir durch das erste Erleben der heutigen Dinge emporgehoben worden waren. Dazu sind wir einfach noch nicht geistig genug. Aber es hat deswegen doch etwas zu bedeuten, daß wir auf jener Höhe waren. Wir sind jetzt doch nicht mehr ganz die gleichen wie vorher. Auch der Einzelne kann ja sein höchstes Erleben nicht in der ersten Herrlichkeit festhalten; er muß wieder zur Erde zurück; der offene Himmel verschließt sich; er muß den Berg der Verklärung verlassen. Und doch ist es für sein Leben bestimmend geworden, daß er darauf gewesen ist. Er sieht doch alles anders an. Könnte es nicht dem ganzen heutigen Geschlecht so gehen? Um ein anderes Bild zu brauchen: Ein solches Erlebnis ist wie ein Gewitterregen, der auf die dürstende Welt fällt. Er hört wieder auf, muß aufhören. Noch mehr: er lockt allerlei widerliches Getier aus seinen Höhlen hervor, schwemmt Unrat daher, bringt Ueberschwemmungen, stiftet allerlei Schaden, aber dennoch lebt die Welt davon auf.

Von hier aus ergibt sich eine andere Beurteilung all des Gemeinen, das sich in den letzten Zeiten eingestellt hat. Zunächst einmal begreifen wir, daß es sich einstellte. Der gleiche Sturm, die gleiche Erschütterung, die das Große in die Höhe hoben, haben auch dieses wüste Wesen aus der Tiefe gelockt. Ganz natürlicherweise: denn es war ja auch da. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß es sich dabei nicht um neue Erscheinungen handelt. Diese Kleinlichkeit, dieser Egoismus, diese Feigheit, dieses Philistertum, diese Charakterlosigkeit, sie waren stets im Menschenwesen da, auch in ruhigen Zeiten, der Kriegssturm hat sie wirklich nur aufgewirbelt, das Erdbeben sie aus der Tiefe gescheucht, die Feuersbrunst sie recht sichtbar gemacht. Und auch die gewaltigeren Erscheinungen des Bösen, die nun die Welt entsetzen: der Haß, die Gewalttätigkeit, die Lüge, der Mordgeist — sie waren alle vorher da. Der Krieg war immer da. Er ist nur sichtbarer hervorgetreten[1]). Diese Dämonen sind gleichsam nur aus dem Dunkel in den hellen Tag gestürmt. Ist das aber nicht ein Fortschritt? Ist nicht ein erster großer Schritt auf dem Weg zum Sieg über das Böse geschehen, wenn dieses offenbar geworden ist? Seine Macht ist die Verborgenheit, vom Licht wird es gerichtet. Was Defizit scheint wird so erst recht Gewinn.

Aber das Licht, das ist nun eben durch die Erhebung gekommen, die wir erlebt haben, durch das Feuer des Gerichtes, das wir spürten und noch spüren. Wir erkennen all die Erbärmlichkeit viel besser als solche, weil wir das Große geschaut haben. Jener Egoismus, jene Feigheit, jenes Philistertum, all die wüsten und gemeinen Dinge, die wir erlebt haben und fortdauernd erleben, betrachteten wir sonst als mehr oder weniger selbstverständlich. Jetzt erscheinen sie uns in ihrer ganzen Häßlichkeit, weil wir sie mit dem Großen vergleichen, das sein sollte. Auch die, die sie trieben, spüren etwas davon. Es ist ein Gericht darüber und das ist ein sehr großer Fortschritt, ein sehr großer Gewinn.

Dieser Gesichtspunkt ist überhaupt von großer Fruchtbarkeit. Wir haben schon früher[2]) darauf hingewiesen, daß es einer der wichtigsten Wege zu sein scheint, welche die Macht, die die Welt zum Lichte führt, geht, um die großen Siege des Guten zu schaffen, das Böse einmal in Freiheit zu setzen, sich austoben zu lassen und aus dem Bösen dann Gutes zu schaffen. So geschieht es oft im Leben des Einzelnen, daß er von einer schlimmen Macht, die über ihn herrscht, nur frei werden kann durch einen Ausbruch dieser Macht, eine Katastrophe, daß eine solche aber auch wirklich eine Wendung bringt. Das Gleiche erlebt nun die Welt im gewaltigsten Stil, im Stil der Offenbarung Johannis. Die ganze Hölle ist losgelassen.

---

[1]) Vgl. den Aufsatz: „Der Weg zum Frieden" im letzten Heft, S. 461 ff.
[2]) Vgl. den Aufsatz: „Das Gericht" in Heft 8, 1914.

Aber sie war schon vorher da. Sie war mitten unter uns. Manche von uns haben sie deutlich genug gespürt. Höllengeister gingen verborgen durch unsere Welt. Es ist aber ein Gewinn, daß nun diese Hölle heraus ist. Viele freilich haben vorher nichts davon gemerkt. Sie sind nun ungeheuer erschrocken. Wir aber, die wir vorher unsäglich gelitten hatten, wir atmeten auf. Nun ist die Lage klarer und damit die Luft schon reiner. Nun kann es zu Entscheidungen kommen. Es ist Gewinn.

Entscheidungen können kommen, müssen kommen! Das ist ein weiterer Gesichtspunkt, den wir hervorheben müssen. Auch das scheint eine Ordnung zu sein, die das Kommen des Gottesreiches bestimmt, daß es zu einer Entfaltung der Gegensätze kommen muß, die in dem von Gut und Böse, Gott und Welt gipfeln. Das ist freilich nicht die übliche Denkweise. Diese stellt sich den Fortschritt des Guten gern als eine langsame Entwicklung vor, die einen Fuß mühsam vor den andern setzt und so allmählich wohl eine Strecke kommt. Gewiß enthält diese Betrachtung ein Stück Wahrheit. Es geht oft nur auf diese Weise vorwärts. Aber ebensoviel und vielleicht mehr Recht haben die, die betonen, daß die größten Fortschritte durch den Sprung geschehen und daß die Katastrophe der Entwicklung zu Hilfe kommt. Es liegt nichts von Oberflächlichkeit in dieser Auffassung. Im Gegenteil: nur sie anerkennt den ganzen Ernst der sittlichen Entscheidung, nur sie kennt Gericht, nur sie rechnet mit dem *lebendigen* Gott, der mit gewaltigen Anstößen und Kraftentschließungen in den Gang der menschlichen Dinge eingreift. Diese Wahrheit vertritt die Denkweise, die man die *apokalyptische* nennt und als solche vielfach gering schätzt. Sie hat in der Offenbarung Johannis den gewaltigsten Ausdruck gefunden, der freilich seinem *Sinn* nach verstanden werden muß. Sie ist aber mit der Geschichtsauffassung der Propheten nahe verwandt; sie ist auch ein Teil der Denkweise Jesu.

Nicht umsonst ist die Offenbarung Johannis, frei und ihrem dauernden Sinn nach verstanden, heute ein so gegenwärtiges Buch geworden, das Buch, das uns am besten sagt, was heute vorgeht, das uns am besten tröstet, freilich nur im Zusammenhang mit dem ganzen neuen (und alten!) Testament. In den gewaltigen Zusammenballungen des Guten und Bösen, die wir heute erleben, erkennen wir das „Kommen Christi" und jauchzen ihm entgegen. Es geschieht alles „wie vorausgesagt ist", wie wir es zwar nicht im Einzelnen, aber im Ganzen erwartet haben.[1])

---

[1]) Es gehört zu der tiefen Unwahrhaftigkeit, die man sich im Kampf gegen uns gewohnheitsmäßig gestattet, daß man seit dem Ausbruch der Katastrophe den „Religiös-Sozialen" immerfort vorwirft, nun hätten wir eine Lektion bekommen. Wir hätten gemeint, durch Kulturfortschritt, auf dem Wege der natürlichen Entwicklung ins Gottesreich zu kommen und seien nun die Enttäuschten. Dieser Vorwurf wechselt bezeichnenderweise mit dem entgegengesetzten ab, wir vertrauten zuviel auf

. . . Das Böse ballt sich zu furchtbaren Formen zusammen, aber auch das Gute; das Teuflische kommt heraus, aber auch das Göttliche. Der Heroismus, der jetzt auf den Schlachtfeldern und in Verbindung damit zu Hause geübt wird, zeigt uns, wessen die Menschennatur fähig ist. Der ungeheure Seelenschwung, den der Krieg ausgelöst hat, beweist, daß ein „Uebermenschliches" in uns lebt. Und wie erhebt sich nun echte Menschlichkeit, Seelengröße, Güte, Reinheit über den Krieg und gegen ihn, oft aus den Schützengräben heraus und von den Schlachtfeldern empor! Böses und Gutes treten in Klarheit hervor und einander gegenüber. Das ist gewaltiger Gewinn. Da braucht uns nicht bange zu sein, denn wenn das Gute nur einmal recht zu sich selbst kommt, dann ist es sicher Sieger.

Wir sind aber damit zu dem Wichtigsten gelangt, was wir in diesem Zusammenhang sagen möchten. Das scheint mir schließlich der allergrößte Gewinn zu sein, der uns geworden ist, daß wir durch die ungeheuren Entwicklungen dieser Monate, Entwicklungen, die Katastrophen sind, vor die letzten Aufgaben und Entscheidungen gestellt worden sind. Die Aufräumearbeit, von der wir geredet, bekommt zuletzt diesen Sinn. Wir hatten eine Reihe von Bewegungen zum Höchsten hin. Da war die weltliche Kultur, da war das Christentum, da war die Sozialdemokratie. Auf sie alle haben wir Hoffnungen gesetzt, sie alle standen aber auch teilweise dem Höchsten im Wege, weil sie es nicht rein verkörperten. Wir schwankten

---

die Kraft der Katastrophe. Was den ersten Vorwurf betrifft, so frage ich: Wer hat unsere Kultur stärker angeklagt als wir und wer hat sie verteidigt? Wer hat — außer gewissen chiliastischen Kreisen — so deutlich die Katastrophe vorausgesagt? Wir tun uns nichts darauf zu gut, aber wir verweisen darauf gegen jenes Gerede. Ich erlaube mir, von vielen Stellen nur eine anzuführen. In einer Betrachtung zum Neujahr 1912 (vgl. Neue Wege 1912) sage ich: „So verschlingen und bedingen sich Not und Hoffnung. Es mag wohl sein, daß sie beide noch wachsen müssen. So ist es wenigstens bis jetzt immer die Art des göttlichen Schaffens gewesen. Es hat den Anschein, als ob die Mächte des Göttlichen und des Widergöttlichen sich immer deutlicher von einander aussondern und in immer mächtigeren Formen einander gegenübertreten sollten, wobei es mir zunächst vorkommt, als ob das Widergöttliche im Vorsprung sei. Gewaltige Gerichte und Katastrophen mögen uns bevorstehen. Die Bilder der Offenbarung Johannis bekommen neues Leben und neue Wahrheit. Große Entscheidungen mögen uns oder unseren Kindern aufbehalten sein. In ihnen wird Gott den Menschen wieder näher treten. Das alles kommt uns, wenn es kommt, nicht überraschend. Wir haben den Gang der Entwicklung immer so gesehen. Und das ist ja gewiß, daß der Gott, dessen Wahrheit uns in Jesus Christus erschienen ist, den unser Herz und Gewissen, das Tiefste in unserem Wesen und unserer Erfahrung bezeugt, das letzte Wort behalten wird. Auch in Stürmen und Finsternissen wird sein Licht hell genug scheinen, daß wir nicht verzagen müssen, ja wir werden gerade in Not und Anfechtung seiner gewisser werden, als in sicheren Zeiten."

Ich hätte letzten August einfach nur diese Stelle abzuschreiben brauchen, die, wie gesagt, nur eine von vielen ist. Letzten April aber sind von mir zwei Predigten erschienen („Arbeiter und Lohn" und „Das Gottesgericht"), die beide sehr deutlich die nahe und notwendige Katastrophe unserer Kultur vorausagen, wofür ich dann von dem Wortführer der Opposition gegen uns verhöhnt worden bin. Wo stehen da die Lügen Gestraften? Aehnlich wie ich haben in diesem Punkte alle Gesinnungsgenossen gedacht.

in unserem Verhältnis zu ihnen. Bald überwog die Freude an dem, was sie leisteten, bald die Trauer über das, was ihnen fehlte. Nun sind sie zusammengestürzt. Das ist offenkundig und sollte nicht geleugnet werden. Es ist damit ja nicht gesagt, daß es dabei bleiben müsse. Es kann und soll zu etwas Neuem und Größerem kommen, zu dem alles bisher Geleistete die Vorbedingung bildet. Aber in ihrer bisherigen Form sind sie erledigt. Es ist eine Leere entstanden, eine furchtbar schmerzliche, eine unendlich freudige: denn siehe, vor uns erhebt sich nun, dem Blick frei geworden, das Einzige, was bleibt, was mehr ist als alles Verlorene, was alles Verlorene in sich schließt: das Gottesreich selbst. Nie seit den Tagen des Urchristentums ist es so in den Mittelpunkt getreten wie heute. Seine Probleme sind nun unser Hauptanliegen, darauf läuft alles hinaus; das ist der Kampf und Sieg, der nun begonnen hat; das der größte Gewinn. Das ist freilich eine Tatsache von ungeheurer Bedeutung. Noch mehr als die bisher aufgestellten Gesichtspunkte zur Beurteilung der heutigen Lage mag dieser uns veranlassen, sie mit großen Gedanken zu betrachten.

IV.

Er mag uns auch leiten, wenn wir einen Blick in die Zukunft werfen, zunächst in das Jahr 1915.

Was mag es uns bringen? Was die Jahre, die ihm folgen? In tiefem Dunkel liegt alles vor uns. Ob wohl irgend ein Mensch lebt, der etwas Genaueres von der neuen Gestalt der Dinge, die aus der Gährung geboren werden wird, vorausschaut? Wir schauen zunächst auf ein Chaos. Die Welt ist in den Schmelztiegel geworfen. Wird eine neue Welt herauskommen oder wird es im wesentlichen die alte sein? Und wenn eine neue, wird sie erfreulich oder unerfreulich sein? Die entgegengesetztesten Möglichkeiten sind vorhanden und besitzen auf den ersten Blick gleich viel Wahrscheinlichkeit. Gehen wir einer Periode des gesteigerten Nationalismus, Imperialismus und Kapitalismus entgegen oder wird es zu einem Zusammenbruch dieser Mächte und einer neuen Ordnung des politischen und sozialen Zusammenlebens der Menschen kommen? Werden wir nach dem Abschluß dieses Krieges eine Zeit der Ruhe und des neuen Schaffens bekommen, oder wird die Katastrophe in andern, vielleicht mehr wirtschaftlich-revolutionären, Formen weitergehen? Wird überhaupt eine Periode der Reaktion kommen, oder eine der Revolution? Wird die Entwicklung im Politischen und Wirtschaftlichen verlaufen oder immer mehr eine geistige werden? Wird sie sich in mittlerer Höhe halten oder wird Allergrößtes hervortreten?

Wir gehen vielleicht wieder am sichersten, wenn wir annehmen, daß dies alles zusammen geschehen werde. Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß zunächst alles durcheinanderwirbeln wird, Politisches,

Soziales, Religiöses, Reaktion und Revolution, und daß das vorläufige Ende eine gewaltige Verschärfung und Zusammenballung der Gegensätze sein wird. Es wird zu Entscheidungskämpfen kommen, die sich allmählich zu einem einzigen abklären und zusammenziehen, dem zwischen Gottesreich und Weltreich, der seinerseits seine furchtbarste Zuspitzung erfahren wird in dem zwischen Christ und Antichrist.

Wir wollen das Politische und Soziale auf der Seite lassen und uns auf das Religiöse beschränken. Denn ich glaube, daß alle anderen Entscheidungen schließlich auf dieses Gebiet drängen werden. Ich möchte also hier gestehen, daß ich auch an eine religiöse Erhebung glaube, die kommen wird. Aber wenn ich sage, daß sie kommen werde, so ist damit schon angedeutet, daß diese religiöse Erhebung, die ich meine, von anderer Art sein wird, als was man heute so nennt. Sie wird nicht religiöse Kriegsbegeisterung, religiöser Nationalismus sein, nicht ein religiöser Enthusiasmus; sagen wir, so paradox es klingt: sie wird überhaupt nicht „Religion" sein, sondern eine Spannung und Sammlung der Geister auf das Letzte und Höchste, auf Gott und sein Reich hin. Bis diese Erhebung allgemein hervortritt, müssen wohl noch allerlei Stadien durchgemacht werden. Es muß vielleicht die heutige religiöse Erhebung wieder aufhören und einer Enttäuschung Platz machen, es muß dann eine tiefere (oder noch tiefere!) und reinere (oder noch reinere!) Welle kommen. Zu diesem Zwecke müssen wir vielleicht noch durch schwerere und größere Nöte, vielleicht mehr geistiger, aber darum eben nicht leichterer Art. Am Ende mag dann vieles anders sein als heute, vielleicht wirklich eine neue Welt.

Doch wie das nun werden mag, Eins scheint mir gewiß: unser Christentum wird eine neue Gestalt annehmen müssen. Daß seine heutige Form gerade ebensogut „versagt" hat, wie die Gestalt, die die Sozialdemokratie dem Sozialismus gegeben, liegt eigentlich für alle, die sehen können und wollen, auf der Hand. Wer von uns, der in diesem Betrieb steckt, hat nicht das Gefühl, daß er einfach nicht zu dem paßt, was Gott heute will? Was ist, um nur das zu nennen, was mir persönlich am nächsten liegt, alle Religionsphilosophie, Dogmatik und Ethik und Amtstechnik gegenüber der ungeheuren lebendigen und praktischen Wirklichkeit, womit Gott und sein Reich heute in Gericht und Verheißung an uns herandrängen?

Es werden zu einem neuen Geiste neue Formen kommen müssen. Vielleicht wird der Kampf um den Frieden, den die Christenheit aufnehmen muß, dafür den Ausgangspunkt bilden. Dabei wird wohl auch sofort das hervortreten, was, wie mir scheint, für unsere nächste Zukunft auf diesem zentralen Gebiete bestimmend sein wird: eine neue Einigung und eine neue Entzweiung.

Es wird zu einer neuen Einigung kommen müssen. Das ist eine dringende Notwendigkeit. Wenn die Christenheit sich als eine Macht beweisen will, die dem Krieg wehrt, als gewaltiges Bollwerk des Friedens, dann wird sie sich zusammenschließen müssen. Gerade die furchtbare Tatsache der heutigen Zerrissenheit wird zu einer Einheit drängen, die weit größer ist, als die bisherige. Davor wird vieles verschwinden müssen, was uns jetzt trennt. Was sind unsere religiösen, theologischen, kirchlichen „Richtungen" angesichts der Dinge, die jetzt zur Verhandlung stehen? Ich bin so kühn, zu fragen: Was ist davor sogar der Unterschied der Konfessionen? Sind die bisherigen Trennungen durch das Wesentliche bewirkt worden, oder durch das Unwesentliche? Was sind gar unsere Zänkereien? Eine große Friedensbewegung sollte unter uns entstehen; wir sollten alle alten Fehden und Gehässigkeiten fahren lassen und uns zusammenfinden in dem einen großen Wollen: dem Neuen entgegenzugehen, das Gott will, ein Neues zu bauen.

Aber ein fauler Friede darf es nicht sein; ein solcher hilft uns nichts. Darum wird der Einigung eine Scheidung zur Seite, zum Teil wenigstens vorausgehen müssen. Es ist für mich eine bittere Sache, das sagen zu müssen. Als die Katastrophe hereinbrach, da war es eine meiner liebsten Hoffnungen, daß sie unter uns „Christen" und Theologen einen mächtigen Friedenswillen erzeugen werde. Desto größer war mein Schmerz, als ich sah, daß sofort die Gehässigkeit mit neuen giftigen Waffen einsetzte. Und bald wurde es mir klar, daß wir auch hier durch den Kampf zum Frieden müßten. Nachdem ich dies eingesehen, war mir auch der Kampf recht, wurde er mir eine schmerzliche Freude. Gewisse Gegensätze müssen in der Tat ausgetragen werden. Es muß klar werden, was Jesu Sache ist und was nicht. Es muß klar werden, ob sich zu Jesus rechnen darf, wer die Bergpredigt für unerfüllbar hält, wer neben dem Vater noch einen Gott der Gewalt anbetet, wer die Kanonen heilig spricht, wer den Krieg für eine dauernde Notwendigkeit und das Reich Gottes auf Erden für einen Traum hält. Das Christentum, das nichts anderes ist, als die letzte Weihe und Stütze der Weltmächte, muß endgültig vor die Frage gestellt werden, ob es zu Jesus halten will oder nicht. Damit ist ein Ausblick auf Kämpfe eröffnet, die noch furchtbarer sein werden, als die mit den stählernen Waffen. Schon haben wir davon einen Vorgeschmack, ja einen Anfang gekostet. Aber am Ende steht der Friede. — Dieser Kampf wird allerdings nicht nur in religiösen Blättern und kirchlichen Versammlungen ausgefochten werden. Er wird auf den Marktplatz treten, er wird sehr praktisch werden. Ein Christentum, das sich so auf sich selbst besinnt, wird mit der Welt notwendig zusammenstoßen und die Lage des Urchristentums wird sich wiederholen. Es wird es mit der Welt und der Religion, die die Welt verklärt, zu tun

haben. Es wird der Kampf sein zwischen Christus und Zäsar und zwischen Christ und Antichrist.

Das ists, was ich erwarte. Es ist meine Ansicht, weiter nichts. Andere mögen anders sehen. Man wird mir wieder prophetische Anmaßung vorwerfen — in den Augen der Theologen die schlimmste der Sünden. Aber ich sage bloß, was ich nach all meinen Ueberzeugungen und Erfahrungen für notwendig halte. Kann es anders gehen, so wird niemand darob froher sein, als ich. Ja, wenn es möglich wäre, daß eine Ausgießung des Geistes käme, die uns ohne Kampf in der großen Liebe zusammenbrächte! Jedenfalls wollen wir die Liebe suchen und so gut wir nur können auch in Liebe kämpfen, in Liebe das Schwert führen. Wir können nicht zur Höhe der Bergpredigt streben in Haß und Ungerechtigkeit. Die Scheidung soll zur Einheit führen.

* * *

In solchen Gedanken gehen wir dem entgegen, was die dunkle Zukunft bringen wird. Wir haben vom Jahr 1914 dennoch nicht mit Zorn und Fluch Abschied genommen, sondern mit Dank und Segen. Wir hätten lieber gehabt, daß es ohne Krieg und Katastrophe vorwärts gegangen wäre; niemand kann einen stärkeren Friedenswillen haben als wir; aber da es auf dem „köstlicheren Weg" nicht gehen wollte, so freuen wir uns, daß die Welt doch in Bewegung gekommen ist und die großen Dinge des Gottes- und Menschenreiches lebendig geworden sind. Wir freuen uns dessen, was gewonnen ist und erwarten zuversichtlich das Größere. Dabei werden wir nicht irre, wenn uns auf dem langen und schweren Wege Stimmung und Schauen des Anfangs verloren gehen. Hier gilt es eben auch, auszuharren. Das Größte kann uns nicht leichthin zufallen; oft müssen Wege lang und schwer sein, gerade damit etwas wirklich Großes zustande komme. Das Wichtigste ist schließlich daß wir selbst uns recht einstellen, daß wir den Ernst und die Zusammenfassung aufbringen, die diese Zeiten von uns fordern. Je mehr wir dazu imstande sind, desto stärker wird auch unser Glaube werden, daß am Ende Sieg stehen und ein großes Heil Gottes der Welt geschenkt sein werde.

In diesem Sinn wagen wir — trotz allem — von dem Jahr 1914 rückblickend und von dem Jahre 1915 vorausblickend in einem ganz besonders starken Sinn zu sagen: „Ein Jahr des Herrn!" L. Ragaz.

Evangelium und Gewalt.

Eine Predigt über Matth. 5,38—42.

Was würde wohl der große russische Weise Leo Tolstoi, dessen mächtige, greise Prophetengestalt bis in die jüngste Vergangenheit emporragt, zu dem Weltbrande gesagt haben, den wir jetzt erleben, und auf den sein ganzes Dichten und Schaffen wie eine einzige große Weissagung war? Wie würden sich Worte unendlichen Schmerzes, ergreifender Klage, grimmigen Zornes und Protestes seiner mächtigen, von tausend Stürmen durchtobten Brust entrungen haben, Worte, deren eherner Klang die ganze Welt zum Aufhorchen gezwungen hätte; denn keiner der großen Geister der vergangenen Generation konnte sich rühmen, wie dieser, daß jedes seiner Worte von der ganzen Kulturmenschheit mit angehaltenem Atem aufgenommen wurde. Und doch war der Kern und das Geheimnis seines ganzen Schaffens nichts anderes als das schlichte Wort unseres Texts: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar, und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel", dieses Wort, das wie kein anderes den Spott und die Verachtung der Welt auf sich gezogen hat, an dem jeder mittelmäßige Kopf seinen Witz meint üben zu dürfen, an das seit Jahrhunderten ganze Generationen von Schriftgelehrten ihren Scharfsinn verschwendet haben, um seine strahlende Wahrheit zu verdunkeln durch den törichten und unmöglichen Versuch, diese unzweideutige Forderung Jesu abzuschwächen und sie auf ein vernünftiges Mittelmaß zurückzuführen, sie den „gegebenen Verhältnissen", dem „geschichtlich gewordenen" und den „natürlichen Bedingungen der Menschennatur", und wie diese Dinge alle heißen, anzupassen. Und nun war es einem Tolstoi gegeben, mit diesem unvernünftigen, schwärmerischen Wort, das er selber neu erlebt hatte, das Herz der ganzen Menschheit zu erschüttern und zu erregen. Warum denn, wenn es doch so töricht und so gänzlich unvernünftig ist? Warum sind wir denn nicht längstens damit fertig? Warum lassen wir uns immer aufs neue wieder davon erregen? Ob es am Ende doch noch etwas anderes ist als ein frommer Bibelspruch, gut verwendbar für freundliche Abendandachten, etwas anderes als nur ein interessanter Predigttext, als ein Gegenstand für exegetische Stilübungen oder für Paragraph so und so viel der christlichen Dogmatik? Ob es vielleicht ein Wort ist, das den kühnen Anspruch erhebt, im ganzen Bereiche unseres Lebens zu gelten? Ob es am Ende gar einfach wahr ist, dieses Wort?

Bevor wir aber davon reden können, müssen wir über zwei Dinge zuerst in's Klare kommen. Einmal darüber, daß das

ganze Leben unserer „christlichen" Kulturwelt auch abgesehen von diesem Krieg ein großer Hohn ist auf unser Textwort. Wir alle, und mögen wir noch so rechtschaffene Christen sein, tun so ziemlich das genaue Gegenteil von dem, was hier in klaren Worten von uns gefordert ist. Wir sind oft unglaublich empfindlich, und wäre es bloß für ungenügende Berücksichtigung, geschweige denn für Beleidigung; heiß steigt uns das Blut zu Kopfe, wenn man uns irgend zu nahe tritt. Wir sind völlig einig mit uns selber, wenn es gilt, ein angetanes Unrecht zu ahnden. Bald sind zweitausend Jahre seit Jesu Kreuzestod verflossen, aber in diesem Punkte ist unser Gewissen noch kein anderes geworden. Das Recht der Vergeltung gilt uns als unser heiliges Menschenrecht. Und wenn jemand auf dieses Recht bei irgend welcher Gelegenheit äußerlich verzichtet, dann tut er es doch innerlich nicht, dann pflegt er es aus ganz anderen Gründen zu tun, als weil seine Natur eine so völlige Umwandlung und Umkehrung erfahren hätte, oder weil er innerlich grundsätzlich mit diesem Rechte gebrochen hätte; dann geschieht es vielleicht aus Angst oder Schwäche, oder um den Unannehmlichkeiten einer Ahndung aus dem Wege zu gehen, sodaß, wenn die Vergeltung nur ohne Gefahr, auf Umwegen und hinterlistig geübt werden kann, vielleicht mit bösen Worten oder versteckten Verdächtigungen, sie nur mit umso größerer Inbrunst geübt wird. Ja selbst wenn der Verzicht auf Vergeltung mit Berufung auf Jesu Wort geübt wird, ist uns selten ganz wohl dabei, als ob da doch nicht ganz alles in Ordnung wäre. Und wenn das schon in unserm privaten und persönlichen Leben so ist, so erst recht in unserm ganzen öffentlichen staatlichen und gesellschaftlichen Leben, das vollständig auf dem Grundpfeiler des Vergeltungsrechtes ruht. Es ist überflüssig hier viel Worte zu verlieren. Denkt nur an unsere Rechtspflege. Ist nicht Macht, Polizei- und Militärgewalt die letzte Weisheit unseres ganzen staatlichen Lebens, sein innerstes Geheimnis; ist nicht der Krieg „schließlich die letzte und höchste Wirklichkeit", wie es jüngst eine Zeitschrift[1]) wahrhaft klassisch formulierte! Wann sind die Völker einiger, begeisterter, als wenn es den Krieg gilt? Widerhallt nicht die Welt vom Rufen der kriegführenden Völker, denen allen die Ueberzeugung, eine gerechte Sache gegen himmelschreiendes Unrecht zu verteidigen, das gute Gewissen zu jenen Hekatomben von Menschenopfern verleiht? Wohlverstanden, wir sagen das nicht um anzuklagen; wir stellen nur fest, daß dies jedenfalls das genaue Gegenteil von dem ist, was Jesus fordert.

Und nun das zweite, an dessen Klarstellung mir viel gelegen ist. Es ist das, daß Jesus unser Textwort wirklich so gesagt und so gemeint hat, wie er es sagt. Es handelt

[1]) „Der Türmer", 1, Oktoberheft 1914.

sich nicht etwa nur um ein vereinzeltes Wort Jesu, das zu seinen übrigen Worten und zu seinem ganzen Leben und Sterben in einem offenkundigen Widerspruche steht, das man leicht aus dem Zusammenhange seiner Geisteswelt loslösen, und dessen Aechtheit man bestreiten könnte, wie man das nach einer freilich nachgerade veralteten Methode mit denjenigen Worten Jesu zu machen pflegt, deren Inhalt einem nicht paßt. Wir können vielmehr geradezu sagen, der Geist alles dessen, was Jesus geäußert, läuft genau in der Richtung unseres Wortes, das Wort mit inbegriffen: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Ja, was mehr ist, sein ganzes Leben, zumal sein Sterben ist das Siegel auf dieses Wort; am Kreuze hat er es bis zu seinen letzten Konsequenzen zur Ausführung gebracht, freilich dem Geiste und nicht dem Buchstaben nach, mit dem unsere Moralisten und Buchstabenleute das Wort vom Hinhalten des andern Backens glauben unschädlich machen zu können. Hat doch Jesus selber, wie man immer wieder mit Recht hervorhebt, dem Kriegsknecht, der ihm ins Angesicht schlug, nicht die andere Wange hingehalten, sondern hat ihn mit ernstem Wort nach seinem Recht gefragt, also zu tun. Und das war am Anfang desselben Kreuzesweges, an dessen Ende er die Wahrheit des Wortes vom Backenstreiche mit seinem Tode besiegelt hat. Wie um die Einheit und Klarheit seines Wollens auch nicht mit einem Stäublein zu trüben, hat er in Gethsemane dem Petrus, der in ritterlicher Regung gegen den Haufen der Kriegsknechte für seinen Meister zum Schwerte greifen wollte, geboten: „Stecke dein Schwert in die Scheide."

Das ist der neue Geist, den Jesus in die Welt brachte, und den er allem entgegengesetzt hat, was unter den Menschen als Wahrheit galt und gilt. Wer darum in dieser grundlegenden Wahrheit des Evangeliums, die wir in unserer Kirche durch unser Amt zu verkündigen berufen sind, eine grundstürzende, gefährliche und unvernünftige Neuerung sieht, der hat hierin auch vollständig recht, recht nämlich vom Boden alles dessen aus, was wir heute Vernunft, Moral, Religion, Gesellschaft, Staat nennen. Nur soll er sich dabei bewußt sein, daß er diesen Vorwurf nicht gegen uns richtet, sondern gegen Jesum selber, der tatsächlich mit keinem geringeren Anspruch aufgetreten ist, als dem, die Welt von Grund aus zu erneuern.

So kann ich denn zweierlei verstehen. *Ich kann es verstehen, wenn man den Krieg schrankenlos verherrlicht, aber dabei sich grundsätzlich von Jesus lossagt*, wie etwa die Jünger Nietzsches es tun, die im Willen zur Macht den höchsten Sinn des Lebens erblicken. Dann mag man Jesu Lehre als eine Moral für Feiglinge, Sklaven und Herdenmenschen brandmarken, dann mag man die blonde Bestie, den Renaissancemenschen oder einen Napoleon zum höchsten Typus des Menschentums stempeln. Auch geben wir gerne zu, daß eine solche heroische Lebensanschauung

vor jeder Art von Philistertum unbedingt den Vorzug verdient, so gewiß als alles Ganze dem Halben vorzuziehen ist; und endlich müssen wir hervorheben, daß es ja gar keinem Menschen verwehrt ist, es auf diesem Wege zu versuchen, wenn es ihm besser gefällt. Auf diesem Standpunkt ist alles in Ordnung, weil alles klar, eindeutig und ehrlich ist.

Zweitens verstehe ich es ebenfalls, wenn ein Mensch den furchtbaren Zwiespalt erkennt, der sich auftut zwischen Jesu Welt und unserer Welt, der selber dieser letztern angehörend und bis tief hinein mit ihr verwachsen, doch auch nicht lassen kann von Jesus, dessen Herrlichkeit voll Gnade und Wahrheit er einmal geschaut, sodaß es ihm von nun an keine Ruhe mehr läßt und er tausend Erscheinungen unseres Lebens gegenüber in schwersten innern Zwiespalt gerät, ohne doch schon über die Kraft zu verfügen, seiner innersten Ueberzeugung in allen Fällen durch die Tat Ausdruck zu schaffen. Ich bin fest überzeugt, daß viele der Edelsten und Besten in einer solchen innern Verfassung an diesem Kriege teilnehmen, mit zerrissener Seele, nun erst recht durch die miterlebten Greuel des Krieges von der unbedingten Geltung der Wahrheit Jesu überzeugt, und doch innerlich unvermögend zu dem furchtbaren Entschluß, sich in der Stunde höchster Not von ihrem Volke zu trennen.

Auch diesen Standpunkt verstehe ich, so wenig er mit der Konsequenz des Pedanten und Moralisten gemein hat, wenn er nur ehrlich und innerlich folgerichtig ist, und aus der Not keine Tugend zu machen versucht.

Aber das verstehe ich nicht mehr, wie man aus dem Reiche Gottes und dem Reiche der Gewalt, aus dem Evangelium und dem Krieg, aus dem Christentum und dem altgermanischen Heidentum, der Religion Jesu und der Religion Wotans und Donars jenes trübe Gemisch bereiten kann, das uns jetzt täglich begegnet. Wir bestreiten ja gar nicht, daß diese germanischen Götter prächtige Gestalten sind, und daß man sich für schlechtere und häßlichere Dinge begeistern kann; aber nur in ihrer Reinheit und Ganzheit können uns diese Götzen gefallen, nur vermischt sie doch ja nicht mit dem Evangelium; damit tut ihr weder den einen noch dem andern einen Dienst. Das kann ich nicht mehr verstehen, wie man es fertig bringt, unser ganzes bestehendes Leben mitsamt seinen Ausbeutungspraktiken, seinem brutalen Mammonismus, seinem sozialen Jammer mit dem Evangelium so im Großen und Ganzen in eins zu setzen, natürlich mit dem Eingeständnis, daß da und dort noch mancherlei zu bessern sei. Davon allerdings fühle ich mich je länger umso grundsätzlicher geschieden, daß man das Evangelium zu jener jämmerlichen Seelentrostanstalt erniedrigt, die doch niemanden wirklich tröstet, wo man glaubt, der liebe Gott sei gerade gut genug dazu, uns die Schmerzen immer

wieder zu betäuben, die uns gerade aus unserm Abfall von ihm immer wieder zu unserm Heile erwachsen. Sind doch diese Schmerzen, die unsre armen Leiber und Seelen leiden müssen, die einzige Hoffnung, daß wir eines Tages den Weg zum lebendigen Gotte wieder in Wahrheit unter die Füße nehmen; und gerade diese einzige Hoffnung zu zerstören, das ist die Rolle, die man dem Evangelium zudenkt. Wir haben wahrlich alle Achtung vor dem Heldentod für's Vaterland. Es ist etwas unendlich großes, daß Menschen, die ihr Leben vielleicht in Nichtigkeiten zugebracht, das jetzt mit einem Male können, es läßt uns in Ehrfurcht erschauern vor der erhabenen Größe, die sich im schlichtesten Menschen verbirgt; und doch — wie wahr redet der berühmte französische Schriftsteller Romain Roland[1]), wenn er davon sagt: „. . . aber im Grunde welche Schwachheit! Gesteht denn: ihr, die ihr vor Kugeln und Schrapnells nicht zittert, ihr zittert vor der Meinung, welche sich vor dem blutigen Götzenbilde beugt, das höher steht als das Kreuz Christi: dem eifersüchtigen Rassenstolz" und, fügen wir bei, dem nationalen Größenwahn, dem Wahn, der die wundervolle Idee des Vaterlandes damit beschmutzt und verdirbt, daß er aus ihr ein Götzenbild macht, etwas, was ihm höher steht, als der lebendige Gott. Dieser falsche, götzendienerische Patriotismus schädigt das Vaterland mehr, als irgend etwas anderes; man sieht es ja jetzt, wie viele Vaterländer daran zu Grunde gehen und verbluten müssen. Ob nicht auch hier am Ende das Wort gilt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch auch das rechte — Vaterland zufallen?

Also nicht wahr: Klarheit vor allen Dingen! Schon die bloße Erkenntnis zu der wir jetzt durchgedrungen sind, ist viel wert. Kreuz und Krieg, Evangelium und Gewalt reimen sich in alle Ewigkeit nicht.

Nun haben wir eigentlich die beiden Haupteinwände, die gegen unser Textwort erhoben werden, bereits erledigt, die beide im Grunde recht geistlos und töricht sind.

Den ersten haben wir schon erwähnt: „das Wort vom „Nichtwiderstreben" bezeichne eine Religion für Sklaven, Schwächlinge und Feiglinge, die weder Mut noch Kraft hätten eine angetane Schmach, wenn nötig mit der Faust zu rächen, Jesu Jünger, das müßten so harmlose, gutmütige und etwas blöde Naturen sein, die es nicht einmal merkten, wenn man sie beleidige, die kein rechtes Ehrgefühl hätten. Daß dieser einfältige Einwand ein so zähes Dasein fristen kann, hat allerdings seinen Grund darin, daß das Christentum es im Laufe der Geschichte oft nur allzugut verstanden hat, sich mit den jeweiligen Machthabern auf guten Fuß zu setzen und stets bereit war, die be-

[1]) In seinem Artikel „Au-dessus de la mêlée" (Journal de Genève 22./23. September 1914).

stehenden Zustände zu segnen, mochten sie noch so sehr dem Sinn des Evangeliums Hohn sprechen, alles Werdende hingegen, alle kommenden, umgestalteten Kräfte zu verdammen, mochten sie noch so sehr ihre tiefsten Impulse dem Evangelium verdanken. Ein solches Christentum bedarf allerdings des Mutes und des Heroismus für gewöhnlich nicht, ihm wird die Vorsicht und die Leisetreterei zur höchsten Tugend. Diesem Geiste gegenüber empfindet man den Krieg allerdings fast als eine Befreiung; denn lieber sterben als in solcher Stickluft weiterleben. Aber was hat ein solches Christentum mit Jesus zu tun oder mit dem Urchristentum, das, vertreten durch eine kleine Schar von todesmutigen Menschen mit einer solchen Kraft und Kühnheit sich für das Kommen einer neuen Gotteswelt einsetzte, daß, obwohl man diese Leute als Schwärmer und Träumer verlachte, doch regelmäßig die offiziellen Hüter der Macht zum Aufsehen gemahnt und einzuschreiten, oft blutig einzuschreiten sich genötigt sahen. Und diese Helden der Geistesfreiheit, die frohlockten, wenn sie gewürdigt waren um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden, deren Mut und Siegesgewißheit weder Schmach noch Tod, weder Kerker noch Bestien zu Schanden zu machen vermochten, die vor keiner Unmöglichkeit erschraken, weil sie das Unmögliche in sich selbst durch Christus besiegt wußten, die sich für zu gut hielten, um wieder zu schlagen, wenn man sie schlug, zu beleidigen, wenn sie beleidigt wurden, die sich das Gesetz ihres Handelns nicht von andern diktieren ließen, sondern genug hatten an den Impulsen ihres eigenen Geistes, die, weit entfernt von passiver Beschaulichkeit und feiger Trägheit, glühten dafür, der Welt des Verderbens und der sinnlosen Gewalt den Untergang anzusagen — diesen Menschen wagt man den Vorwurf der Feigheit zu machen! Wie, wenn Jesus so klug gewesen wäre, wie du, dann hätte er gesprochen: „Wer dich auf deine rechte Backe schlägt, den schlage wieder", dann hätte er der Welt einen Grundsatz empfohlen, der ja ohnehin schon zurecht besteht, einen Grundsatz, der auch der Katze, dem Raubtier im Blute steckt? Und von diesem tierischen Instinkt erwartest du das Heil der Welt? Ist nicht er es eben, dem wir hienieden allen Jammer, alle Kleinlichkeit, alle Finsternis verdanken, ist er es nicht, der auch jetzt wieder das Verderben dieses Krieges erzeugt? Ist nicht er es, der jede große und gute Sache auf's schlimmste schädigt, wenn ihre Vertreter nicht den Mut haben, an die überzeugende innere Kraft, der von ihnen vertretenen Wahrheit zu glauben, sondern meinen, ihr mit Zwang und Gewalt aufhelfen zu können? Sind nicht Zwang und Gewalt stets das sicherste Zeichen von Geistlosigkeit? Fängt nicht schon der Schulmeister an dreinzuschlagen, wenn ihm der Geist ausgeht, und sind Gewaltherrschaft und Despotismus im innersten je etwas anderes gewesen als zur Macht gelangte Sklavengesinnung? Tilgt darum nur die Wahrheit

unseres Textwortes aus, und ihr löscht die Sonne am Firnament unsres Lebens, ihr zerbrecht den Maßstab, an dem heute schon des Menschen Seele heimlich alles mißt, was groß ist und was klein.

Und nun der andere Einwand: durch Befolgung unseres Textes würde das Böse nur gestärkt, der Freche würde frecher, der Unverschämte dreister, der Bettler bettelhafter. Ja, wenn wir in unserer Gott- und Geistverlassenheit dieses Wort anwenden wollen, als eine bloße moralische Vorschrift für jedermann, dann ist es freilich so, dann werden wir es regelmäßig am falschen Orte anwenden, ohne Geist und ohne innere Wahrheit, dann werden wir uns auch nach wenig mißlungenen Versuchen erbittert davon abwenden, nun erst recht davon überzeugt, wie schlecht die Menschen seien und daß der Welt nicht zu helfen sei. Aber ich gebe euch die Frage zurück: Wird denn damit das Böse überwunden und nicht vielmehr auf unheilvollste Weise gesteigert und gestärkt, daß man es mit Bösem vergilt. Liegt nicht gerade darin der höchste Sieg des Bösen, daß es immer neues Böses zeugt, und darin der höchste Triumph des Guten, daß es sich nicht reizen und erbittern läßt, sondern unter allen Umständen sich selber treu bleibt, welcher äußeren Mittel es sich dann auch bedienen mag, und wären es die der äußeren Gewalt; denn mit dem „widerstreben" meint Jesus nichts Aeußeres, sondern einen Zustand des Geistes, zu dem natürlich nur derjenige fähig ist, der innerlich losgelöst vom Geiste dieser Welt, gebunden ist an die inwendige Macht der Wahrheit, der erfaßt und überwältigt ist vom Reiche Gottes. Glaubt ihr denn damit werden die „feindlichen" Völker von ihrem Haß und ihrem frevlen Rachedurst wirklich geheilt, daß man sie mit der gepanzerten Kriegsfaust zu Boden schlägt? Ist diese Lüge um ein Haar besser als jene andere, durch die Ereignisse nun nachgerade zur Genüge entlarvte: Kriegsrüstungen seien die beste Friedensgarantie? Ja, das Rückgrat könnt ihr euren „Feinden" brechen, die Städte könnt ihr ihnen zerstören, die Felder verwüsten, ihr könnt sie beugen unter das Joch einer fremden Tyrannei, ihr könnt ihnen fremde Sitten und fremde Gesetze diktieren, und ihr könnt das alles noch einen Akt der Befreiung nennen und der Gerechtigkeit, eine Erziehung zur Kultur und zur Gesittung und zu was ihr wollt! Alles könnt ihr ihnen nehmen -- nur nicht den Haß, alles ihnen geben — nur nicht die Liebe, nur nicht den Geist der Freiheit und der Wahrheit, weil er euch selber fehlt. Ist nicht das die tiefste Befürchtung, die wir alle angesichts dieses entsetzlichen Krieges hegen, daß durch ihn neue unermeßliche Saaten des Hasses und der Erbitterung gesät werden, aus denen immer neue blutige Ernten wachsen müssen? Ist auf diesem Wege ein Ende des blutigen Kriegens abzusehen? Wird es ruhen, bevor die ganze Welt in Schutt und Trümmern liegt, und wird auf diesen Trümmern dann vielleicht die Welt sich darauf besinnen,

welches Geistes Werk diese barbarische Zerstörung ist? Wird die Welt es dann vielleicht lernen, sich zu beugen vor dem schlichten, klaren Wort: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel?“ Werden wir es dann vielleicht begreifen wollen, daß das Böse nur überwunden werden kann, wenn ihm eine von Grund aus andere Welt, ein andersartiger Geist entgegengesetzt wird, dadurch, daß man es wagt, das Böse gewähren zu lassen, es seiner eigenen Zerstörung, seinen eigenen Gerichten preiszugeben im Vertrauen auf die unendliche, sich selber behauptende Macht des Guten?

Ja, die unendliche Macht des Guten. Da liegt es freilich, warum unser Textwort sich schlechterdings nicht dazu eignet, ein Grundsatz bürgerlicher Moral für jedermann zu sein. Auf den Durchschnitt ist es allerdings nicht zugeschnitten, sondern dieses Wort ist nur für Menschen, die von der unendlichen Welt des Guten, vom Geiste des Gottesreiches selber im innersten ergriffen sind, wie er sich in seiner Tatsächlichkeit in Jesus offenbart. Dieses Wort gilt nur den Menschen, hinter denen Gott selber steht mit seinem Geist und seiner Kraft. Nur von ihm aus hat es Sinn, ohne ihn ist es der bare Unsinn und kann nur Verwirrung stiften, wie die Welt es auch ganz richtig empfindet.

Wenn wir zu Anfang die Frage aufgeworfen haben, was der greise Tolstoi zu diesem Kriege sagen würde — nun, wir wissen es wohl, er hat es uns längstens gesagt mit den Worten seines göttlichen Meisters, als dessen geringer Knecht er sich gefühlt: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.“ Das würde er sagen, weiter nichts.

Und wenn wir fragten, warum denn die ganze Welt bei diesem doch so oft verhöhnten Worte aufgehorcht, dann ist die Antwort wieder einfach genug: Weil es die Wahrheit ist, die Wahrheit, die in den Tiefen jeder Menschenseele unauslöschlich geschrieben steht, weil unsre eigene Seele sich reckt nach dem Unerhörten und Ungemeinen, weil wir erst dann ganz wir selber sind, das tierische abgestreift und den Menschen angezogen haben, wenn diese letzte Gotteswahrheit in uns Gestalt gewonnen hat, in welcher der Meister allen Jahrtausenden vorangeschritten ist als ein Führer und ein Herr.

A. Schädelin.

Vollkommenheit.

(Aphorismen.)

Das ganze Sehnen der Menschen geht nach Vollkommenheit. Vollkommenheit im Einzelnen, Vollkommenheit im Ganzen. Jeder Mensch, in dem noch ein Funke seines Menschenbewußtseins lebt, strebt danach, seine Lage zu verbessern, seine Verhältnisse zu vervollkommnen. Und in dem Maße als er selbst vollkommener wird, wird auch die Liebe zu seinen Mitmenschen größer, ihre Not wird ihm zu der seinen, wird ein Anliegen, das er versucht, soviel in seinen Kräften steht, in Ordnung zu bringen. Man schreibt Bücher, predigt und erfindet allerhand gute Einrichtungen, um der allgemeinen und besondern Not zu steuern — und doch, trotz allem, es entstehen immer wieder neue Enttäuschungen, neuer Kummer. Kaum ist ein Elend beseitigt, so entsteht an seiner Stelle etwas anderes. Keiner empfindet eine durchgehende Befriedigung — dem Ganzen fehlt die Einheit — trotz allem, was Gutes geschieht!

Und warum das?

Man sucht immer wieder neue Lappen hervor, um die Risse im alten Kleide zu flicken — statt ein ganz und gar neues Kleid zu nehmen, sodaß das Flicken nicht mehr nötig wäre.

Aber wie soll das zugehen?

Christus spricht: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren wäre — so kann er das Reich Gottes nicht erlangen." — Geschähe dies im Einzelnen, so würde auch das Ganze umgestaltet werden, und das Gottesreich, um das wir immer so flehen, wäre in Wahrheit zu uns gekommen. So aber der Einzelne nicht wäre in Wahrheit zu uns gekommen. So aber der Einzelne nicht wiedergeboren ist, wie soll das Ganze geändert werden. Denn wiedergeboren sein aus dem Geist und aus der Wahrheit heißt eben: vollkommen sein wie der Vater! Wer wiedergeboren ist aus dem Geist, muß doch gleichen Wesens sein wie der Geist, der ihn geboren hat, gleichwie ein Kind gleichen Wesens ist mit der Mutter. So ein Mensch sich aber wiedergeboren dünkt und ist doch nicht vollkommen, so ist er auch nicht wiedergeboren; denn wie kann jemand nur teilweise geboren sein?

Ist es nicht so: Entweder hat er seine verborgene Entwicklung beendigt und tritt von selbst ans Tageslicht, oder aber, er ist noch darinnen begriffen, und seine Stunde ist noch nicht gekommen. Ein Mensch ist auch nicht deshalb vollkommen, weil er gut ist, womöglich fromm, sondern er ist erst vollkommen wie der Vater im Himmel, wenn er eben aus Gott — wiedergeboren — ist.

Daraus geht hervor, daß Bekehrung und Wiedergeburt nicht ein und dasselbe ist; die Bekehrung ist vielmehr der erste Schritt zur Wiedergeburt. So ein Mensch verkehrte Wege wandelt oder in den Tag hinein lebt, und er sieht das Falsche an seiner Lebens-

weise ein, so ist das erste Grunderfordernis, daß er eben davon umkehre! Dieser Schritt aber ist für einen ehrlichen Menschen so total selbstverständlich, daß er darin keine besondere Tat sieht, geschweige denn eine Tugend, sondern nur eine Folgerichtigkeit seines Erkennens der Wahrheit; denn anders, wie kann ein Mensch, bevor er überzeugt ist von der Unrichtigkeit seines Tuns und Lassens, sich davon bekehren? So hat ja seine Bekehrung einen unwahren Grund — wie aber will jemand die Vollkommenheit erreichen von einem unwahren Standpunkt aus? Wer zum Leben eingehen will, kann es nur auf diesem Wege der Wahrheit, niemals auf dem Wege der Unwahrheit . . . . . Manche Menschen aber sind von Jugend auf in gute Bahnen geleitet worden und haben, erst unbewußt und angeleitet nach dem Guten gestrebt, dann bewußt und selbständig. Warum müssen denn diese Menschen eine Bekehrung erkünsteln — so sie sich doch nicht zu bekehren, sondern nur vorwärts zu streben haben?

. . . . . Es ist aber ein gefährliches Ding, bei einer Bekehrung allein stehen zu bleiben . . . . . Oft ist eine unwahre Bekehrung schuld daran, daß ein Mensch nicht wiedergeboren wurde.

Es ist niemand vollkommen, der mit bestimmter Absicht nichts Böses tut, sondern sich bestrebt, täglich besser zu werden, seinem Gott immer treuer zu dienen und seinem Mitmenschen immer nützlicher zu sein. Obschon dies alles sehr, ja höchst lobenswert ist — die Vollkommenheit ist es nicht. So lebten auch die Juden im alten Bunde, und sogar oft in höherem Maß so, denn wir, und schon ihre Propheten waren oft der Vollkommenheit sehr nahe. . . . . .

Jeder Mensch, der noch die Fähigkeit in sich hat, sich nach etwas Besserem zu sehnen, hat noch den Geist Gottes in sich, und wäre es ein noch so schwacher Funke. Der Geist aber gibt ihm die Sehnsucht. Je mehr nun diese Sehnsucht nach wirklicher Vollkommenheit in einem Menschen Raum gewinnt, desto mehr Gestalt gewinnt auch der Geist Gottes in ihm, bis er endlich dem Menschen zu stark geworden ist, sodaß er sprechen muß:

„Vater, laß mich nur noch die äußere Form deines Geistes sein, wie eine Pflanze. Durchdringe mich ganz und gar, und laß nichts mehr übrig von mir. Vernichte alles, und ob es mein Bestes wäre, das dir nicht gefällt; brenne mich aus wie ein hohles Gefäß und laß nur noch deine Flamme in mir wohnen. Laß keine Haaresbreite eines Gedankens mehr zwischen mir und dir sein. Laß mich nichts anderes mehr denken, denn was du mir eingibst, nichts anderes sagen, denn was du willst, daß ich sagen soll, nichts anderes mehr tun, denn was du durch mich getan haben willst. Und wenn es wäre gegen meine Eltern, gegen meine Geschwister, gegen mein Weib, gegen meine Kinder, gegen mein bisheriges Wissen und meinen Verstand — ich bin zu allem

bereit. Dein Wille sei mein Wille — laß meinen Willen deinen Willen sein.

Um der Liebe einer Braut, eines Bräutigams willen vermag oft ein Mensch alles zu lassen, Familie, Stand, Beruf, Vaterland, Freunde, Geld — und Gott der Allmächtige sollte sich mit weniger begnügen?

Aber unsere Gedanken sind voll von Plänen und Hochzeiten von Kindern, von guten und schlechten Einrichtungen, von guten und schlechten Eigenschaften, von Kleidern, von Essen und Trinken und allerlei Weisheit. Menschlich gesprochen müßte es für Gott kaum mehr zum Aushalten sein mit uns. Im besten Falle wünschen wir, Gott möge Unsern Willen leiten, d. h. sich einverstanden erklären mit dem, was wir möchten. Und dies nennen wir ohne Anstand! den Willen Gottes tun.

. . . . . Christus allein tat den Willen Gottes ganz und gar. Er suchte uns nahe zu legen, es auch zu tun. Die besten und vorgerücktesten Menschen aller Zeiten haben auch immer wieder versucht, ihn zu verstehen und seine Lehren in die Tat umzusetzen. Viele ahmten ihn nach in seinem Tun, viele waren ehrlich genug zu sagen, daß sie ihn nicht verständen, und das waren bei weitem nicht die schlimmsten. Die große Mehrzahl aber sprach mit unermüdlicher Treue seine Worte nach und meinte, damit täte sie den Willen Gottes . . . . . Aber gerade diese „Klugen" haben es am allerwenigsten verstanden; denn es braucht den Verstand eines neugeborenen Kindleins — aus Gott — um seine Weisheit zu verstehen. Das Verlassen der eigenen Klugheit aber ist der Weisheit Anfang.

Ach, daß wir doch den Unterschied verstünden! Meinen wir etwa, Gott der Vater wolle uns die Freude am Dasein nehmen, wenn er uns doch die größte, die es gibt, schenken will. Die Freude, vollkommen zu sein! Wären die Einzelnen vollkommen, so würde ja das Ganze vollkommen. Aber auf unsere sehr unvollkommene Weise können wir noch Jahrtausende so weiter leben und unsern Willen so verbessern, daß wir alle Gutes tun — und es wird dennoch Wirrsal bleiben — weil eben aller Mannigfaltigkeit die göttliche Einheit fehlt. Gott aber ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern der vollkommensten Ordnung. Er ist auch nicht schuld an dem Wirrsal, sondern wir, weil wir eben unsern Willen tun statt des seinen. Und unsere Gedanken sind nun einmal nicht so klug, wie Gottes Gedanken. So lange wir noch meinen, wir müßten Gott mit „unserm" Willen dienen, so sind wir noch Knechte, und dienten wir ihm noch so willig; denn nur die Kinder können wollen, was der Vater will.

Wem irgend etwas noch wichtiger ist, als Gott, der siehet zurück und ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Wer sich noch fürchtet, irgend etwas tun zu müssen, was in den Augen der

Welt, ja den eigenen, eine Torheit wäre — der verspreche lieber Gott nichts, sondern warte, bis ihm die Kraft kommt. Denn es braucht einen großen Mut und unbedingtes Vertrauen zu Gott, den Sprung ins Unendliche zu wagen. Andererseits ist es undenkbar, vollkommen sein zu wollen wie Gott, solange man keinen Mut und kein Vertrauen zu ihm hat. Wer aber könnte dir etwas anhaben, oder was macht es dir, wenn Gott zu dir steht? Deine Sache ist nun zugleich Gottes Sache, und Gottes Sache wird dir zu deinem Anliegen. Wer gegen dich redet, redet gegen Gott. Wer dich ehrt, ehrt Gott in dir!

Es kommt nicht darauf an, daß man sich in einzelnen Kleinigkeiten verleugnet, sondern daß man sich ganz und gar abstirbt wenn man wiedergeboren werden will. . . . . Dieses Absterben wird dem Menschen erleichtert durch den leiblichen Tod, da ihm so wie so alles genommen wird. Der Tod ist auch der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben. Darum haben alle Menschen, die in ihrem Leben nach Wahrheit suchten, Gott durch den Tod gefunden und werden darum auch ihre Vollendung erreichen.

Aber Christus sagt nirgends: „Ihr könnt erst im Jenseits vollkommen werden", sondern: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist". Das Reich Gottes ist an keinen Zeitpunkt gebunden; wer darein eingegangen ist, der hat das ewige Leben, und ob er gleich leiblich stürbe.

Ein Mensch, der also vollkommen ist, stellt, jeder nach seiner Art, ein Stück Gottes dar! Erst wohl ein ganz kleines, aber immerhin vollkommenes Stück. Er ist wiedergeboren als ein Christuskindlein, nun mag er zunehmen an Alter und Erkenntnis und Gnade bei Gott und den Menschen. Und wer die Grenze überschritten hat, der bleibt darüber, gleichwie auch ein Mensch nicht wieder zurückgeboren werden kann. Der wiedergeborene Mensch fühlt wohl zunächst eine unbändige Freude in sich — die Freude an Gott — und die Freude an sich selbst. Freilich bringt auch dieser neue Zustand die Schwierigkeit des Eingewöhnens mit sich — aber Gott selbst ist der Lehrmeister. Erst jetzt bekommen die Worte Jesu ihren wahren Wert für uns; denn nun verstehen wir sie von Gott aus — also aus dem Geist und aus der Wahrheit. Wäre es darum nicht richtiger, vorher nicht mit Sachen zu prahlen, die wir doch nicht richtig verstehen — weil wir sie noch nicht erlebt haben! Durch unsere eigene Unlauterkeit aber verleiten wir andere und machen so die Leute sündigen durch unser Predigen. . . . . Wer aber wiedergeboren ist, der ist getauft mit dem Feuer des heiligen Geistes, ob er nun eine äußere, symbolische Taufe noch annimmt oder nicht. Auf jeden Fall kann die äußere Taufe niemals die innere Geistestaufe ersetzen.

In unsern bösen Taten liegt Trotz oder Gleichgültigkeit gegen Gott, in unsern guten dagegen — Wichtigtuerei. Welches ist schlimmer? Den Hoffärtigen, der besser sein will als sein Nebenbruder, haßt Gott. Christus, der nie einem Sünder ein unfreundliches Wort gab, nannte zum Entsetzen aller die tugendhaften Pharisäer, die nichts nachweisbar Unrechtes taten, sondern sich bemühten, Gott zu dienen und damit ihm und den Mitmenschen zu imponieren — einfach Otterngezüchte, und zertrümmerte damit ihren ganzen Tugendaufbau. Was Wunder, daß sie ihn haßten! Demjenigen, der ihn ehrlich frug, was er noch tun könnte außer allem, was er schon getan, antwortete Christus: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht erlangen".

Wer also die Grenze der Vollkommenheit erreicht hat, tut weder etwas Gutes noch etwas Böses, sondern einfach den Willen Gottes. Sein einziger Wegweiser ist: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Und was daraus entsteht ist Gottes Sache und geht uns zum voraus gar nichts an. So lebte Christus. Und es ist doch anzunehmen, daß auch sein persönlicher Wille gut gewesen wäre; denn auch Christus hatte einen eigenen Willen. Aber darin ließ er uns ein Vorbild, daß er dennoch nur Gottes Willen tat . . . . . Das Ende der Wege Gottes ist Natürlichkeit und nicht kompliziertes Wesen, wie wir es hervorbrachten mit unserer Klugheit und unserm „Gutsein". Glauben wir etwa, Gott könne etwas Unmögliches von uns verlangen? Er, der die Haare auf unserm Haupte zählte, wird wohl auch unsere Leistungsfähigkeit kennen. Oder meinen wir, er könne etwas von uns verlangen, was seinem Reiche zuwider sei? Wie könnte denn ein Reich bestehen, das mit sich selbst uneins ist? . . . . . Wären wir vollkommen, so wären damit unsere Kinder nicht auch vollkommen, sondern sie müßten sich wiederum dazu durchkämpfen; denn niemand wird vollkommen in die Welt geboren, sonst wäre er ja seines freien Willens beraubt. Aber wären wir vollkommen, so wären wir unsern Kindern wenigstens kein Hindernis auf dem Weg dazu, weil auch wir den Willen Gottes an ihnen täten. . . . . Wenn die Göttlichkeit eines Kindes nicht größer wäre als die Verderbtheit der Erwachsenen, so wäre es schlimm bestellt. Und wenn diese dennoch verdorben aus ihren Händen hervorgehen, so trifft die Schuld die Erwachsenen und nicht die Kinder; Gott gab sie unverdorben in ihre Verwahrung. . . . . Es ist ein schmählicher Rückzug für einen Erwachsenen, wenn er die „Herrschaft" über das Kind nur durch sein körperliches Uebergewicht zu behalten vermag, statt durch das geistige.

. . . . . Beten heißt: reden mit Gott in seinem Herzen, und ein Mensch, der sich eins weiß mit Gott, hat gewiß den ganzen Tag genug mit ihm zu besprechen, sodaß er weder Zeit noch Lust

hätte, leere Gebetlein aufzusagen. Er wird sich höchstens da langweilen, wo er durch ödes Geschwätz in seiner Unterhaltung gestört wird. Denn ob er redet zu Gott oder zu den Mitmenschen, ob er schweigt, oder was er auch tut, seine Gedanken ruhen in Gott, und Gottes Gedanken in ihm, selbst wenn er nie den Namen Gottes in den Mund nähme. Darum ist es unklar, zu was Menschen sogenannte Gebetslisten brauchen, um in Erinnerung zu behalten, über was für ein Thema sie beim nächsten Besuch mit Gott reden wollen. So sie doch unaufhörlich in Gott sind. Entweder denkt Gott für sie, oder sie denken an Gott. Dieses gegenseitige Füreinandersorgen geschieht im Wachen und Schlafen, bei der Arbeit und bei der Ruhe. Das ist ein und dasselbe.

Dieses Aussprechen ist es, was dem Herzen den festen, sicheren Halt gibt allen Menschen und Einflüssen gegenüber. Es müßte soweit kommen, daß wir sagen können: Vater, es sei kein Wort mehr auf meiner Zunge, — nicht, das du nicht weißt, denn Gott weiß es sowieso — aber das du nicht sagst. Wir brauchen deshalb nicht plötzlich in Lobgesängen und geistlichen Liedern zu einander zu reden oder heilige Gesichter zu machen. Gott schuf das Humorvolle so gut wie das Ernste. Sondern es würde erst jetzt jeder nach seiner Art leben, wie sie Gott ursprünglich geschaffen hat, ob er nun etwas Hervorragendes sei oder etwas Unscheinbares — das ist ganz einerlei.

Hat nun ein Mensch ein anderes Verhältnis zu Gott gefunden, so findet er natürlich auch ein anderes zu seinen Mitmenschen. Ein vollkommener Mensch ist zugleich auch vollkommen Mensch und nicht etwa ein Halbgott. Das ist unsere Ehre: Menschen zu sein. Das war das Bestreben des Menschensohnes: Menschen aus uns zu machen.

Aber wir wurden Christen. Und aus dem Christentum entwickelte sich ein eigenartiges Gewächs, die „christliche Liebe". Statt Menschenliebe zu sein, wurde sie christlich! Ihre besten Bestandteile freilich sog sie noch aus dem Herzen, aber die minderen aus dem Christentum. Und gerade das Christentum ist es, was Christi Geist so wenig Ehre macht!

Im Anfang war es gut gemeint und rein; doch es wurden Gewohnheiten daraus; eine Generation reichte der andern die Hand, und so übermittelten sie uns, was wir heutzutage haben, unsere „christlichen Länder".

Darinnen regieren die christlichen Fürsten, der christliche Staat, die christliche Wissenschaft, die christliche Kunst, die christlichen Heere, die christlichen Liebeswerke, die christlichen Leute. — Aber, Gott sei Dank, sind die Kräfte des Himmelreiches größer, denn das Christentum — sonst wäre es schlimm mit uns bestellt, wenn ein „Christengott" über uns waltete! Das Größere aber wird siegen, und das Christentum wird dem Himmelreich Platz machen müssen.

Anstatt dem Einzelnen zu helfen, den man gerade in Not antraf, errichteten die Christen Bewahrungshäuser und Anstalten — da konnte man bequem die Armen versorgen. Familienmütter ließ man zugrunde gehen an der zu schweren Arbeit ums tägliche Brot — dafür erzog man nachher ihre Kinder in christlichen Waisenhäusern.

Man wußte, daß eigentlich alles Gott gehörte — dessen ungeachtet pochte man auf seinen „angestammten" Herrschaftssitz, als ob man die Erde geschaffen hätte. Man wußte auch von der Kirche her, daß man eigentlich bloß als Haushalter über sein Hab und Gut gesetzt sei; dessen ungeachtet kam man sich sehr generös vor, „Armen" ein wenig zu helfen, und groß war der Ruhm dessen, der nach dem Tode, da er sein Geld sowieso nicht mehr brauchte, es einer frommen Anstalt vermachte. Ja, man sah quasi mit Verachtung auf die Armen herunter, die kein Geld hatten. — Es gibt sogar Menschen die Gott in der Ausführung seiner Pläne zu unterstützen sich berufen fühlen — indem sie Geld zusammenbetteln, um Gutes zu tun. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Gott, um seinen Willen durchzuführen, zu betteln braucht durch Menschen!

Christus war gekommen, den Tempel, der mit Händen gemacht war, abzubrechen und einen neuen zu erbauen, der nicht mit Händen gemacht war, nämlich die Erkenntnis Gottes — dessen ungeachtet erstunden aus verschiedenen Gedanken Kirchen und Kapellen ohne Zahl, darinnen man wieder Gott suchte auf diese oder jene besondere Weise.

Christus sprach gegen das öffentliche Beten in Schulen und auf den Gassen — und was tun die Christen? In einer Versammlung kann einer kaum den Moment abwarten, da er auch möglichst schön beten kann! Und das tun sogar Frauen und werden nicht schamrot. Es sollte die Menschen schade dünken, ihr Heiligstes preiszugeben. Man kann wohl öffentlich von Gott reden; aber man sollte nicht öffentlich zu Gott reden — das ist unkeusch! — Etwas anderes ist es, Gott gemeinsam anzubeten.

Christus lehrte uns, daß wir uns alle unter einander lieben sollten wie Brüder, und die Christen sprachen es gläubig nach; dessen ungeachtet erstellten sie fein ausgedachte Organisationen zur gegenseitigen Vertilgung und nannten diese „christliche Heere". Als ob die Heiden sich nicht auch bekämpften! O du hochgelobte Christenheit! . . . . . .

Es gibt Menschen, die es großartig finden, daß ein „Fürst" sogar noch fromm ist. Da kann sich Gott wirklich geehrt fühlen! Sie lassen sich durch Titel und Orden blenden und vergessen über ihrer Untertänigkeit ganz ihre Menschenwürde. Fürsten sind Menschen wie wir, nichts mehr und nichts weniger. Weder braucht man ihnen wutentbrannt nach dem Leben zu trachten, noch ihnen zu Füßen zu fallen; es ist beides überflüssig. Die Anerkennung soll dem

Menschen gelten, nicht dem Kleid. Den sollte man am meisten ehren, der auch die geringste Arbeit gern tut. Die glänzende Aufmachung der „christlichen" Herrscherhäuser stammt aus dem Heidentum, nicht etwa von Christus — er trug eine Dornenkrone.

Nicht darauf kommt es an, daß man von den andern so viel wie möglich bedient wird, sondern daß man den andern so viel wie möglich dient.

. . . . . Das ungewollte Gute aber ist das Größte.

. . . . . Wie kommen wir dazu, unsere Mitmenschen um einer Sünde willen „gefallen" zu nennen. Sind wir etwa nie gefallen. Wer noch nie eine Sünde getan hat, der erlaube sich, das Wort „gefallen" in den Mund zu nehmen — der werfe den ersten Stein. Die Gedanken aber und die begangene Tat sind ein und dasselbe vor Gott. Oder gibt es etwa große und kleine Sünden? Bist du schuld, daß deine Gedanken nicht zur Tat wurden. Sind es nicht vielmehr die Verhältnisse, in denen du lebst, die dich beschützten? Oder war es nicht zum Teil sogar deine Feigheit, die dir vor den Folgen Angst einflößte und gar nicht deine Tugend, die dich bewahrte? . . . . .

. . . . . Die Spur eines Fehlers reicht oft weit zurück, und die Strafe sollte oft die treffen, die sich ganz schuldlos fühlen. Denn mit einem einzigen lieblosen Wort kannst du deinen Bruder töten, indem du den zurückstößest, der sich mühsam wollte aufrichten — Wie dünkst du dich aber gut zu sein, wenn nie die äußerste, bittere Not an dich herantrat? Die Not gebiert das Laster! Trachte lieber danach, die Not zu ändern, statt gegen das Laster zu predigen.

. . . . . Wie können es Menschen übers Herz bringen, für die, die sie gefallen nennen, eine „Gnadenpforte" zu errichten? Christus sandte uns mit dem Friedensgruß zu den gefallenen Frauen hin und her: „Geh hin, mein Kind, und sündige hinfort nicht mehr." Das ist wirklich der Höhepunkt des „Christentums". Wer ist gnädig denn Gott allein, und wer verzeiht Sünden außer dem Herrn? Wer so zu sprechen wagt und sich außerdem nach Christi Geist nennt, der schlägt ihm ins Antlitz. Aus „Gnaden" sollst du wahrlich deinen Brüdern nicht helfen; sei lieber froh, daß du gut machen darfst, was andere an ihm fehlten. . . . . Unser Helfen sollte etwas Selbstverständliches sein, aber keine „christliche Nächstenliebe".

Die Himmel gehorchen den Geboten Gottes, und die Elemente harren seines Winks, die Straßen der Länder zu fegen. Die Pflanzen und die Tiere kommen und gehen nach seinem Wohlgefallen und den Bergen gebeut er, so stehen sie da. Aber der Mensch, die Krone der Schöpfung, allein sträubt sich, den Willen des Herrn zu tun und seufzt unter der Last, die er sich selber auferlegt.

Das Menschenherz ist von Natur ein trotziges und verzagtes Ding – wer kann es ergründen?

Daß wir uns doch zu dem Entschluß aufraffen könnten: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Name sei Ehre: dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden". – So hoch der Himmel über der Erde steht, so viel höher sind Gottes Gedanken, denn unsere Gedanken, ja unsere allerbesten Gedanken. Und das ist der Höhepunkt des freien Wollens: Gottes Willen zu wollen!

Cécile Loos.

Zur Friedensarbeit.

1. Die Kirchen.

Vom protestantischen Erzbischof Söderblom von Upsala (Schweden) ist folgende Friedenskundgebung angeregt worden:

Der Weltkrieg bedeutet unsagbaren Schmerz. Die Kirche, Christi Hoffnung, wird gemartert und leidet. Die Menschen klagen in ihrer Not: „Herr, wie lange?" Die reichlichen tiefen Ursachen, die sich im Laufe der Zeit gehäuft haben und die nächsten Veranlassungen zum Friedensbruche wird die Geschichte prüfen. Gott allein sieht die Gedanken und Absichten des Herzens und urteilt über sie. Wir Diener der Kirche richten an alle, die in dieser Sache Macht und Einfluß besitzen, die eindringliche Bitte, ernstlich den Gedanken an Frieden zu erwägen, damit das Blutvergießen bald aufhöre. Vor allem erinnern wir die Christen der verschiedenen Nationen, daß der Krieg nicht die Bande zerreißen kann, durch die Christus uns vereint hat. Sicherlich besitzt jedes Volk und jedes Reich seine Berufung in dem göttlichen Weltplane und muß, wenn auch schwere Opfer gefordert werden, seine Pflicht tun in dem Maße, wie das Geschick sie ihm auferlegt und wie die verschleierten Augen der Menschen sie zu entdecken vermögen. Was aber das Auge nicht sehen kann, das weiß unser Glaube: daß das Wetteifern der Völker zuletzt der Herrschaft Gottes dienen muß und daß alle Christus Getreuen eins sind. Lasset uns deshalb den Herrn anrufen, daß er Haß und Feindschaft ersticke und uns Frieden verschaffe. Gottes Wille geschehe!

Das beigefügte Gebet hat folgende Form:

„Allmächtiger Gott, die Zuflucht derer, die auf dich bauen! Zu dir wenden wir uns in dieser Zeit der Not. In Demut bitten wir dich: Führe den Lauf dieser Welt nach deinem heiligen Willen. Nimm hinweg, was die Einigkeit und das Zusammengehen der Völker hindert. Fördere jedes Bestreben nach einem gerechten und dauernden Frieden. Wir bitten dich um deiner Gnade halber durch Jesus Christus unsern Herrn!"

2. Die Sozialdemokratie.

Von Zürich ist folgendes, von N. Trotzky verfaßte Manifest ausgegangen:

Die furchtbaren Ereignisse, die über die Völker Europas hereingebrochen sind und die in ihren Wirbel die anderen Weltteile hineinreißen, stellen eine in der Geschichte noch nie dagewesene Bedrohung der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit dar.

Millionen menschlicher Wesen verwandeln sich in blutigen Dünger für die europäischen Fluren; Städte und Dörfer werden von der Bildfläche weggewischt; edle Denkmäler der menschlichen Kunst werden zu sinnlosen Ruinen; Milliarden nach

Milliarden gehen auf der Erde, auf dem Wasser und in der Luft in Rauch auf; zügelloser Blutdurst drückt die kostbarsten Eroberungen der Menschheit nieder; — Tod, Verödung und Verzweiflung besteigen den Thron, wo früher das unermüdliche Schaffen die Natur bändigte und den Weg zur stolzen Herrschaft des Menschen bahnte. —

Jeder Arbeiter, jeder Bürger, in dem die Stimme der Kanonen die Stimme des Gewissens und der Vernunft nicht erstickte, muß sich fragen: Wieso? Woher? Warum?

Nicht blinde Mächte der Natur sind es, die über uns, ihre Bezwinger, herfielen, sondern Gewalten, die sorgfältig im Schoße der Gesellschaft selbst vorbereitet wurden unter der Führung derer, die diese Gesellschaft regieren und für ihr Schicksal verantwortlich sind: die furchtbaren Gewalten der Vernichtung und des Mordes, deren Name Militarismus heißt. — Und wir stellen fest: das blutige Ringen, das mit der Bürde seiner Qualen auf die Völker drückt, fällt mit der Bürde der Verantwortung nur auf die herrschenden Klassen.

Durch seine Schlachten, Siege und Niederlagen verkündet der Krieg den weltgeschichtlichen Zusammenbruch der Monarchien, der Feudalkasten, der Bourgeoisie, der Geheimdiplomatie, der ständigen Heere und der sogenannten christlichen Kirche, — aller jener Gewalten, die sich über die Völker erheben, den Löwenanteil ihrer Arbeit an sich reißen und sich nicht nur unfähig erwiesen, den Frieden und die Sicherheit der europäischen Gesellschaft zu wahren, sondern durch den ungeheuerlichen Zusammenprall ihrer Klassenbegierden die Völker gewalttätig in die Weltkatastrophe hineinstürzten. —

Wir stellen fest, daß die internationale Sozialdemokratie immer und unwandelbar die Unvermeidlichkeit des Weltbrandes voraussagte, als die Folge der sich verschärfenden Gegnerschaft der imperialistischen Interessen und des krampfhaften Anwachsens der Rüstungen. — Wenn die herrschenden Klassen, der nimmermüden Stimme der Warnung und des Protestes zum Trotz, die Menschheit in den Abgrund des Krieges hinabstießen, so geben sie dadurch eine in ihrer Augenfälligkeit fürchterliche Bekräftigung unserer ganzen Wertschätzung des Kapitalismus, deren letzte eiserne Konsequenz lautet: Nur nachdem die Menschheit dem System der Klassenherrschaft und des Militarismus ein Ziel gesetzt und sich auf den Grundlagen der solidarischen Arbeit und der Völkerverbrüderung vereinigt haben wird, kann sie ihre Kräfte wieder frei und ungehindert entfalten.

Diese geschichtliche Mission zu erfüllen, ist das unter dem sozialistischen Banner vereinigte internationale Proletariat berufen.

Auf den Weltkongressen in Stuttgart, Kopenhagen und Basel zeichnete die internationale Sozialdemokratie die Aufgaben der Parteien gegenüber dem Militarismus und dem Kriege klar und bündig vor:

„Droht der Ausbruch eines Krieges, so sind die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen in beteiligten Ländern verpflichtet, unterstützt durch die zusammenfassende Tätigkeit des Internationalen Bureaus, alles aufzubieten, um durch die Anwendung der ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern, die sich je nach der Verschärfung des Klassenkampfes und der Veränderung der allgemeinen politischen Situation naturgemäß ändern.

Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen."

Fester denn je stehen wir auf dem Boden dieser Beschlüsse. — Aus tiefer Ueberzeugung erklären wir, daß die schwerwiegenden Abirrungen, deren Zeugen wir in diesen Wochen des Krieges waren, — Abirrungen, die aus vorübergehender Verworrenheit oder mangelnder sozialistischer Standhaftigkeit hervorgegangen sind und der Sache des Proletariats und der Menschheit den größten Schaden beigebracht

haben, — nicht im geringsten die Prinzipien der internationalen Politik des Proletariats erschüttern, die jetzt mehr denn je als Richtschnur für das Denken und Handeln der Volksmassen dienen müssen. —

Der Zeitpunkt ist jetzt nicht da, um die verschiedenen Fehler im Vorgehen einzelner sozialistischer Parteien näher aufzuzählen und die schwere Last der Verantwortung unter ihnen zu verteilen. — Desto mehr ist es aber für das bewußte Proletariat aller Länder an der Zeit, offen zu erklären:

Wir verurteilen und weisen mit Entschiedenheit jene antisozialistische Handlungsweise zurück, die unter der Flagge der Nationalverteidigung das internationale Proletariat zerbröckelt und die Proletarier an den Kriegskarren der Bourgeoisie schmiedet. —

Diese Handlungsweise findet keine Entschuldigung, geschweige denn Rechtfertigung in dem Charakter und den Tendenzen des heutigen Weltkrieges. — Von keiner der am Kriege beteiligten Großmächte kann mit Recht behauptet werden, daß sie sich im reinen Verteidigungskriege befinde; jede von ihnen erzeugte durch ihr imperialistisches Ränkespiel den Neid des Gegners und durch ihre Rüstungen verschärfte sie die Kriegsgefahr, indem sie bei den Nachbarn Unruhe hervorrief.

Mögen die diplomatischen Machenschaften ihre Lügen, den Parlamenten in Form von Weiß-, Orange- und Blaubüchern vorgelegt, in allen Farben des Regenbogens schimmern lassen, sie können sämtliche Regierungen nicht von der Verantwortung für diesen Krieg freisprechen, der weder nationale noch politische Ziele kennt. — Seine bewegende Kraft war und bleibt der nackte unersättliche Imperialismus. — Sein Zweck — Raub und Schwächung des Gegners. — Das ist kein Angriffskrieg und kein Verteidigungskrieg, sondern der gegenseitige Vernichtungskrieg.

Das internationale Proletariat kann für keinen Augenblick seine Aufgaben mit den militärischen Zielen irgend einer der in den Krieg hineingezogenen Großmächte verquicken. —

Der Zarismus, der jetzt als Beschützer Serbiens, Belgiens und westlicher Kulturvölker vor dem deutsch-österreichischen Militarismus aufmarschiert, bleibt, was er war: der Todfeind des Proletariats und der Kultur, mit dem Blute der von ihm zerdrückten Revolution besudelt und von den Flüchen der von ihm unterjochten Völker verfolgt. Neben den wohlfeilen Siegen seiner Waffen über die innerlich verfaulte Donaumonarchie gehen die Zertrümmerung der Arbeiterorganisationen und neue Einsperrungen der besten Söhne des russischen Volkes in die überfüllten Gefängnisse einher.

Aber auch der ungeheuerliche deutsch-preußische Militarismus, der plumpe Versuche macht, die Zertrümmerung Belgiens und Ueberflutung Frankreichs durch die Notwendigkeiten des Krieges gegen den Zarismus zu rechtfertigen, bleibt heute, was er gestern war: das mächtigste Bollwerk der feudal-kapitalistischen Reaktion nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt. — Sein Sieg würde die militärische und wirtschaftliche Vorherrschaft des preußischen Junkertums über ganz Europa und damit den schrecklichsten Schlag für die Sache der sozialen Revolution bedeuten. —

Das europäische Proletariat hat auch kein Interesse an der Erhaltung der habsburgischen Monarchie, dieses Zwangsstaates der Nationensplitter, der die freie Entfaltung der zu seinem Konglomerat gehörenden Völker unterbindet, das nationale Chaos auf der Balkanhalbinsel künstlich aufrecht erhält und die unversiegliche Quelle der europäischen Katastrophen bildet.

Das sozialistische Proletariat kann sich auch weder mit der Politik der Regierung von England befreunden, die Schulter an Schulter mit dem Zarismus auftritt und sich anschickt, das furchtbare Verhängnis der Völker Europas für die Wiederherstellung seiner Herrschaft über die Gewässer der Erde auszunützen, noch mit der regierenden französischen Bourgeoisie, die die russische Konterrevolution finanzierte, auf Kommando des Zaren die dreijährige Dienstzeit wieder herstellte, und, ungeachtet der mutigen Stimme unseres gefallenen großen Freundes und Führers Jaurès, durch ihre unselige Politik das belgische Territo-

rium wie seine eigenen Gebietsteile der Ueberflutung durch die hohenzollerische Armee preisgab.

Auch der „neutralen" Regierung Italiens kann das sozialistische Proletariat sein Vertrauen nicht schenken, da sie ja offenkundig auf der Lauer steht, um den günstigen Moment für eine blutige Intervention zu ergreifen.

Die baldmöglichste Beendigung der unerträglichen Qualen des Krieges und der kulturellen Verwilderung der Menschheit kann das Proletariat nicht im Bunde mit denen, die diese Qualen verschuldet haben, sondern nur gegen diese, durch die Kraftanstrengungen der erwachten Völker, erreichen, denen das Proletariat das Ziel und den Weg zu zeigen hat.

Der Kampf um die Einstellung des Krieges ist die erste unaufschiebbare Aufgabe, für die es jetzt gilt, alle unsere Kräfte anzuspannen.

Das Programm des Friedens — des ehrlichen und unerschütterlichen Friedens der Völker —, das die Arbeiterklasse der kapitalistischen Beutegier gegenüberstellt, ist einfach und klar:

Keine gewalttätigen Gebietsaneignungen! Keine Kriegsentschädigungen!

Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen als Grundlage für staatliche Neugestaltungen!

Die Vereinigten Staaten Europas ohne Dynastien, ohne Geheimdiplomatie, ohne Feudalkasten, ohne ständige Armeen!

Von diesen Erwägungen ausgehend, begrüßen wir auf das wärmste den wichtigen Schritt der italienischen und der schweizerischen sozialdemokratischen Parteien, die auf ihrer Beratung in Lugano am 27. September letzten Jahres die Initiative zu einer planmäßigen Agitation für den Frieden ergriffen haben.

Wir erklären hiermit unsere vollständige Solidarität mit der Kundgebung, die die Unterschriften der berufenen Vertreter des italienischen und schweizerischen Proletariats trägt und die alten, unverändert feststehenden Prinzipien der sozialdemokratischen Internationale verkündet.

Wir halten für notwendig, daß sich die sozialistischen Parteien aller neutralen Staaten Europas, die Balkanhalbinsel inbegriffen, im Kampfe um die Wahrung der Neutralität ihrer Länder vereinigen, damit der Frieden nicht aus seinen letzten europäischen Zufluchtsstätten vertrieben werde und der Sozialismus die Stützpunkte für die Bekämpfung der Kriegsfurie behalte.

Wir halten es aber auch für notwendig, daß wenigstens vorbereitende Maßnahmen zum Wiederaufbau der gesamten Internationale unverzüglich ergriffen werden.

Wir rufen alle sozialistischen Preßorgane auf, diese Erklärung ihren Lesern zur Kenntnis zu bringen, zu den hier aufgestellten Fragen Stellung zu nehmen und die Fahne des Kampfes für den Frieden, die Demokratie und den Sozialismus zu entfalten.

Wir rufen alle Arbeiter, alle Sozialisten, alle Mitglieder unserer großen, weltumfassenden geistigen Gemeinde auf, alle Kräfte im Kriege gegen den Krieg und gegen seine Urheber und Leiter mobil zu machen, damit alle Proletarier nach dem Worte des Basler Kongresses „es als Verbrechen empfinden, auf einander zu schießen zum Vorteile des Profits der Kapitalisten, des Ehrgeizes der Dynastien oder der höheren Ehre diplomatischer Geheimverträge".

Wir rufen euch, Brüder, unser altes Losungswort zu, das in dem jetzigen Augenblick mehr denn je als eine Mahnung und Verheißung klingt: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

3. Die Schweiz.

Wir machen gerne an dieser Stelle auf ein wichtiges Unternehmen aufmerksam, das unsere schweizerische Neutralität zu einem Mittel der Verständigung der Völker machen möchte. Wir möchten auch von uns aus einladen, es recht ernstlich zu benutzen. Die Person der Redaktoren leistet für eine besonnene und streng gewissenhafte Verwaltung ihrer Aufgabe Bürgschaft.

Den Krieg im Felde begleitet seit Monaten ein Krieg vom Schreibtisch aus, und dieser zweite Krieg scheint uns in seinen tatsächlichen und noch möglichen Folgen von beiden der unheilvollere zu sein.

Wir begreifen, daß Verschleierungen und Uebertreibungen der Wahrheit gelegentlich notwendige Kampfmittel sind, selbst einer gewissen Aufreizung der Leidenschaften, besonders am Anfang des Krieges, gestehen wir diese Qualität zu. Aber wir glauben, es sei zuviel geschehen. Es sind Beziehungen vor allem geistiger und kultureller Art geleugnet oder abgebrochen worden, deren Zerreißen nicht notwendig zum Kriege gehörte. Man ist ohne Zweifel zu weit gegangen in gegenseitiger Verhetzung und moralischer Herabminderung.

Wir können nicht glauben, daß alles das noch einen vernünftigen Sinn hat, wir sehen darin nur noch das Unwürdige und dazu eine große Gefahr. Eine Gefahr schon für die Kriegführung im Felde, die dadurch ohne Not grausamer geworden ist — eine Gefahr für das Ansehen und den Einfluß Europas nach außen — eine Gefahr vor allem für die Gestaltung unserer eigenen europäischen Zukunft.

Das Ziel des Krieges ist der Friede. Es sollen aus ihm bessere Neugestaltungen hervorgehen. Aber diese Neugestaltungen — wie sie auch gewünscht und geglaubt werden mögen — werden zweifellos erschwert, wenn wir es verlernen, uns gegenseitig ruhig zu beurteilen, wenn wir über der Gegnerschaft elementarste Gebote menschlicher Gerechtigkeit und Rücksicht vergessen. Wir sind nicht zu ewiger Feindschaft berufen. Einmal müssen wir, so oder so, wieder zusammenarbeiten, und die Kultur kann nur in solchem Zusammenarbeiten gedeihen.

Wir wenden uns an die Besonnenen aller Nationen. Wir wollen und dürfen den Glauben an die Menschheit und ihre große gemeinsame Aufgabe nicht preisgeben. Es gibt Pflichten und Beziehungen, welche trotz des Krieges bestehen bleiben können und bestehen bleiben müssen.

Wir Neutrale haben bei der heutigen Lage der Dinge ganz besonders die Aufgabe, das zu betonen und zum Ausdruck zu bringen, was wir hier angedeutet haben. In dieser Beziehung dürfen gerade wir nicht „neutral" bleiben. Allein wir sind überzeugt, daß viele Angehörige der kriegführenden Nationen so denken und fühlen wie wir.

Aus solchen Erwägungen ist der Plan entsprungen, den wir hier vorlegen. Wir möchten auf durchaus neutralem Boden die Möglichkeit eines erneuten Kontaktes zwischen den berufenen geistigen Führern gerade der kriegführenden Nationen schaffen, — unbeschadet ihrer nationalen Standpunkte, Ueberzeugungen und Interessen.

Wir wollen nicht jetzt „den Frieden vermitteln", das wäre verfrüht und illusorisch. Wir wollen auch nicht „die Wahrheit feststellen", das wäre heute nicht objektiv möglich und würde über erneute Anschuldigungen doch kaum hinausführen. Wir wollen uns von jeder Sentimentalität fernhalten. Aber wir möchten eine Gelegenheit schaffen, daß eine ruhigere und positivere Stimmung ihren geschlossenen Ausdruck finden könnte — ohne irgend jemand zuzumuten, seine nationale Eigenart abzuschwächen oder zu verleugnen.

Als vorläufig geeignetstes Mittel für die Verwirklichung unseres Planes erscheint uns eine Zeitschrift, welche den Boden für jenen Kontakt bilden soll. — Ein solches Blatt kann seinen Zweck nur dann rein und ohne Gefahr der Mißdeutung erfüllen, wenn es einen wirklich neutralen Boden darstellt und wenn seine Leitung über jeden Verdacht einseitiger Parteinahme erhaben ist.

Wir haben alles getan, um diesen Anforderungen zu genügen. Verantwortliche Herausgeber werden zwei Schweizer sein, von welchen nach Abstammung, Sprache und Kulturauffassung der eine die germanische, der andere die lateinische Rasse vertritt. Diese Verbindung wird, so hoffen wir, die völlige Unparteilichkeit der Leitung verbürgen. Auch die finanzielle Leitung liegt in den Händen von Schweizern, welche die verschiedenen Landesteile vertreten.

Die Rundschau wird alle vierzehn Tage in drei inhaltlich übereinstimmenden Ausgaben, deutsch, französisch und englisch erscheinen.

Wir haben begründete Hoffnung, daß sich in allen kriegführenden Nationen Mitarbeiter von Bedeutung finden werden; Vertreter neutraler Staaten sollen indessen nicht ausgeschlossen sein.

Zur Behandlung sollen Fragen und Probleme kommen, die der Krieg in den Vordergrund gerückt hat. Wir werden darnach trachten, gleicherweise die Vertreter verschiedener Nationen und Richtungen zu Worte kommen zu lassen. Diskussionen möchten wir unter der Bedingung zulassen, daß sie sachlich geführt werden und nicht in unfruchtbare Polemik ausarten.

Die Herausgeber: Prof. P. Häberlin, Bern; G. de Reynold, Genf.

P. S. Alle Anfragen über die Rundschau sind an die **„Internationale Rundschau"** in Bern zu richten.

Stimmen von der Höhe.

1. Aus Russland.

Ein russischer Künstler äußert sich folgendermaßen:[1])

Vaterland ist ein Begriff, der sich dehnt. Seit der prähistorischen Zeit besteht die Kulturentwicklung der Menschen gerade in der Ausdehnung dieses Begriffes. Für einen Indianer oder außer der Kultur stehenden Neger ist Vaterland sein Dorf, das höchstens ein paar hundert Köpfe zählt. Wie bekannt, ging die Entwicklung vom Dorf zur befestigten Stadt, zum Konglomerat der Städte im Sinne der Nation und schließlich der Rasse. Heute ist der Moment der Bildung des Konglomerates der Rasse. Es ist nicht schwer zu prophezeien, wie die letzte Ausdehnung des Begriffes Vaterland auf Erden ausfallen wird: Vaterland — Menschheit. Die Pflicht des heutigen Bürgers ist, in der neunten Symphonie (Beethoven) mitzuwirken, nicht die Luft durch das Entfachen des Hasses einer Nation gegen die andere, oder einer Rasse gegen die andere zu vergiften. Das nationale Faustrecht ist nach Beendigung des Mittelalters erstickt und durch Formen ersetzt, die wenigstens einigermaßen den bis jetzt erreichten Kulturformen entsprechen.

Die besten Geister suchen seit einem Jahrhundert in ganz präziser Form das internationale Faustrecht durch kulturelle Formen zum Ersticken zu bringen. Jeder, der heute national-kriegerische Gefühle zum Ausdruck kommen läßt (wenn auch nur in Gedanken oder Gefühlen) legt der göttlichen Entwicklung Steine in den Weg. Die höchsten Güter des menschlichen Geistes — Religion, Kunst, Wissenschaft — waren nie und können nie in gesundem Zustand national sein. Die vorübergehende Färbung des Nationalismus bekommen sie nur in den traurigen Perioden ihres Niederganges, des scheinbaren Faulens. Diese drei Formen sind die ins menschliche übersetzte göttliche Sprache. Und die einzige und richtige Pflicht des Menschen ist, diese Sprache zu hören und sich nur für sie zu erwärmen. Das Uebrige ist vom Teufel.

2. Aus England.

Der protestantische Bischof Talbot von Winchester (England) spricht sich in einer Predigt folgendermaßen aus:

---

[1]) Vgl. den Aufsatz: „Patriotismus" von Zürcher im letzten Heft.

Wenn wir mit tiefer Rührung sehen, was für unerwartete Kräfte der Tapferkeit und der Geduld der Krieg in den Söhnen unseres Landes und unseres Reiches geweckt hat, was für eine Woge der Selbstverleugnung und der Bereitschaft zum Dienen über so viele Männer und Frauen jeden Standes dahingegangen ist, dann dürfen wir dankbar sein für das Gold menschlichen Wertes und menschlicher Liebe, das die Prüfung in unserm Volksleben zu Tage gefördert hat. Aber es ist schlimm, wenn unsere Hauptgedanken nicht bescheidenerer und sorgenvollerer Art sind, wenn wir nicht ein Gericht über das allgemeine Leben Europas erkennen, an dem auch wir teilnehmen; wenn wir uns nicht daran erinnern, wie viel wir uns auf den starken Arm, die treffsichere Kugel, die überlegenen Dreadnoughts verlassen und damit uns selbst und unsere Macht zum Gott gemacht haben; wenn wir uns nicht unserer nationalen Fehler der Selbstgenügsamkeit und des sorglosen Hochmutes anklagen, unserer mangelnden Fähigkeit und Geduld, uns Vorzüge, die uns eigen gewesen sind, durch Verbesserungen in der Arbeit und vollkommenere Erziehung zu erhalten; wenn wir nicht einsehen, wie schwach die geistigen Kräfte unter uns waren und sind, wie wenig wir von dieser männlichen Kraft des Glaubens und der Liebe haben, durch die die Probleme unseres Zusammenlebens gelöst und die Mißstände gehoben werden können, und wie daher nach dem alten Bild die Kindlein Besserung und Fortschritt zwar zur Geburt reif wären, aber keine Kraft zum Gebären vorhanden ist.

Wir müßten ganz blind sein, wenn wir nicht sähen, daß diese große Krisis für uns, wie für das alte Jerusalem, ein Tag der Entscheidung sein kann. — „Wenn doch auch du erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet", wenn wir uns nicht daran machten, darum zu ringen und zu beten, daß, sollte Gott uns Frieden geben nach dieser furchtbaren Warnung und nach dieser Züchtigung, die der Verlust der Besten und Tapfersten für uns bedeutet, das England, das dann übrig bleibt, ein besseres, reineres, mäßigeres, weniger üppiges England sein werde, ein England, das den Frauen mehr Achtung erweist, das weniger das Geld und die Macht anbetet, das weniger dem Wettbewerb und dem Gewinn lebt und das vor Allem es besser versteht, seine Probleme durch die christlichen Mächte des Wohlwollens und der Verständigung zwischen den Klassen zu lösen, das aufrichtiger überzeugt ist von der Wirksamkeit dieser Mächte.

(Aus „The Church Times", 4. Dez. 1914).

Eine Schrift zur religiösen Erneuerung.[1])

Wenn Carlyle in seinem Buche vom Helden und von der Heldenverehrung ein Kapitel über den „Helden als Denker" gebracht

hätte, dann hätte er Fichte in dessen Mittelpunkt stellen müssen. Fichte ist ein Held im besten Sinne des Wortes und seine Philosophie eine heldenhafte Philosophie. Man nennt sie nicht mit Unrecht auch etwa eine titanische. Darum ist es ein wichtiges Zeichen der Zeit und im großen und ganzen doch wohl ein hocherfreuliches, daß diese Gestalt, die lange Zeit nur noch der Philosophiegeschichte angehörte und auch dort viel weiter in den Hintergrund trat, als recht war, heute wieder als eine lebendige in die Schlachtreihe tritt, um uns in unserem Kampfe um eine geistigere und größere Welt zu helfen. Hand in Hand damit geht ein neues, tieferes Verständnis dieses Riesengeistes. In dem Maße, in dem wir selbst wieder größer werden, lernen wir seine Größe ermessen; in dem Maße, als wir seelisch erstarken, können wir seinen gewaltigen Geistesschwung wieder miterleben. Als nach dem philosophischen Rausch der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts die bekannte Ernüchterung gefolgt war, da fand ein Schopenhauer mit seiner Verhöhnung unserer großen idealistischen Philosophen offene Ohren. Daß er selbst sein Bestes von ihnen hatte, konnten seine Leser ja nicht wissen. Die Formeln, worin wie die meisten Vertreter jener Denkweise so auch Fichte, ihr Bahnbrecher, seine Gedanken gefaßt hatte, klangen diesem wie lauter Unsinn. Man trieb mit seiner Unterscheidung von „Ich" und „Nicht-Ich" ein albernes Spiel. Nun mag man ja zugeben, daß es auch ein neu erwachter, gesunder Wirklichkeitssinn war, der diesem neuen Geschlecht den Geschmack und das Verständnis für jene idealistische Art raubte. Aber wir müssen ehrlicherweise zugestehen, daß daran doch auch die furchtbare Entseelung schuld war, in die wir nach und nach geraten waren. Denn als die neue Welle seelischer Erhebung kam, die uns nun trägt, da stellte sich sofort ein neues Verständnis jener großen Zeugen des Geistes ein und ein neues Bedürfnis, ihnen wieder nahe zu kommen und von ihnen Kraft und Licht zu haben.

Eines der bedeutsamsten und erfreulichsten Zeichen dieser Bewegung ist die Schrift unseres Freundes über Fichte als religiösen Denker. Es ist, soviel ich sehe, ein ganz neues Licht, das sie auf diese große Gestalt wirft. In diesem Lichte gewinnen jene Formeln, die zum mindesten phantastisch erscheinen müssen, wenn man darin nüchterne Verstandeserkenntnis und Lehrbuchweisheit sucht, auf einmal Leben und Glanz. Fichtes ganze Lehre, sagt Gogarten, ist ein Ausbruch religiöser Mystik. Sie ist eine Fortsetzung jener geistigen Bewegung, die in einem Eckhardt einen Höhepunkt erreicht hatte, an der auf ihre Weise auch die Reformatoren sich beteiligten und deren innerstes Streben ist, über alle geschichtlichen, kirchlichen, moralischen, intellektuellen Vermittlungen weg den gegenwärtigen und lebendigen Gott zu erfassen, um dann, in ihm ruhend, die Welt umzugestalten.

---

[1]) Fichte als religiösen Denker. Von Friedrich Gogarten. Eugen Diederich, Jena, 1914.

Gerade die abstraktesten Formeln der Fichtischen Lehre atmen diesen Geist der Mystik. Sie wollen das mystische Absterben für die Welt und Eingehen in Gott ausdrücken, das auf der andern Seite wieder die höchste Freiheit ist. Es handelt sich also um eine Fortsetzung der Reformation, um die Anbahnung und Begründung der Reformation, die wir nötig haben. Fichte ist ein Führer in die religiöse Zukunft hinein, die wir ersehnen.

So Gogarten. Es ist keine Frage, daß diese Auffassung Fichtes seiner Gestalt ein neues Leben verleiht und das Interesse für seine Philosophie aufs stärkste anreizt. Ich glaube auch, daß sie ein großes Recht auf ihrer Seite hat. Unsere größten „Helden als Denker" haben etwas ganz anderes gesucht als eine Art höherer Wissenschaft. Alles große philosophische Denken wird religiöses Denken, religiöses Schauen. Es wäre freilich zu untersuchen, ob man den Begriff der Mystik so weit fassen darf wie Gogarten tut. Er ist bekanntlich sehr umstritten. Auch über das Verhältnis von Mystik und Sittlichkeit, Mystik und Geschichte wäre allerlei zu sagen. Es wäre die Frage aufzuwerfen, ob nicht in Fichte zwei sich innerlich ausschließende Denkweisen, nicht eine bloße „Antinomie", vorhanden seien, was dann wieder damit zusammenhinge, daß er den Rationalismus noch nicht völlig abgestreift hätte. Aber die Neuen Wege sind nicht der Ort für solche Erörterungen. Es kommt mir hier bloß darauf an, zu zeigen, wie hier ein neuer Zugang zu der Welt eines der größten Geister der Menschheit erschlossen ist. Wer Lust hat, diese Welt kennen zu lernen, dem wird die kleine Schrift einen höchst wertvollen Dienst tun. Sie ist, obwohl auf gründlichem Studium ruhend, nicht mit gelehrtem Ballast beschwert, in schönem Deutsch geschrieben und von warmem Leben erfüllt — auch schon an sich selbst ein verheißungsvolles Zeichen neuer, besserer Tage, die im Anzug sind. L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben zu diesem Hefte nicht viel zu bemerken. Die Leser mögen nicht erstaunt sein, wenn die Neuen Wege nun wieder in bescheidenerem Umfange erscheinen.

Mit der Predigt von Schädelin beginnen wir die Behandlung von Fragen, die schon lange vor unserer Türe standen und die für uns keine „akademischen" sind.

Das neue Gewand der Neuen Wege, das aus praktischen und ästhetischen Gründen nötig geworden ist, bitten wir freundlich aufzunehmen.

Danksagung.

Für die notleidenden Belgier sind uns von Herrn E. B. aus Z. 20 Fr. und aus Davos-Dorf 10 Fr. zugestellt worden.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Excelsior.

Die Menschheit stöhnt in Werdenot.
Der Haß, der um die Erde schäumt,
Zuckt leis auch durch das Nebelgrau,
In dem mein stilles Dörfchen träumt.

Beengter Blick und feuchte Luft;
Herrgott, ich halt es nimmer aus!
Die Unruh sitzt mir im Gebein
Und jagt mich aus dem warmen Haus.

Durch dichte Wolkentiefenei
Steig ich den steilen Berg empor,
Und nirgends Helle, nirgends Licht
Glänzt aus dem trüben Grau hervor.

Und höher wandert stets mein Fuß
Den einsam stillen Weg hinan:
Ist denn die ganze Welt verhüllt,
Versenkt in dunklen Nebelwahn?

Dort, dort um jenen Höhengrat,
Dort muß es endlich heller sein.
Erreicht! Doch rings in trübem Grau
Gespenstern Tannen und Gestein.

Schon dämmert's durch die Schattenwelt.
Rasch steig ich höherm Gipfel zu:
Es muß, es muß erstritten sein,
Licht lebt ob dieser Nebelruh!

Da! Helle! Bläue! Nebelriß!
Empor und in den Glanz hinein!
Und Berg um Berg in dunkler Pracht
Ruhn klar im Abendhimmelschein.

Und staunend schweift der frohe Blick
Aufs endlos weite Nebelmeer,
Das um die Gipfeleinsamkeit
Gespenstisch flutet hin und her.

Und eine Stimme klingt in mir:
Ob allem Dunkel leuchtet Licht.
Und Nacht und Graus und Krieg und Mord
Sind letzte Menschheitsworte nicht.

Wohl liegt die Welt in Haß beengt,
Im Nebel schwankt der Völkerschwall,
Und lang noch geht's, doch einmal kommt's,
Daß Friede klingt durchs weite All.

U. W. Zürcher.

Krieg und Gottesregiment in Geschichte und Verheissung.[1]

Ueber Gott und den Krieg soll ich in dieser Stunde ein Wort zu Ihnen reden. Das ist schwer, und ich tue es nur zögernd und mit Zagen. Ich tue es auch nur als Lückenbüßer, da von anderer Seite her, die berufener gewesen wäre, eine Absage gekommen ist. Jedenfalls kann ich nur in großer Bescheidenheit zu Ihnen reden; denn wir stehen alle unter dem Eindruck, daß nun ein Anderer das Wort hat, daß Gott selber eine gewaltige Sprache zu uns redet, und daß es jetzt an uns ist, zu hören. Aber gerade das wird Vielen, die es gerne möchten, nicht ganz leicht, da sie in mancher Hinsicht nicht wissen, wie sie die Stimme deuten sollen. Darum haben wir uns hier versammelt, um uns, wie das Einladungsschreiben sagt, gegenseitig zum rechten Verständnis zu helfen. Auch sind die Ereignisse unserer Tage so riesengroß, daß unsere Geisteskräfte uns versagen. Unsere Gedanken vermögen nicht, sie zu umspannen und zu bewältigen. Sie können deshalb auch von verschiedenen Seiten und von ganz verschiedenem Standpunkte aus angesehen werden, und ich freue mich darum, daß nach mir noch andere Votanten reden werden, um zu ergänzen oder zu verbessern, was ich Ihnen sagen kann.

Haben Gott und Krieg überhaupt etwas mit einander zu tun, sind sie in irgend ein Verhältnis zu einander zu bringen, oder schließen sie sich gegenseitig aus? Auf diese Frage sind in den

[1]) Vortrag, gehalten bei Anlaß der Jahresversammlung der positiven Gemeindevereine in Basel am 24. November 1914.

letzten Tagen die widersprechendsten Antworten gegeben worden. Kein Wunder, daß viele Christen fast irre werden und nicht mehr wissen, was sie denken sollen. Die Einen sagen: Gott und der Krieg sind absolute Gegensätze und gehen einander nichts an. Wir haben als Christen angesichts dieses Krieges nichts anderes zu tun, als unbedingten Protest gegen den Krieg überhaupt zu erheben, und Gott beim Kriege ganz aus dem Spiele zu lassen. Die Andern meinen ihn rechtfertigen zu müssen, berufen sich auf Luther und nennen den Krieg ein göttliches Amt in der Welt, unter Umständen so nötig und nützlich als Essen und Trinken. Ja Viele verherrlichen den Krieg und machen gar aus dem Vater aller Menschenkinder einen Schlachtengott zu Gunsten eines einzelnen Volkes.

Wie finden wir uns in diesem Widerstreit der Meinungen zurecht?

Eine Unterscheidung zwischen dem alten und dem neuen Testament hilft uns wenig; denn im Grunde ist Gott zu allen Zeiten derselbe; die Unterschiede liegen nicht in Gott, sondern nur in den Zeiten und Menschen, in der stufenweisen Gottesoffenbarung und in der Entwicklung der Gotteserkenntnis. Wir werden aber gut tun, wenn wir unterscheiden zwischen Gott und Gottesregiment. Gott bleibt der erhabene, heilige, die ewige Liebe, der ewige Friede, und es steht alles herrlich vor ihm. Aber er schickt sein Gottesregiment, sozusagen als seinen Boten, seinen Engel oder Diener in die Welt, auf die Erde herab. Dieses Gottesregiment, d. h. seine Leitung, verbindet sich und schafft mit den Menschen, wie sie sind; es geht in die Weltgeschichte und Menschheitsentwicklung ein, benützt und handhabt die menschliche Freiheit, das Tun der Einzelnen und die Politik der Völker, samt aller damit verbundenen Unvollkommenheit, Roheit und Sünde, mit Einschluß des Krieges, und führt doch die ganze Welt den höchsten Zielen Gottes entgegen. Von dieser Kraft ist die Geschichte geleitet und bestimmt, und die Bibel, namentlich das alte Testament, schreibt darum oft, was dabei geschieht, kurzerhand Gott zu, indem es z. B. heißt, Gott habe die Israeliten die Kanaaniter ausrotten heißen, und Gott gebe Völker dahin an Israels statt, d. h. ihm zulieb (Jes. 43,4).

Das Ziel wird aber nicht erreicht durch diese Geschichte allein; sie ist nur Vorbereitung und bliebe in den menschlichen Entwicklungen stecken, wenn nicht die Verheißung dazu käme. Diese stellt noch etwas Höheres in Aussicht, nämlich daß Gott selber in den Verlauf der Dinge eingreifen und nach allen Gerichten durch eine große Erlösung die Menschheit zum Frieden bringen werde. Darum redet die Verheißung der Propheten immer vom „Tag des Herrn", und die Apostel, welche in der Person Jesu den Morgenstern dieses Tages gesehen haben, ersehnen mit der

ganzen Kraft ihrer Seele seine Wiederkunft, auf welche Jesus selbst sie nachdrücklich hat warten heißen.

Gott hat grundsätzlich mit der Finsternis nichts zu tun; darum sagt Johannes: „Gott ist das Licht, und in ihm ist keine Finsternis." (I. Joh. 1,5). Aber das Gottesregiment hat mit der Finsternis zu schaffen. Darum heißt es auch: „Ich mache das Licht und schaffe die Finsternis; ich gebe Frieden und schaffe das Uebel." (Jes. 45,7). Gott heißt „die Quelle des Lebens" und ist der geschworene Feind von Krankheit und Tod, und doch schickt Er die Krankheiten und „läßt Er die Menschen sterben", und das Gottesregiment ist sogar oft gerade da am deutlichsten zu spüren. Gewiß ist Gott „der Gott des Friedens"; gewiß haben die Engel über der Geburt Jesu gesungen: „Frieden auf Erden!" Gewiß sind Gott und das Evangelium einerseits und der Krieg andererseits im tiefsten Grunde unvereinbare Dinge; aber dennoch redet der Psalmist von Gott, „der auf Erden solch Zerstören anrichtet", und sagt Jesus, „er sei nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert", und stellt „Krieg und Kriegsgeschrei" in Aussicht. Warum? Weil eben das Gottesregiment so ist, daß es mitten in Finsternis, Tod und Krieg drin steckt, darin wirkt und durch diese hindurch die hohen Gedanken Gottes, sein Reich des Lichts, des Lebens und des ewigen Friedens verwirklicht.

Wir dürfen also weder den hohen, heiligen Gott alles Friedens in unsere grausigen Händel hineinziehen und den Krieg in seinem Namen rechtfertigen wollen, noch ihn ganz aus dem Spiele lassen, als verliefen diese Dinge ohne ihn. Gott behält vielmehr souverän alle Dinge in seiner festen und treuen Hand, und auch der Krieg ist in seinem unausforschlichen Gottesregiment beschlossen. Nie ist Gott Urheber des Krieges und Schuld am Kriege. Ursache und Schuld liegen immer in den Menschen und ihrer Sünde; Gott will aber unter Umständen sehr energisch den Krieg als eine Wahrheit und Gerechtigkeit, die herauskommen muß, und er führt immer das oberste Regiment darin; er trägt das gräuliche Tun der noch rohen Menschen mit Geduld und leitet doch alles im großen wie im einzelnen mit überlegener Allmacht zu seinem Ziel und zu einem großen Heil der Menschheit.

Das lehrt uns ein Blick in die Geschichte der Völker in alter und neuer Zeit. Es ist der Wert der alttestamentlichen Geschichtsbücher insbesondere, daß sie uns das starke, entscheidende Walten Gottes in der Geschichte Israels, auch in den Kriegsgeschichten, mit überzeugender Deutlichkeit und Kraft vor Augen stellen. Von Jugend auf sind uns die Bilder dieses unvergleichlichen Anschauungsunterrichtes bekannt und vertraut, und wer hätte die ersten Eindrücke vom Gottesregiment in der Weltgeschichte anderswoher genommen als von den Kriegsgeschichten aus der Zeit Moses und Josuas, Gideons und Davids, eines Hiskia oder eines Kores?

Es ist aus diesen Geschichten klar zu erkennen, wie Gott nicht ausschließlich aber doch wesentlich auch durch Kriege den nationalen Bestand eines Volkes bildet und schützt und ihm sein Vaterland erhält. Was das zu bedeuten hat, dessen sind wir uns ja in diesen Tagen ganz besonders lebhaft und nachdrücklich bewußt geworden. Es ist auch unleugbar, daß der Krieg ein mächtiges Erziehungsmittel in Gottes Hand ist, das er in dieser jetzigen Weltzeit einstweilen noch braucht und seine Wirkung tun läßt. Ein Volk erstarkt über den physischen und geistigen Anstrengungen, zu welchen es durch den Krieg genötigt wird. Eine Menge von Fähigkeiten und Kräften werden entwickelt, wenn man sich gegen eine feindliche Umgebung wehren muß. Und das Leben ist eben Kampf. Das lehrt uns die Entstehungsgeschichte Israels und unseres eigenen Vaterlandes. Auf der niederen Stufe, auf der wir noch stehen, hat bisher Gott den Krieg noch benützt, um Eigenschaften hervorzubringen, welche zur Menschheit gehören, und welche gewiß in der Vollendung des Reiches Gottes von Bedeutung sein werden. Man vergegenwärtige sich einmal, was es sein würde, wenn alle die ungeheuren Kräfte, der Aufwand von Mut, Aufopferung, Intelligenz und Mitteln, die Arbeit, Organisation und Konzentration, welche jetzt für den Krieg in Bewegung gesetzt werden, im selben Maße dem Dienst der Liebe und des Friedens könnten nutzbar gemacht werden. Wir hätten in kurzer Zeit das Paradies auf Erden.

Aber nicht nur im alten Testament, sondern auch in der christlichen Zeit verläuft die Geschichte in lauter Krieg, und auch darin sind ein Gotteswille und eine mächtige Gottesleitung unverkennbar. Mag an der Ueberlieferung von der Kreuzesvision Konstantins des Großen, in Folge deren er das Kreuz als Feldzeichen gewählt und damit gesiegt habe, sein, was will, jedenfalls gibt die Erzählung der allgemeinen Ueberzeugung Ausdruck, daß sich in dem Kriegsglück dieses Kaisers eine Gotteshand kundgegeben habe. Wir erinnern auch an einen Karl den Großen, einen Cromwell oder Gustav Adolf, die im vollen Bewußtsein, einem Auftrage Gottes zu gehorchen, ihre Kriege geführt haben. Ebenso wird niemand bezweifeln, daß in den Kämpfen, welchen wir unser Vaterland und unsere Freiheit verdanken, im amerikanischen Freiheitskriege oder in den deutschen Befreiungskriegen vor hundert Jahren ein göttlicher Wille den Ausschlag gab.

Wie endlich neben dem Gottesregiment im großen und allgemeinen mitten im Kriege eine Gottesleitung und Gotteshilfe hergeht im Schicksal der Einzelnen bis in's Sterben hinein, davon wären ungezählte Beispiele namhaft zu machen, welche die Wahrheit bekunden, daß auch im Kriege „kein Haar von unserm Haupte fallen darf ohne den Willen des Vaters im Himmel", und wie „denen, die Gott lieben, doch alle Dinge zum besten dienen."

Ebenso gewaltig wie Erziehung und Hilfe tritt uns aber auch der Ernst der Gerichte aus den Kriegen entgegen und enthüllt uns das darin tätige Gottesregiment. Man denke nur an die Reden der Propheten Israels, an die Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar im alten Testament und durch Titus siebzig Jahre nach Christi Geburt; man erinnere sich an die Völkerwanderung, welche die faul gewordene römische Kultur wegfegte, und es wird genügen um uns den Gerichtesernst Gottes in den Kriegen der Welt erkennen zu lassen.

Wir haben nur einige Beispiele aus der Geschichte herausgegriffen, um zu zeigen, wie stark ein Gottesregiment in den Kriegen hervortritt, und wie deutlich aus ihnen eine Stimme Gottes zu den Menschen spricht, wenn sie darauf achten.

Ich bin mir aber sehr wohl bewußt, was für eine Menge von weittragenden und schweren Problemen ich mit dem Gesagten berühre. (Gott und menschliche Freiheit, Determinismus oder Indeterminismus, das Maß der Schuld, Einzelschuld und Kollektivschuld, absolute oder relative Ethik, Macht und Recht, Staat und Reich Gottes, Gericht und Gnade, Erlösung und Verdammnis, bedingtes oder unbedingtes Heil, Monismus oder Dualismus, Diesseitigkeit oder Jenseitigkeit des Reiches Gottes, Entwicklung oder Parousie u. s. w.). Es ist mir natürlich ganz unmöglich, sie alle zu erörtern, geschweige denn zu lösen. Es würde uns auch nur verwirren; ganz abgesehen davon, daß solches weit über meine Kraft ginge. Es bleiben selbstverständlich noch unendlich viele Fragen unbeantwortet. Vielleicht geht die Diskussion noch auf das eine oder das andere dieser Probleme ein. Mir ist es jetzt vor allem darum zu tun, das einfache, klare und praktische herauszustellen, das, was geeignet ist, uns Licht zu geben und den Weg zu weisen im Dunkel unserer Zeit, und uns eine Antwort finden zu lassen auf die nächstliegenden Fragen, die wir auf dem Herzen haben angesichts des Weltkrieges, der uns umtobt.

Wir fragen vor allem: *Wer hat denn diesen Krieg gewollt?* und müssen die sonderbare Antwort geben: Eigentlich hat ihn niemand gewollt, kein einziges der jetzt so hart betroffenen Völker, keines ihrer Oberhäupter. Einige Mordbuben und politische Feuerschürer haben den äußeren Anlaß dazu gegeben, und auf einmal war er da wie eine Naturkatastrophe; er ist über die Welt gekommen wie ein Dieb in der Nacht. Wenn ihn denn kein Mensch eigentlich gewollt hat, so bleibt uns keine andere Antwort als: *Gott* hat ihn gewollt. Da stoßen wir auf das Gottesregiment in der Welt. Dieses macht zwar den Krieg niemals; aber unter Umständen will es den Krieg, wie wir gesagt haben, mit starkem Willen und nötigt ihn der Welt auf mit einer erschreckenden Notwendigkeit. Der Krieg kann zur Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes gehören, damit herauskomme, was im Menschen

ist. So sehe ich denn in den Ereignissen, vor denen wir bebend stehen, ein deutliches Gottesregiment und höre eine gewaltige Simme Gottes an alle Völker: Irret euch nicht; Gott läßt seiner nicht spotten. Was der Mensch säet, das muß er ernten, und wenn ihr Jahrzehnte lang Selbstsucht, Haß und Gewalt gesät habt, so müßt ihr jetzt Krieg ernten. Und ihr müßt selber einander den Krieg erklären.

Wer ist also am Kriege schuld? — Sicherlich nicht Gott, sondern allein die Menschen, und zwar sagen wir es gleich: wir alle, alle Völker, auch wir Neutrale. Die wahren Ursachen dieses Krieges sind nicht in der Mordtat in Serajewo und dem, was sich daran knüpfte, zu suchen. Das war nur der Anlaß. Die Wurzeln des Baumes, welcher nun die entsetzlichen Früchte dieses grauenvollen Völkermordens trägt, liegen viel tiefer. Sie sind in den geistigen Grundlagen unseres gesammten Lebens und unserer Kultur, unseres Handels und Wandels, unserer Politik, unserer sogenannten Sittlichkeit, ja auch unseres Christentums zu suchen. Wir bauten darauf einen Tempel, ja einen babylonischen Turm, ausgestattet mit allem Glanz und allen Erfindungen der Neuzeit und glaubten stolz sein zu können auf unsere Errungenschaften, und nun erweist sich durch diesen Krieg das ganze Fundament als faul und zerfressen, und der ganze herrliche Bau der europäischen Kulturwelt stürzt in Trümmer. Auch unser Christentum und unsere Kirchlichkeit hat diesen Zusammenbruch nicht zu verhindern vermocht. Das ist ein riesenhaftes Gericht — sagen wir zuviel, wenn wir es ein Stück Weltgericht nennen? — und predigt Buße — Allen; denn Alle fallen unter dieses Gericht.

Man löschte die Lichter des Himmels aus, wie ein Staatsmann in Paris sagte; man dachte und philosophierte; man lebte und handelte ohne Gott; man zog Gott in's Menschliche herunter und erhob den Menschengeist oder gar das Fleisch auf den Thron der Gottheit. Das Leben wurde beherrscht von einer bloß materiellen Gesinnung; alles war auf's Aeußerliche und auf Genuß gerichtet. Kunst und Mode arteten in Schamlosigkeit aus, und die Ansprüche sowie die Steigerung des Lebens erreichten bei Gebildeten und Ungebildeten eine schwindelhafte Höhe. Unser Geschäftsleben war nicht von gesunder Freude an der Arbeit, am Schaffen und Erwerben bewegt, sondern vom Fieber der Selbstsucht und Gewinnsucht gejagt, und dadurch ist ihm der Charakter der Mammonsherrschaft aufgedrückt worden, wogegen der Einzelne mit noch so guter Meinung vergeblich ankämpfte. Täuschen wir uns nicht. Der heutige Weltkrieg ist in erster Linie ein Mammonskrieg. Die Gier und Angst des Mammon hat die Völker hinter einander gebracht. Dazu kommt dann der Geist des nationalen Stolzes und Hasses, der in dieser Mammonsluft ganz besonders gedeiht, und vor allem der Geist der rohen Gewalt, mit welcher wir unsere Zustände, besonders

unsere wirtschaftlichen Interessen und unseren Mammon glaubten schützen zu müssen. Jetzt sehen wir, was dabei herauskommt. Jahrzehnte lang haben alle Völker in der Kriegsküche gekocht; jetzt wird die schauerliche Mahlzeit angerichtet und muß aufgegessen werden.

Und die Christen und die Kirchen? — Waren sie voll Geist und Leben — oder gleichgültig und wie die Andern tot? Haben sie laut genug protestiert — oder Kompromisse geschlossen? Ich will kein Urteil fällen. Jedenfalls haben sie das Unheil nicht abwenden können.

Dieses Gericht hat das Gottesregiment heute an den brandgeröteten Himmel gemalt, daß es alle Welt sehen muß. Es predigt uns laut genug; wir wollen seine Stimme hören und bekennen: Wir sind alle schuld. Denn wer dürfte sich ausnehmen, als wäre er an den tieferen Ursachen dieses Krieges unbeteiligt?

Dem gegenüber erscheint mir der Streit, der so eifrig, leider auch vor Theologen, ist geführt worden, auf welcher Seite in diesem Kriege Recht und Unrecht liege, fast bedeutungslos. Es kann sich ja höchstens um ein Mehr oder Weniger von Recht in Bezug auf die Veranlassung des Krieges handeln. Dabei mag ja vielleicht der Eine mit besserem Gewissen vor den Menschen dastehn als der Andere. In Bezug aber auf die eigentlichen Ursachen, welche diesen Krieg zur Notwendigkeit machten, sind wir alle im Unrecht und Sünder vor Gott, auch wir Schweizer.

Buße tun heißt zunächst nur die Wahrheit dieses Gerichtes einsehen, anerkennen, bedenken und stille sein. Die ganze Menge der Einwendungen und Rechtfertigungsgründe muß vor dieser großen Wahrheit schweigen, ebenso zunächst auch alle Besserungsvorschläge. Wir sind vor Gott zu Schanden geworden.

Was aber sollen wir unter diesen Umständen tun? — Wir müssen die Folgen dieses Gerichtes auf uns nehmen, den Krieg mit allem, was er mit sich bringt, tragen, und wer dazu berufen wird, muß ihn auch führen. Ersteres ist unwidersprochen, letzteres nicht.

Der russische Dichter Tolstoj und Andere sagen: Der Krieg ist die Frucht der Ungerechtigkeit und selber die entsetzlichste Ungerechtigkeit und widerspricht allem, was uns Jesus und sein Evangelium lehrt. Also hat ein Christ und rechter Jünger Jesu den Kriegsdienst unbedingt zu verweigern und eher das Martyrium auf sich zu nehmen, als den Worten der Bergpredigt ungehorsam zu werden. So sicher die Voraussetzung dieser Behauptung wahr ist, so gewiß ist die daraus gezogene Folgerung ein Irrtum. Denn auch Jesus und seine Apostel haben sie nicht gezogen. Warum sie das nicht taten, das ergibt sich aus dem, was wir vorhin gesagt haben. Natürlich will Gott schließlich den Krieg aufheben und den ewigen Frieden bringen. Selbstverständlich müssen die Forderungen

der Bergpredigt endlich restlos erfüllt werden. Allein zu beidem müssen die inneren und äußeren Vorbedingungen vorhanden sein. Ist dies noch nicht der Fall, so stehen wir eben noch in der Unvollkommenheit mit ihren Widersprüchen und ihrer Pein. Mit dieser Unvollkommenheit der jetzigen Entwicklungsstufe rechnet auch Gott. Er schickt sich einstweilen darein, wenn wir so sagen dürfen, und gibt sein Regiment auch in einen Krieg wie den heutigen hinein, nicht nur um zu richten, sondern auch um zu helfen und zu heilen, wie wir wohl spüren. Nun denn, dann werden auch wir die grausige Unvollkommenheit der Welt noch auf uns nehmen und uns darein schicken müssen. Unsere Soldaten können und dürfen nicht anders, als daß sie ihr Vaterland mit Kraft und Opfermut verteidigen helfen. Unsere Nachbarvölker haben das blutige Tagwerk tatsächlich beginnen müssen und sind noch daran. Aber auch unsere Truppen haben sich Rechenschaft über diese Dinge geben und ihre Entscheidung treffen müssen; denn es stand auch uns nahe, und noch wissen wir nicht, was die Zukunft unserem Schweizerlande bringt.

Jedenfalls kommt es aber sehr darauf an, wie Einer die Soldatenpflicht auf sich nimmt und ausübt. Wohl soll er dies tun mit männlicher Entschlossenheit, aber nicht in einem Hurra-Patriotismus, nicht in nationaler Leidenschaft oder gar im Haß, sondern im stillen Ernst einer furchtbaren Notwendigkeit, mit Beten zu Gott für sich und die Feinde um Gerechtigkeit und Frieden. Wir haben etwas von dieser Stimmung zu Beginn des Krieges an unseren Wehrmännern beobachtet. Darin muß sich der Christ als solchen beweisen. Er wird auch mitten im Krieg, welcher eben noch der niederen Ordnung der Dinge und dieser Welt angehört, Gelegenheit genug finden, die Gesetze der höheren Welt und die Grundsätze des Himmelreiches zu verwirklichen, wie denn tatsächlich der Krieg neben Ausbrüchen schrecklicher Roheit auch die edelsten Früchte persönlicher Frömmigkeit und reinster Menschlichkeit zeitigt, weil jede große Not den Menschen mächtig zu Gott treibt und die höchsten Fähigkeiten in ihm lebendig macht. Es bleibt einem Volke auch unverwehrt, unter dem Vorbehalt der drei ersten Bitten des Unser Vaters für den Sieg und den Fortbestand seines Vaterlandes zu beten. Sicherlich aber darf auch der Sieger, wenn er anders ein Christ sein will, nicht im stolzen Gefühl seiner Heldentaten heimkehren, sondern im tiefen Bewußtsein, Schreckliches haben vollbringen müssen.

Unzählige müssen jetzt den furchtbaren Konflikt praktisch durchleben und sich zurechtfinden in dem Widerspruch zwischen der entsetzlichen Kriegsnotwendigkeit, die noch dieser Welt angehört einerseits, und den heiligen Gesetzen der höheren Gotteswelt, die sie im Herzen tragen andererseits. Zarte und hohe Menschen leiden wohl unter diesem inneren Kampfe noch schwerer als unter den

Entbehrungen und Kugeln der Schlacht. Uebrigens vergessen wir nicht, daß dieser innere Widerstreit im Kriege nur besonders kraß und handgreiflich hervortritt, daß er aber genau ebenso besteht im geschäftlichen Konkurrenzkampf und ähnlichen Weltverhältnissen; wir achten nur nicht darauf. Frühere Zeiten scheinen diese Gegensätze und Konflikte nicht so hart empfunden zu haben. Sie nahmen den Krieg fast selbstverständlich als zur Welt gehörig eben hin. Erst in unserer Zeit sind uns die Augen dafür aufgegangen und empfinden wir den Konflikt in seiner ganzen Schwere. Ich rechne das auch zum Gottesregiment im Krieg und in der Weltgeschichte, und ich denke, je treuer ein Christ an der Front oder, wie wir, hinter der Front diesen inneren Kampf kämpft und die Not trägt, um so mehr wird er den Krieg als eine Unerträglichkeit verabscheuen und um Erlösung davon schreien. Dadurch wird ein solcher Mensch eine Kraft, welche daran arbeitet, den Krieg und alles, was dazu führt, aus der Welt zu schaffen.

Demnach würde also Gott den Krieg durch den Krieg mit Hülfe derer überwinden, welche den Krieg im rechten Sinn und Geiste erleben und erleiden, vielleicht nach demselben Grundsatz des ersterbenden Weizenkorns, nach welchem der Tod durch den Tod bezwungen wurde von Christus, welcher den Tod in göttlichem Geiste auf sich nahm und erduldete.

Freilich genügt es nicht, den Krieg nur als äußere Erscheinung möglichst schnell abzuschaffen; das möchten wir gar nicht; denn der Krieg ist nicht das Uebel, die Krankheit selber sondern, gleich dem Fieber, nur Folge, äußere Begleiterscheinung und Anzeichen der Krankheit. Der Grund der Krankheit aber ist die innere Vergiftung, der Geist der Ungerechtigkeit, der Lüge, der Selbstsucht und des Hasses. Heile diese; dann hört das Fieber, der Krieg, von selbst auf. Dann ist er von innen heraus geheilt; dann ist er auch nicht mehr nötig, weil die erziehende, richtende, schützende und stählende Wirkung, welche bisher der Krieg in der Welt noch zu tun berufen war, nunmehr von anderen Mächten, von Kräften des Friedens ausgeübt wird. Darauf hin zielt, wenn wir es wenigstens recht verstehen, das Gottesregiment in der Welt- und Kriegsgeschichte. Das ist allerdings etwas ganz großes; etwas noch nie dagewesenes. Das ist nichts weniger als die Forderung einer neuen Menschheit.

Aber sonderbar! Die Erkenntnis des Gottesregiments in der Geschichte drängt uns zu einer Forderung und Hoffnung, deren Erfüllung uns dieselbe Geschichte als eine Unmöglichkeit, ja fast als eine Schwärmerei darzutun scheint, wenn wir sie nur mit menschlichen Augen ansehen.

Fragen wir die Geschichte nach der Wirkung der göttlichen Absichten in den Kriegen alter und neuer Zeit, so lautet ihre Antwort allerdings nicht ermutigend, und in Bezug auf die zuletzt

ausgesprochene Hoffnung sagt sie kurzweg: unmöglich! So lange die Welt besteht, werden die Menschen und ihre Verhältnisse sein, wie sie sind, und wird Krieg und Blut den Weg ihrer Entwicklung zeichnen. Das ist immer so gewesen und wir auch so bleiben. Die Erfahrung lehrt uns, daß der Fortschritt in der Menschheit nur in äußerst kleinen Schritten sich langsam vollzieht. Was hatten denn die gewaltigsten Strafgerichte in alter und neuer Zeit für einen Erfolg? Wiederholt sich nicht immer wieder mit trauriger Sicherheit der alte Bericht: „Da Pharao sah, daß er Luft gekriegt hatte, verhärtete er sein Herz"? (II. Mose 8,11). Im Augenblick der Not beugen sich die Menschen unter die Gerichte Gottes; unter dem Druck der Angst tritt ihr sündiges Wesen zurück, und sie fassen neue Entschlüsse. Kaum aber ist die Last gehoben, so springt mit Federkraft die alte Art wieder auf; die Vorsätze sind vergessen; die alten Verhältnisse stellen sich wieder ein und machen sich geltend, und es ist wieder, wie es war, wenn nicht schon in derselben Generation so doch in der folgenden. Haben wir diese Beobachtung nicht gerade wieder im Verlauf der ersten Kriegswochen in unserer eigenen Stadt bestätigt gefunden, und ist sie nicht die immer wiederkehrende Not unserer persönlichen Erfahrung?

Ganz allmählich nur vollzieht sich ein langsamer Aufstieg. Endlich nach Jahrhunderten brachte das Volk Israel in einer Zeit politischen Tiefstandes die Gestalt des Heilandes hervor, und dann war es nur, um ihn zu verwerfen und an's Kreuz zu schlagen! Langsam ringt sich die europäische Christenheit empor und bringt es nach vielen Kämpfen mit dem Islam und unter beständigen Kriegen unter sich zur Reformation. Der furchtbare dreißigjährige Krieg zeitigt in einem Paul Gerhardt und anderen einzelnen Persönlichkeiten die kostbaren Früchte eines weltüberlegenen, frohen Glaubenslebens mitten im Jammer der Zeit und eine selige Jenseitshoffnung; aber die Welt bleibt im alten. Die napoleonischen Kriege trugen gewisse Freiheitsgedanken unter die Völker und führten zu einer kurzen idealen Erhebung in Deutschland; dann folgte die Reaktion und politische Revolution. Der Siebziger Krieg brachte für Frankreich wohl die débâcle aber nicht die Bekehrung und für Deutschland wohl einen außerordentlichen materiellen und wirtschaftlichen, vielleicht auch kulturellen Aufschwung in gewissem Sinn, aber nichts weniger als eine göttliche Erneuerung. Und jetzt droht dieser unerhörte Riesenkrieg alles, was wir erreicht haben, in Frage zu stellen, und die gelbe asiatische Barbarei steht vor den Toren unseres brennenden Hauses!

Was fabelt ihr da von neuen Menschen und von einem Aufhören des Krieges?!

Das ist der entmutigende Bescheid der nüchternen Geschichtsbetrachtung, der Historie.

Gestatten Sie mir, daß ich den Vertretern dieser Historie ein Wort der Weltweisheit entgegenhalte. Diese enthält auch Wahrheit und trifft zuweilen den Nagel auf den Kopf. Es ist die Warnung eines sonderbaren Propheten dieser Welt, des Philosophen Friedrich Nietzsche. Seine „Unzeitgemäßen Betrachtungen" scheinen mir zum Teil sehr zeitgemäß. Er sagt in der angeführten Schrift:

„Wir brauchen die Historie zum Leben und zur Tat. Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen; aber es gibt einen Grad, Historie zu treiben, und eine Schätzung derselben, bei der das Leben verkümmert und entartet." (Nietzsches Werke, Band I, S. 279.)

„Es gibt einen Grad von historischem Sinn, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zu Grunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Kultur." (Nietzsches Werke, Band I, S. 286.)

Die Geschichte ist darum nicht *nur* unsere Lehrmeisterin; nein, sie kann auch unser Bleigewicht werden und der Mehltau für unser Glaubensleben; die lähmt uns und macht uns zaghaft, wenn wir sie überschätzen und sie allein befragen.

Darum wenden wir uns zur *Verheißung*!

Die Bibel kennt nicht nur ein *Gottesregiment* in der Geschichte, d. h. ein mittelbares Walten Gottes durch seine Leitung des natürlichen Entwicklungsganges der Völker und der Einzelnen, sondern sie spricht auch davon, daß Gott selber unmittelbar eingreifen werde. Davon erst versprechen sich die Propheten die große Wendung, das Ende dieser Weltzeit und den Anbruch einer neuen Gotteszeit auf Erden. Sie nennen diese Wendung der Dinge den „*Tag des Herrn*". Dieser bildet den Inhalt, das Ziel und die Krone ihrer Verheißung. Alle Gerichte, Kriege und was sie sonst ankündigen, haben nur den Zweck, auf diesen Tag hin zu arbeiten, und sein Kommen vorzubereiten. Zum erstenmal aufgeleuchtet hat er in der Geburt und im Leben Jesu. Das Pfingstfest war ein erster Anfang davon für seine Gemeinde, der Tag von Damaskus für die Person des Apostels Paulus. Seinen vollen Anbruch hat Jesus für die Welt in Aussicht gestellt mit seiner Wiederkunft und hat seine Jünger angewiesen, darauf zu warten wie die Knechte auf ihren Herrn, wie die zehn Jungfrauen auf den Bräutigam, auch wenn er verzieht, zu kommen.

Was stellt denn die Verheißung am Tage des Herrn in Aussicht? Eben gerade die Gewährung *der* Forderung, zu welcher wir am Schluß unseres vorigen Abschnittes gelangten: *neue Menschen, neue Herzen, eine neue Kreatur*. Das ist die Erfüllung der Hoffnung, die wir mit der ganzen Kraft und Glut unserer Seele ersehnten, der aber die Geschichte ihr kluges, kaltes, lähmendes „unmöglich!" entgegenstellte.

Jesaja spricht: Tröstet, tröstet mein Volk! Prediget ihm daß seine Ritterschaft, d. h. seine Kriegszeit, ein Ende habe. Prediget ihm die neue Zeit, das angenehme Jahr des Herrn, den Tag unseres Gottes, da möglich wird, was zuvor nicht möglich war (Jes. 60 und 61).

Jeremia verheißt einen neuen Bund, und das soll der Bund sein, spricht der Herr (Jer. 31): Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein; und es wird keiner den andern mehr lehren und sagen: „Erkenne den Herrn", sondern sie sollen mich alle kennen, beide klein und groß, spricht der Herr.

Ezechiel stellt uns in Aussicht, daß Gott sich seiner Herde selbst annehmen und das steinerne Herz von uns wegnehmen werde, und weissagt im Namen Gottes über das Feld voller Totenbeine hin, daß der Geist wehe, und die Getöteten wieder leben und eine neue Menschheit erstehe (Ezech. 34, 36, 37).

Joel kündigt den großen und gewaltigen Tag des Herrn an und in Verbindung damit das Unerhörte, die Ausgießung des Geistes über alles Fleisch und die allgemeine Errettung auf dem Berge Zion (Joel 3).

Und Micha (Micha 4) schaut im Geiste, wie in den letzten Tagen die Völker hinzuströmen zu dem über alle Berge erhabenen Berg Zion mit dem Tempel Gottes, und sagt: Dann wird Gott richten zwischen vielen Völkern und zurechtweisen mächtige Nationen bis in die Ferne. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Rebmessern schmieden. Es wird kein Volk wider das andere ein Schwert mehr aufheben und werden hinfort nicht mehr den Krieg lernen. Ein jeglicher wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie mehr schrecken.

Auffallend ist, daß diese großen Verheißungen meistens in unmittelbaren Zusammenhang gesetzt sind mit den Kriegen der Weltgeschichte. „Nach diesem" und „in den letzten Tagen" sagen sie mit deutlicher Bezugnahme auf den vom Krieg traurig gekennzeichneten Charakter der jetzigen Entwicklungszeit. Joel macht sogar Blut und Feuer und Rauchdampf ausdrücklich namhaft. Genau dasselbe finden wir auch in Jesu Reden, wenn er sagt (Luk. 21.): Ihr werdet hören von Kriegen und Empörungen; denn solches muß geschehen. Ein Volke wird sich erheben wider das andere und ein Reich wider das andere. Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen. Und weiter heißt es: Dann entsetzt euch nicht! Bleibet ruhig und getrost. Haltet alles aus; machet alles durch. Fasset euere Seelen in Geduld, oder genauer: Durch Standhaftigkeit sollt ihr euer Leben gewinnen, und auch ein Haar von euerem

Haupte soll nicht umkommen. Sehet nicht die Schreckensbilder an; sehet nicht abwärts und nicht rückwärts, und werdet nicht schwermütig, sondern sehet vielmehr auf das, was Gott damit zubereitet; sehet auf, und hebet euere Häupter auf; darum daß sich euere Erlösung nahet. Wenn ihr dies alles sehet angehen, so wißt, daß das Reich Gottes nahe ist. Und alsdann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit. — So schildert Jesus das persönliche Eingreifen Gottes, das die Erfüllung der Verheißung bringt. Dieses wird dann allen Kleinglauben zu schanden machen und mit neuen ungeahnten Kräften das schaffen, was das bisherige Gottesregiment in der Geschichte nur vorbereitete und ahnen ließ, und was die Geschichtswissenschaft für unmöglich erklärte.

Freilich die Kriegskatastrophen allein tun es nicht; sie haben keine zaubernde Wunderkraft. Sie sind nur die scharfe Pflugschar, welche den Boden der Welt aufpflügt. Dann aber erwarten wir von dem lebendigen Gott, daß Er eine neue, heilige Saat in diesen Boden lege, aus welcher eine neue, erlöste und geheiligte Menschheit hervorwachsen soll.

Das ist die uns gegebene Verheißung. Sie ist auch da! und zwar damit wir sie brauchen und uns damit wehren und ein Gegengewicht finden gegen das Bleigewicht der Geschichte.

Warum erhebt, erleuchtet und belebt sie denn die Jünger Jesu nicht? Wir finden diese vielfach so verwirrt, so zaghaft, so resigniert, und sie sehen so trüb in die Gegenwart und in die Zukunft. Woher kommt das? — Die Verheißung wird eben nicht geglaubt. Und warum wird sie nicht geglaubt? Sie entspricht doch so sehr unserem Bedürfnis und unserer Sehnsucht. — Eben wegen der Geschichte! Diese hält uns vor, daß schon viele Kriegskatastrophen über die Welt gegangen sind, und das Reich Gottes ist doch nicht gekommen. So werde es auch heute sein.

Dem ist entgegenzuhalten: Wenn es unmöglich ist, daß es auch einmal anders gehe als in früheren Jahrhunderten und daß auch einmal neue, noch nie dagewesene Mächte wirksam werden in der Welt, so drehen wir uns in einem trostlosen Kreise, und es ist überhaupt aus mit jedem wirklichen Fortschritt. Oder wenn der Aufstieg sich nicht anders als in einem langsamen, kaum merklichen Fortschreiten bewegen kann, so wird das Reich Gottes auf eine lange, lange Bank geschoben. Dann werden wir uns wieder auf das alte Jenseitigkeits-Christentum einrichten müssen und verlernen es, mit Zinzendorf zu singen:

So wache denn, mein Herz und Sinn
Und schlumm're ja nicht mehr.
Blick' täglich auf sein Kommen hin,
Als ob es heute wär'.

Wenn aber der lebendige Herr Jesus mit neuen Erlösungskräften der unmittelbaren Gottesgegenwart eintreten kann, warum dann nicht heute oder morgen?

„Wir fürchten aber die Enttäuschung, wenn wir das große doch nicht erlebten", so höre ich einwenden. Es müssen allerdings Proben und Spannungen ausgehalten werden, wenn wir im Glauben und in der Hoffnung leben wollen. Aber sollen wir denn um dieser Mühe willen die Hoffnung fahren lassen? Und trägt denn die Hoffnung auf die Verheißung nicht schon ihren Lohn in sich selber? Ist denn nicht schon die Hoffnung bereits ein Morgenrot des kommenden Gottestages, und ist es nicht schöner wenigstens im Morgenrot zu stehen als in der trostlosen Nacht?

Haben wir aber irgend eine Veranlassung oder gar ein Recht, zu denken, daß es gerade jetzt anders als nach den bisherigen Gesetzen gehen soll? Ich meine doch: ja! Wir haben uns zwar schon fast daran gewöhnt; aber bleiben wir uns doch bewußt, daß das Maß der Ereignisse, deren Zeitgenossen wir sind, eine solch unerhörte, riesenhafte, die ganze Welt umspannende Größe angenommen hat, daß Gott etwas außerordentliches damit muß im Sinne haben.

Sodann war wohl noch nie eine Zeit, in welcher der Gedanke und die Erwartung einer Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden so erfaßt worden wäre wie in unseren Tagen. Die soziale Bewegung hat dazu mitgewirkt, und ein starke religiöse Strömung trägt diese Hoffnung. Zwar lebte zu allen Zeiten in der Christenheit eine mächtige Hoffnung der Herrlichkeit und Vollendung im Jenseits. Sie ist und bleibt eine Wahrheit und Gotteskraft, in welcher schon unzählige Christen für ihre Person Not und Tod selig überwunden haben. Aber dabei blieben die Weltzustände im alten, und die Verheißung ist noch nicht erfüllt. Darum hat eine Schar von Menschen an manchen Orten der Welt in den letzten Jahrzehnten die Erwartung der Zukunft Jesu Christi und seines Reiches in den Mittelpunkt ihres Lebens gestellt und bewußt und intensiv für die Welt und für sich darauf gehofft.

Noch viel allgemeiner war in den letzten Jahren bei allen Ernstdenkenden wenigstens der unbestimmte, aber starke Eindruck: So kann es nicht mehr weiter gehen, in dieser Uebertriebenheit der Verhältnisse, in dieser Aeußerlichkeit, in dieser Gleichgültigkeit, in dieser Ratlosigkeit und inneren Not oft gerade der Besten neben dem äußeren Glanz unserer Kultur; es muß etwas kommen! — Jetzt ist es gekommen. Allerdings anders, als wir meinten, aber genau, wörtlich genau so, wie es Lukas 21 geschrieben steht. Welche Rechtfertigung der biblischen Worte liegt darin! Sollten wir da nicht Veranlassung genug haben, auch die Verheißung, welche in demselben Zusammenhange auch in der Bibel steht, eben-

falls ernst zu nehmen und in der Tat heute besonders unsere Häupter aufzuheben und auf Gottes Reich zu warten!

Mir scheint wir haben aber nicht nur ein Recht, sondern sogar eine Aufgabe und Pflicht, jetzt auf den Tag des Herrn hin zu leben. Ich muß, wenn ich über diesen Punkt reden soll, kühnes aussprechen und möchte es darum umso bescheidener tun. Wohl „gebührt uns nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat"; wir sind aber auch nicht nur passive, ganz uneingeweihte Zuschauer im Weltgeschehen, sondern wir sind doch von Gott berufen, mitbeteiligte Mitarbeiter am Gottesreiche zu sein. Gewiß dürfen und wollen wir Gott nichts vorschreiben; aber wir kennen doch die Fürbitte Abrahams (I. Mose 18) und wissen, wie Moses für sein Volk eingetreten ist (II. Mose 33), und wie Gottes Verhalten dadurch bestimmt worden ist. Wir erinnern auch an Daniels Gebet (Dan. 9). Es ist, wie aus der Geschichte dieser Männer und vor allem aus dem Leben Jesu hervorgeht, offenbar ein höheres Gesetz, daß Gott Menschen an seiner Sache mitbeteiligt. Diese müssen sich innerlich für Gottes Verheißungen und sein Heil auf Erden einsetzen und Zweifel, Anfechtungen und Widerstände in ihrem Herzen niederkämpfen, wenn anders etwas kommen und werden soll. Gottes Heil und Reich muß menschlicherseits sozusagen vorbereitet und ermöglicht werden durch die innere Arbeit derer, welche als Knechte auf ihren Herrn warten. Es geschieht uns Menschen doch nicht nur, was Gott in seinem unerforschlichen Ratschluß will; sondern es geschieht uns auch „nach unserem Glauben", wie Jesus sagt. Das Verhalten der Menschen bedingt und bestimmt auch das Verhalten Gottes. Darin liegt eine wichtige Aufgabe, welche erfüllt sein will. Diese Pflicht nicht zu versäumen, mahnt Jesus seine Jünger im Gleichnis vom ungerechten Richter und der bittenden Witwe (Luk. 18). Durch ihr Auftreten und unabläßiges Schreien hat sie den Widersacher überwunden und den endlichen Rechtsspruch zu ihren Gunsten herbeigeführt, und so sollen wir die Verheißung, die uns der Widersacher nicht gönnt, nicht resigniert liegen lassen und warten, bis sie sich einmal von selbst erfüllt, sondern schreien Tag und Nacht, d. h. sie unabläßig geltend machen und dadurch den Tag des Herrn herbeiziehn. Es ist keine Anmaßung, dies zu sagen; denn nicht wir nehmen uns heraus, diese Stellung und Bedeutung im Weltverlauf zu beanspruchen, sondern Jesus weist sie uns zu, ob wir sie wohl verstehen und benützen wollten. Es liegt also auch eine Verantwortung darin wie in jeder Aufgabe. Begnügen wir uns damit, zwar ein persönlich frommes und geduldiges Leben zu führen, bleiben aber dabei ohne Mut und Hoffnung im Blick auf die Welt, so könnte es geschehen, daß es im rechten Augenblick an den demütigen und doch kühnen Leuten fehlte, welche vorhanden sein müssen, wenn Jesus mit

seinem Reiche soll erscheinen können. Geschieht uns, wie wir gehört haben, nach unserem Glauben, dann besteht die Möglichkeit, daß uns auch nach unserem Kleinglauben geschehen könnte. Diese ernste Wahrheit muß ebenfalls bedacht werden.

In demselben Gleichnis liegen aber auch noch zwei weitere Andeutungen, von denen wir zum Schluß noch ein Wort sagen müssen. Ihre Beherzigung bewahrt uns vor einer Gefahr, welche Viele bei jeder Erwartung der Wiederkunft Christi und des Tages des Herrn, nicht ohne Grund aber vielleicht doch zu sehr, fürchten, nämlich vor Schwärmerei.

„Der Richter wollte lange nicht", sagt Jesus im Gleichnis, und „Ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze" in seiner Auslegung. Das sind unbestimmte Ausdrücke, die uns in gleicher Weise zur Geduld und zu freudiger Hoffnung, zum „Warten und zum Eilen auf die Zukunft des Tages des Herrn" (II. Petri 3, 12) mahnten. Jedenfalls warnt uns diese Ausdrucksweise davor, in Beziehung auf das wann? allzusehr unsere menschlichen Begriffe von Zeit maßgebend sein zu lassen, oder uns gar auf zahlenmäßige Berechnungen einzulassen, und wäre es auch mit Zahlen aus dem Propheten Daniel oder aus der Offenbarung Johannis. Das war und ist immer ein Irrtum. Mit Kraft und Freude dürfen wir das Größte erhoffen und wissen, daß das Reich Gottes *nahe* ist. Andererseits aber müssen wir stets auch bereit sein, den Freunden Daniels gleich zu sein, welche dem König Nebukadnezar antworteten (Dan. 3, 17 f.): „Siehe, unser Gott, den wir ehren, kann uns wohl erretten aus dem glühenden Ofen. Und wenn er's nicht tun will, so sollst du dennoch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren noch das goldene Bild anbeten wollen."

Ebenso empfiehlt uns der auffallende Schluß des Gleichnisses, Nüchternheit und Wirklichkeitssinn nicht zu verleugnen in Bezug auf die Frage, *wie* das Reich Gottes, zu erwarten sei. Jesus fügt nämlich bei: „Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde *den* Glauben finden auf Erden?" Welchen Glauben? — Den Glauben, welcher dazu gehört, es zu merken und zu erfassen, daß es der Herr ist, den Glauben, welcher nötig ist, um in dieser Erkenntnis leben und aufleuchten zu können. Das deutet darauf hin, daß die Zukunft des Herrn überraschend sein wird und ganz anders als unsere Phantasie, vielleicht sogar vermeintlich auf Grund von Bibelsprüchen es sich ausmalte. Darum wollen wir uns gar keine Bilder machen, sondern ganz auf dem Boden der Wirklichkeit und des Erlebens bleiben. Denn es kommt gewiß anders, als wir es uns denken, aber sicher so, daß die Aufrichtigen und Wartenden, welche zu Gott schreien Tag und Nacht, Ihn erkennen werden und mit Leib und Seele auffauchzen.

Ich bin am Schluß. Wenn wir mit menschlichen Augen in unsere Zeit schauen, so wird es dunkel. Die Verwirrung wird

immer größer. Bald ist der ganze Erdkreis, Christen, Türken und Heiden, in die Mühle hineingezogen, und niemand weiß Rat. Was soll es für ein Friede werden nach solch erbittertem Blutvergießen und der Entfesselung solch eines Hasses? Welche Roheit muß nach menschlichem Ermessen aus solchen Greueln erwachsen! Daß die Last und die eisernen Fesseln des Militarismus sollen zerbrochen oder auch nur erleichtert werden, ist kaum anzunehmen; Verstand und geschichtliche Betrachtungen nötigen uns zu der gegenteiligen Erwartung. Was soll aus unserem Christentum und der Mission werden, jetzt nachdem die Christen geworden sind wie die Türken und Heiden? Alles hat versagt; wir stehen vor einem ungeheuren Zusammenbruch, und uns wird zu Mute wie bei einem Weltuntergang. Es bleibt uns gar keine andere Wahl mehr: Entweder sind wir ganz große Pessimisten und hoffnungslose Leute auf Grund der Welterfahrung und der Geschichte; — oder, wenn wir das nicht wollen, so müssen wir es wagen, ganz große Optimisten und Hoffnungsmenschen zu sein auf Grund der Gotteserfahrung und der Verheißung. Es ist, als ob dies die Völker ahnten; darum nehmen sie alle, Türken und Christen, so merkwürdig eifrig Gott und seine Hilfe für sich in Anspruch. In der Tat, wir Menschen sind am Ende, und alles liegt nun in Gottes Hand allein. Er ist's allein, und ist außer ihm kein Heiland. Helfen kann der zusammengebrochenen Menschheit nur die Zukunft dessen, welcher gesagt hat: „Siehe, Ich mache alles neu!" (Offenb. 21, 5).

Adolf Preiswerk.

Harte Tatsachen und fromme Wünsche.

I.

Wenn ein Mensch durch Verbrechen, Schlechtigkeiten oder auch bloß Dummheiten das Zutrauen, die Liebe, die Achtung seiner Mitmenschen und oft auch seiner selbst verloren hat, so träumt er in gewissen Momenten häufig davon, zu verreisen und an fremdem Ort unter ganz andern Menschen ein neues Leben anzufangen. Hat seine seelische Zerquältheit ein gewisses erträgliches Maß überschritten, sehnt er nicht selten sogar den Tod herbei, um von ihm Ruhe zu erlangen oder dann, im Gedanken an die Seelenwanderung, die Möglichkeit zu haben, als sicherlich nicht Wiedererkannter ein neues Leben zu probieren.

Man kann das Leben der Staaten nun natürlich nicht einfach dem Leben des Einzelmenschen gleichsetzen; aber eine mitunter sehr heftig auftretende Sehnsucht nach radikaler Umwälzung, Neu-

ordnung, Neuorganisation der bisherigen politischen Ordnung gibt oft ganzen Zeitaltern ihre Färbung. Fast alle unsere europäischen Staaten sind nach unzähligen blutigen Fehden ihrer einzelnen Teile zu den verhältnismäßig innern Frieden gewährenden Gebilden geworden, die sie heute darstellen. Die Neugestaltung gibt die Möglichkeit alles blutgetränkte Elend der Vergangenheit, der frühern noch mangelhaften Organisation in die Schuhe zu schieben. Man fühlt sich entlastet. Auch wenn man sich in der ersten Freude allen möglichen Selbsttäuschungen hingibt und seine Kräfte überschätzt, zeigt sich doch oft ein schöner, begeisterter Arbeitsschwung auf den verschiedensten Lebensgebieten. Das deutsche Reich hat nach seiner Einigung etwas derartiges erlebt, ebenso das siegreiche revolutionäre Frankreich Ende des 18. Jahrhunderts oder, um in unserem kleinen schweizerischen Rahmen zu bleiben, die Schweiz zur Zeit der Helvetik.

Wenn man wenigstens den jeweiligen Gegnern glauben wollte, so wären auch alle heutigen in den Krieg verwickelten Staaten schwer, unrettbar kompromittiert. Wahres und Falsches, Uebertriebenes, Erlogenes, Suggeriertes flutet durcheinander, und manches Allerwichtigste wird wohl erst Jahre nach dem Krieg zur Abklärung gelangen.

„Die slawischen, ländergierigen Horden, die wie wilde Tiere in Ostpreußen und Galizien hausen und alle Welt einem korrumpierten Moskowitertum untertan machen wollen." — „Die deutschen vertragsbrüchigen Barbaren, die als Räuberbande friedliche neutrale Staaten überfallen, den Halbmond auf die Christenheit hetzen und Europa mit einem Rückfall in ein militaristisches Feudalzeitalter bedrohen." — „Die verlausten serbischen Mordgesellen." — „Die belgischen Hyänenweiber, die Verwundete verstümmeln." — „Die verlotterten verhabsburgerten Oesterreicher, die durch ihre Gewohnheit im Trüben zu fischen schließlich das ganze Elend auf dem Gewissen haben." — „Die rachsüchtigen, gewissenlosen Franzosen, die ja zweifellos ein niedergehendes Volk sind und nun mit Negern und russischen Großfürsten die Kultur bedrohen." — „Die neidischen, heuchlerischen, perfiden Engländer, welche die japanischen Seeräuber auf die europäischen Völker hetzen und durch ihre verruchte Krämerpolitik ihrerseits alles auf dem Gewissen haben," u. s. w. u. s. w. So klingen die Liebenswürdigkeiten als geistiger Ueberbau der materiellen Kriegsgrundlage gegenwärtig über die Grenzen, um die grauenhafte allgemeine Mörderei doch einigermaßen vor sich und den Seinen zu rechtfertigen.

Der nachdenkliche, nicht unmittelbar beteiligte und nach gerechter Beurteilung verlangende Zuschauer wird ebenso wenig die obigen Schlagworte einfach nachbeten, als er sie ohne weiteres ins Gebiet der verleumderischen Phrase verweisen wird. Der Haß sieht scharf, aber karrikierend und insofern falsch.

Wir fragen uns nun, ob wir dem Rat folgen können, abzuwarten, zu schweigen und uns des Urteilens zu enthalten. Heißt das nicht einfach aufs Leben zu verzichten? Die Entwicklung des geistigen Lebens eines Menschen ist unzertrennlich immer auch eine Entwicklung seines Wertens. Uebrigens urteilen auch jene, die uns schweigen raten, munter drauf los. Da es also offenbar weder gut möglich noch wünschenswert ist, sich des Urteilens zu enthalten, so trachten wir wenigstens nach möglichst gerechter Beurteilung

II.

Viele der gegenseitigen Anschuldigungen fallen freilich in sich zusammen.

Barbarische Kriegsführung: Als ob es eine andere zwischen Kulturnationen überhaupt gäbe. Der Krieg bezweckt die Niederwerfung und Vernichtung des Gegners. Sein Ziel, oder wenigstens sein Mittel, ist Mord und Zerstörung, also Barbarei, wenn wenigstens dieses Wort seine landesübliche Bedeutung als Gegensatz zur Kultur, zum aufbauenden Gestalten behalten soll. Ein bischen mehr oder weniger macht da nichts aus, solange man nicht das Ganze verurteilt. Und selbstverständlich bietet der Krieg den brutalen Existenzen, die in allen Heeren und in allen militärischen Graden vertreten sind, eine ganz andere Möglichkeit sich auszutoben, als es in Friedenszeiten der Fall wäre.

Man hört ja freilich aus sehr verschiedenen Lagern von „frisch-fröhlichen" Säbelraßlern wie von frommen Salbadern, daß der Krieg ein Erziehungsmittel sei, das die Menschheit auf eine höhere Stufe führe. Das ist nun wohl sehr billiges Gerede. Freilich werden durch den Krieg als Opposition gegen ihn viele edelste Kräfte wachgerüttelt; aber es fragt sich eben sehr, ob sie all den verrohenden, niederziehenden Kräften, die der Krieg weckt, die Stange halten können. Jedenfalls so selbstverständlich ist das durchaus nicht. Durch den dreißigjährigen Krieg z. B. wurde Deutschlands Geistesleben doch sicher auf mindestens hundert Jahre lahm gelegt. Es sank zweiffellos durch den Krieg auf eine tiefere Stufe. Also sollte man doch mit dem: „Halleluja, ein Krieg ist da!" etwas vorsichtig umgehen.

Nun man wird in Uebereinstimmung mit den Tatsachen also ruhig glauben dürfen, daß der Krieg zwischen Kulturnationen das denkbar deutlichste Zeichen ist, daß in ihnen die Unkultur, die Barbarei vorherrscht. Das fühlen instinktiv die Völker selber, und so ist wohl das eifrige Bestreben hüben und drüben zu verstehen, dem Gegner allein die Schuld beizumessen.

Wenn es nun auch nicht angebracht ist, bei jedem Konflikt gleich zu sagen, es werden wohl beide schuld daran sein, so bleibt doch voraussichtlich als Schuldkonto der Staaten in der spätern

historischen Betrachtung in Beziehung auf ihre äußere Politik, etwa folgendes bestehen:

Rußlands und Oesterreichs sich kreuzende Ausdehnungspolitik nach Süden in den Balkan hinein; Oesterreichs Maßregeln gegen Serbien, die dieses Land verhinderten, das Ziel seiner Balkankriege zu erreichen: und ans Meer zu kommen; Serbiens Ausdehnungspolitik zu Ungunsten Oesterreichs; Frankreichs beschämendes Bündnis mit Rußland, nachdem es schon vorher die Niederwerfung der russischen Revolution finanziert hatte; und außerdem natürlich die berüchtigte „revanche“: Deutschlands und Englands sich kreuzende Ausdehnungspolitik auf dem Meere und in den Kolonien; Deutschlands Ueberrumpelung Belgiens, die durch alle Reinwaschungsversuche immer nur schlimmer wird. Die neutralen Staaten kann man natürlich nicht etwa irgendwie als etwas Besseres betrachten als die Kriegführenden; aber da sie durch allerlei Zufälligkeiten bis dahin verschont blieben, kann man sie auch nicht gut direkt verantwortlich machen.

III.

Wenn man also von den militärischen Mitteln zum Zweck absieht, bleibt überall der gleiche Grund: sich kreuzende Ausdehnungspolitik und die wiederum durch wirtschaftliche, kapitalistische Interessen und wohl auch durch psychische Machtinteressen bedingt. Wenn man weiter gehen will, so kann und muß man freilich sagen: Wenn die seelische und geistige Energie größer gewesen wäre, hätte sie eben die verschiedenen Machtfaktoren nicht zu der verhängnisvollen Größe anwachsen lassen. Dies letztere soll man nicht unterlassen immer und immer wieder zu betonen. Es ist ja sicherlich ganz interessant die Unterschiede aufzudecken, die im Weltmachtstreben des alten Rom, Karls des Großen, Dschingischans, Napoleons oder der modernen Staaten bestehen. Aber für die psychologische Wirkung, und die ist für die Menschen doch ausschlaggebend, bleibt es ganz nebensächlich, ob irgend ein autokratischer Anführer wilder Horden oder ein ebenfalls selbstherrlicher militärischer Diktator aus höchst eigenem Willen die Nationen in den Krieg führen, oder ob die Fürsten und Regierungen wie heute nur die Repräsentanten des um internationale Absatzgebiete konkurrierenden, aber zollpolitisch national begrenzten Finanzkapitals sind. Es ist eine ausgewachsene Oberflächlichkeit, zu glauben, diese Unterschiede seien wesentlicher, als das alle Weltmachtbestrebungen verbindende Gemeinsame: Der sich zum Nationalismus erweiternde und sich mit ihm identifizierende rücksichtslose Wille zum Genuß, zum Reichtum, zur Macht, für den die andern Menschen und Machtgruppen eben nur als zu überwindende Widerstände, als Feinde, in Betracht kommen.

Das Vorurteil, daß alles irdische Geschehen nur das Resultat menschlichen Willens sei, ist ja bekanntlich dem andern Vorurteil gewichen, daß alles menschliche Denken und Wollen nur als mehr oder weniger unbewußter Ueberbau ökonomisch-materieller Triebkräfte anzusehen sei. In Wirklichkeit verhält es sich aber doch so: Die Menschen werden mit den denkbar verschiedensten Anlagen in bestimmte ökonomische Zustände hineingeboren. Dem Lebenswillen legen diese Hindernisse in den Weg. Je nachdem der Wille nur für sich oder eine begrenzte Interessengruppe Genußhindernisse beseitigen möchte, oder ein umfassenderer Wille die chaotischen Wirtschaftszustände zu organisieren sucht um weitern Kreisen Luft zu verschaffen, entsteht die mehr oder weniger „reale" oder „ideale" Politik. Da alle Politik zu materiellen Fragen Stellung nehmen muß, das heißt, der Ausdruck gewisser, das materielle Leben betreffender Strömmungen ist, so sieht es für den im Nurpolitischen befangenen Betrachter so aus, als ob wirklich die ökonomische Situation die Geistesrichtung der Menschen, aller Menschen bestimme. Und selbst, wenn sie es tatsächlich für die ungeheure Mehrzahl täte, so kämen eben trotzdem die Ausnahmen hier sehr in Betracht, weil gerade auf diesen Ausnahmen alles Wachstum des Geistes auf Erden beruht. Daß überhaupt von Menschenwürde und Hoheit des Daseins gesprochen werden kann, beruht doch lediglich darauf, daß da, wo wirkliche Glut, also Macht des Fühlens, Denkens, Wollens und Gestaltens vorhanden ist, diese Glut trotz allen Widerständen nicht erstickt wird. Und wenn nun menschliche Katastrophen wie die heutige entstehen, so ist es sicherlich gut, die unmittelbaren materiellen Ursachen festzustellen. Das fördert die Erkenntnis. Der letzte Grund aber, daß diese materiellen Ursachen zu der Macht gelangen konnten, besteht darin, daß die werbende, schöpferische Güte mit ihrer Welt und Leben durchglühenden Einsicht bis heute in der Menschheit noch zu keimhaft, zu ohnmächtig war. Daß ich das nun so ausdrücke und nicht einfach von der „Lasterhaftigkeit der Welt" als der alleinigen Ursache spreche, hat seinen Grund darin, daß ich nicht im Sinn jenes Ausdrucks daran glaube, daß die Güte am Anfang alles Daseins war, sondern daran, daß sie als köstlichste Frucht des Seins geworden ist, wird und weiter werden und wachsen muß.

IV.

Von den Resultaten des Krieges läßt sich vorderhand nur eines sicher feststellen: Maßloses Elend, unabsehbarer Jammer und grauenhafte Zerstörung in allen Landen. Die Einzelstaatenpolitik ist also wohl belastet genug, aber wohlverstanden, die Staaten und ihre Regierungen, nicht die Völker. Die Völker glauben instinktiv die von ihren Regierungen ausgegebenen edlern Motive. Ungezählten wäre der Gedanke, mit schuld an dem Krieg zu sein,

geradezu unerträglich. Sie beurteilen die Politik nach ihrem Privatleben und wissen, daß sie im Privatleben nicht ohne weiteres die Konkurrenz durch Mord und Totschlag unschädlich zu machen suchen. Diese Beurteilungsweise aber ist falsch, so begreiflich sie auch ist. Im Privatleben hängt über den Menschen als Symbol einer existierenden Einheit eine mehr oder weniger gut funktionierende Rechtsmaschinerie, die man im Streitfall anzurufen pflegt. Da das Völkerrecht noch kaum auf dem Papier steht, gibt's diese anerkannte höhere Rechtseinheit im Völkerleben noch nicht. In der auswärtigen Politik herrscht noch wie in menschlichen Urzeiten als oberster und ziemlich selbstverständlicher Grundsatz, daß der absoluten Machtentfaltung der eigenen Gruppe, als heute des Staates, durchaus keine Bedenken irgendwelcher Art entgegenstehen dürfen, also der Raubtierstandpunkt gemildert durch Schlauheit, das heißt durch Diplomatie: Reineke ist das Sinnbild der sogenannten Realpolitik. Diese „Realität" entspricht nun weder dem Alltagsverhalten weiter Volkskreise, noch selbst dem der Regierenden, die als Privatmenschen gewöhnlich gar nicht schlechter als andere Menschen auch sind, nur daß sie eben mehr als andere unter der Suggestion der „Realpolitik" leben und so das Verhängnis heraufbeschwören. Dieses Mißverhältnis ist ja längst vielen bewußt geworden; aber alle religiösen, sozialistischen und humanitären Bestrebungen, die es zu überwinden trachten, sind vorderhand noch nicht Herr geworden über all die harten, entgegenstehenden Tatsachen. Das Rechtsleben der Völker untereinander ist wie die Völkerwirtschaft noch unorganisiert. Der sozialistische Gedanke, der diese Organisation anstrebt, hatte bisher noch keine Durchschlagskraft.

Auch heute wieder, und ja nicht etwa nur aus den neutralen Gegenden, mehren sich die Stimmen, die genug haben, die spüren, daß das Zutrauen, die Liebe, die Achtung zwischen den Völkern neuerdings unsäglichen Schaden gelitten, und die mehr oder weniger laut ein Ende der bisherigen Ordnung und eine befreiende Neuorganisation wünschen. —

V.

Die einzige Neuorganisation, die für die weitere Zukunft einen einigermaßen gedeihlichen Frieden garantieren könnte, wäre nun wohl eine tiefgehende bis zum Bündnis reichende Verständigung der bisherigen Gegner, vorab, als Angliederungskerne für die übrigen Staaten, Frieden und Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland. Tatsächlich waren denn auch die Ansätze dazu vor dem Kriege ja schon reichlich vorhanden, und wird speziell dieser Krieg mit dem geringsten Haß geführt. Ja, Zeichen gegenseitiger Sympathie tauchen sogar recht häufig direkt vom Kriegsschauplatz auf. Man sage nun nicht etwa, Deutsche und Franzosen seien

sich zu fern und zu fremd, um sich friedlich zu finden. Beide kämpfen gegenwärtig mit Bundesgenossen, die ihnen zweifellos innerlich unendlich ferner stehen. Wenn man für die Zukunft nicht an einen europäischen Staatenbund, sondern nur etwa an einen mitteleuropäischen denkt, womöglich unter dem Vorsitz des deutschen Kaisers, wäre das doch einfach eine Garantie mehr für einen folgenden Krieg. Der auch schon vorgeschlagene Bund der Neutralen könnte vorübergehend, solange der Krieg dauert, günstige Wirkungen für das Wirtschaftsleben der Neutralen haben und zugleich die Aussichten einer Friedensintervention vergrößern. Um Friedensgarantien für die Zukunft zu bieten sind die Neutralen allein zu machtlos. Sie wären zusammen höchstens eine Großmacht mehr neben den andern.

Nun wird etwa eingewendet eine politische Einigung sei unmöglich, wenn nicht eine geistige vorangegangen, und wäre, selbst wenn möglich, ohne die geistige wertlos. Dem ist zu erwidern, daß jeder flüchtige Blick auf die Geschichte uns lehrt, daß ein Krieg durchaus kein Hindernis für ein nachheriges Bündnis ist, daß doch z. B. Süddeutschland nur vier Jahre, nachdem es mit Preußen im Krieg gewesen, mit ihm zusammen nach Frankreich gezogen. Und Hannover und Preußen! Und Oesterreich und Preußen! Und Frankreich und Rußland! Und England und Rußland! Und Rußland und Japan! Oder nehmen wir ein Beispiel aus der Schweizergeschichte: Der sehr erbitterte und blutige alte Zürichkrieg, dessen Ursache auch sich kreuzende Ausdehnungspolitik einzelner Orte war, hinderte gar nicht, daß sich nachher die Schweiz sehr eng von Neuem verbrüderte.

Also nicht geistige Einigung braucht der politischen voranzugehen. Wohl aber kann umgekehrt die durch Einsicht, selbst ohne große Sympathie geschlossene politische Einigung die geistige Annäherung begünstigen. Durch die Zufälle der Geschichte blieb z. B. der Kanton Tessin mit der übrigen Schweiz verbunden, während Domodossola, Chiavenna und das Veltlin für die Schweiz verloren gingen. Nun ist es doch zweifellos, daß wir Nordschweizer über das geistige Leben im Tessin ganz anders unterrichtet sind, als über dasjenige in den andern genannten Gegenden. Dies gegenseitig sich befruchtende geistige Leben gegenüber dem Tessin hat freilich auch erst recht eingesetzt seit das Tessin als selbständiger, gleichberechtigter Ort der Schweiz angehörte. Das frühere Untertanenverhältnis schuf wie in der Waadt direkt einen geistig trennenden Faktor. Das wäre heute natürlich auch der Fall, wenn etwa Belgien gewaltsam dem deutschen Reich angegliedert würde. Wie die wirtschaftliche Getrenntheit in kritischen Zeiten wie heute tatsächlich unzählige vorher bestehende geistige Bande zerreißt, so hindert sie auch im Frieden das geistige Zusammenkommen, eben weil es beständig Mißtrauen säet und künstliche Schranken errichtet.

Das Nämliche kann man ja tagtäglich in den Erscheinungen, die der Klassenkampf zeitigt, beobachten.

Für den geistbewegten Menschen ist natürlich der geistige Zusammenhang wichtiger als der politische, wie sehr er aber durch diesen in erregten Zeiten durch all die unberechenbaren Suggestionsmomente gestört werden kann, haben wir jetzt wieder mal gründlich erfahren. Darum wäre es so wünschenswert, daß der politische Zusammenhang auch umfassender würde.

Europa ist durch die Verkehrsmittel kleiner geworden. In der gleichen Zeit, in der man vor hundert Jahren durch die Schweiz reiste, reist man heute durch ganz Europa. Diese veränderte Tatsache sollte auch ihren politischen Ausdruck finden.

VI.

Nun meinen wieder einige die Kultur wachse nur auf gefährlichem Boden; nur unter beständiger Reibung, unter beständigen Gegensätzen reife hie und da ihre süße Frucht. Je selbständiger, je politisch zerstückelter, umso besserer Kulturboden. Das innerlich uneinige Griechenland sei das eigentliche Kulturland, während im einigen großen Rom die lebendige Aeußerung und Gestaltung des Innenlebens versandete. Das innerlich blutig zerrissene Italien des Cinquecento habe die Blüte der Renaissance erlebt und nicht das einige Italien des 19. Jahrhunderts. Das zerstückelte Deutschland sei seine große Kulturzeit gewesen; im einigen Reich habe die intensive technisch-wirtschaftlich-militärische Organisationsarbeit die Innenkultur verdrängt. Das zerstückelte Europa habe verhältnismäßig unvergleichlich viel mehr große Geister hervorgebracht als die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Und was mehr derartige Beispiele sind, die sich doch meistens als recht wenig stichhaltig erweisen.

Streichen wir z. B. in Deutschland zwei bis drei erste Namen aus der klassischen Zeit, und dann braucht das heutige auch in kultureller Hinsicht den Vergleich nicht mehr zu fürchten. Das Auftreten jener seltenen Menschen aber, die die dauernden Werte gestalten und das Leben ihres Volkes wie in einer Kryställinse sammeln, ist unberechenbar. Frankreich war kulturell ein blühendes Land zugleich mit seiner politischen Einheit und Machtstellung. Rußland ist ein Musterbeispiel für beide Ansichten: nach außen ein großer einheitlicher Staat, nach innen, dank seiner Mißwirtschaft, ein Maximum von Zerrissenheit. Jedenfalls aber melden die uns zugänglichen Geister jenes seltsamen Landes von einer Volksseele, die, wenn sie einmal im Innern Ordnung geschaffen, fähig sein wird, im Bunde mit dem Westen, diesem Westen, also uns, durch ihre außerordentliche Unverbrauchtheit, Unvoreingenommenheit und Unmittelbarkeit des Herzens, reichsten Segen zu bringen.

Und auch Amerika ist trotz seiner Trustwirtschaft und andern Kinderkrankheiten nicht so geistig arm, wie es wohl gern hingestellt wird. Erstens ist es verhältnismäßig jung, zweitens kennen wir's in der Regel ziemlich schlecht, und drittens ist schon manche befruchtende Geisteswelle von Amerika zu uns herübergeflutet. Nehme ich unsere kleinen schweizerischen Verhältnisse und betrachte die Karte um 1300 und um 1900, so sehe ich endlose Zerstückelung dort, Einigung hier. Die Geistigkeit des 19. Jahrhunderts braucht aber vor der des 13., bei uns wenigstens, wohl nicht die Segel zu streichen.

Kurz, ich will damit nur sagen: von der Größe der politischen oder wirtschaftlichen Organisation läßt sich kein unmittelbarer, sicherer Rückschluß auf das Geistesleben tun. Und jedenfalls dürfen derartige Bedenken nicht in die Wagschale geworfen werden, wenn es gilt, dem Elend der wirtschaftlichen Unorganisiertheit (und das bedeuten doch unsere einander bekämpfenden und konkurrierenden Einzelnationen) irgendwie beizukommen.

VII.

Was nun den Gedanken einer speziellen übernationalen Mission der Schweiz im gegenwärtigen Konflikt betrifft, so spottet man oft darüber, daß man sich anmaße, an etwas derartiges zu glauben.

Immerhin ist dazu folgendes zu sagen: Hat die Schweiz nun schon so lange als Staat eine Sonderstellung eingenommen, sollte sie eigentlich auch was aufzuweisen haben, was ihr die Berechtigung dazu gibt, etwas, das kein anderer Staat aufzuweisen hat. Wozu denn sonst der ganze patriotische Pathos? Nun gibt es tatsächlich in Europa keinen andern Staat, der in einigermaßen demokratischer Ausgestaltung romanische und germanische Völker mit einander verbindet. Und eine solche demokratische Ausgestaltung muß wohl dem zukünftigen Europa, wenn wenigstens Frieden herrschen soll, einmal zu Grunde liegen. Also von einer gewissen Vorbildlichkeit der Schweiz für die Gestaltung des zukünftigen Europa zu sprechen, ist durchaus nicht so unangebracht, umsomehr als es ja auch von Seiten der Kriegführenden häufig geschieht. Daneben ist wohl klar, daß sowohl Friede als ein eventuelles Bündnis nur möglich ist, wenn die Streitenden eben wollen, und die Größe der Rolle, die dabei jedem zufällt, wird wohl ungefähr der Bedeutung der verschiedenen Länder entsprechen. Insofern dürfte gewiß diese Seite der Aufgabe der Schweiz ziemlich bescheiden sein. Etwas anderes ist's eben mit der Initiative, und da muß schon gesagt sein, daß unter dem gegenwärtigen Krieg vielleicht die Angehörigen keines andern der neutralen Staaten derartig seelisch leiden, wie die Schweizer, weil kaum ein anderer Staat (es wäre denn etwa Holland!) so sehr ebensowohl mit Deutschland als mit Frankreich kulturell verwachsen ist. Tatsächlich hat

die Schweiz ja auch schon vermittelnde Initiative ergriffen. (Bureau zur Heimschaffung der Zivilinternierten; Bureau zur Beförderung von Postsendungen zwischen den Gefangenen und ihren Angehörigen: allerlei Zeitschriften, die einer Friedensdiskussion rufen sollen). Die Zukunft wird weitere Aufgaben bringen. Und selbstverständlich würde ein europäischer Staatenbund uns in der Schweiz doch mindestens nicht weniger etwas angehen als alle anderen auch.

Freilich sind wir, die wir ein Lockern der Nationalgrenzen herbeisehnen, als Einzelpersonen insofern auch wesentlich mit unserer Nation verbunden, als wir in Bezug auf unser Wirken doch größtenteils auf sie angewiesen sind. Wenn wir also wenigstens dem uns zugänglichen Volk die menschheitlichen Gesichtspunkte, die uns tiefer ergreifen als die nationalen, darlegen, und das in allen Ländern geschieht, so ist das sicherlich Arbeit, die dazu beiträgt, daß die Völker sich schließlich finden.

VIII.

Lasse man auch einmal das gedankenlose Schlagwort von der internationalen Wurzellosigkeit in der Versenkung verschwinden. Ich habe nie gehört, daß ein Amerikaner sich entwurzelter vorkommt als irgend ein Bewohner eines europäischen Kleinstaates. Wir Menschen wurzeln alle auf der Erde und in den Herzen unserer Mitmenschen. Und wenn wir einmal aus der Zeit der pseudowissenschaftlichen Sicherheiten und der gelösten Welträtsel hinaus sind, darf man auch vielleicht wieder die Frage erörtern, ob wir nicht doch außerdem noch wesentlich in einem Jenseits unserer sinnlichen Erfahrung, in einem Jenseits der Erde wurzeln. Ich meine das nicht in einer Weise, welche unserer irdischen Existenz antipodisch wäre, aber doch vielleicht in einer Art, welche diese an Bedeutung für unsere individuelle seelische Entwicklung ungemein überragte. Man überlege sich immerhin, wenn der das Chaos bekämpfende und überwindende Wille zur Liebe, zur Harmonie welteingeborene Realität wäre, wie sehr unsere Realpolitiker mit ihren harten Tatsachen im dauernd Unrealen herumirrten. Nun lassen wir für heute diesen Gesichtspunkt; aber seien wir uns immerhin bewußt, daß bis heute keine Orthodoxie (auch keine wissenschaftliche) vor den suchenden Seelenkräften dauernd standhalten konnte.

Also die Menschheit hat auf der Erde Wurzel gefaßt und zwar wohl dauerhafter als es die Einzelstaaten gekonnt haben. Sie wird auch, wenn die Einzelstaaten sie in ihrer Entwicklung hindern, diese zu überwinden wissen.

IX.

Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß irgend welche frommen Wünsche nun handkehrum das Furchtbare, das wir er-

leben, beseitigen könnten. Aber im Konflikt zwischen den frommen Wünschen und den harten Tatsachen sind für uns zweifellos die erstern maßgebend, insofern sie eben der Ausdruck unserer geistigen Konstitution sind, und sie einem durchaus nicht hindern, den Tatsachen ganz unbefangen ins Auge zu schauen.

Wie oft schweren Entscheidungen gegenüber erleben wohl manche von uns heute folgendes:

Einerseits klar und deutlich alles furchtbar Widerspruchsvolle, Unlösbare, alles was einer Völkerverbrüderung widerspricht, was unserem Verstand sagt, es sei einfach Unsinn und Phantasieberauschtheit oder direkt Wahnsinn, heute etwas derartiges überhaupt anzustreben. Andrerseits aber spüren wir in unserem Herzen etwas so Sicheres, Wegweisendes, etwas, das die Menschen in einem so tiefen Sinn als ein Zusammengehöriges fühlt, daß alle Sprach- und Rassenunterschiede und alles politisch-historische Auseinanderklaffen daneben so kleinlich erscheint, daß alle Verstandesbedenken dadurch in den Hintergrund treten. Und zwar das alles trotzdem man sich über den so wenig erbaulichen tatsächlichen Zustand der sogenannten Menschheit gar keine Illusionen macht. Für unser Gefühl sind eben die potentiellen Möglichkeiten der Menschheit auch eine Tatsache. Nicht das sich balgende Völkerchaos, wohl aber jenes erstrebte, und überall in Ansätzen vorhandene Zukunftsland und Kinderland der Menschheit setzen wir über unsere alten Vaterländer. Und damit diese Menschheit werden kann, bekämpfen wir alles, was wir als hinderlich für ihr Wachstum empfinden. Wir können die Richtlinien für unser Handeln nicht durch das bestimmen lassen, was unmittelbaren Erfolg verspricht, sondern nur durch das, was für unser Tätigkeitsbedürfnis irgend einen befriedigenden Sinn hat, auch wenn ein baldiger Erfolg sehr unwahrscheinlich ist. Wer lieber in indischer Willenslahmheit den Gedanken hätschelt, daß doch alles nichts nütze und deshalb wehmütig und mitleidig lächelnd auf die unheilbaren Optimisten und Weltverbesserer glaubt herabblicken zu können, dem muß man schon sein Vergnügen lassen. Groß dürfte es wahrscheinlich nicht gerade sein. Für uns andere kann freilich auch irgend ein politisch-wirtschaftliches Ziel nie unser eigentliches Menschheitsziel vorstellen. Weder der sogenannte demokratische Gedanke, der heute häufig so sinnlos agitatorisch mißbraucht wird, noch eine denkbar verständige soziale Wirtschaftsordnung samt Abstinenz, Frauenrechten und Weltsprache können mehr sein als ein Mittel zum Zweck. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sollten nur so geordnet werden, daß sie der Entfaltung der Menschenseele keine unsinnigen Widerstände in den Weg legen, damit die liebenden, forschenden, gestaltenden Kräfte, also die eigentlichen Tiefenwerte des Daseins, sich ungehinderter und ungekränkter betätigen können. Ein Endziel der ökonomischen Bewegung ist wohl auf Erden denkbar, ein Endziel der psychologischen keinenfalls.

Und sollten wirklich, wie einige glauben, die einmal kommenden, erdumspannenden Wirtschaftsverbände, welche die Produktion und Konsumtion nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes regeln werden, die Gefahr in sich tragen, daß die Menschen zu vielgeschäftigen, brauchbaren, nützlichen Herdentierchen und Maschinenteilchen versimpelten; daß alles kluge, lehr- und redselige, chinesenhafte, wohlgepflegte Beamte einer ungeheuren, tadellos funktionierenden Riesenmaschinerie würden? Vielleicht unterschätzt man bei dieser Befürchtung die wilde mystische Kraft des Menschen, die ungestüm nach Fülle des Daseins und Weite des Blicks verlangt. Sollte wirklich einmal die Menschheit lau und matt und greisenhaft werden, so tauchen sicher auch immer wieder eine Hand voll verwegener, begeisterter Gesellen auf, die nicht mit Waffen wohl aber mit der Kraft des Wortes den Spülicht aufrühren werden, von dem Bewußtsein getragen, daß es auf Erden wohl Frieden, aber keine faule, laue Ruhe geben darf. U. W. Züricher.

Auch ein Schritt näher zum Frieden.

Als Knabe las ich eine im 16. Jahrhundert spielende Geschichte, die den Titel führte „Der Sohn des Scharfrichters". Sie handelte von einem brandenburgischen Scharfrichter, der auf einem einsamen Gehöft im Walde wohnte. Dann und wann einmal wurde er in die Stadt beordert, um seines Amtes zu walten. Jedesmal wenn er einen Unglücklichen hinrichten mußte, machte er vorher furchtbare Stunden durch, so sehr graute ihm vor seinem Amt. Das Geschäft des Scharfrichters hatte sich samt Haus und Hof in dieser Familie seit alten Zeiten von Vater auf Sohn und Enkel vererbt. Der Unglückliche wußte, daß auch sein Sohn Scharfrichter werden mußte. Daher brachte er ihn schon in zarter Jugend fort zu fremden Leuten, um ihm das Gräßliche zu ersparen. Schließlich haben Vater und Sohn ihr Vaterland verlassen und sind in die Fremde geflüchtet, um ihrem Beruf zu entrinnen.

Ob die Erzählung historisch ist, weiß ich nicht. Aber wenn das auch im 16. Jahrhundert nicht sollte vorgekommen sein, so wird es doch heute so sein. Das Amt eines Scharfrichters ist kein begehrtes. Es mag wohl sein, daß die Todesstrafe da und dort verschwunden ist, weil sich keiner mehr fand, der sie vollziehen wollte. Während es in Asante bis vor kurzem Henker gab, die an einem Nachmittag in größter Gleichmütigkeit, ja sogar mit Vergnügen, Dutzende von Menschen vom Leben zum Tode brachten, verschwindet bei den Völkern Europas die Todesstrafe immer mehr.

Ich habe schon gelesen, daß Männer, die für die Todesstrafe eintraten, später, als sie Richter wurden und die Todesstrafe verhängen sollten, davor zurückschreckten und ihre Meinung änderten. Es gibt eben im Lauf der Jahrhunderte Veränderungen des seelischen — um nicht zu sagen des ethischen — Empfindens in Völkern und Einzelnen, die langsam aber unwiderstehlich um sich greifen und dadurch Veränderungen der Gesetzgebung und der Sitten herbeiführen.

Nun scheint mir, daß wir gegenwärtig eine ähnliche Veränderung des Empfindens miterleben, dem Krieg, oder genauer gesagt, dem Töten im Krieg gegenüber. Gewiß gibt es auch heute noch Tausende, die nicht die geringste Bedenklichkeit empfinden, die Feinde im Krieg niederzuschießen oder mit dem Bajonett niederzustechen, oder in die Luft zu sprengen; ja, die sich dessen nachträglich rühmen. Wenn sie überhaupt reflektieren, so werfen sie die Verantwortung für ihr Tun auf die Obrigkeit, welche sie zu den Waffen gerufen hat. Meist aber lassen sie sich blindlings von der allgemeinen Begeisterung mitreißen; zum Schutz des Vaterlandes und der heiligsten Güter der Nation ist es einfach notwendig, so viele Feinde zu töten als nur möglich. Es gibt auch Prediger, die die Soldaten in dieser Ueberzeugung bestärken. Sie sagen den Soldaten: Es ist euere Pflicht, recht viele Feinde zu töten. Wenn du einen Feind in der Schlacht schonst, wirst du der Mörder deines Bruders, der neben dir kämpft; denn der geschonte Feind wird ihn töten. Du schwächst dadurch dein Vaterland. Du verringerst die Aussicht auf Sieg. Du bist mitschuldig, wenn die barbarischen Feinde dein Vaterland überschwemmen und dir Weib und Kind ins Elend bringen. Darum getrost drauf! Diese Prediger versichern, daß noch niemals ein Soldat Gewissensbisse empfunden habe, wenn er im Kampf einen Feind, der ihm gegenüberstand, tötete.

Allein es scheint mir, daß das nicht mehr allgemein zutrifft. Die Anzeichen mehren sich, daß die Menschen unserer Zeit das Töten nicht mehr so leicht nehmen. Es ist ergreifend, in manchen Soldatenbriefen zu lesen, wie schwer es manchen wird, das Gewehr auf den Feind anzulegen; wie trotz aller laut gepflegten Kriegsbegeisterung ihnen die Verantwortung für ihr Tun schwer aufs Gewissen fällt, ja wie sie leiden und sich quälen unter dem entsetzlichen Widerspruch zwischen ihrer militärischen Pflicht und ihrem widerstrebenden Gewissen. Ich gebe hiefür einige Beispiele.

Ein französischer, jetzt in Deutschland gefangener Soldat schreibt: „Ich bekam einen weit vorgeschobenen Vorposten, dicht bei der großen Landstraße, in einem kleinen Gehölz. Es wurde Nacht. Man hatte vergessen mich abzulösen. Ich legte mich am Fuß einer großen Eiche zum Schlaf nieder. Beim Morgengrauen erwachte ich vom Galopp eines Pferdes auf der Straße. Kaum

hatte ich Zeit mich hinter einem Baum zu decken, als ich 20 Schritte vor mir auf der Höhe wie eine Statue einen Reiter halten sah. Er trug eine Feldmütze und einen Mantel. War er ein Offizier oder ein gewöhnlicher Soldat? Ich wußte es nicht; denn ich konnte an der grauen Uniform kein Abzeichen erblicken. Er überblickte die weit ausgedehnte Ebene. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Aufklärung. Ich hob mein Gewehr und schoß, hörte einen dumpfen Fall, den Schall eines wütenden Galopps und dann war alles still. Ich hatte einen Menschen getötet. In zwei Sprüngen war ich bei ihm und rief ihn. Er rührte sich nicht. Meine Kugel war ihm unter dem Ohr in den Hals gedrungen, und ein dicker Blutstrom floß daraus zur Erde nieder. Mit zitternden Händen hob ich ihn auf, sein Kopf aber hing leblos herab und schwankte hin und her. Ich befühlte seine Brust und das Herz. Aber es schlug nicht mehr. Endlich hob ich ihn auf und schaute ihm in die gebrochenen blauen Augen, die noch im Tode mild und freundlich blickten. Von diesem Augenblick an erinnere ich mich nur dunkel an Flintenschüsse, Rufen und galoppierende Pferde und geschwungene Säbel, ich wehrte mich und erhielt einen fürchterlichen Hieb über den Kopf. Als ich wieder zu mir kam, war ich in Deutschland gefangen.

Ein österreichischer Soldat aus Warnsdorf schreibt seiner Schwester aus Galizien, daß er schon viele Russen im offenen Kampf erschossen und in den Sand gestreckt habe, daß er darüber immer patriotische Gesinnung empfand. Jetzt aber ist's ihm, als hätte er allen Mut verloren. Ein Russe war ihm gegenüber gestanden. Schon war das Gewehr im Anschlag. Da rief der Russe: Oesterreicher nicht schießen, nicht schießen! und streckte beide Hände empor. Mit einer Hand deutete er unserem Krieger die Zahl seiner Kinder an. Und da verlangte das Herz des Warnsdorfers sein Recht: Das Gewehr kam aus dem Anschlag, der Feind sollte leben. Da fuhr der Russe mit der Hand in die Tasche. Jetzt meinte der Oesterreicher, ein Treuloser stände ihm gegenüber, der nach dem Revolver greife. Schnell das Gewehr angeschlagen, der Schuß krachte und der Russe lag tot am Boden. Doch als der Warnsdorfer auf den Feind zueilte, um zu sehen, was der Griff in die Tasche ans Licht befördern sollte, — da prallte er entsetzt zurück. Die erkaltende Hand umkrampfte im Todesschmerz in der Tasche die Photographie seiner Frau und der Kinder, um derentwillen er den Oesterreicher um Schonung seines Lebens angefleht hatte.

Auch aus den Kämpfen im Oberelsaß wird berichtet, daß französische und deutsche Landwehrmänner, die einander nahe kamen, durch Erheben der flachen Hände über die Erde einander zeigten, daß sie Kinder hätten in der und der Größe. Und da gingen sie einander aus dem Weg und verschonten einander.

Rührend ist auch folgender Vorfall: Die Heere standen einander in hitzigem Gefecht gegenüber. Endlich kam der Befehl zum Bajonettangriff. Unter den Stürmenden war auch ein junger Mann. Er stürmte gegen den Feind, und mit fanatischem Mut treibt er sein Mordgewehr in ein Feindesleben. Wie er sein Opfer in den letzten Zügen am Boden sieht, hört er leise Töne, Flüsterworte, keine Flüche und Verwünschungen, nein, Worte der Trauer. Ihm schwindelt, er läßt die Waffe fallen, und ohne Gegenwehr dringt der Feind auf ihn ein. Er fällt verwundet. — Der Kampf hat ausgetobt. Alle sind ihres Sieges froh, nur einer nicht. Im Lazarett liegt unser junger Stürmer, leicht verwundet, und stöhnt, und will sterben. Seine junge Frau mit dem kleinen Kindchen kommt ihn besuchen, da schreit er wild auf und sinkt ermattet, erschöpft auf sein Lager. Kummervoll legt ihm sein Weib die Hand auf die Stirn und leise flüstert er ihr ins Ohr: „Seine... letzten... Worte waren": — er faßte sie am Kopf, zog sie fest an sich und schrie ihr ins Ohr: „waren: ma pauvre femme, mes pauvres enfants."

Und in einer seiner letzten Predigten erzählt der bekannte Pfarrer Wilfred Monod in Paris: Noch höre ich das eindrucksvolle Wort eines jungen Offiziers, eines eifrigen Christen, der auf sein Feldbett ausgestreckt langsam und ernst zu mir sagte: „Ich habe ihrer fünf getötet, einen nach dem andern, indem ich auf sie zielte. Das war meine militärische Pflicht. Ich habe sie erfüllt. Aber dann konnte ich nicht mehr beten. Begreifen sie es? Beten zu dem, welcher der Vater aller Menschen ist." —

Aus den Weihnachtstagen wurden vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz mehrfach freundschaftliche Begrüßungen von Schützengraben zu Schützengraben gemeldet. Durch Armeebefehl vom 29. Dezember wurde dann das Fraternisieren und überhaupt jede freundschaftliche Annäherung an den Feind verboten. Allein diesem Fraternisieren begegnet man immer wieder. In manchem Feldbrief kehrt der Ausdruck wieder, daß einem die Leute dort drüben auf der andern Seite ja nichts zuleid getan haben, daß es eigentlich unsinnig sei, mit Pulver und Blei gegen einander zu wüten. Es ist die gleiche Empfindung, welcher schon Tolstoi Ausdruck gegeben hat. Als Tolstoi als junger Mann sich im Krimkrieg beteiligte, sah er, wie Franzosen und Russen während eines Waffenstillstandes friedlich mit einander plauderten. Keiner hatte etwas gegen den andern. Und einige Stunden später stürzten sich die gleichen Menschen unter dem Wirbel der Trommeln und Hurrageschrei voll Blutdurst auf einander und vernichteten sich gegenseitig. Das kam ihm vor wie Unsinn. Diese Erfahrungen trugen dazu bei, daß er später ein so leidenschaftlicher Prediger des Friedens wurde.

Was Tolstoi damals empfand, das empfinden heute Tausende. Der Gedanke der Menschenwürde und der Menschenverbrüderung hat

seitdem Fortschritte gemacht; nicht nur als Idee, welche die Gehirne der Menschen ergreift, sondern auch als seelische Empfindung. Es wird dem Europäer unserer Zeit schwerer als dem des dreißigjährigen Krieges, das Gewehr anzulegen auf den „Feind". Die seelischen Hindernisse des Tötens sind im Wachstum begriffen. Das muß für die Veranstalter und Leiter der Kriege eine sehr unerwünschte Erscheinung sein. Wohin käme es mit dem Kriegführen, wenn diese Empfindung um sich greifen sollte? Noch ist es nicht der Fall. Noch gelingt es durch allerlei Mittel die Soldaten zur Begeisterung, zur Wut, zum Zorn, zum Haß gegen den Feind zu entflammen. Aber trotzdem nimmt der Abscheu davor zu, Menschen zu vernichten.

Nach der Reformation haben es die Täufer als Gesetz aufgestellt, daß dem Christen das Tragen von Waffen und damit das Töten von Menschen verboten sei. Sie haben sich durch dies Gesetz im Lauf der Jahrhunderte manchen Quälereien ausgesetzt. Sie haben damit Zeugnis abgelegt für das christliche Ideal. Aber die Hilfe kommt nicht auf dem Wege des Gesetzes. Sie kommt von oben. Gott führt die Menschen äußerlich und innerlich weiter. Er läßt reinere, menschlichere Empfindungen aufbrechen in den Tiefen der Menschenseelen im Lauf der Jahrhunderte. Von innen heraus verbreitet sich die Empfindung: Ich kann nicht töten. Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Lieber sterben als töten.

Ich will nicht behaupten, diese Empfindungen nehmen so zu, daß in Zukunft ein Krieg unmöglich werde. Aber das darf wohl gesagt werden: Sie bezeichnet einen Schritt, der wie so viele andere Dinge dem ewigen Frieden näher führt. Die Veränderung, die sich in der Empfindungsweise der Menschen gegenüber dem Töten durchsetzt, ist eins von den vielen Dingen, die uns die Hoffnung verleihen, daß einst das Kriegführen so schwer sei, daß es zur Unmöglichkeit wird. C. Stuckert.

Als Ergänzung und Bestätigung zu den oben angeführten Beispielen möchte ich noch folgenden Fall mitteilen. Ein mir bekannter, wegen Krankheit aus dem Kriegsdienst entlassener Soldat (die nähern Angaben unterlasse ich aus naheliegenden Gründen) erzählte mir nach seiner glücklichen Heimkehr, er habe während sechs Wochen an der Front gestanden und sei als einer der vordersten in vier Gefechten gewesen, habe aber keinen einzigen Schuß auf den Feind abgegeben und gelegentlich die Munition weggeworfen, weil er es einfach nicht über sich brächte, auf einen Menschen zu zielen. Ein Kamerad, der das bemerkte, habe ihm gestanden, daß er es ebenso mache. — Ich glaube auch, daß solche Gesinnung im Zunehmen begriffen ist. L. St.

Zum Frieden.

Ein Werk für die christliche Kirche.

(Von einem Laien.)

Vorbemerkung. Nachstehende Arbeit wurde Ende Oktober geschrieben und zuerst einigen Berner Pfarrern mit der Bitte gezeigt, sie irgendwie, wenn auch mit beliebigen Aenderungen und Kürzungen, zu verwerten. Dem Verfasser wurde indessen bedeutet, daß die „Kirche" nicht in solcher Weise vorgehen könne; von einer Seite wurde ihm offen das Erstaunen über seine riesige Naivität ausgedrückt, daß er glaube, die Kirche sei einer solchen Aktien noch fähig, und daß er nicht wisse, wie sehr sie, die offizielle, die Staats-Kirche, in diesen Tagen des ins Uebermenschliche gesteigerten Nationalismus und eines fast zur Gottheit gesteigerten Patriotismus sich großenteils ebenfalls, klug und vorsichtig, in den Dienst dieses patriotischen Kultus gestellt habe. — Schmerzliche Enttäuschung! Also ist es „naiv", zu glauben, unsere Kirche, deren Vertreter am Sonntag so erbauliche Worte der Liebe und alles Guten zu den Gläubigen reden, sei noch immer die Dienerin Jesu Christi, nach welchem sie sich nennt, und sie suche überall, auch wo es zurzeit unangenehm und gefährlich sein mag, im Sinne der Evangelien zu wirken, im Geiste der frohen Botschaft „Friede auf Erden"? So hätte Victor Hugo Recht mit der Stelle in seinem letzten Willen, die lautet: „Je refuse l'oraison de toutes les églises, je demande une prière à toutes les âmes; je crois en Dieu", zu deutsch ungefähr: Ich glaube an Gott, aber ich will keinen Priester!

Nein, noch kann ich es nicht glauben, ich will es nicht glauben. Wenn jetzt die Kirche ihre Pflicht nicht erkennt, wenn sie über dem Patriotismus die Menschlichkeit vergißt, dann werden in der Schweiz und anderswo Hunderttausende und gerade von den edler Denkenden, sich von ihr wenden, oder viele werden sie nur noch gewohnheitsmäßig, des guten Tones wegen, besuchen und brauchen, werden aber wahrlich von einer solchen, wenn auch mit noch so schönem Flitter überzogenen Mumie keine Heilskräfte, keinen Segen mehr erhalten. Das verhüte Gott! —

So möge denn diese kleine Arbeit, in ihrer nachträglich etwas veränderten Gestalt, auch etwas Weniges beitragen zum großen Ziele, zum Frieden!

I.

Schon mehrere Monate lang wütet der Krieg, der größte Krieg, den je die Welt erlebt, mit den größten und den feinsten Hilfsmitteln und Errungenschaften der modernen Technik und der Wissenschaft geführt, geleitet von den intelligentesten Köpfen der kultiviertesten Völker, unterstützt und verteidigt von allen Künsten und Manövern einer gewandten, mehr verschlagenen als ehrlichen Diplomatie, deren Gelb- und Blau- und Rot-Bücher und oft so unwahren und verdrehten Kriegsberichte die öffentliche Meinung zu gewinnen, oft auch irrezuführen suchen. In unserem „humanen" Zeitalter sollen nun angeblich sogar die gewaltsamsten Ausbrüche und akutesten Entladungen der höchsten Spannung zwischen verschiedenen Völkern, eben die Kriege, durch allerlei Bestimmungen geregelt werden, die wenigstens die größten Schrecken des Krieges in etwas mildern, die den Wehrlosen wie den Verwundeten Schutz bieten, die Kämpfenden z. B. vor allzu barbarischen Geschossen bewahren, den Neutralen ihren ungestörten Handelsverkehr und ihre Sicherheit garantieren, die friedliche Bevölkerung

offener Städte schützen — Genfer Konvention und Haager Uebereinkommen.

Aber ach! wie so bald und wie gar so kläglich sind alle papierenen Abmachungen, alle noch so feierlich beschworenen und garantierten Verträge zusammengebrochen vor der wütenden Macht des lodernden Hasses, vor der ehernen „Notwendigkeit" der Ausnützung des momentanen Vorteils, vor der unbedingten und schrankenlosen Geltendmachung des eigenen Interesses: die feierlich garantierte Neutralität Belgiens wird von den Deutschen kraß verletzt und dieses arme Land und Volk zum unglücklichen Schauplatz des verheerendsten Krieges gemacht, weil „vielleicht" sonst die Franzosen sie verletzt hätten; beide kriegführenden Parteien werfen sich den Gebrauch der verbotenen mörderischen Dum Dum-Geschosse vor; die unterseeischen Kabel, die dem Verkehr des Handels und auch der neutralen Staaten dienen, werden mit roher Hand durchschnitten, die mit Lebensmitteln und sonstigen bitter notwendigen Produkten für neutrale Völker bestimmten Schiffe werden monatelang von dem meerbeherrschenden England angehalten und so den betreffenden Staaten der allerschwerste Schaden zugefügt; aus dem Osten liest man Berichte über grausame Verstümmelungen armer Verwundeter durch Kosaken; im Westen klagen die Deutschen die Franzosen zahlreicher Beschießungen von Sanitätskolonnen und ähnlicher Frevel an; Deutsche in Belgien und Franzosen im Elsaß packen in den besetzten Städten des Feindeslandes eine beliebige Zahl ganz unschuldiger, wehrloser Bürger und schleppen sie als „Geiseln" unbarmherzig von Weib und Kind, von Haus und Heim fort; viele einzelne harmlose Bewohner sollen im Elsaß von den Deutschen erschossen worden sein; Luftschiffer werfen aus der Höhe Pfeile, Bomben und Geschosse aller Art in ruhige offene Städte hinab und verwunden und zerschmettern arme Greise, arbeitende Frauen und spielende Kinder, so daß der „Krieg" nicht mehr, wie früher, den Charakter eines Kampfes zwischen den wehrhaften Männern der gegnerischen Staaten hat, sondern vielmehr ein blindes, zielloses Wüten und Morden auch gegen gänzlich Wehrlose und Unschuldige geworden ist.

Ja, der heutige Krieg zeigt es uns klar, daß alle Kultur, alle Menschlichkeit, alle in Paragraphen gefaßten, von Kongressen angenommenen und von den Staaten feierlich unterzeichneten Verträge zur Milderung der Kriegsschrecken auch heute, im zwanzigsten Jahrhundert, größtenteils Fiasko machen, daß sie versagen, wenn der Haß der Völker durch den ausgebrochenen Krieg entfesselt ist oder wenn der momentane Vorteil es zu fordern scheint. Wer wird, nach allen Vorkommnissen, die der gegenwärtige Krieg nur bis jetzt schon zu Tage gefördert hat, in Zukunft irgendwelchen internationalen „Konventionen", Neutralitäts-Garantien und ähnlichem noch vertrauen? Wohl niemand mehr. Die Kultur der höchstgebildeten Völker hat versagt, das Rechtsgefühl ist schroff beiseite gesetzt worden, blinder Haß allein schwingt im

Kriege siegend sein gräßliches Szepter — das sind die Tatsachen, die nichts beschönigen kann.

Und wer ist es, der dies alles tut und begeht; sind es Wilde, Heiden, Menschenfresser? Nein, es sind nicht nur die gebildetsten Völker der Erde, die dieses blutige Schaustück bieten, es sind eminent *christliche Nationen*, Völker, deren Gebieter den allmächtigen Gott zu ihrem Schutze anrufen und ihn — hüben und drüben — anbeten und ihn zum Zeugen ihres „Rechtes" machen möchten. Ja, Christentum, Religion der höchsten Liebe, deine Bekenner sind es, die sich so haßerfüllt zerfleischen und zu vernichten trachten.

Was aber sagen die offiziellen Vertreter dieser Religion, was sagen die Diener Gottes der verschiedenen Konfessionen, was sagt *die Kirche* zu all dem Grauenhaften, das jetzt geschieht? Einige Geistliche zu Stadt und Land haben „Kriegspredigten" gehalten, einzelne haben diese sogar drucken lassen, und haben, den Ernst der Lage und die böse Zeit benützend, den jetzt etwas zugänglicheren Hörern allerlei gute Vorschriften des Evangeliums wieder lebhafter vor Augen geführt; alles gut und schön, gewiß.

Aber ist *das* die Aufgabe der Kirche, der Organe der Religion Christi, in der jetzigen Lage? Kann sie, gerade sie und vielleicht nur sie, nicht unendlich viel *mehr* tun? *Ist die Kirche überhaupt noch eine Macht im Staate, im Leben der Völker und ihrer Gebieter*, oder ist *sie es nicht mehr*? Wir hoffen, sie sei es noch. Noch ruft der deutsche Kaiser vor aller Welt Gott zum Zeugen seiner Unschuld an diesem Kriege an, der Kaiser von Oesterreich läßt die Kinder seines Landes zu Gott für ein baldiges Ende dieses schrecklichen Krieges flehen; der Präsident der Vereinigten Staaten fordert auf, an einem bestimmten Sonntag in allen Kirchen der weiten Union zum Allmächtigen um baldigen Frieden zu beten; England hat stets eine Reihe seiner hervorragendsten Männer im frommen Lager gehabt. Der Papst, das Haupt der katholischen Christenheit, macht Anstrengungen zur Herbeiführung des Friedens. Die Aufrufe unseres schweizerischen Bundesrates schließen noch unter Anrufung Gottes — sollte da eine kräftige Aktion, ein kühner, gewaltiger, alle konfessionellen Trennungen und Spaltungen überschreitender, *gemeinsamer Schritt der Vertreter der christlichen Kirchen* bei den kriegführenden Staaten und ihren Leitern nicht Aussicht auf Erfolg haben dürfen? Wir glauben doch. Erstens weil wir keinen Grund haben, trotz aller Abirrungen an der Aufrichtigkeit der christlichen Gesinnung der Häupter der Staaten zu zweifeln, und auch weil diese es im eigenen Interesse nicht wagen dürften, so zu handeln, als ob ihnen das offiziell bekannte Christentum gerade in so wichtigen Dingen eigentlich doch nichts gelte, und weil mit einer von ihnen erklärten offenen Mißachtung seiner Gebote sie sich selbst und dem Staat die solideste Grundlage, die kräftigste Stütze entziehen würden.

Sind denn Propheten nur in Israel gewesen? Hat unsere Kirche, bald 2000 Jahre nach Christi Erdenwallen, keine Propheten mehr, keine mutigen Männer mehr, Diener Gottes, die nicht warten, bis sie gnädig zum Kaiser oder König oder zum Ministerium beschieden und um ihre Meinung befragt werden, sondern die, von Gottes Geist erfüllt, selber zum Herrscher treten und ihm zurufen: Also sagt dir Gott und also sagt dir Christus....! Ja, solche Männer wird unsere Kirche wohl noch haben, in denen lebendig ein Funke des wahren Geistes des Stifters unserer herrlichen Religion glüht, denen ein Schimmer jener unendlichen Liebe des großen Meisters leuchtet, den es „des armen Volkes jammerte", in denen das Feuer der Begeisterung für alles Gute und Wahre kräftig brennt und loht; solche Männer, freilich auch nur solche, werden es als ihre Pflicht fühlen und den Mut haben, im Namen Gottes vor die Mächtigen dieser Erde zu treten und sie zum Frieden zu ermahnen — „also spricht Gott!" werden sie da sagen und es auch sagen dürfen.

II.

Welch entsetzliche Summe von Elend, von Unglück im düstersten Sinne des Wortes, von Leiden aller Art für die Kriegführenden, welches Uebermaß von Trauer für ihre Angehörigen allüberall in den größten Ländern der Erde mit dem jetzigen Kriege verbunden ist, das läßt sich eigentlich kaum recht fassen. Früher gab es noch baldige Schlachten, zwar mit all ihren gräßlichen Bildern, aber alles nahm doch ein wenigstens nicht allzufernes Ende; und heute? Unter dem mörderischen, ganze Truppenkörper in kurzem fast vernichtenden Feuer der schweren modernen Artillerie und der zahllosen Maschinengewehre wird jedermann vorsichtiger; aus bloßen Schützengräben oder allerlei kleinen Unebenheiten des Terrains werden Verschanzungen, fast kleine Befestigungen errichtet, man gräbt sich in die Erde ein, man liegt tage- ja wochenlang in den kalten, nassen Gräben, in denen viele ihre Gesundheit für immer verlieren, dazu verurteilt, bei der kleinsten Unachtsamkeit das Opfer einer Kugel des stets wachsamen Gegners zu werden. Alle Tagesblätter wimmeln von trostlosen, schauerlichen, ergreifenden Einzelschilderungen aus dem Kriegsbild, aber — man gewöhnt sich an diese entsetzenerregenden Geschichten, sie werden einem fast zum täglichen Bedürfnis, man liest und liest und bleibt dabei ruhig; man ist ja selber im Sichern! Wer denkt näher an all die armen Witwen, die jammernden, lebenslang vereinsamten Waisen, denen nicht nur der Ernährer, sondern der treue Hüter und Wächter und Beschützer, der Erzieher, der Berater und Vertraute in allen Lebenslagen nun für immer fehlt? Man vergegenwärtige sich für einen Augenblick, in seiner ganzen furchtbaren Größe, das Unglück nur einer einzigen Familie, deren ganzes Sein und deren Lebensnerv durch den plötzlichen Tod des Vaters durchschnitten und zerstört wird! Wer fühlt nicht, wenn er will, den grenzenlosen Jammer so einer tiefgebeugten Witwe, der armen

schutzlosen Kinder nach? Und nun fast Tag für Tag, Woche für Woche Tausende, oft Zehntausende solcher hingerafften Gatten und Väter, hinter jedem seine in Elend und Not, in Trauer und Leid gestürzten Angehörigen! Dazu erst noch das ganze von diesen ungeheuren Armeen verwüstete, mit Drähten überzogene, in Befestigungen jeder Art verwandelte, von Granaten und Geschossen durchwühlte und zerrissene fruchtbare Land, das auf lange Zeit hinaus nicht mehr bebaut werden kann.

Wie lange noch? Ja, lange noch soll es dauern, sagen beide Parteien. Bei den Stärkeverhältnissen der jetzigen Gegner muß man wohl auch sagen, daß weder der eine noch der andere so schnell gänzlich niedergerungen werden kann. Haben die Verbündeten die Uebermacht zur See, so haben allem Anschein nach die Deutschen und Oesterreicher, hauptsächlich durch die kundigere Führung und die fast bis auf den höchstmöglichen Grad eingeübten und ausgebildeten Mannschaften der ersteren, voraussichtlich für längere Zeit noch den Vorteil auf dem Lande. Die Engländer erklären, sie machen keinen Frieden und wenn der Krieg viele Jahre lang dauern sollte, bis der Gegner den ihm diktierten Frieden annehmen müsse, und das werde dann ein „Friede" sein, von dem man sicher sei, daß er dauern werde; das will sagen, man werde Deutschland so schwächen, daß es auf lange Zeit hinaus unschädlich gemacht sei. Anderseits erklärt Deutschland feierlich, es werde Gut und Blut und seine letzte Kraft daran setzen, um diesem Kriege einen Frieden folgen zu lassen, der nicht „ein Friede", sondern der Friede sei, der Friede auf lange hinaus, d. h. auch diese Partei will nach erlangtem Siege den Feind so tief beugen, daß sie für lange vor ihm sicher sein kann.

Aber wird das überhaupt ein Friede sein? Nein, nie und nimmer, sondern im Gegenteil gerade der Anfang zu neuen Kriegen, zu umso grausameren und schrecklicheren, je längere Zeit der Besiegte braucht, um sich wieder zu erholen und zu seiner Rache zu kommen. Frankreich und England, wie Deutschland, sie sind zu groß, zu stark, zu lebenskräftig, als daß eines von ihnen so völlig niedergeworfen werden könnte, daß es sich nicht in einigen Jahren oder Jahrzehnten, mit oder ohne Allianzen, zur Abrechnung wiedererstarkt fühlen könnte. Das anno 1871 so sehr geschwächte und verkleinerte Frankreich hat seine Revancheidee jahrzehntelang brüten müssen, und es hat sie gebrütet, es hat sie nie aufgegeben, bis 1914 die Stunde schlug.

Aber kann, darf, wird die übrige Menschheit, wird die Christenheit einem so langen Morden und Schlachten der Völker, bei denen mit der längern Dauer des Krieges auch der Haß und die Leidenschaft immer grimmiger und entfesselter, die Verrohung und Vertierung der Kriegführenden naturgemäß größer werden wird, wirklich mit verschränkten Armen, ruhig, tatenlos zuschauen? Kann sie stumpf bleiben und gefühllos für die neuen Tausende von braven Wehrmännern, die jeder weitere Tag des Krieges zum blutigen Opfer fordert, beim

Gedanken an das Elend, das der Tod jedes Gefallenen seiner hilflosen Familie bringt? Wie werden nun erst die Schrecken des Winters die Qualen der Soldaten, der Verwundeten wie der Gesunden, noch vermehren? Und dann wieder die Wärme des Frühlings, der sonst als Gottes goldgelockter holder Sendbote die Menschheit mit tausend Blumenfarben zu neuem Leben, zu frischem, frohem Dasein hinausruft, wie wird sie aus den eklen Dünsten der Zehntausende oder gar Hunderttausende von schlecht, teilweise gar nicht begrabenen Menschen- und Tierleichen verheerende Seuchen unter den Armeen und dann auch in der übrigen Bevölkerung erzeugen!

Nein, es ist unmöglich, ein solcher, so unendlich lange dauernder Krieg, der dann überdies statt des richtigen Friedens nur Haß und Rachlust und den Samen zu, wenn auch noch entfernten, doch einmal kommenden neuen Kriegen hinterläßt, darf nicht zugelassen werden; hier müssen die Neutralen, müssen alle guten Geister auf Erden und muß vor allem Gottes offizielle Dienerin, die Kirche, trotz deutscher und anderer dem neuen nationalen Götzen opfernden Kriegspfarrer, auf den Plan treten.

III.

In der November-Dezember-Nummer der mir vorher unbekannten „Neuen Wege" las ich treffliche Artikel über Krieg und Frieden, deren etliche der Sache auf den letzten tiefsten Grund gehen und durch eine innerliche, gründliche Erneuerung des Menschen im Sinne der Forderungen Jesu Christi die gänzliche Unmöglichkeit des Entstehens fernerer Kriege herbeiführen möchten. Hiegegen wird an sich wohl kaum etwas Tristiges gesagt werden können. Aber wie mühsam, wie unsäglich schwer und wie unendlich lang ist dieser Weg! Da glauben wir nun doch, man könne und man dürfe auch, neben dieser dornenvollen, aber in ihren einstigen letzten Stadien gründlichen Arbeit einhergehend, jetzt schon darnach trachten, vor allem den jetzigen, schrecklichen Krieg mit all seinem Elend und seinen Greueln möglichst schnell, immerhin auch möglichst gründlich zu beendigen und ihm durch einen Frieden auf möglichst reellen, dauernden Grundlagen ein baldiges Ziel zu setzen. Je länger die Fortdauer des Mordens, des Leides hüben und drüben, desto tiefer und nachhaltiger auch die nationale Verbitterung, die dann leicht in eine zweite Generation sich noch fortpflanzt, desto schwerer der Abschluß eines Friedens, der wirklich die Elemente der Dauerhaftigkeit in sich birgt.

Niemals bringt die scheinbar noch so völlige Niederwerfung des einen Gegners einen dauernden Frieden, das lehrt uns vor allem die Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71 und des ihn abschließenden Frankfurter Friedens. Das tief am Boden liegende Frankreich konnte seine zwei entrissenen Provinzen nicht verschmerzen; es behielt seine Rache volle 43 Jahre lang, es suchte Allianzen und fand sie, wenn auch ganz unnatürliche, in dem despotisch regierten

Rußland, es mußte warten und wartete — bis 1914 die Stunde endlich gekommen war! Denn vorab die Revanche-Idee Frankreichs, nebst der Entfremdung zwischen Rußland einerseits und Deutschland und Oesterreich anderseits nach dem Berlinerkongreß, der anno 1878 Rußland von dem heiß ersehnten Bosporus zurückdrängte, verbunden noch mit dem immer wachsenden Haß Englands auf den jungen Nebenbuhler Deutschland, der ihm im Welthandel immer näher kam, dies waren die wahren Ursachen des 1914er Krieges, der, wie die von Jahr zu Jahr wachsenden ungeheuren Rüstungen der Großmächte es klar zeigten, bald einmal kommen mußte, ob nun der Mord von Serajewo oder irgend ein anderes Ereignis den Anlaß dazu bot, denn dieser Mord war eben nur der äußere Anlaß zur Entfachung des furchtbaren Brandes, die Ursachen waren längst vorhanden, und sie mußten eben endlich ihre Wirkung entfalten.[1])

Soll der kommende Friede ein wahrer Friede, ein ehrlicher, dauernder Friede sein, so kann er nie und nimmer der Friede sein, wie ihn jetzt beide kriegführenden Mächtegruppen herbeiführen zu wollen erklären: einen auf möglichste Niederwerfung und Schwächung des Feindes basierenden Frieden. Ein solcher würde von vornherein nicht nur die Gefahr, sondern geradezu die Bedingung eines späteren neuen großen Krieges in sich tragen! Das werden und können doch gewiß die Herrscher und führenden Männer sowohl Deutschlands und Oesterreichs wie Frankreichs und Englands leicht einsehen; aber auch die allmählich mündiger werdenden Völker werden sich dies merken.

Auf Gerechtigkeit, dies Wort vorläufig nicht im höheren, religiösen Sinne, sondern mehr menschlich und politisch genommen, muß ein Friede sich aufbauen, der nach diesem Kriege (wenigstens für die großen christlichen Völker) Bestand haben soll. Die wirklichen, bei einiger Ehrlichkeit von niemand zu leugnenden Bedürfnisse für die ruhige Fortentwicklung der großen Kulturvölker müssen aufrichtig und möglichst vorurteilsfrei geprüft und abgewogen werden: Frankreich kann sein Elsaß-Lothringen, das es ja vor 1871 zweihundert Jahre lang besaß, nun einmal nicht verschmerzen; das volkreiche, in Handel und Industrie — dank dem unermüdlichen Fleiße seines ganzen Volkes — so riesig sich emporarbeitende Deutschland braucht unbedingt überseeische größere Kolonien, die nun einmal seit Jahrhunderten England, nach ihm Frankreich, allen andern längst weggeschnappt hat; England und Frankreich sind in politischer Beziehung Horte einer gewissen, ziemlich weitgehenden Freiheit, die sich in dem reaktionären, fast unter einer Art Militärdiktatur stehenden Deutschland immer bedroht sehen wird — dies alles und manch anderes sind grundlegende Punkte, die bei den Beratungen und in den Abmachungen der diesen Krieg ab-

[1]) Wir sehen uns, um Mißverständnisse zu verhüten, zu der Bemerkung genötigt, daß wir die Ansicht des Verfassers über die Ursachen des Krieges nicht teilen, sie jedenfalls in dieser Formulierung für einseitig und im Einzelnen nicht ganz zutreffend halten. Die Redaktion.

schließenden Friedenskonferenzen ihre Würdigung und eine vernünftige Lösung finden müssen und gewiß auch finden können.

IV.

Was tun?

Wenn das schöne Wort der frohen Botschaft, die das Kommen unseres Heilandes ankündigte: Friede auf Erden, unsern Predigern noch in den Ohren und im Herzen tönt, wenn die hoch über jeden Nationalismus erhabene Menschlichkeit dessen, der den Juden das Gleichnis vom herzlosen Leviten und vom barmherzigen Samariter in die Ohren donnerte, in den Seelen unserer Diener Gottes noch ein Plätzchen behalten hat, so muß die christliche Kirche, müssen ihre Organe und Leiter ihre Pflicht erkennen, einzugreifen und alles zu versuchen, um dem gegenwärtig die halbe Welt und den größten Teil der „Christenheit" erfüllenden Schlachten und Morden ein Ende zu machen. Der römische Papst, über dessen Kirche wir Protestanten aller Schattierungen uns so gerne erhaben fühlen, macht Versuche, den Frieden herbeizuführen — und die „geläuterte" Kirche der Reformierten kann kalt und untätig den Schrecken des Krieges zuschauen?! Ja, wenn dies so wäre, dann würden wir es wohl erleben und auch begreifen, daß, wie in den katholischen Ländern das Volk der größeren Städte es vielfach tat, auch in den reformierten Staaten, zu Stadt und Land, große Scharen einer erstarrten Kirche, die von Christus nur noch den Namen, aber keinen Funken seines Geistes mehr hat, den Rücken kehren und sich zum Atheismus wenden oder allenfalls noch in Sekten Zuflucht suchen würden. Aber soweit wird es doch noch nicht sein, wir können es, wir wollen es nicht glauben. Wir erwarten, daß die, welche Christi Wort zu lehren und sein Reich zu mehren mit feierlichem Gelübe bei ihrer Konsekration geschworen haben, gegenüber der herrlichen Möglichkeit, durch ihr Wirken ein Ende all der furchtbaren Greuel und überdies gar noch den Anbruch einer neuen, friedlicheren Aera unter den hochstehenden Nationen herbeizuführen, in heiliger Begeisterung sich ans Werk machen, vor keinen Schwierigkeiten zurückschrecken, sondern, von einem Hauch der glühenden Liebe ihres und unseres göttlichen Meisters getragen, ihre Friedenstätigkeit beginnen, sie unentwegt durchführen und unermüdlich bis zum glücklichen Ausgang bringen.

Eine unserer kantonalen Kirchenbehörden, ein Synodalrat, allenfalls durch eine Anzahl Pfarrer und geachtete Laien dazu aufgefordert, kann hier die Initiative ergreifen und die kirchlichen Behörden der größern reformierten Schweizerkantone, die Vorstände der „Eglises libres", sowie die schweizerischen katholischen Bischöfe zu einer Konferenz einladen. Diese Konferenz, die nach außen, trotz aller konfessionellen Unterschiede, als die momentan für ein hohes Ziel geeinte schweizerische Kirche auftreten darf und schon durch diese

ungewohnte Tatsache wirkungsvoller in die Erscheinung tritt, wird nun, in der zündenden Sprache, die der Geist Christi sie finden lassen wird, eine dringende Einladung an die hauptsächlichsten in Betracht kommenden christlichen Kirchen zur Beschickung einer weiteren, internationalen Konferenz erlassen; hiezu wären die Kirchen (der verschiedenen Konfessionen) der größeren und der durch ihre hohe Kultur wichtigeren neutralen Staaten und der mächtigeren kriegführenden Staaten Europas, sowie der Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Auge zu fassen.

Diese Konferenz der Kirchen aller wichtigeren Staaten hätte nun die eigentliche Hauptarbeit zu leisten; ihr Zusammentritt kann, bei regem Eifer und gutem Willen, in relativ naher Zeit erfolgen, wohl am passendsten in der Schweiz oder in Holland. Diese Versammlung, eine Vereinigung der intelligentesten und maßgebenden Männer der Christenheit, wird, nach gründlicher Aussprache über das Wie und das Wohin, nach Beleuchtung wohl auch der heiklen politischen Seiten der ganzen Frage, gewiß einen praktischen Weg zum Ziele, das Mittel für die rasche Beendigung des furchtbaren Krieges finden: vielleicht einen feurigen Appell an die Häupter der an dieser Konferenz vertretenen Staaten, der neutralen wie der kriegführenden, zum baldigsten Zusammentritt eines Kongresses dieser Staaten behufs Schließung eines ehrlichen und soliden Friedens, unter vorläufigem Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes, und mit dem Begehren, an diesem Kongresse der politischen Staatslenker, der Diplomaten, einmal auch die Vertreter der Kirchen der betreffenden Staaten (mit beratender Stimme) zuzulassen. Wird nicht über einem solchen Kongreß, wo zum ersten Male neben den Künsten der Diplomatie auch der Christenglaube zum Worte käme, sichtlich Gottes Segen walten? Hat ja unser Niklaus von der Flüe auch die streitenden Staatsmänner unserer Kantone versöhnt!

Der Ton, die Sprache, der ganze Geist der Einladung der internationalen Kirchenkonferenz an die Staatsoberhäupter zum Friedenskongreß wird auch ihren Erfolg bedingen; diese Einladung wird kein gekünsteltes Machwerk, sie wird ein kräftiges Manneswort, ein dröhnendes Prophetenwort sein müssen, das den allmächtigen Gott selber hinter sich und in sich fühlt und das sich auch nicht scheut, den zum Friedensschlusse nicht willfährigen Herrschern mit dem Zorne Gottes zu drohen.

O ihr Diener Gottes, ihr Werkzeuge des Geistes aus einer höhern Welt, ihr verantwortlichen Hüter und Leiter der Kirche Christi, jetzt habt ihr, wie kaum je bisher und wie vielleicht nie mehr wieder, eine Gelegenheit zum schönsten Liebeswerke, einen Anlaß, den Völkern allüberall zu zeigen, zu beweisen, daß noch Leben und Gotteskraft und Christi Geist in euch lebt und sich regt und glüht; blicket rings umher, schauet auf alle die zahllosen Witwen und Waisenkinder, auf die Krüppel und Invaliden, höret das Wimmern und Aechzen und

Seufzen der von den Geschossen verletzten und zerfetzten Männer auf den Schlachtfeldern, das Stöhnen der Verwundeten und der Kranken auf den Verbandplätzen, in Lazaretten und Spitälern, betrachtet die ungeheuren Strecken schönen fruchtbaren, nun total verwüsteten Landes; o Kirche Christi, laß dich jammern des entsetzlichen Elends des Volkes, predige nicht nur, sondern tritt hervor im Namen des Herrn und handle! C. K. (Bern).

Eine Stimme aus Frankreich.

Wir haben bisher verhältnismäßig wenig Dokumente gebracht, die uns über die geistige Bewegung unterrichten könnten, die der Krieg in Frankreich erweckt hat. Und doch ist diese nach allen Zeugnissen, die wir darüber erhalten, gewaltig. Eine sittliche und religiöse Erhebung hat das französische Volk ergriffen, die alles übertrifft, was die treuesten Freunde Frankreichs, ja sogar seine eigenen Kinder, zu hoffen gewagt hätten. Wir hoffen, davon einmal eine zusammenhängende Darstellung bringen zu können und veröffentlichen zunächst in diesem und dem nächsten Hefte einige bedeutsame Aeußerungen.

Vox in deserto.[1])

Und nun, Ihr Wissenschaftler und Gelehrsamkeitskrämer, wo stehen wir?

Ihr konntet Euch allen menschlichen Fortschritt nur denken als Fortschritt der Wissenschaft. Ihr meintet Wissende zu werden durch geometrische Figuren und algebraische Berechnungen, durch chemische Reaktionen und logische Schlüsse. Ihr bautet darauf mit emsigem Fleiß Eure kunstvollen Systeme, aber glaubtet Ihr im Ernst auf diese Weise die Welt zu ergreifen, eine organische Wirklichkeit zu erfassen oder gar zu gestalten? Wie weit seid Ihr nun gekommen damit, Ihr Neunmalweisen? Fühlt Ihr wie das kunstvolle Gebäude jetzt wankt, wie es stürzt?

Die Wirklichkeit wollt Ihr erfassen und dabei merkt Ihr gar nicht, wie wirklichkeitsfremd Ihr seid. Ihr Träumer! Ihr

[1]) Diese Stimme der Wüste gehört einem auch in der Schweiz wohlbekannten französischen Künstler. Er steht gegenwärtig als Radfahrer in den Argonnen. Seinen Namen darf ich nicht verraten. Das Manuskript ist mühsam mit Bleistift gekritzelt, bei flackerndem Kerzenlicht im Schützengraben oder Unterstand geschrieben, also gleichsam zwischen zwei Schlachten. Ich habe ganz frei übertragen und bei aller Arbeit immer wieder staunen müssen über die selbständige Kraft und Reinheit der Gedanken. Es ist für uns tief beschämend, daß wir uns von einem, der in der Front steht, solches müssen sagen lassen. Solche Menschen sind es vor allem, die uns das Hoffen lehren und uns das Kommen einer neuen Welt zur Gewißheit machen. Ernst Hubacher.

begeistert Euch an dem heroischen Schwung, mit dem heute Tausende in den Tod gehen. Euch ist das nichts weiter als ein willkommenes Schauspiel, der Anblick der Soldaten, die in unsinnigen Tollkühnheiten ihr Leben in die Schanze schlagen. Euch erfüllt ein wohllüstiger Schauder, wenn Ihr hört, wie ganze Regimenter in zusammengeschossenen Städten bis auf den letzten Mann aufgerieben werden. Ihr findet es höchst interessant, zu lesen von den künstlichen Ueberschwemmungen und den Flußbetten, die mit Leichen ausgefüllt sind. Ihr jubelt dem zu, was Ihr Heldentaten nennt und Euer Herz hüpft vor Lust, wenn Eure Nation gut getötet hat.

Ja, Ihr seht die Nation, Ihr seht die Armee; aber Ihr, bei denen sonst das Spezialistentum so in Blüte steht, die Ihr gewöhnt seid an exakte Forschung, die Ihr Euch mit tausend Einzeldingen abzugeben pflegt, habt Ihr auch an die einzelnen Menschen gedacht? An die Welt des einzelnen Menschen? Wo ist da Eure Wissenschaftlichkeit, was habt Ihr da zu sagen?

Nehmen wir einmal den Krieg hin als eine Folge menschlicher Schwäche. Ihr mögt Recht haben, wenn Ihr mir redet von unausrottbaren Trieben, von naturbestimmtem Geschehen, von Sichdurchsetzen, vom Willen zur Macht. Aber wenn es sich nun herausstellt, daß das alles Täuschung ist, daß es keinem der Beteiligten Gewinn bringen kann, daß es immer nur neue Heimsuchungen und unsäglichere Leiden über die Menschheit ausschüttet, dann wäre es doch eigentlich an Euch, einzugreifen. Das ist zu viel verlangt? Eure Wissenschaft muß doch gewiß im Besitz von Abwehrmitteln gegen Leiden und Heimsuchungen sein. Ihr arbeitet doch in Euren Laboratorien und Studierstuben nicht nur für Euch und Eure persönliche Neugier, sondern ein Bischen, so zu Zeiten, auch für eine neue, große Erde, für den Aufstieg des Menschengeschlechts! Aber was habt Ihr zustande gebracht?

Nichts! Ihr habt mit all Euren glänzenden Errungenschaften den Krieg nur entsetzlicher gemacht, das Morden nur gräßlicher. Schaut diesen Krieg an, schaut ihn an ohne Brille, nur mit den Augen Eures Kopfes! Schaut ihn an, diesen Krieg der Kriege, ihn, der alle frühern in sich wie in einem Brennpunkt vereinigt und uns doch wieder erschreckt durch seine unerhörte Neuheit: Maschinen, die in wenigen Augenblicken blühende Städte in Trümmerhaufen verwandeln und erhabene Schönheit fühllos zerbrechen, Schützengräben, die unterhöhlt und in die Luft gesprengt werden, gegenseitiges Auflauern, den Tieren gleich, und raffinierte Kriegslisten, Artillerieduelle und Bajonettangriffe bis zum grauenvollen Ringen der Körper.

Begreift Ihr auch, was das alles sagen will, wenn Ihr zu Hause beim Schein der Lampe die illustrierten Zeitungen durchblättert mit ihren Bildern vom Kriegsschauplatz? Versteht wohl, das sind nicht nur eingestürzte Mauern, rauchgeschwärzte Steine, Aschen-

haufen und verbogene Eisenstangen. Es pulste Leben darin, versteht es recht, Leben! Nicht nur lachende Bilder aus einer glückseligen Zeit habt Ihr vor Euch, sondern wahrhaftiges, lichttrunkenes Leben, Augen, die den Himmelsschein widerspiegelten, Leiber, in denen wonnig und warm das Blut kreiste. Dahinein sausten Eure Granaten, rissen die Leiber in Fetzen und bedeckten die Mauern mit dunklem Blut, mit dem Blut von Menschen, mit dem Blut derer, die Eure Brüder sind. Vergeßt einmal Eure Glaubenssätze, vergeßt Euren Christus, seid nur Menschen! Kann Eure ganze Kunst auch nur einem einzigen jener erloschenen Augen seinen Glanz zurückgeben? Wenn es mit Eurer Wissenschaft wirklich so weit her wäre, hätte man vielleicht den Kampf durch Maschinen ausfechten lassen können, ohne Menschen. Aber sie taugt nichts, Ihr seht es selbst, Ihr braucht doch immer wieder das kostbarste Material, die lebenden Menschen. Sie ziehen in den Krieg ohne zu wissen warum, sie fragen nicht lange, sie „tun ihre Pflicht". Ihr habt sie betrogen, teuflisch betrogen! Verführerisch tönte es von Euren Lippen: Zieht getrost hinaus, ins Feld, dieser Krieg wird anders sein als die bisherigen, auf andern Grundlagen ruht er, geringer sind die Opfer, die er fordert, zieht hinaus, Ihr werdet wiederkommen oder es werden doch viele wiederkommen, zieht getrost ins Feld! Und zu den führenden Geistern habt Ihr gesagt: Es geht um wichtigste Kulturgüter, es gilt einen Kampf um sittliche Wert. Hier sind die Mittel dazu, sie werden bald ein Ende machen. Sie sind so verheerend, mit solcher Wucht werden sie zerschmettern, daß die erschrockene Menschheit über Kurzem von selbst nach Frieden verlangen wird.

So wurde die Masse ins Verderben gelockt. Die Masse, welche lebt und nicht an die Toten denkt, die den Tod nicht sieht, selbst wenn sie ihn vor Augen hat. Diese Masse fühlt nichts, sie bleibt ewig dieselbe. Die, welche untergehen, werden ersetzt, die Summe bleibt gleich. Immer neuen Katastrophen gehen sie entgegen und immer verstehen sie dieselben nicht, denn die, welche verstehen könnten, sind tot, die Uebrigen vergessen. Ich weiß, die Meldungen der Generalquartiere lauten: Unsere Soldaten sind voll Begeisterung, sie lachen, sie singen .... Es mag sein.

Aber schaut sie im Schlaf. Dann seht Ihr, wie in ihnen das heimliche Elend aufwacht, wie es ihre Träume durchquält, ihre Gesichtszüge verzerrt und ihre Hände verkrampft. Der Atemzug wird zum Seufzer, der Seufzer zur schmerzvollen Klage. Wirkliche Ruhe kennen sie gar nicht. Das ist nicht der Schlummer der Bataillone mit den stolzen Traumbildern, das ist des Unseligen angstvoller Schlaf, auf dem der befohlene Tod lastet wie ein Alb. Das alles ist Euer Werk, Wissenschaftler, Priester eines Götzen, den Ihr aus Stahl und Eisen konstruiert habt. Dieser Moloch verschlingt Völker und Generationen. Die angebetete Gottheit wendet sich jetzt

gegen die eigenen Kinder und frißt sie. Die alte Geschichte! Man denkt unwillkürlich an eine Züchtigung für sträflichen Hochmut, und die Erzählung vom Turmbau zu Babel kommt uns auf einmal sehr begreiflich vor. —

Der Götze steht im Blut bis an die Knie! Muß er ganz darin versinken? Muß die schwarze Flut ihn packen und fortschwemmen, alles mit sich reißend, Priester und Gläubige?

Auf Euch richten sich aller Welt Augen! Antwortet!

Rundschau.

Die Friedensarbeit der Kirchen. Der 21. Februar soll also der Friedenssonntag der schweizerischen Kirchen werden. Wir freuen uns, zu dem Werk, das er zu tun berufen ist, durch den Aufsatz „Zum Frieden" in diesem Hefte einen Beitrag zu liefern. Er stammt aus der Feder eines sehr kirchenfreundlichen, nicht unseren Kreisen angehörigen Mannes, eines „Laien", welcher Umstand ihm besonderen Wert gibt. Daß die Redaktion die Dinge etwas anders ansieht, wird man leicht bemerken, aber auch sie wünscht lebhaft, daß der Ernst dieses Rufes die Gewissen ergreife.

Wir hätten bei diesem Anlaß gern auch noch einige Dokumente gebracht, die die Stellung der Kirchen zum Weltkrieg und zur Friedensfrage beleuchten. Da der Raum uns dies nicht erlaubt, so freuen wir uns umsomehr, diejenigen, die dafür Interesse haben, auf eine reiche Sammlung solcher Dokumente hinzuweisen, die in der Zeitschrift **„Die Eiche"** (1915, Nr. 1), enthalten ist. Der Zweck dieser vortrefflichen Zeitschrift charakterisiert sich durch ihren Untertitel: Vierteljahrsschrift für Freundschaftsarbeit der Kirchen. Ein Organ für soziale und internationale Ethik. Sie erscheint in Berlin (Verlagsbuchhandlung Fr. Zielleſen). Herausgeber ist der wegen seiner religiösen und sozialen Gesinnung und Arbeit rühmlich bekannte Berliner Pfarrer Friedrich Sigmund-Schultze. Der Geist, der dieses Unternehmen beseelt, ist eine Ehre für das deutsche Volk.

Folgende Stelle aus dem Vorwort zum ersten Heft des neuen Jahrganges mag auch vielen unter unseren Lesern (als „Stimme von der Höhe") eine Herzstärkung sein:

„Unter den Neujahrswünschen dieses Jahres stehen die Friedenswünsche obenan. Natürlich können wir Deutschen nur einen solchen Frieden wünschen, der der Opfer wert ist, der den Siegen unseres Heeres entspricht, der in allem der Gerechtigkeit dient. Aber trotz dieses Vorbehalts: es gibt Unzählige in Deutschland und andern Ländern, die durch den Krieg Freunde des Friedens geworden sind.

Das deutsche Volk ist mit Recht schon vor diesem Notwehrkriege ein friedliches Volk genannt worden. Die meisten haben den Frieden gewollt — aber wenige dafür gearbeitet. Der Kaiser war einer der wenigen. Die meisten haben nicht glauben wollen, daß man für ein Kleinod, das man erringen will, sich mühen muß.

Aus diesem Kriege wird eine starke Friedensarbeit hervorwachsen. Vor allem die Kirchen werden es nicht mehr fertig bringen, sonntäglich „für den Frieden der ganzen Welt" zu beten, ohne mit der Tat dafür einzutreten. Beten und Arbeiten gehört jetzt für den Deutschen zusammen, und der Krieg hat uns wieder überall vor die Frage gestellt, ob wir auch das tun, was wir reden.

An dieser Arbeit werden sich vorläufig nicht beteiligen, die viel Ehre bei den Menschen haben. Denn abgesehen von allem andern ist der Erfolg zweifelhaft. Aber wir wenden uns deshalb auch nicht an diejenigen, die auf das Sichtbare sehen. Wir rechnen mit Menschen, die eine Ueberzeugung auch gegen ihre eigenen Vorteile vertreten können. Wir gehorchen der Stimme Gottes selbst dann, wenn wir damit nicht durchkommen.

Allen, die der Wahrheit auch in schweren Zeiten treu bleiben, wird das, was ihnen an äußerer Ehre genommen wird, reichlich ersetzt durch innere Freude. Friedensarbeit und Gotteskindschaft sind seit den Worten vom Berge unlöslich verknüpft. „Selig" hieß es damals — so heißt es auch heute, wenn wir die Weihnachtsbotschaft nicht umzudeuten brauchen. Wir können sogar den dritten Artikel in Wahrheit bekennen und — ziehen doch nicht die „irrelehrenden" andern vors Spruchkollegium.

Zu Beginn des Krieges sind uns viele Schmähungen zugegangen. Wir antworten nicht darauf, weil wir annehmen dürfen, daß die Schmäher sich einst selbst ihrer Worte schämen werden. Es ist in gewissen Kreisen sogar von einer „Blutschuld" geredet worden, die die Befürworter einer deutsch-britischen Freundschaft auf sich geladen hätten. Aber alle, die das Wort anführten, erklären uns gegenüber, sie selbst könnten sich dasselbe nicht zu eigen machen. Warum sich diese Kriegshelden so vor den Friedensfreunden fürchten! — Unser Gewissen ist rein. Wenn wir die letzten Jahre wiederholen könnten, würden wir energischer für dieselbe Sache arbeiten."

Edle Gegner. Es sind in deutschen Blättern wieder eine Anzahl Auseinandersetzungen mit der von den meisten Mitarbeitern der Neuen Wege vertretenen Auffassung des Krieges erschienen. Einige stehen auf einer sehr niedrigen Stufe, andere schlagen wenigstens einen halbwegs anständigen Ton an. Vielleicht werden wir darauf einmal eingehen, vielleicht auch nicht. Eine der sehr ehrenvollen Ausnahmen bildet, was in **„Christentum und Gegenwart"** (Nr. 2, 1915) über das Thema gesagt wird. Hier haben wir es mit einem tiefen und edlen Gegner zu tun, mit dem zu verhandeln eine Freude ist. Wir werden auf die Auseinandersetzung eintreten, wenn und sobald es uns irgend

möglich ist. Uebrigens haben wir es hier mit Gegnerschaft unter Menschen zu tun, die doch noch mehr Gesinnungsgenossen sind. Die Zeitschrift wird von den Pfarrern Geyer, Kern und Rittelmeyer in Nürnberg herausgegeben und ist eines der besten in deutscher Sprache erscheinenden Gemeindeblätter, die wir kennen. Wir haben darin schon oft Stärkung und Erquickung gefunden. Es ist eines der wenigen religiösen Blätter, bei denen man sicher sein kann, daß nicht giftige Luft aus ihnen aufsteigt. Wir empfehlen die Zeitschrift (die 2 Fr. monatlich kostet) von Herzen, und tun damit etwas, was wir schon lange beabsichtigten.

Büchertisch.

Amaryllis, von Anna Schieber. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn. Geb. 1 Mk. Fr. 1. 35.

Kleine Stimmungsbilder, die mit viel Liebe und Verstehen die Nöte der jungen und alten Menschenkinder, die verborgene Poesie und die verborgene Tragik des Alltagschicksals und des Alltagslebens schildern. Vielleicht wird das Büchlein gerade dies Jahr gern als kleiner Festgruß gewählt von manchem, die da und dort ein wenig Freude bereiten und trotz ihrer bescheidenen Mitteln nur etwas Wertvolles geben möchten. E. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir möchten, durch allerlei Erfahrungen dazu veranlaßt, wieder einmal das Selbstverständliche betonen, daß die Neuen Wege nicht bloß das Sprachrohr ihrer Redaktoren sind. Diese sehen es gern, wenn darin auch Ansichten vertreten werden, die nicht mit den ihrigen übereinstimmen. Wir halten es darum nicht für nötig und fänden es auch nicht taktvoll, es jedesmal durch eine Anmerkung kund zu tun, wo wir mit den Ausführungen eines Mitarbeiters nicht einig gehen. Es steht jeder Mitarbeiter für sich selbst ein. Nur wo die Gefahr eines Mißverständnisses besonders groß erscheint, erlauben wir uns, einer Verwechslung bestimmter Ansichten mit unserem eigenen Standpunkt vorzubeugen. Wir bitten also, nicht einfach „die Neuen Wege" zu sagen, wo nicht eine redaktionelle Aeußerung vorliegt. —

Wir teilen mit, daß das Oktoberheft der Neuen Wege (mit den Aufsätzen über Deutschland, Frankreich, England, den „Stimmen von der Höhe", dem Briefwechsel Barth-Rade und der Antwort an Traub u. s. f.) in einem weiteren Neudruck erschienen ist. Wir haben uns auf häufig und dringend geäußerte Wünsche hin dazu entschlossen und bitten nun unsere Leser, sich der Verbreitung des Heftes anzunehmen. Es kann ein gutes Werk gegen den Haß- und Rachegeist tun, der jetzt die Völker betäubt.

Endlich möchten wir die Leser bitten, einige kleine Veränderungen am neuen Gewand der Neuen Wege, die sich noch als wünschenswert erwiesen, freundlich aufzunehmen. Eine Bemerkung im letzten Heft, worin wir solche in Aussicht stellten, ist leider ausgefallen. Eine weniger „tote" Farbe erwies sich als besonders notwendig.

Verdankung.

Für die **notleidenden Belgier** sind weiter eingegangen: Von Frl. E. R. in Ch. 10 Fr., von Ch. und J. R. in Z. 5 Fr. Allen Gebern herzlichen Dank!

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Gottes Vorhut.[1]

Luk. 12, 32. Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.

Liebe Freunde! In den großen Frühlingszeiten des Reiches Gottes sammelt und bildet sich „die kleine Herde". Das sind die Menschen, bei denen es dann auch Gottesfrühling wird mitten im Weltwinter. Die bereit sind und den erlösenden Ruf Gottes hören und aufstehen. In denen etwas ist, das sich jubelnd dem kommenden Neuen entgegenstreckt. Die sich ergreifen und verändern lassen von der Macht des guten Geistes, der sich auf einmal wieder fühlbar macht und die Seelen und die Menschen gewinnen möchte für sein Befreiungswerk. Die sich beugen unter die Gerichte des Ewigen, die in solchen Zeiten sich vollziehen unter Sturm und Grausen und unter die Offenbarungen seiner Güte, die sich da auftun wie strahlender Sonnenaufgang. Die sich von dem Ernst und von der Seligkeit des nahen Gottesreiches so erfüllen lassen, wie das überhaupt unvollkommenen sündigen Menschenkindern geschehen kann. Das sind die Menschen, die dann wieder als Saat dienen müssen für Gottes Zukunft. Mit ihnen arbeitet er weiter, wenn die besondern Zeiten vorüber sind. Eine „kleine Herde", die den Ruf vernommen hat, ein paar Tausend Menschen hier und dort, die die Quellen des Lebens entdeckt und daraus getrunken haben — sie sind der Ertrag Gottes von solchen Gerichts- und Offenbarungszeiten; den wirft er dann wieder hinein in den Strom der Geschichte und gibt ihm damit neue Richtung und neue Kraft. Sie werden die verborgenen Eckſteine, mit denen Gott weiterbaut. Sie sind die auserlesene Vorhut Gottes, die stürmend voraneilen muß, um noch größeren Siegen vorzuarbeiten.

Eine kleine Herde! Wie wunderbar ist doch Gott, daß er es immer wieder gerade so und nicht anders machen will. Wir denken es uns so ganz anders aus. Wir meinen: ein großes allgemeines

[1]) Predigt, gehalten in Safenwil am 14. Februar 1915.

Verstehen und Ergreifen des Ewigen und Göttlichen sollte die Folge solcher Gottesreichszeiten sein. Wie ein Regen sollte sich die Güte Gottes ergießen über alles Land. Wie ein Feuer sollte seine Herrlichkeit Alles erfassen und verzehren. Die Menschenseelen weit und breit müßten in Dankbarkeit und Empfänglichkeit sich ihm zuneigen, willig werden, sich ihm zu öffnen und in seinen Dienst zu treten. Jauchzet dem Herrn alle Welt! Ja, haben wir denn nicht recht, wenn wir das erwarten? O ja: dieses Sich-sammeln und Sich-wieder-finden aller Menschenseelen, dieses Zurückströmen alles Lebens zu seinem Urquell, dieses allgewaltige Durchdringen der Gottesgnade bis in die hoffnungslosesten bösesten Winkel und Ecken, bis in die tiefsten Abgründe der Welt, dieses Jubeln und Jauchzen aller Kreatur vor dem Vater des Lichts — das ist das geheimnisvolle Ende der Wege Gottes. Aber der Weg dahin ist anders als wir es uns ausmalen möchten. Da klopft Gott an bei den Menschen einer Zeit mit einer seiner großen freundlichen Taten und wir meinen, er tue es so deutlich, daß die Völkerwelt, daß das ganze Dorf es merken müßte. Aber gerade das geschieht nicht; sondern nun ist's, wie wenn eine merkwürdige Art von Auslese stattfinden würde, die von den Vielen nur Wenige trifft. Sie richtet sich nicht nach der Bildung der Menschen, — denn auch unter den sogenannten Gebildeten sind ganz Wenige, die merken und verstehen und aufstehen. Sie richtet sich noch weniger nach Stand und Vermögen, — denn immer bleibt's wahr, daß die Reichen es ungeheuer schwer haben, ins Reich Gottes einzugehen, zu groß sind für sie die Hindernisse. Und auch nach der Frömmigkeit und Gerechtigkeit der Leute richtet sich diese Auswahl nicht, danach am allerwenigsten. Kaum kann uns etwas gefährlicher sein in den großen Gotteszeiten, als wenn wir bereits bekehrt und brav sind. Die Auswahl der „kleinen Herde" richtet sich nicht nach menschlichen Merkmalen und Unterschieden. Wer da meint: ich bin sowieso dabei kraft meiner Herkunft, meiner Vergangenheit, meines Charakters, meiner Leistungen, der ist sicher nicht dabei. Da gilt nur eins: Eine große innere Bedürftigkeit, eine große Freiheit von allen politischen, gesellschaftlichen, religiösen und persönlichen Schachteln, Schubladen und Schablonen, ein großer Wille, freudig von vorn anzufangen (und wenn du vielleicht schon lange auf stolzer Höhe gestanden wärest!), eine große ernsthafte Absicht, dem Ruf Gottes wirklich Gehör zu geben, ihm nicht gleich wieder durch eigenes Bedenken, Besserwissen und Schwatzen dreinzureden und die Arbeit zu verderben. Solche Menschen werden zur „kleinen Herde" gesammelt in den Zeiten des Gottesreiches. Hier Einer und dort Einer. Hier ein Einsamer, der wohl gar meint, er sei ganz allein, dort ein paar Freunde, die sich darüber freuen, daß sie sich so gut verstehen, ein junger Mensch, ein Mann in voller Arbeitskraft, eine feine stille Frauenseele, ein alter müder und doch fröhlicher Lebenswanderer, ein Kind — am meisten Kinder und Junge vielleicht, weil die noch nicht abgestumpft und enttäuscht und abgeschlossen und ein-

geschachtelt sind. Hier ein paar und dort ein paar. Aber kein Verein, keine „Gemeinschaft", keine Kirche, keine Partei. Wenn man „Gemeinschaften" und Parteien gründet, dann ist das gewöhnlich ein Zeichen, daß die geheimnisvolle Segenszeit schon vorbei, daß auf den Frühling der Sommer gefolgt ist. Diese Dinge müssen ja auch sein, aber was sich da sammelt, das ist dann gewöhnlich schon nicht mehr die einfältige kraftvolle selige kleine Schar der wirklich Erwachten und Lebendigen. Nichts Aeußerliches zeichnet die aus. Kaum daß man ihnen vielleicht eine gewisse gleichmäßige Ruhe, eine gewisse durch nichts zu unterdrückende innere Heiterkeit anspürt, eine etwas geschlossenere Energie ihres Denkens, ein etwas größerer Zug in der Auffassung des Lebens und seiner Fragen. Aber die meisten um sie herum merken ihnen überhaupt nichts besonderes an. Sie halten ihnen mit Genugtuung und Wonne vor, daß sie denn doch auch ihre persönlichen Fehler hätten. Sie stellen mit weisem Gesicht ihre Wunderlichkeit und Ueberspanntheit fest. Sie schütteln freundlich oder unfreundlich den Kopf über sie. Sie haben das dringende Bedürfnis, sie immer wieder zu widerlegen. Gerade wie die meisten eben überhaupt nichts merken von der Besonderheit der Zeiten, in denen jene Wenigen zu solch besonderen Menschen werden. Sie leben und denken weiter wie gewohnt, trösten sich mit den alten Tröstern und sind ganz erstaunt über den Gedanken, daß es anders sein könnte.

Die Meisten! Ja, was ist denn mit den Meisten? Das ist doch ganz sicher, daß sie auch Gottes Kinder sind und daß sie der Vater um kein Stäublein weniger lieb hat als jene, die er sich zur kleinen Herde sammelt. Das ist sicher, daß auch sie der Ehre und Herrlichkeit Gottes dienen müssen, daß auch sie auf ihre Weise ihm unverloren sind. Vielleicht, daß sie an Rechtschaffenheit, Tüchtigkeit und Gescheitheit und andern guten Eigenschaften jenen Wenigen weit überlegen sind: nun, alles wirklich Gute ist in seinem Ursprung von Gott und kann darum auch in seinem Ziel schließlich nur für Gott sein. Vielleicht, daß sie gerade durch ihre Trägheit und ihren Widerstand helfen müssen, die Kräfte Gottes zu vermehren: Gott braucht ja in seinem großen Haushalt auch die Pharisäer und Sadduzäer und Römer, auch den Professor, der sich selber verurteilt hat, immer nur an den Schalen zu nagen und den sichern Mann in seiner Villa und den gedankenlosen Haufen, der nur „Kreuzige ihn" rufen kann. Für Gott ist auch alles Bremsen und Widerreden und absichtliche Mißverstehen nicht verloren. Vielleicht daß sie ihre Seligkeit bereits genossen, ihren Dienst bereits getan haben: sie waren lebendige wache Menschen, fruchtbarer Gottessame in einer früheren Zeit des Himmelreichs und nun können sie sich in die neue Zeit nicht mehr finden, können es nicht glauben, daß Gott auch noch andre Worte habe als die, die sie einst gehört haben. Schade, wenn es so ist, aber für Gott, der der Anfang und das Ende ist, können sie darum nicht verloren sein. Vielleicht, daß der Augenblick des Erwachens und Aufstehens

ihrer erst wartet, daß diese Zeit eben noch nicht ihre Zeit ist, daß ihre Zeit aber auch kommt, größer und klarer sogar als was jetzt ist. Es ist ein unangenehmer Gedanke, aber wir müssen ihm ehrlich in die Augen sehen: die „kleine Herde" von heute kann zur großen Masse von morgen gehören, die nichts versteht und zweifelt und kritisiert. Zu oft schon ist's so gegangen. Eben darum kann und wird auch das Umgekehrte geschehen, daß die Toten von heute morgen auferstehen. Doch was wollen wir lange raten und studieren darüber! Wie unnütz ist das, wenn wir daran denken, wie mannigfaltig die Wege Gottes zu uns Menschen sind. Wir brauchen uns um „die Meisten", die jetzt schlafen und schlafen wollen, wahrhaftig nicht den Kopf zu zerbrechen. Gott ist hinter ihnen und über ihnen und vor ihnen und weiß schon, was er mit ihnen im Sinne hat und es wird sicher etwas Göttliches sein. Er hat sie und sie haben ihn auf ihre Art. Nur eins haben sie nicht: sie sind jetzt, in der Zeit des nahen Gottesreiches, keine Samenkörner für Gottes Zukunft, keine Ecksteine, auf denen Gott nun weiterbauen könnte, keine Vorhutsoldaten, die er nun weit voran ins Feindesland treiben könnte in seinem heiligen Krieg. Das scheint nun einmal Gottes wunderbare Ordnung und unbegreifliche Absicht so zu sein, daß er dazu immer nur Einige aufruft, Andere, Viele, die Meisten aber nicht.

Einst waren diese Einigen die paar Jünger Jesu und ihre Nachfolger. Aus der ganzen wimmelnden Masse von Fischern und Zöllnern und Soldaten, Bürgern und Bauern in Galiläa und Jerusalem nur die paar, Petrus, Johannes, Jakobus und wie sie alle hießen und mit der Zeit noch Einige dazu. Und dann aus all den Hunderttausenden der großen syrischen, griechischen, römischen Städte ein paar Hundert, ein paar Tausend, die sich zu den ersten Gemeinden der Christen zusammenfanden. „Sehet an eure Berufung, liebe Brüder, nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was töricht und was schwach ist vor der Welt und das Unedle und Verachtete vor der Welt, das hat Gott erwählt!" Was für eine unscheinbare Sache nach Zahl und Art. Aber von diesen Leuten hat ein alter Dichter, der sie gut verstand, geschrieben:

Doch innerlich sind sie aus göttlichem Stamme,
Die Gott durch sein mächtig Wort selber gezeugt,
Ein Funke und Flämmlein aus göttlicher Flamme,
Die oben Jerusalem freundlich gesäugt.

Ja, innerlich sind das schon lange nicht mehr die sonnenverbrannten, arbeitsmüden, sündigen, törichten Menschlein, als die sie äußerlich anzusehen sind, sondern sie leben ganz und gar von der Verheißung: Es ist eures Vaters Wille, euch das Reich zu geben! Innerlich triumphieren sie, weil in ihnen eine neue Welt angebrochen ist, und diese neue Welt wollen und werden sie nun fröhlich und siegesgewiß hinaustragen in die arme alte Welt da draußen. Denn ihnen geht ja einer voran als ein rechter Freudenmeister, in dem ist ihnen

ein anderes Leben wunderbar aufgegangen, der hat Liebe und Frieden in ihre Seelen gesenkt in überreicher Fülle, der steht vor ihnen, wie er sein Kreuz getragen und Gott gehorcht hat, als ein Held, der sie selber zu Helden macht. Von Haus aus sind sie es ja nicht: Es ist viel Unklarheit und Widerspruch in ihren Köpfen. Feigheit und gelegentliche arge Inkonsequenzen waren durchaus möglich bei ihnen. Nicht einmal einig waren sie untereinander, man denke! Zwischen Petrus und Paulus war eine breite Kluft und mitunter kam's zu fatalen Szenen. Gut daß wir nicht Alles wissen! Aber es war ihnen einfach eine Freude, das Werk Jesu fortzusetzen, so gut sie es konnten. Alles verlassen sie und folgen ihm nach, lassen als Kinder des Vaters Licht leuchten vor den Leuten, wie ihr Meister sie geheißen, gehen hierhin und dorthin zu Juden und Heiden, sagen es ihnen, was sie wissen, mühen sich endlos, ihnen Allen das Geheimnis des Lebens entdecken zu helfen, das sie selbst entdeckt haben, werden verachtet und ausgelacht und verfolgt und nehmen das hin, als ob es nicht anders sein könnte, gehen fröhlich weiter als die Musikanten des lieben Gottes, die sich nicht wundern, wenn Viele kein Musikgehör haben, so leid es ihnen tut um sie. Werden schließlich fast Alle irgendwo totgeschlagen oder hingerichtet mit ihrer frohen Botschaft, weil man die ja natürlich nicht brauchen kann in der Welt. Das war die kleine Herde von damals. Sie war eben keine „Auslese der Tüchtigsten und Besten", sonst wäre es ihnen anders gegangen. Ist's denn an ihnen wahr geworden, was ihnen verheißen war: Der Vater will euch das Reich geben!? Wenn wir als trockene unbeteiligte Zuschauer ihr Schicksal und Ende ansehen, können wir mit Fug und Recht daran zweifeln. Sie selber haben freilich nicht daran gezweifelt. In ihnen war bei allen Unvollkommenheiten und Leiden die Freudigkeit und Seligkeit des gegenwärtigen Gottesreiches. Sie hätten mit niemand getauscht. Sie dachten mit Stolz an das Wort Jesu: Wahrlich, ich sage euch, viele Propheten und Könige wollten sehen was ihr gesehen habt und haben es nicht gesehen und hören, was ihr gehört habt und haben es nicht gehört! Und auch in ihrem Wirken war die Klarheit und Kraft des gegenwärtigen Gottesreiches. Von ihrem Wirken ist ja die ungeheuerste Entwicklung in der Geschichte der Menschheit ausgegangen, allem Anschein zum Trotz, unter den Folgen ihres Wirkens stehen wir bis heute und vielleicht will die Ernte der Saat, die sie ausgeworfen, erst recht beginnen. Ja, ihnen war das Reich gegeben von ihrem Vater, dieser kleinen Herde von damals! O diese glücklichen Wenigen! Diese seligen Helden und Stürmer und Dränger! O die armen Meisten von damals, die von dem allem nichts fanden und gewannen! O die Armen, die nicht bereit waren, als das Reich Gottes ihnen so nahe kam, die für das Göttliche an Jesus, für das Wunderbare an dem Leben, das von ihm ausging, keine Augen und Ohren hatten! Die es nicht fassen konnten, daß ein neuer Tag Gottes angebrochen sei, denen die Worte Jesu als schöne, aber unbegreiflich unbequeme

Ideale vorkamen, die sich gegenüber der lauten freundlichen Ankündigung der neuen Welt mit klugen Gründen und Unterscheidungen verschanzten! Die Armen! Es wäre ja für Keinen von ihnen, von all den Vielen, viel zu Vielen ein Hindernis dagewesen — es ist für keinen Menschen ein Hindernis da! — auch Einer zu werden von der kleinen Herde, von der fröhlichen Vorhut Gottes. Aber es gab's ihnen nicht zu. Sie wagten den Sprung nicht. Sie blieben Alle wie sie waren. Und so mußten die Jünger Jesu, ohne Groll und Verachtung, aber in tiefem, bitterem Ernst zu ihnen sagen: Ihr sollt wissen, daß euch das Reich Gottes nahe gewesen ist! Gewesen ist! Unsern herrlichen Posten und Dienst könnt ihr nun nicht mit uns teilen. Ihr könnt nicht, weil ihr nicht wollt!

Wie ist's, meine Freunde, wenn Gott nun im Gewitter des Völkerkrieges auch wieder eine Gottesreichszeit hat anbrechen lassen für uns? Unser Nachdenken über den Sinn der gegenwärtigen Ereignisse hat uns in der letzten Zeit immer wieder vor diese bedeutungsschwere Tatsache geführt. Mir ist es sicher, daß das eine Tatsache ist. Einer ganzen Anzahl Menschen in allen Ländern ist es auch sicher. Und ich hoffe im stillen, daß es auch Einigen von euch sicher geworden ist, daß diese Zeit nicht nur eine schwere und ernste Zeit ist, wie man etwa sagt, nicht nur eine interessante Zeit, in der es viel zu hören, zu denken und zu reden gibt, auch nicht nur eine Zeit großer Aufgaben und Pflichten, sondern vor allem eine Gotteszeit in ganz besonderem Sinn. Ein Wendepunkt im Fluß der Geistesgeschichte. Ein Tag an dem Gott sich anschickt ein Neues zu schaffen, indem er uns durch das Gericht seine Verheißungen lebendig macht. Nun ist wieder einmal Saatzeit für bessere zukünftige Ernten, Grundsteinlegung für neue Bauten, nun werden wieder Vorposten ausgesandt. Gottes Reich ist wieder einmal nahe herbeigekommen. Wie wird es nun sein? Nun braucht es wieder Menschen, die den Ruf Jesu vernehmen und vernehmen wollen. Denn wer unsre Zeit versteht, der weiß, daß nun gerade wieder Jesus entscheidend zum Wort kommt, Jesus mit seiner Botschaft von der unbedingten grenzenlosen Majestät und Güte Gottes gegenüber allem Menschenwesen. Menschen braucht es nun, die bereit sind, auf den Ruf Jesu zu antworten mit Gehorsam und Vertrauen. Die zur Klarheit gekommen sind darüber, daß die Ordnungen dieser jetzigen Menschenwelt in ihren Grundlagen sinnlos und verbrecherisch sind, und zur Entschlossenheit dazu, innerlich nichts mehr mit ihnen gemein zu haben, weil sie stracks gegen alles Recht und alle Liebe sind. Die davon durchdrungen sind, daß mit Gewalt weder Recht geschaffen noch Recht geschützt werden kann und daß die Torheit, sich gegeneinander zu waffnen, um miteinander auszukommen, notwendig endigen muß in solchen Katastrophen des Hasses und der Vernichtung, wie wir sie jetzt erleben. Die den heiligen Respekt vor dem Mammon gründlich verlernt haben, weil sie es jetzt gesehen haben, wie der nicht Heil, sondern Unheil schafft und darum nicht Gott sein kann neben

Gott. Und mag die Vernunft uns noch so lange sagen, wie tief diese Ordnungen wurzeln in fast unerschütterlichen „Verhältnissen", in der „Wirklichkeit", daß wir uns ihnen unterwerfen müssen — mögen wir uns ihnen vorläufig unterwerfen, wir können sie nicht anerkennen, nicht innerlich ernst nehmen, nicht an sie glauben, weil wir an Gott glauben müssen. Denn Gott offenbart sich uns jetzt in der schrecklichen „Wirklichkeit" der Menschenwelt, nicht damit wir sie anerkennen, sondern damit wir dazu kommen, ihn wieder zu anerkennen, der uns im Evangelium seine wunderbare Welt erschlossen hat. Menschen braucht es nun, die an die Wirklichkeit der Gotteswelt glauben, in ihr ihren Standort nehmen und darum innerlich frei sind von der Gefangenschaft der Vergangenheit und Gegenwart. So haben die ersten Christen in einer ebenso finstern Welt wie die unsrige gebetet: es vergehe diese Welt und es komme dein Reich! Sie lebten in der Hoffnung. In ihrer Hoffnung und nur in ihr hatten sie Gottvertrauen, Stärke im Leiden, Gewissenstrost, Freiheit zu gutem Tun. Wird es uns auch wieder geschenkt werden, so in der Hoffnung zu leben — zu leben und nicht bloß neben allerlei Götzendienst auch noch eine Hoffnung zu haben? — in der Hoffnung zu leben und nicht in einer Religiosität, die mit dem Gott und Vater, den uns Jesus erschlossen, eigentlich gar nichts zu tun hat? Das ist die große tiefe Frage unserer Zeit, ob Gott nun Menschen finden wird, die sich solches Leben in der Hoffnung schenken lassen. Wenn Gott uns irgend etwas zu sagen hat durch diesen Krieg, so ist es doch das, daß er wahr machen will, was er verheißen hat. Daß diese ganze Welt voll Mißtrauen und Militär und Haß und Interessenpolitik und sog. Vaterlandsliebe eigentlich und wirklich eine Unmöglichkeit ist, die abgelöst und überwunden werden muß durch das Leben der Kinder Gottes, die allesamt Brüder sind einfach weil sie allesamt einen Vater haben. Hervorbrechen will Gottes Gerechtigkeit aus unsern Konfusionen wie die Morgenröte aus der Finsternis. Zerbrechen müssen die Ketten der Schuld, die die Menschheit seufzend von Jahrhundert zu Jahrhundert schleppte. Wahrhaftig sollen die Reiche dieser Welt Gottes und seines Christus werden. Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, will den innern und äußern Krieg, in dem wir lebten, aufheben. Mit solcher Hoffnung sind die ersten Christen zu den Juden und Heiden gegangen und hatten ihnen damit etwas zu bieten und zu bringen. Denn an Religiositäten von allen Sorten, an Tröstern und Krücken und farbigen Brillen, um sich in dieser Welt zurechtzufinden, fehlte es denen durchaus nicht, wohl aber an der Hoffnung auf einen Sieg, der diese Welt überwindet. Und so ist es heute wieder. Nun braucht und fordert Gott Menschen, die angesichts des furchtbaren Resultates, das die Ordnungen der Menschenwelt gezeitigt haben, ihre Zuversicht auf ihn setzen und von ihm, und das heißt von der Beugung unter seinen heiligen Willen, der uns in Christus offenbar ist, etwas Anderes, Besseres erwarten. Was für eine wundervolle große Zeit,

wo Gott solche Menschen fordern — und schaffen will! Wo Christus wieder nach Freiwilligen ruft wie in den alten Heldenzeiten des Glaubens! Wo das Himmelreich wieder gestürmt werden kann durch ernste freudige Entscheidungen in der Tiefe der Seele, Entscheidungen für den lebendigen Gott, gegen die toten Götzen der Menschenwelt. Und wenn nun Gott wieder Propheten, Apostel und Märtyrer brauchen und ihnen rufen sollte? Wenn wir nur wahrheitsmutige unerschrockene Zeugen werden für die höhere Welt, die sich jetzt ankündigt! Es wird auch so nicht leicht sein, wirklich als Vorposten Gottes in die nächste Zeit hinein zu gehen. Da wird Alles wieder kommen wie ehemals. Es wird an Sünden, Verkehrtheiten und Kleinlichkeiten derer nicht fehlen, die jetzt Gottes Ruf vernehmen und weitergeben möchten und darum dann auch nicht an Kritik und weisen Sprüchen von allen Seiten. Verachtung, Ausgelachtwerden, Mißerfolg über Mißerfolg, das muß ja alles so sein. Die Mächte dieser Welt werden jetzt so wenig wie damals freiwillig das Feld räumen und werden den nicht ungestraft lassen, der ihnen die Freiheit und die Hoffnung entgegenstellt. Darüber soll sich niemand täuschen. Aber bei dem Allem werden diese Vorposten Gottes dann auch wieder erfahren, wie ihnen des Vaters Wille das Reich gibt, wie sie seine Gegenwart erleben dürfen in einer unbeschreiblichen Freudigkeit, in einer großen Kraft im Beruf ihres Glaubens, in erneuernden, reinigenden, heiligenden, verwandelnden Wirkungen die von ihnen ausgehen werden. Das ist noch nie anders gewesen.

Wie wird's nun sein, meine Freunde? Wird Gott solche Freiwillige und Vorposten finden in unsrer Zeit? Wird die „kleine Herde" da sein nach dem Völkerkrieg als sein göttlicher Ertrag und als göttliches Werkzeug für die Zukunft? Und wer wird dann zur kleinen Herde gehören, wer zur großen Masse, die nichts merkt und weiterschläft? Seht, noch handelt es sich heute nicht darum, etwas zu tun. Noch ist alles viel zu sehr in Verwirrung und im Unklaren, als daß jetzt schon gesagt werden könnte, was denn geschehen muß als erste Tat des Gehorsams gegen das nahe gekommene Gottesreich. Tröste dich damit, wenn es dir ein Trost ist! Noch verlangt Gott keine besondern Entschlüsse und Taten von dir, noch keine Opfer für sein Reich. Du brauchst in keine Gemeinschaft oder Partei einzutreten. Du brauchst kein Geld wegzugeben. Du brauchst weder dein Geschäft, noch deine Familie, noch dein Leben in Gefahr zu bringen. Du brauchst kein Prophet noch Märtyrer zu werden. Warte auf Gott, wenn du verstehst, daß auf Gott warten wichtiger ist als das größte Tun! Noch handelt es sich „nur" darum, für welchen Glauben du dich entscheiden willst: für den Glauben der kleinen Herde der Einsamen, der Stillen, der Träumer und Törichten oder für den Glauben des großen Heeres der Klugen, Nüchternen und Praktischen? Du weißt, wie sich diese beiden Glauben unterscheiden: Der eine ist Glaube an Gott und an die Wahrheit, der andere ist Glaube an die Götzen und an das, was immer so war und

immer so sein wird. Nun wähle! Das ist die Entscheidung, die ich heute mir und euch Allen vorlegen wollte.

Wir sagen, nicht wahr: es wäre wohl schön! Aber nun fühlen wir beide auf einmal, daß dieser Glaube der kleinen Herde, der „nur" Glaube ist, eigentlich etwas ganz Unheimliches ist. Wir wittern etwas von all dem, was darin schlummert: Unruhe, Widerspruch, Leiden, Kampf, Revolution, Kreuz — und wir erschrecken. Ja, es ist wohl wahr: dieser Glaube der kleinen Herde hat etwas Unheimliches. Aber nun sagt uns Jesus von der andern Seite nur das Eine: Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Und in diesem: Fürchte dich nicht! wenn wir's hören, liegt eine Kraft, die uns wirklich vom Schrecken freimacht. Vielleicht daß wir dann doch mit jenem Sänger des innern Lebens aus vergangenen Tagen den Mut fassen, zu beten:

O Jesu, verborgenes Leben der Seelen,
Du heimliche Zierde der inneren Welt,
Gib, daß wir die heimlichen Ziele erwählen,
Wenngleich uns die Schmach deines Kreuzes entstellt.
Hier übel genennet
Und wenig gekennet
Hier heimlich mit Christo im Vater gelebet,
Dort öffentlich mit ihm im Himmel geschwebet.

Wenn wir einmal aufrichtig und ernstlich so beten werden, dann ist's schon erhört, dann sind wir bei denen von der Vorhut Gottes.

Karl Barth.

Gethsemane.

Der Tod wütet unter uns. Aber je mehr er tobt, desto leidenschaftlicher sehnen wir uns nach Leben. Jeder Tag fordert neue Opfer an Menschen, bringt neue Verheerungen. Aber der Stachel des Todes spornt nur unsere Sehnsucht nach Leben und Sieg an. Neue Ziele, neue Lebensformen für jedes Land, jede Politik, jede soziale und religiöse Bewegung. Neues Leben, neuer Geist, neuer Glaube, die neue Organisation, der neue Sozialismus . . . es ist, als ob man sich nicht nur auf den Schlachtfeldern messen, sondern im geistigen Wettbewerb mit dem stärkeren Lebenswillen überbieten wollte.

Liegt darin nicht etwas Gewaltiges? Man gibt sich nicht auf, man rafft sich auf. Glaube, Hoffnung, Sehnsucht treiben uns weit über Todesgrauen hinweg. Aus den Ruinen wird neues Leben erblühen. Die Opfer sind nur der Weg dazu.

So wären wir denn, hören wir sagen, wie keine Zeit es noch gewesen, im Stande, die geheimnisvolle Größe der Passion zu erleben. Durch Tod zum Leben, durch Kreuz zum Sieg. Keine Zeit hat es vermocht, sagt man uns, dem Willen zum Opfer einen so grandiosen

Ausdruck zu verleihen, keine darf darum so leidenschaftlich leben wollen, wie wir.

Es ist wahr, daß wir nun Charfreitag und Ostern feiern, wie man es schwerlich vor uns getan. Es ist wahr, daß Golgatha bereits Tausende von Menschen ins Gemetzel getrieben hat. Es ist nur zu wahr, daß man bald auf zahllosen Kanzeln die Osterbotschaft in Zusammenhang mit dem Sieg der eigenen Sache, der eigenen Nation und ihres Willens zur Macht bringen wird. Es ist nur folgerichtig, wenn man es tut. Nachdem der Kriegsgott es uns angetan und uns dazu verleitet hat, die reinsten und heiligsten Güter zu Werkzeugen des Hasses und des Mordes herzugeben, wird man schwerlich dieser letzten Konsequenz aus dem Wege gehen können. Dies alles ist wahr; aber noch wahrer ist, daß wir uns damit nur selber verurteilen.

Der Teufel feiert dieses Jahr Charfreitag und Ostern. Seine Zeit ist da, er wird kaum darauf verzichten, sie voll und ganz auszunützen. Seien wir doch nicht so naiv zu meinen, er werde uns irgend etwas erlassen. Und glauben wir vor allem nicht, daß er uns mit dem Leben weniger am Narrenseil herum führen wird, als mit dem Tod. Den Opfertod hat er verzerrt, entstellt. Aus Opfersinn hat man gemordet und verheert, Wahrheit und Recht mit Füßen getreten. Auch den Willen zum Leben wird er seinen Zwecken dienstbar machen. Denn auch er kann ein Werkzeug des Todes sein. Wer weiß, vielleicht sogar das wirksamste.

Wir sehen es nur zu deutlich an der Sehnsucht nach Leben, die nun unsere Welt ergriffen hat. Wie viele Keime des Todes stecken noch darin! Was für ein Wille zur Vergewaltigung, Unterdrückung anderer Menschen, anderer Nationen gibt sich darin kund! Wollen wir einmal diese Skala durchlaufen? Hier steigert und überbietet sich alles, was den Sieg zum bloßen äußeren Triumph macht und ihn damit entstellt, in Wahrheit zu einer geistigen Niederlage macht. Alles: krasser Egoismus, freilich in schöner, sublimierter Form, Nationaldünkel, Rassenhochmut, autoritäre Formen der Organisation, Vergewaltigung anderer Völker, Verkürzung ihres Rechtes auf Dasein, Gewinn und Profitsucht. Alles, was später neue Kriege, neue Verheerungen, neuen Tod entfachen muß, weil es zur Empörung gegen den Sieg aufruft.

Kann man sich die Lebensformen, das neue Europa, die neue Welt denken, die aus einem Frieden hervorgingen, in dem es einer unserer jetzigen Regierungen gelänge, den andern „ihren Frieden" zu diktieren, ihren Willen aufzuzwingen? Kann man ohne Schaudern an die Siegesfeste denken, die man feiern würde, nachdem der Gegner endgültig besiegt, vergewaltigt wäre? Ich glaube, wir würden uns nach dem Anblicke des Schlachtfeldes zurücksehnen.

Auch wo der Lebenswille nicht der verhüllte Ausdruck des wirtschaftlichen Willens zur Macht ist, flößt er noch recht wenig Achtung

ein. Wo er nicht roh ist, ist er meistens noch matt, kleinlich, von zweifelhaften Spekulationen und von Profitsucht nicht frei. Man will leben, ohne vom Tode das nötige gelernt zu haben.

Der Sozialismus will wieder leben. Muß aber nicht noch vieles in ihm ersterben, bevor er wieder ein kraftvolles Leben entfalten kann, viel mattes und äußerliches?

Leben will auch die Religion, wollen auch ihre bestehenden Formen. Kann man aber behaupten, daß sich in unseren Kirchen ein Lebenswille rege, der uns durch die große Leidenschaft hinreißt, ein Wille, an den wir uns klammern können, wenn wir, wie der Ertrinkende, nach einem Halt greifen. Wieviel unfreies, totes oder zum Tode führendes gibt es hier! Pochen auf die äußere Form. Eine tote, feige Innerlichkeit. Ein unfruchtbarer Individualismus, der nur an sich denkt, während eine ganze Welt leidet und im Blut erstickt, und Gott nur dazu braucht, sich dabei unendlich fromm und erhaben zu dünken. Kompromiß mit den Mächten des Todes, die heute am Werke sind; Servilität und Charakterlosigkeit gegen den Militarismus; reaktionäre Tendenzen; der Wille, Andersdenkende auszuscheiden und zu unterdrücken. Neues Leben? Und auch wo die Kirchen sich aufraffen und redlich bestrebt sind, dieses Gift von sich zu stoßen, sind sie zu schwach dazu. Sie sind zu unfrei, um frei zu machen, zu tot, um Leben zu spenden.

Aber wohin sollen wir uns flüchten, wenn uns beim Anblick dieser rohen oder matten Hoffnungen, beim Anblick einer Lebenssehnsucht, die nur zum Tode führen kann, Ekel und Verzweiflung erfüllt? Wo gibt es Wahrheit inmitten dieser Lügen und Selbsttäuschungen; Ruhe inmitten dieser wilden Hast, wo gibt es Revolution im Gegensatz zu dieser Mattigkeit, die ärger ist, als der Tod? Wie können wir diesen schauderhaften eisernen Kreislauf zerbrechen: Tod — falsches Leben aus dem Tod — darum aus dem Leben wieder Tod.

Aus dieser tobenden Welt, deren Lebenssehnsucht noch mehr nach Blut und Moder riecht, als ihre Gemetzel, flüchten wir uns in die Einsamkeit. Es ist still, ganz still. Ein paar Leute, die wir antreffen, werden uns nicht stören. Sie schlafen. Nur einer wacht, etwas abseits von den andern. Auch er ist merkwürdig still. Kein Laut entwindet sich seinen Lippen. Eine etwas gebeugte Haltung, also auch einer, der leidet und ringt. Ein paar Blutstropfen am Boden. Also auch hier noch Blut. Werden wir denn das Gespenst nicht los? Ja, auch hier ist Leiden und Blut. Und doch haben wir hier das Heiligtum betreten, das uns vor Karfreitagszerrbildern und Osterparodien schützt. In dieser Stille lebt die Macht, welche den furchtbaren Kreislauf bricht; aus dem Blut, das hier am Boden ist, wird nicht wieder Blut.

Das bescheidene, stille Gethsemane ist die heilige Wacht vor Kreuz und Ostermorgen. Es bewahrt sie vor Entstellungen, da, wo es wacht, kommt nichts Rohes, Unechtes hinein. Gethsemane ist viel verkannt und unterschätzt worden. Golgatha und das leere Grab

bedeuten uns mehr, als der stille, heilige Kampf, der hier ausgefochten wird. Aber was wären Kreuz und Ostermorgen, was wären wir ohne diesen stillen Kampf.

Gethsemane ist nicht einfach der Abschied vom Leben vor dem Sterben, die Ueberwindung der Todesangst vor dem Märtyrertod. Freilich reißt sich hier Jesus vom Leben los. Es fragt sich nur, von welchem Leben und welchen Lebensmöglichkeiten er sich trennt. Tausende sind vor ihm, Tausende nach ihm, in den Tod gegangen, weil der Tod ihre Sache weiter brachte, als das Leben. Formell haben sie das gleiche Opfer gebracht. Warum scheuen wir uns, ihre Opfer und Christi Opfer auf die gleiche Linie zu stellen? Weil es beim Opfer nicht auf den Willen zum Tod, sondern auf den Verzicht aufs Leben ankommt. Unvergleichlich ist Christi Opfer, weil nie ein Mensch eine solche Fülle von Lebensmöglichkeiten preisgab. Es ist etwas anderes, ob man sein Leben wegwirft, weil man nichts damit anfangen kann, oder obschon man noch alles vom Leben zu erwarten hat, scheinbar noch das Größte und Heiligste. Heilig ist der Weg des Unterliegens erst, wenn rechts und links verlockende Siegesmöglichkeiten winken. Darum ist Gethsemane die Erlösung von aller rohen, äußerlichen Siegessehnsucht. Gethsemane ist der große Sieg über kleine Siege. Oder genauer gesagt: der Triumph des größten Sieges über alle nächstgrößten. Das Heilige ist absolut. Hier offenbart es sich in voller, schroffer Reinheit.

Gethsemane ist zunächst der siegreiche Abschluß des großen Kampfes, den Christus sein Leben lang geführt hat. Christus lebte in einer Welt, die von einem dämonischen Lebenswillen beseelt war. Von Sieg, von nationaler Befreiung, vom Triumph des Guten, der Gerechtigkeit, hat man nie so leidenschaftlich gesprochen, wie damals. Er hätte ihr Führer, ihre vornehmste Gestalt werden können. Das hat seine Zeit schon gespürt. Die Zauberkraft, die er auf die Gemüter ausübt, die unheimliche Gewalt seiner ganzen Person, der Heldenmut, die revolutionäre Energie, das ließe sich verwerten. Die Herrscherstellung war zum vornherein gesichert. König der Juden brauchte nicht ein Hohnruf zu werden. Ein bloßer Wink hätte es zur Wirklichkeit gemacht. Und sehen wir uns diesen Machtrausch der Juden etwas genauer an. Er ist etwas anderes, als unser Profitimperialismus und Geschäftsnationalismus. Es galt nicht, neue Absatzgebiete zu erobern und die fremde Konkurrenz zu vernichten. Der Kampf galt der Freiheit des Volkes Gottes vom Joch der Heiden. Auch ein großer, heiliger Wille konnte sich dafür begeistern und gewinnen lassen.

Christus hat in der Wüste diesem Machttraum abgesagt. Und was er in der Stille der Wüste begonnen, vollzieht er in der Stille des Oelgartens. Schwerlich wird in dieser Stunde, da alles, was er gewollt, versucht, erreicht hat, alles, was er noch erreichen kann, in unheimlich verschärfter Gestalt vor ihn tritt, dieser Appell des Lebens

gefehlt haben. Ist denn schon alles aus? Das Volk, das bald „Kreuzige" rufen wird, könnte in einen ganz anderen Ruf einstimmen. „Kreuzige ihn" ist nur die Wut der Enttäuschung, daß es nicht ein anderes Geschrei anstimmen konnte.

Der Ruf des Lebens rauschte durch die Oelbäume Gethsemanes. Doch Christus verneigte sich nur tiefer; der Ruf verhallte. Der erste Sieg über den Sieg war erfochten. Aber wieder erhob sich die verlockende Stimme des Lebens, sprach von Sieg und Triumph. Diesmal verführerisch süß, weich und zart.

„Kannst du denn nicht den Anschluß verweigern, ohne die Mächte zu bekämpfen, denen du dich nicht verschreiben willst? Kannst du sie denn nicht beiseite lassen und dann doch des Sieges gewiß sein? Mußt du denn sterben, um die dämonische Gewalt des Machtstaates und die ganze Heuchelei der offiziellen Frömmigkeit zu treffen? Kannst du es nicht durch dein Leben tun? All die Stillen im Land, wozu sind sie denn da? All die trauernden Seelen, denen du Trost, Halt und Hoffnung bist, willst du sie vergessen? Kannst du denn nicht in den Tiefen des Gemütes deine Gottesherrschaft errichten, ohne daß es zum Bruch mit dem Bestehenden kommt? Du verschmähst die äußere Macht. Ihre Siege sind Niederlagen in deinen Augen. So gehe deinen Weg, gehe ihn zu Ende; so zeigst du erst, daß er, daß nur er zum Ziele führt. Stirb nicht auf halbem Weg; lebe und siege.

Christus blieb still, und nun verhallte der Ruf des Lebens. Der Sieg war besiegt, der Sieg durch äußere Macht, durch Kompromiß, Anpassung, der Sieg durch Feigheit und Selbstsucht.

Nun durfte der Tod reden. Er redete eindringlich, er führte in dieser geheimnisvollen, stillen Nacht seine Sache gut, so gut, daß der Oelgarten zur Geburtsstätte einer neuen Welt wurde.

Der Tod wurde zum Anwalt des Lebens. Er zeigte, was in ihm für eine stürmische, leidenschaftliche Lebenssehnsucht steckt, wenn man ihm in die Augen schaut und seine Tiefen ergründet. Christus betritt den geheimnisvollen Weg, der nur in die Nacht zu führen scheint, in die Nacht der Vernichtung, des Zusammenbruchs. Aber auch diese Nacht hat ihre Morgendämmerung. Tod und Leben schlossen in Gethsemane den großen, innigen Bund. Von nun an heißt es „Stirb und werde." Und von nun an reißt eine dämonische Gewalt alle falschen Siegeshoffnungen in die Tiefe.

Das Zerrbild weicht der Wahrheit. Sieg durch Gewalt, Sieg, indem man sich aufdrängt, andere unterdrückt, ist nur Niederlage, ist Tod. Siege, bei denen man feig dem Gegner ausweicht, Siege, bei denen man nicht alles auf die persönliche Entscheidung, auf das Opfer abstellt, sind Zerrbilder und Komödien. Aber was nichts Aeußeres, nichts scheinbar noch so Machtvolles schaffen kann, das schafft die heilige Berührung des Menschen mit Gott. Das

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL

Opfer ist der Weg zum Sieg. Aber nicht das Opfer, bei dem wieder rohe Ziele auftauchen, sondern das volle, reine Opfer, das sich nur gibt, damit die Gewalt gebrochen, die Heuchelei entwertet, der Trug enthüllt werde. Nicht das Opfer, das neuer Gewalt, neuen Trugbildern, einer neuen Verzerrung der Wahrheit zum Leben verhilft. Diese Opfer hat Christus entwertet, als er über den äußeren Sieg den Sieg davontrug. Was sich vorhin als Triumph ausgab, erscheint nun als elendes Scheitern. Das Opfer, das reine Hände in Gottes heilige Hand legen, das gilt nun der Menschheit. Darum bietet Christus der Gewalt und der nationalistisch verzerrten Frömmigkeit seine Brust zum Stoße dar. Sie werden zustoßen, aber damit sich selber zu Tode treffen.

Darum ist dieses stille, scheinbar rein innerliche Gethsemane der Beginn eines neuen Lebens. Solche Begebenheiten sind keine Episoden, nichts Zufälliges, Nebensächliches. Inmitten einer alten Welt rufen sie eine neue Welt hervor. Die alte Welt wird äußerlich weiter bestehen, sie wird sich wehren sie wird die neue erdrücken wollen. Sie tut es wieder heute, wie sie es wohl noch nie getan. Und doch ist sie innerlich entwertet, verurteilt. Die verzweifeltsten Versuche, sich zu behaupten, scheitern daran, daß man das Höhere in sich trägt.

So bricht sich auch heute wieder aller rohe, dämonische Lebenswille, alle plumpe Siegesauffassung an dieser heiligen, geheimnisvollen Macht. Gott hat uns Gethsemane gegeben, um uns zu vernichten, wenn unser Lebenswille auf Abwege gerät.

Man kann vom alten oder vom neuen Gott reden und in die Schlacht ziehen. Man kann im Namen eines Kriegsgottes toben und lästern und von den Kanzeln zu Raub und Mord anstiften. Man kann Kreuz und Auferstehung als die wirksamsten Mittel brauchen, Leute in Gemetzel zu jagen, gegen die sich schon das rein menschliche Empfinden empört. Aber man kann nicht in der heiligen Stille Gethsemanes den Sieg über den Sieg erlebt haben und von Triumph reden, wie wir es tun. Die Lästerung wird zu einer inneren Unmöglichkeit.

Hier muß man sich entscheiden. Hier trennen sich die Wege. Glaube an den Sieg Christi über den Sieg, glaube an ein neues Leben, das alle umfaßt, nachdem ein reines Opfer in Gottes Hand zur Kraft geworden ist. — Oder glaube an den brutalen Sieg deines Volkes über andere. Glaube an all die Schlagworte und Phrasen, mit denen deine Nation ihren Willen zur Macht, zu Gottes Wollen umstempelt. — Oder glaube an das Leben, das erst aus dem völligen Sterben aller Selbstsucht, alles Willens zur Vergewaltigung entspringt. Glaube an einen mechanischen Fortschritt, an ein neues Leben durch Flickarbeit, durch Reformen und vorsichtige, sorgfältig abgewogene Maßregeln. — Oder glaube

an die reine revolutionäre Kraft, die hier aufflammt, die aufs Ganze geht, die Welt umfaßt.

Wähle, was du willst, aber versuche nicht, beides zusammenzubringen. Geh' mit Christus oder geh' mit der Welt. Nur geh' nicht mit beiden, es wäre für dich qualvoller Untergang, es würde dich zerspalten, innerlich vernichten.

Geh' mit dem Kriegsgott und seinem Siegeswillen, aber kehre dann entschieden Gethsemane den Rücken. Dort hast du nichts mehr zu tun. Oder finde dich in Gethsemane, wie wir uns alle nun in Gethsemane finden, an Gethsemane wieder aufraffen sollen. Wir wollen leben, aber dürfen wir jetzt schon leben wollen? Müssen wir nicht noch viel mehr in den Tod hinein, in das Ringen mit allem, was den Willen zum Leben entstellt, verzerrt? Es ist nun Gethsemanezeit. Der Ostermorgen ist noch nicht angebrochen. Nicht einmal das Kreuz. Wir sind noch in der Vorschule zum Kreuz. Wir haben noch zu lernen, wie und warum man leidet.

Lehre es uns, Gethsemane. Führe uns noch tiefer in die Nacht hinein, die erst ganz dunkel geworden sein muß, bis die Dämmerung anbricht.

J. Matthieu.

Macht.

„Wiederum nimmt ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg, und zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und spricht zu ihm: Dieses alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da spricht Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satan! Denn es steht geschrieben: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.' Da verließ ihn der Teufel; und siehe, die Engel traten hinzu und dienten ihm." Matth. 4, 8—11.

Die Geschichte der Staaten, ja die ganze Weltgeschichte ist bis jetzt vorwärts gegangen durch Krieg. Kriege aber haben alle einen gemeinsamen Grund: die Macht. Die Weltgeschichte ist darum eigentlich die Geschichte der Macht. Auch die Arbeit in der Friedenszeit beruht auf Kriegen, durch die ein Friede errungen wurde. Wenn ein Volk oder eine Völkergruppe eine Stufe von Macht erreicht hat, wird Friede, bis das Gleichgewicht sich verschoben hat, d. h. bis auf einer Seite die Macht größer zu werden droht; dann bricht der Krieg wieder los. Macht bringt immer Konflikte und dadurch Unheil. Der

gegenwärtige Krieg ist auch ein Krieg um Macht: um wirtschaftliche Macht, um Weltmachtstellung.

Es ist aus diesen Erwägungen heraus verwunderlich zu beobachten, daß ein Volk dem andern die Schuld am Kriege zuschiebt. Es ist ein Zeichen dafür, wie sehr die Völker im Kriegsgeist befangen sind; denn dem nüchternen Denken ist die Tatsache, daß Macht immer zu Krieg und Unheil führt, zu klar, als daß sie übersehen werden könnte. Gewiß mögen die äußern Veranlassungen des Krieges mehr da oder mehr dort zu finden sein; aber dabei bleiben wir doch nicht stehen, sondern fragen nach den Geisteskräften, die zu den weltgeschichtlichen Ereignissen führen; wir suchen nach den tiefern Gründen, die hinter den äußern Veranlassungen liegen. Und da werden wir eben die Kollektivschuld finden, die Allen gemeinsam ist, die unter der „Macht" stehen. (Auch die in diesem Krieg neutralen Staaten stehen direkt oder indirekt unter der Macht; denn entweder sind sie neutral, weil sie „mächtig" genug sind dazu oder weil es den kriegführenden Mächten bis jetzt möglich war, sie aus dem Krieg zu lassen.) Es mögen in dem oder jenem Volke weniger unmittelbare Gründe zum Kriegsausbruch vorhanden gewesen sein und bei einem andern mehr: aber die tiefste Ursache, die Macht, ist bei allen da. Selbst das Volk, das den Frieden liebt, und die Regierung, die den Frieden zu erhalten sucht, stehen unter dem Gesetz der Macht, sobald sie in der Welt wollen etwas zu sagen haben; sobald sie einen Platz an der Sonne wollen. Und dieses Gesetz ist stärker als der Friedenswille. Wir vergessen gar leicht, daß wir unter dem Fluch des Weltwesens stehen. „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren" und dürfen wir hinzufügen: wenn's ein Volk ist oder wenn's gar mehrere Völker sind, bringen sie Unglück über die Welt.

Und ebenso verwunderlich ist's, die Behauptung der Völker zu hören, der Krieg sei ihnen aufgezwungen worden von den Andern. Ja, aufgezwungen schon; aber von der Macht, die in ihnen selbst ihr Wesen trieb. Denn die kriegführenden Völker wollen entweder ihre Macht erhalten oder sie erweitern. Und zudem liegt es im Wesen der Macht, daß sie sich vergrößern will. Sie duldet keine Macht neben sich; sie will andere Mächte herabdrücken; sie hat vorher keine Ruhe. Da gibt's Konflikte. Auch das ist wieder ein ehernes Gesetz des Weltwesens; die „Welt" geht ihren konsequenten Gang. Und es ist wohl möglich, daß die Macht, geweckt durch diesen Krieg, in einem Reiche oder einer Person konzentriert, alle ihr entgegenstehenden Geisteskräfte unterdrücken und eine zeitlang triumphieren wird.

Nun sagt man aber: es sei zur Kriegsführung für jedes Volk notwendig, daß es dem Feinde die Schuld zuschiebt und daran glaubt, daß ihm der Krieg aufgezwungen wurde; dadurch erst wache die rechte Kriegsbegeisterung auf. Scheinbar ist das richtig; aber es gibt noch etwas, das stärkere Kraft gibt als jene Stimmung, die wieder einmal verrauchen könnte: es ist der Wille, der da sagt: „nun ist das Unglück

hereingebrochen; jetzt vorwärts in den Kampf; indem wir unser Leben dem Tode als Opfer preisgeben, sühnen wir das Unrecht des Krieges und helfen mit, das Neue, Bessere aufbauen." Ob freilich solcher Opferwille auch die aggressive, menschenmordende Seite des Krieges trifft, ist eine Frage. Immerhin kann man sagen: es ist nun einmal da; nun müssen wir's nach allen Regeln der Kriegskunst zu Ende führen; und so würde man den doppelten Fluch der allgemeinen Schuld des Krieges und der individuellen Schuld des Tötens bewußtermaßen auf sich nehmen. Doch führen diese Gedankengänge gar zu leicht ab von der einfachen Wahrheit, daß im Geiste des Evangeliums der Krieg Sünde ist. Oder: sie zeigen andererseits nur zu deutlich, daß Krieg und Evangelium schroffe Widersprüche sind.

Damit sind wir aber schon auf ein anderes Gebiet gekommen: den Glauben. Und da möchte ich vor allem das eine betonen: der Glaube ist die einzige Macht, die nicht zum Krieg führt. Es ist darum aber auch die Macht, die sich auf die Dauer stärker erweist als die Macht der Staaten und Völker. Der Glaube stellt sich ganz auf Gott und sucht nicht Macht und nicht Platz an der Sonne, sondern läßt sich ihn von Gott geben, indem er es in Gottes Hand und Willen legt, auch auf die Gefahr hin, daß Gott den Glaubenden der Weltmacht zum Opfer gibt. Ein Volk, das einmütig zusammenstehen würde in dem festen Entschluß: wir wollen ein Volk sein, das alle guten Kräfte in sich entwickelt, das allem Haß in seinen Gliedern widersteht, das alle Schlechtigkeit, allen Mammonsdienst bekämpft und besiegt, das wirklich von Liebe beseelt ist; wir wollen auch in Freundschaft mit den andern Völkern leben und darnach trachten, daß wir ihnen unsere Liebes- und Freundschaftsdienste anbieten, wo es angeht; aber Krieg führen: das tun wir nicht; und wenn uns ein Staat bedroht, verteidigen wir uns nicht, sondern wir überlassen das Gott; wenn Er durch seine Wundermacht dann den Feind von unsern Grenzen abhält, danken wir Ihm dafür; wenn Er es aber für gut findet, uns dem Feinde zu überlassen, sprechen wir: Dein Wille geschehe, und geben uns Gott anheim, daß Er durch unser Opfer sein Reich baue — ein solches Volk wäre ein Glaubensvolk und ein Gottesvolk. Von ihm ginge Heil und Segen aus auf die Welt durch die Macht seines Glaubens, mehr als von denen, die ihre Macht und Machtstellung verteidigen. Bis jetzt war meines Wissens noch kein solches Volk auf Erden. Ein solcher Wille kann auch nicht gemacht werden weder von Fürsten, noch Regierungen, noch Parlamenten; der muß von oben gewirkt sein und spontan aus dem Volksganzen herauswachsen. Bis jetzt war es so, daß aus allen Völkern Einzelne sich heraushoben, einander die Hand reichten und zusammen ein Gottesvolk bildeten, das seinem Glauben treu sein will bis zum Tod, also auch auf die Gefahr äußerer leiblicher Niederlage hin. Wenn es je ein solches Volk innerhalb politischer und geographischer Grenzen geben sollte — wenn also je ein irdischer Staat ein solches Gottesvolk aus-

machen würde, wäre für ihn die Rüstungs- bezw. Abrüstungsfrage erledigt. Ich glaube, hier liegt auch in der Tat das tiefste Problem dieser Frage. Der dauernde Friede kann nur durch den Glauben zustande kommen.

Einmal lebte auf dieser Erde jemand ganz in solchem Glauben: Jesus. In Seinem Leben war kein Zwiespalt, wodurch die Kraft dieses Glaubens hätte gemindert werden können. Da war auch kein Schwachglaube, wie selbst glaubensfrohe Menschen zeitweise davon können angepackt werden, wenn ihnen ihre Sünde vor Gott bewußt wird; da war auch keine Selbstverteidigung, als die Feinde ihn angreifen wollten. Er dachte nicht: ja um meiner Aufgabe willen muß ich mich verteidigen; um die Gaben, die Gott mir gegeben hat, zu erhalten, muß ich mich wehren. Vielmehr nahm Er auch die Feindschaft aus Gottes Hand, verbot seinen Jüngern mit dem Schwert dreinzuhauen und um Feuer vom Himmel zu bitten, verbot sich selbst, die Legionen vom Himmel zu rufen, und wußte: „auch das Kreuz, auch das Opfer gehört zu meiner Aufgabe." Sein Leben war Glaube, vollkommener, vollendeter Glaube. Jesus war der „fleischgewordene" Glaube. Dieser Glaube war aber auch eine Macht und ist seit seinem Dasein eine Macht gewesen. An ihm rankt sich der Glaube derer empor, die in Jesu Nachfolge wandelten und wandeln. Seine Macht war so groß, daß Tausende der Macht der Welt trotzten und ihr Leben ließen um seinetwillen. So groß, daß andere Tausend ein Leben voll glühender Liebe für ihre Mitmenschen führten und sich in dieser Liebe verzehrten; daß sie aus Glauben durch ihre Liebe harte Herzen erweichten, Millionen aus den Taschen geldliebender Weltmenschen hervorzauberten und ihren Liebeswerken dienstbar machten. Diese Glaubensmacht hat sich sehr stark erwiesen.

Weil aber dieser Glaube sich auf den lebendigen, heiligen Gott richtete und von dorther kam, hat er sich erwiesen auch als Macht des Gewissens. Jesus, der fleischgewordene Glaube, ist eben deshalb auch das Gewissen; Er ist das Gewissen der Gewissen. Jedes Einzelgewissen entzündet sich seither an jenem Gewissen. Gewiß ist bei Vielen, gerade bei vielen Christen, das Gewissen erschlafft; aber durch Ihn wird es wieder erweckt, wenn Er durch einen Mitmenschen, in dem das Gewissen leuchtet, uns nahetritt, oder wenn Gott durch Leiden und Schmerzen des Leibes und der Seele Jesus in uns wachruft. Bei Vielen aber war und ist das Gewissen sehr fein, weil sie es an Jesus gebildet hatten und haben; und in dieser Feinheit war und ist es so stark und mächtig, daß es die Mächte der Welt zum Kampf aufruft und sich gegen das Weltwesen auflehnt. Und wie beim Einzelnen ist's beim Gewissen als soziale Erscheinung. Auch im Völkerleben gibt's Zeiten, wo das Gewissen erschlafft ist; aber wie der Windstoß das verborgen glimmende Feuer zur hellen Flamme anfachen kann, so kann auch ein Sturm, der dahinbraust über die Völker, in ihrer Seele das Bild des fleischgewordenen Glaubens wieder wachrufen, und ihr Gewissen kann an Ihm

sich wieder entzünden. Und in neuerer Zeit haben wir's erlebt, daß ein Menschheitsgewissen erwacht ist in weiten Kreisen. Heute ist trotz allen scheinbaren Gegenteils, dieses Gewissen deutlich geworden; denn erstens ist's eine wunderbare Tatsache, daß da und dort Menschen, die mit dem Kriegsausbruch aber auch gar nichts zu tun haben, mit elementarer Wucht von der Buße dieses Krieges wegen erfaßt worden sind; und zweitens sind viele Menschen an der Arbeit, die Kriegswunden zu heilen und ihre Kraft und Fähigkeiten für den Frieden einzusetzen.

All das ist gewirkt von jener Macht des Glaubens, die in Jesus Fleisch geworden ist. Zwar freilich: das Merkwürdige dabei ist, daß Er zuerst der Macht des Weltwesens, damals sich zeigend als Religionsmacht, unterlegen ist. Aber das, was viel wunderbarer ist, ist das, daß Er durch seinen Glauben ein Feuer angezündet hat auf Erden, das nie mehr konnte gelöscht werden; ja, jedesmal,... jedesmal, wenn es den Anschein hatte, als ob die Macht der Welt es doch unterdrücken könne, lohte es umso heller und mächtiger wieder auf. Sein Schein reicht immer weiter, und es wird die Zeit kommen, wo es alle Mächte der Erde überstrahlt. Die Macht des fleischgewordenen Glaubens wächst und wächst, bis daß alle Macht Ihm zu Füßen liegt und Ihm untertan ist.

Rudolf Reich.

Jesus und der Tempel.

Mrc. 11, 15—19 u. 13, 1—3.

I.

Unter den Taten, die von Jesus berichtet sind, nimmt die Tempelreinigung eine besondere Stelle ein. Wir möchten diese Tat nicht missen, denn sie wirft ein helles Licht auf den Charakter, das innere Wesen Jesu. Von Jugend an damit vertraut, daß Jesus den Tempel gereinigt hat, verwundern wir uns darüber kaum weiter. Im Grunde liegt aber darin etwas sehr Auffallendes. Wir schlagen ein Blatt des Evangeliums um und stoßen auf die Stelle, wo Jesus zu den Jüngern, die den gewaltigen Bau des Tempels bewundern, sagt, es werde kein Stein davon auf dem andern bleiben. Wenn wir diese Berichte aufmerksam lesen, muß sich uns eine Frage aufdrängen. Wir fragen: „Warum hat sich Jesus eigentlich so um den Tempel bemüht, dessen baldigen Untergang er so klar voraussah, und warum hat er die Zerstörung des Tempels angekündigt, um den er sich kurz vorher mit solchem Eifer und solcher Energie bemüht hatte?" Es ist vielleicht nicht wertlos, das Verhältnis Jesu zum Tempel einmal unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Die Beantwortung

dieser Frage scheint freilich ganz in die Vergangenheit zurückzuführen, von rein historischem Interesse zu sein. Das wäre aber nur dann der Fall, wenn es sich beim Tempel bloß um das Gebäude handelte, das längst zerfallen ist. Nun war aber in ihm etwas verkörpert, was bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat, wichtig zu sein. Darum ist das Verhalten Jesu zum Tempel auch für die Gegenwart lehrreich und wertvoll.

Daß Jesus sich um den Tempel bemüht hat, ist nicht nur aus dem angegebenen Grunde auffallend, sondern auch deshalb, weil der Tempel für ihn offenbar nie allzugroße Bedeutung gehabt hatte. Das ist schon durch die Tatsache, daß er in der Bergpredigt das Gebet in das stille Kämmerlein verwiesen und selber mit Vorliebe auf freier, stiller Bergeshöhe gebetet hat, genügend bewiesen. In der Antwort, die das Johannesevangelium ihn der Samariterin geben läßt, ist, wenn sie auch nicht von ihm gesprochen sein sollte, sein Verhältnis zum Tempel jedenfalls treffend bezeichnet (Joh. 4, 19—24). Daß Jesus dem Tempel und dem, was in ihm geschah, sehr frei gegenüberstand, geht klar genug aus den Worten hervor, in denen er die Pflicht eines Sohnes, für seine alten Eltern zu sorgen, der Pflicht, dem Tempel Gaben zu spenden, weit voran gestellt hat (Mark. 7, 11—13).

Trotzdem war der Tempel Jesus ehrwürdig und heilig. Er war ihm heilig wegen der großen Erinnerungen, die sich für sein Volk mit ihm verbanden. Die Räume, in denen so viele der Größten und Besten seines Volkes Gottes Nähe gesucht und erlebt hatten, konnten ihm nicht gleichgültig sein. Aber auch eigenes Erleben verband ihn mit dem Tempel. Er hatte, wie aus der schönen Erzählung aus seiner Jugend hervorgeht, wenigstens eine große, selige Stunde im Tempel verlebt. Wenn er nun auf der Höhe des Lebens auch noch so klar sah, daß Gott im Tempel nicht mehr ist, als an jedem Orte, wo ein Mensch ihm mit rechtem Verlangen naht, so war er doch nicht im Zweifel, daß die Stille erhabener Tempelhallen den Menschen helfen könne, Gottes inne zu werden. Darum ließ ihn das, was er beim Betreten des Tempels sah, in Schmerz und Zorn aufflammen. Was ihn empörte, war einmal der Widerspruch zwischen dem, was der Tempel sein sollte und was die aus weiter Ferne herbeiströmenden Pilger von ihm erwarteten und seinem wirklichen Zustande. Und noch ein anderer Widerspruch empörte ihn, nämlich der zwischen der Anmaßung der Leute, die sich nicht nur zu Hütern und Wächtern des Tempels, sondern der ganzen Religion und Sittlichkeit berufen meinten und sich über die ungläubige, gottlose Welt erhaben fühlten und der Tatsache, daß sie sich nicht einmal die Mühe nehmen mochten, den Tempel, das größte Heiligtum, von ganz gewöhnlichem Marktschacher, von ganz gemeiner Geldgier freizuhalten. Weil es das große, ihn ganz er-

füllende Anliegen seines Herzens war, den Vater unter den Menschen geehrt zu sehen, darum kränkte es ihn in tiefster Seele, die Stätte, die in besonderer Weise Gott geweiht sein sollte und in der er einst die Nähe des Vaters erlebt hatte, in eine Stätte des Mammonsdienstes verwandelt zu sehen. Der Mammonsdienst in das uralte Zentrum des religiösen Lebens eingedrungen und damit gleichsam sanktioniert! Wie groß mußte da seine Herrschaft geworden sein! Dinge in dieser Weise verquickt zu sehen, die nach seinem Empfinden im schärfsten, unerträglichsten Gegensatz zu einander standen, war ihm ganz unerträglich und das läßt uns verstehen, was sonst nicht ganz begreiflich wäre, daß nämlich die Glut heiligen Zürnens, die in Jesus war, bei diesem Anlaß mit so elementarer Macht, so alle Rücksichten bei Seite schiebend, hervorbrach.

Weßhalb hat denn aber, könnten wir fragen, Jesus nicht noch mehr getan, um diese Zustände zu beseitigen und den Tempel seiner eigentlichen Aufgabe und Bestimmung wiederzugeben? Er hätte für diese Arbeit wohl bei Vielen Verständnis und Unterstützung gefunden. Wie konnte er statt dessen so bald nachher die Zerstörung ankündigen? Darauf kann vielleicht Folgendes geantwortet werden. Es war natürlich nicht der Tempel an sich, gegen den sich Jesu Weissagung richtete. Mochte die Form immerhin bestehen bleiben, wenn sie nur einem rechten, großen Inhalt diente. Das war aber beim Tempel eben nicht der Fall. Jesus mußte immer mehr sehen, wie der Tempel und was mit ihm zusammenhing, den Maßgebenden im Volke wichtiger war, als das, was in seinen Augen das Größte war und vor allem not tat. Ihr Eifer richtete sich auf die Aufrechterhaltung des Tempeldienstes und des Systems von religiösen Uebungen und Werken, das sich wie ein zweiter, größerer Tempel um den Tempel herum in Jerusalem gebildet hatte. Diese Sorge nahm sie so sehr in Anspruch, daß für das Größere, die Herrschaft des lebendigen Gottes und seiner Gerechtigkeit im Volke und in der ganzen Menschheit wenig Sinn und Verständnis übrig blieb. Es war Jesus nicht um das Niederreißen von alten Heiligtümern, mochten es Gebäude oder Formen sein, zu tun, wohl aber darum, daß nichts Nebensächliches das Wichtigste verhülle und ersticke. Es wurde ihm immer mehr zur Gewißheit, daß dieses ganze Tempel- und Religionswesen dem Reiche des wahren, aus Gott strömenden und in allen Verhältnissen sich auswirkenden Lebens und Wesens im Wege stehe. Es mußte fallen, damit das Größere freie Bahn bekomme. Es war also nicht der Tempel an sich, den Jesus bekämpfte, sondern, wenn wir so sagen dürfen, der Tempelgeist, der über dem Tempel- und Formendienst den Gott vergaß, der mit seinem Geiste das ganze Leben durchdringen und wahrhaft heiligen will.

II.

In der furchtbaren Katastrophe des Jahres 70 hat sich erfüllt, was Jesus über den Tempel gesagt hat. Die Zerstörung war so gründlich, daß niemand mehr ernstlich versucht hat, ihn wieder aufzubauen. Ganz ist er indessen nicht verschwunden; das was er in so großartiger Weise verkörperte, die kultisch-kirchliche Religion, hat ihn um Jahrtausende überlebt. Aus Schutt und Trümmern ist ein neuer, viel gewaltigerer Tempel entstanden. Ich denke dabei nicht so sehr daran, daß in der Christenheit sich bald das Bedürfnis einstellte, besondere Stätten und Formen der Gottesverehrung und des Gottesdienstes zu schaffen und immer reicher auszugestalten. Wesentlicher und bedeutungsvoller ist, daß in einem großartigen System von religiösen Lehren, Gedanken und Formen und einer ebenso großartigen Organisation ein neuer, gewaltiger Tempelbau entstand, der zum Teil sichtbar, zum Teil unsichtbar seine Hallen über ganze Länder wölbte und ganze Völker in ihnen versammelte. Daß die christliche Kirche den jüdischen Tempel mit dem zu ihm gehörenden Religionssystem nicht nur an Größe und Umfang überragte, ist klar. Sie verfügte über einen ganz anderen Reichtum von Lebenskräften, mit denen sie die verschiedensten Lebensgebiete durchdrang und befruchtete. In vielen ihrer Erscheinungen und Vertreter blieb auch das Bewußtsein des Größeren, für das Jesus gekommen ist, und der Wille, ihm zu dienen, lebendig. Die Formen, die aus Judentum und Heidentum bald in die Christenheit hereinströmten, brauchten dem Größeren nicht unbedingt im Wege zu stehen und taten es nicht immer und überall.

Der Gefahr ist die Kirche aber freilich nicht entgangen, daß einem großen Teil ihrer offiziellen Vertreter die Erhaltung ihrer Macht und des Systems, auf dem diese Macht beruhte, zur Hauptsache wurde. Wieder kam es zu dem Widerspruche, der Jesu Zorn erregt hatte. Während die Menschen, die mit der Nachfolge Jesu ernst machten, vielfach aus der Kirche in die Einöden und Wüsten hinausgestoßen wurden (Waldenser u. a.), zogen dafür die Händler und Geldmenschen in die Hallen der Kirche ein. Daß die höchsten geistlichen Aemter und Würden dem Meistbietenden zugeschlagen wurden und schließlich sogar die Vergebung der Sünden zum Gegenstand des Handels und der Spekulation gemacht wurde, läßt das, was im Tempel zu Jerusalem geschah, beinahe harmlos erscheinen. Da kam es zu Ereignissen, bei denen sich die Vergleichung mit der Tempelreinigung aufdrängt. Der Sturm, der durch die Hallen der Kirchen brauste, drohte eine zeitlang nicht nur einzelne Formen mitzureißen, sondern den Bau selber zum Einsturze zu bringen und nur den Gottesdienst im Leben, die von Glauben und Liebe getragene

Arbeit für das Gottesreich auf Erden übrig zu lassen. Nicht nur die radikalen, als schwärmerisch verschrieenen Bewegungen, sondern auch einzelne Gedanken der Reformatoren selber gingen nach dieser Richtung. Die Entwicklung führte aber doch zu der Befestigung des alten und zur Errichtung eines neuen, freilich viel einfacheren Baues, der von nun an neben ihm stand. Es führte dazu die Erkenntnis, daß das religiöse Leben gewisser Formen bedarf und daß im ersten Eifer manches ohne rechten Grund entfernt worden war. Es ist klar, daß auch zwischen der evangelischen Kirche und dem Tempel in Jerusalem und dem, was in ihm geschah, manche Beziehungen bestehen. Wir brauchen uns dessen auch nicht zu schämen. Es tut z. B., um nur Eins zu nennen, unseren Kirchenliedern keinen Eintrag, daß sie zum Teil aus alttestamentlichen Psalmen entstanden und zum Teil enge mit ihnen verwandt sind. In einzelnen dieser Psalmen hat das Gottverlangen und die Andacht einen so reinen und erhabenen Ausdruck gefunden, daß sie kaum zu überbieten sind. Daß gewisse Formen des religiösen Lebens sich so lange erhalten und immer wieder entstehen, beweist, daß sie einem tieferen Bedürfnis entsprechen. Man kann deshalb noch so sehr überzeugt sein, daß der wichtigste Teil des Gottesdienstes sich nicht in Kirchenräumen, sondern in der Lebensgemeinschaft mit den Mitmenschen vollziehen muß und dennoch den kirchlichen Aeußerungsformen des religiösen Lebens eine wichtige Aufgabe zuerkennen; wie Jesus dem Tempel seine Aufgabe gelassen hat.

Auf der anderen Seite können aber gerade Menschen, die sich mit der Kirche eng verbunden fühlen und dem, was sie tut, immer starke Teilnahme entgegen brachten, in Bezug auf die Kirche Erfahrungen machen, die denen, die Jesus mit dem Tempel gemacht hat, ähnlich sind. Die Kirche ist ihnen in ihrer Jugend als das große, ehrwürdige Heiligtum erschienen, in dem Gott auf Erden am meisten verehrt wird. Kirche und Christentum waren für sie eins und dasselbe. Um so schmerzlicher war es für sie, als sie eines Tages die Entdeckung machen mußten, daß in die Christenheit Dinge eingedrungen sind und sich in ihr breit machen, die ihr so wenig anstehen wie dem Tempel die Krämer und Geldwechsler. War nicht auch in dieses Heiligtum der Mammonsdienst in verschiedenen Formen und Gestalten eingedrungen, die mindestens so schlimm waren, als die welche damals zu Tage traten? Und wurde nicht durch den modernen Mammonsdienst und die mit ihm verbundene Genuß- und Machtgier Wichtigeres, Heiligeres zerstört als die Stille eines Tempelraums? Wohl blieb ja der Christenheit noch ein besonderes Heiligtum, in dem der bessere Geist eine sichere Zuflucht hatte — der Sonntag. Ist das aber eine so sichere Zuflucht? Kann es genügen, den Sonntag zu schützen, wenn an sechs Werktagen der Einfluß des christlichen Geistes immer schwächer zu werden und die brutale, rücksichtslose Machtgier

ein hartes, seelenloses Wesen immer stärker zu werden drohen? So wichtig es ist, den Sonntag und die Kirche zu schützen, als evangelische Christen haben wir doch noch eine weit größere Aufgabe — so wahr unser Heiligstes eine Gemeinschaft von Menschen ist, in der der Geist Christi lebt und regiert. Dieses Heiligste müssen wir nun schwer gefährdet sehen. In der Christenheit sollte das Göttliche auf Erden eine sichere Stätte haben, von der aus es zu allen Menschen dringen sollte. Das war der Anspruch. Wie stimmt dazu der wirkliche Zustand der Christenheit? Darüber viele Worte zu machen ist unnötig, da es nur zu sehr am Tage liegt.

In der Christenheit wird nicht nur ein Krieg geführt, der an Furchtbarkeit alles bisher dagewesene weit übertrifft, sondern er wird auch noch von vielen Vertretern der christlichen Kirche verteidigt und als etwas Großes und Erhabenes verherrlicht. Der Zorn, in dem die Völker einander tötlichen, vor dem Aeußersten nicht zurückscheuenden Haß ankündigen, wird ein heiliger Zorn genannt und Aehnliches. Drängt sich in der jetzigen Situation der Gedanke an die Tempelreinigung nicht geradezu auf und muß nicht wieder gesagt werden, daß das, was im Vorhof des jüdischen Tempels geschah, harmlos war gegenüber dem, was jetzt im Zentrum der Christenheit geschieht?

Muß nicht in uns der Wunsch sich erheben, es möchte wieder einmal eine Tempelreinigung erfolgen und zwar eine große, radikale, die dem jetzigen Zustand und dem, warum er entstanden ist, ein Ende machte, der Geist Christi möchte mit Macht hervorbrechen und einer heillosen Verquickung von Mächten, die nichts miteinander zu tun haben und die das Christentum in seiner Eigenart und besten Kraft, trübt und lähmt, als das erscheinen lassen, was sie ist? Müßten nicht alle wahren Jünger Jesu, ja müßte nicht der Geist Jesu selber sich von einer Christenheit abwenden, die es immer wieder geschehen ließe, daß die Wahrheit von der Bruderschaft aller Menschen mit brutaler Gewalt zertreten wird? Es ist auch heute nicht die Form, gegen die sich die tiefere Kritik richtet, sondern der Geist, der sich damit zufrieden gibt, daß Gott mit hohen Werten und erhabenen Formen geehrt wird, während in der Menschheit ringsum böse Geister hausen und sie ins Verderben stürzen. Diese Kritik ist nicht ohne weiteres pietätlos, sie kann im Gegenteil einer aufrichtigen Liebe zur Kirche entspringen, dem aufrichtigen Wunsche, sie ihre große Aufgabe kraftvoller und entschlossener erfüllen zu sehen. Wir hören nicht auf zu hoffen, daß die Kirche sich aufraffen und sich mit neuem Ernst in den Dienst dessen stellen werde, was Jesus wollte und in sich verkörperte. Wenn das aber nicht geschähe, könnte wohl einmal der Tag kommen, wo dieses Heiligtum, das größte und erhabenste, das auf der Erde gestanden hat, wenn auch äußerlich vielleicht nicht bedroht, das gleiche Schicksal erlitte wie der Tempel in Jerusalem, weil alle, denen am Beweis des Geistes und der Kraft mehr liegt als an der Form, sich von ihm abwendeten.

Der Glaube an die Wahrheit dessen, was in Jesus erschienen ist und was er verheißen hat, fiele damit nicht zusammen, denn Gottes Reich steht und fällt nicht mit irgend einem Tempelbau und wäre es auch der größte und machtvollste. R. Ragaz (Flanz).

Der Hunger nach Gerechtigkeit.

Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, Herr, daß ich einen Hunger in das Land schicken werde. Nicht einen Hunger nach Brot, oder Durst nach Wasser, sondern das Wort des Herrn zu hören. Daß sie hin und her, von einem Meer zum andern, und von Mitternacht gegen Morgen umlaufen, und des Herrn Wort suchen und doch nicht finden werden. Zu der Zeit werden schöne Jungfrauen und Jünglinge verschmachten vor Durst." Was Amos in dieser erschütternden Schilderung in abstrakter Weise Hunger nach dem Worte Gottes oder einer Offenbarung nennt, das ist, wenn wir den Kerngedanken des Alten Testaments vergleichen, gewiß nicht falsch gedeutet, wenn wir den Hunger nach Gerechtigkeit darin miteingeschlossen sehen. Ein solcher Hunger, ein brennendes Verlangen nach größerer Gerechtigkeit im Völkerleben, zehrt gegenwärtig wie ein Fieber an der Seele derer, die den Jammer der Zeit in seiner Tiefe erfassen. Und noch haben sie keinen Quell der Erquickung entdeckt. Es ist, wie wenn eine Karawane von einem Salzmeer zum andern wanderte, oder wie wenn sie von der Steppe zur Wüste, von der Wüste zur Steppe zurückgetrieben würde und nirgends Wasserbrunnen fände, um dem Tod des Verschmachtens zu entrinnen. Ach ja, und heutzutage stirbt auch das hoffnungsvollste Leben, das im Blütenschmucke des Lenzes steht, schöne Jünglinge und Jungfrauen, dahin in trostlosem Gram.

Man hat mit Recht gesagt: das Schwerste, das man in der Zeit des brudermörderischen, kindertötenden und ehrenräuberischen Krieges erlebt, das sind nicht die tausendfachen körperlichen Wunden, aus denen unsere Völker bluten, das sind die sittlichen Schäden, die unheilbar scheinen. Das ist m. E. vor allem der Mangel an Rechtssinn, das Versagen dessen, was man von dem Richterstuhle der Gerechtigkeit verlangt, das sich in so erschreckender Weise offenbart.

Der Krieg ist, rein objektiv betrachtet, die schärfste Antithese zum Begriffe der Gerechtigkeit. Nicht das Recht, sondern die Gewalt triumphiert, solange er das Schwert in blutbefleckten Händen hält. Verbriefte Verträge werden durch ihn zerrissen, Freiheiten, die einst mit den größten Opfern erkauft wurden, werden durch ihn wieder in Frage gestellt. Die niedergeworfene Unschuld krümmt sich unter den Fäusten des Würgers. Die Seele des Menschenfreundes krampft sich zusammen, wenn er sieht, wie die unschuldigen Völker, deren Kindergeist gewohnt

ist, alles auf Treu und Glauben anzunehmen, was ihnen von oben gesagt wird, mit ihrem Blut die Fehler der herrschenden Klassen bezahlen müssen. Und dabei hat das Christentum eine fast zweitausendjährige Geschichte hinter sich; und alles scheint vergeblich zu sein, was an Opfermut und Hingebung, an Liebe und Treue an die Völker verschwendet worden ist. Roheit und Bestialität, Gewalttat und Barbarei ist an der Tagesordnung, und der Engel der Barmherzigkeit verhüllt schaudernd sein Antlitz. Nötigt uns diese Tatsache nicht zur Selbstkritik? Müssen wir nicht bekennen, daß wir es versäumt haben, die christlichen Grundsätze auf das Völkerleben anzuwenden? Haben wir nicht den Scheinwerfer des christlichen Idealismus immer viel zu sehr nach oben geworfen, um in seinem Lichte die Wohnungen des Vaterhauses zu entdecken, statt ihn wagrecht über die Erde hingleiten zu lassen, um zu sehen, wie weit die Welt davon entfernt ist, den Willen Gottes im Großen zu tun und dem Reich Gottes Bahn zu machen? Kleine und kleinste Vorschriften haben wir gegeben, um das Privatleben so anständig wie möglich zu gestalten, haben das Mauergärtchen unserer Privatsittlichkeit mit rührender Liebe gepflegt und bepflanzt, und haben nicht bemerkt, daß das Meer unsittlichen Staatenlebens, das höher und höher stieg, schließlich auch unser Gärtchen wegreißen kann? Ja, viele von uns haben sich direkt geweigert, die ewigen Gesetze auf das öffentliche Leben anzuwenden. Von Eigengesetzlichkeit der Politik hat man gefabelt, und ist damit unmerklich in den Abgrund hineingeglitten, in dem wir uns jetzt, von den Wettern des Weltkriegs umzuckt, in unserem Schmerze wälzen. Bezeichnend für das, was ich sagen will, ist ein Ausspruch Bismarcks, der sich in seinen „Gedanken und Erinnernngen" findet: „Jeder, der heutiger Zeit in politischen Kämpfen gestanden hat", schreibt er, „wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß Parteimänner, über deren Wohlerzogenheit und Rechtlichkeit im Privatleben nie Zweifel aufgekommen sind, sobald sie in politische Kreise hineingeraten, sich von den Regeln des Ehrgefühls und der Schicklichkeit, deren Autorität sie sonst anerkennen, für entbunden halten, und aus einer karrikierenden Uebertreibung des Satzes „das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz", die Rechtfertigung für Gemeinheiten und Roheiten in Sprache und Handlungen ableiten, durch die sie sich außerhalb der politischen und religiösen Streitigkeiten selbst angewidert fühlen würden. Diese Lossagung von allem, was schicklich und ehrlich ist, hängt undeutlich mit dem Gefühl zusammen, daß man im Interesse der Partei, das man dem des Vaterlands unterschiebt, mit anderem Maße zu messen habe, als im Privatleben, und daß die Gebote der Ehre und Erziehung in Parteikämpfen anders und loser auszulegen seien als selbst im Kriegsgebrauch gegen ausländische Feinde." Hätte freilich einer diese vortreffliche Rede ins Internationale übersetzt und etwa gesagt: „Ebensowenig wie im Privatleben und im Fraktionsleben ist es im internationalen Leben erlaubt, Intriguen, Heimtücken, Ueberlistungen, Verschleierungen, Ueberrumpelungen, Verge-

waltigungen u. dgl. anzuwenden," so hätte Bismarck sich veranlaßt gesehen, diese Konsequenz entschieden abzulehnen. Denn sobald er sich seinem eigenen Gewissen und seiner Nation gegenüber damit decken konnte, daß er im nationalen Interesse auftrete, so hielt er die Anwendung von List und Gewalt nicht nur für erlaubt, sondern u. U. für direkt geboten.

Das ist nun eben das Problem, das uns heute beschäftigt: Ist es möglich, moralische Gesetze auch aufs Völkerleben anzuwenden, ohne an der Pflichtenkollision zu scheitern, daß der moralisch handelnde Staatsmann eben dadurch, daß er Recht tut, sein Vaterland in einen Haufen rauchender Trümmer verwandeln kann. Die Angst, die in dem vorhergehenden Satz angedeutet ist, beherrscht tatsächlich die ganze internationale Politik. Man fühlt sich durch die internationale Ordnung oder vielmehr Unordnung, in der sich der Einzelstaat befindet, zu Gewaltstreichen geradezu gezwungen, um das Wohl des eigenen Landes zu schützen; und nicht nur der Staatsmann, sondern auch der gewöhnliche Durchschnittspolitiker fühlt sich durch die Rücksicht auf das Staatsinteresse gegenüber allen Vorwürfen, die ihm wegen unmoralischen Handelns gemacht werden, entlastet. Wenn es das Interesse des Staats, wenn es die Staatsraison verlangt, so annektiert man Provinzen und raubt Kolonien, so bombardiert man Städte, zerreißt geheiligte Verträge und verbittet sich jeden Vorwurf, den die andern daraus konstruieren wollen. Durch die Schurkerei der andern fühlt man sich gedeckt in der Anwendung von Mitteln, die man im Privatleben für sehr anfechtbar halten würde: „A un fourbe, un fourbe et demi", sagte Friedrich der Große in seinem Anti-Macchiavelli. Das Traurigste ist, daß auch die Kirche, im großen Ganzen zur Nationalkirche geworden, an diesen Dingen keinen Anstoß mehr nimmt. Die meisten Pfarrer sind heutzutage advocati patriæ, statt daß sie sich als milites regni divini fühlen würden.

So kommt es denn auch, daß ein Volk seine eigene Geschichte in der Regel ganz anders ansieht, als dieselbe von anderen beurteilt wird. Greifen wir einige Beispiele aus der englischen Geschichte heraus, so erklärt John Bull die Beschießung des neutralen Kopenhagens und die Annexion der dänischen Flotte im Jahr 1807 als eine Staatsnotwendigkeit, die hervorgerufen war durch die Politik Napoleons, der keine Bedenken gehabt hätte, die dänische Flotte zu einem Einfall in England zu benützen. Er erklärt die Beschießung von Alexandria und die Besetzung von Aegypten für etwas durch die Staatsraison Gebotenes, da nur durch den Besitz Aegyptens der Weg nach Indien sichergestellt werden konnte. Er bemerkt, daß die Unterdrückung der Buren unvermeidlich gewesen sei, da sonst die englische Herrschaft in Südafrika überhaupt in Frage gestellt worden wäre. Und dabei kümmert er sich nicht darum, daß alle anderen diese Handlungen für Akte der Brutalität und Schurkerei erklären. Genau so steht es mit der preußischen Geschichte. Als Preußen und Oesterreich im Jahr 1864

den Dänen Schleswig-Holstein entrissen, wurde dieser Vorgang von der ausländischen Presse so beurteilt, als ob zwei baumstarke Kerls über einen kleinen Jungen herfielen, um ihm das Seine zu nehmen. Als Bismarck im Jahr 1866 mit Hilfe des welschen Bundesgenossen Oesterreich aus dem deutschen Staatsverband hinausdrängte, die ungarische Legion bildete, und die Revolution der Magyaren gegen die Donaumonarchie unterstützte, als er Hannover und Hessen-Nassau annektierte, hallte die ganze Welt wider von dem Geschrei über Rechtsbrüche und Treulosigkeiten ersten Ranges. Als im Jahr 1870 die hohenzollersche Thronkandidatur für Spanien aufgestellt und die Emser Depesche redigiert wurde, war man in Europa von der Heimtücke der preußischen Diplomatie überzeugt, und urteilte voll sittlicher Entrüstung über die Ränke, wie sie von der Wilhelmstraße aus gesponnen werden, um die Erhaltung des Friedens unmöglich zu machen. In Deutschland werden dieselben Vorgänge bekanntlich in diametral entgegengesetzter Beleuchtung gesehen. Alles war staatsnotwendig unter dem preußischen Gesichtswinkel betrachtet, und darum nicht nur erlaubt, sondern direkt geboten.

Man hat m. E. nur die Wahl, entweder zu erklären: die Politik steht tatsächlich jenseits von Gut und Böse, es handelt sich in ihr um ein Reich für sich, das seinen eigenen Gesetzen unterworfen ist; und dann hüte man sich auch, die uns feindlichen Akte auswärtiger Staatskunst moralisch zu beurteilen, *oder* aber, man gebe zu, daß auch die Politik als eine Sache betrachtet werden muß, die das Zusammenleben der Menschen betrifft, und die eben deshalb moralischer Beurteilung unterliegt. Dann aber fange man mit der moralischen Entrüstung gefälligst bei sich selber an. Heute aber noch stehen unsere Völker tatsächlich auf der Stufe des Botokudenhäuptlings, der behauptet: „Wenn ich einem anderen seine Frau nehme, so ist es eine gute Handlung, wenn der andere mir meine Frau nimmt, so ist es eine schlechte Handlung." Anwendung: wenn ich einem anderen Volk eine Kolonie raube, so ist es unanfechtbar gut und recht; wenn das andere Volk mir eine Kolonie entzieht, so ist dies niederträchtig, tückisch und brutal. Wenn wir ein Volk in den Durfttod hineintreiben — es war übrigens nur ein wildes — so ist es eine Staatsnotwendigkeit; wenn unserem Volk die Zufuhr abgeschnitten wird, sodaß der Hunger droht, so ist das ein zum Himmel schreiendes Verbrechen. Wenn unsere Bomben auf gewisse Städte fallen mit der Wirkung, daß Frauen und Kinder sich in ihrem Blute wälzen, so ist dagegen völkerrechtlich gar nichts einzuwenden, wenn die Bomben unsere Städte treffen, so kennt unser Furor keine Grenzen.

Aber wie soll den im Blut gebadeten Völkern, den zertretenen Seelen, den rechtlosen Unglücksmenschen eine Erlösung kommen? Ich darf vielleicht in einer persönlichen Erinnerung die Antwort suchen. Vor 21 Jahren sprach ich in der Kathedrale meiner Stadt über das Wort: „Zion muß durch Recht erlöst werden, Jerusalem durch

Gerechtigkeit."[1]) Ich verstand aber unter dem Recht die ganze Summe all der Grundbedingungen, die zur Aufrechterhaltung eines menschenwürdigen Daseins gehören. Ich sprach von dem Recht auf Arbeit, auf genügenden Lohn, auf ausreichende Ruhe, auf menschenwürdige Wohnung. Ich zeigte, wie wenig von diesen berechtigten Forderungen der Arbeiter erfüllt sei, und wies darauf hin, daß nur das Zugeständnis der erwähnten Rechte an die entrechteten Massen die Erlösung der Völker und eine Lösung der sozialen Frage mit sich bringen könne. Einen Tag später begegnete mir ein Gemeinderat im Vorsaal unseres Rathauses. Er fragte mich im Tone sittlicher Entrüstung: „Wissen Sie, daß sie Aergernis gegeben haben?" „Ja", sagte ich, „aber unser Herr Christus hat auch manchmal Aergernis gegeben," worauf er mir erwiderte: „Sie sind noch lange kein Christus." „Das habe ich mir auch nie eingebildet", war mein letztes Wort an ihn, „aber er hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen." Und so meine ich auch heute wieder, wir müssen in die Fußstapfen dessen treten, der nach der Weissagung des Alten Testaments „das Recht wahrhaftiglich sollte lehren." Heute fehlt es noch daran. Zwar ist auch das internationale Faustrecht, das heutzutage noch geübt wird, so schlecht es ist, doch eine Art von Recht. Im Mittelalter wurde dem Kläger erlaubt, nachdem der Richter seine Forderung für berechtigt erklärt hatte, sich nun sein Recht mit gepanzerter Faust selber zu holen. Auf diesem Standpunkt stehen heute noch die Nationen, nur daß sie den Richterspruch nicht abzuwarten pflegen, vielmehr in eigener Sache Richter sind. Aus der Nötigung, sich selbst zu helfen, die für den einzelnen Staat vorliegt, ergibt sich der ganze Rattenkönig der internationalen Verwicklungen, wie er beim Ausbruch des europäischen Krieges vorgelegen hat. Die Situation war wieder einmal derart, daß kein einzelner Staat sich an dem Kriegsausbruch als solchem schuldig fühlen mußte. Es ging vielmehr nach dem Pauluswortе: „Das, was ich will, das tue ich nicht, sondern das, was ich nicht will, das tue ich, so tue nun ich dasselbige nicht, sondern die Sünde (scil. das System, die Methode), die in mir wohnet, die tut dasselbige." Es ist die Logik der Tatsachen, dieser verhängnisvolle Kausalnexus, der die Staatenlenker, die den Krieg gesät hatten, nötigte, den Krieg zu ernten. Es ist das politische Hexeneinmaleins, das da lautet: „weil du rüstest, rüste ich, weil du mich bedrohst, bedrohe ich dich," das schließlich dazu führte, daß man aus der Hexenküche, in der das Verderben gebraut wird, nicht mehr herauskam.

Wollen wir loskommen von dem Zauberkreis, der uns umschlungen hält, so muß ein neues Recht an die Stelle des Faustrechts oder der gewaltsamen Selbsthilfe gesetzt werden. Nicht daß ich damit das geschichtlich gewordene Recht als solches antasten wollte, das wäre revolutionär; die früher vollzogenen Annexionen müssen zurechtbestehen,

[1]) Jes. 1, 27.

nicht bloß darum, weil man bei einer Revision der Weltgeschichte nicht wüßte wo anfangen, noch aufhören, sondern auch darum, weil die Gewalttaten durch die darauffolgende Kulturarbeit gutgemacht worden sind. Aber das geschichtliche Recht muß ergänzt werden durch das formelle und materielle Idealrecht. Unter dem formellen Idealrecht verstehe ich das im Haag verkörperte: in morgenrötlichem Glanz erstrahlte der Schiedsgerichtspalast, aber er ist verschlossen mit eisernem Tor, und wie in ein unzugängliches Zauberschloß verwandelt. Aber es genügt nicht nur, eine Stätte für juristische Rechtsprechung zu haben, wir müssen einer Zeit entgegenstreben, wo auch das materielle Idealrecht in Geltung tritt. Darunter verstehe ich das Recht des Menschen auf den nährenden, tragenden Grund und Boden der Erde, die ihm seine Lebensbedürfnisse befriedigt, ihm seine Freuden bereitet und seine Ruhe gewährt. Politisch ausgedrückt, wir müssen einem System entgegenstreben, das übervölkerten Nationen gestattet, in dünnbevölkerten Ländern sich anzusiedeln und neue Wohnsitze zu suchen an fernhinbrandenden Meeren.

Aber all das läßt sich nur erhoffen, wenn ein neuer Geist mit Flammenzeichen und mit Sturmesbrausen ausgegossen wird: der Geist des Rechts, der Sinn der ewigen Gerechtigkeit. Denn jener Hunger nach Gerechtigkeit, von dem wir anfangs sprachen, wird nicht erst durch ein neues Rechtssystem gestillt, er wird befriedigt in gewissem Sinn schon durch die Rechtsidee, wenn sie im Herzen Wurzel faßt. Dann wird das Wort des Dichters sich bewähren: „Es wird noch kein Genügen auf dieser Erden, in vollen Zügen sie trinken werden." Da werden die Durstigen schöpfen aus dem Heilsbrunnen, während der Sturm des neuen Geistes das altgewordene Laub der Privilegien hinwegfegt und die Kleider der Vorurteile flattern macht. Aber heute schon gilt das Wort der Verheißung: „Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden."

O. Umfrid.

Der Krieg und die Befreiung von ihm.[1]

In der „Atlantic Monthly" erschien unter der Aufschrift „The war and the way out" ein Artikel von G. L. Dickinson vom Kings College in Cambridge (England), von dem wir die Einleitung in kurzem Auszug, die weiteren Ausführungen aber in wörtlicher Uebersetzung widergeben möchten.

Dem Verfasser ist es nicht darum zu tun, eine Untersuchung

[1]) Dieser Vortrag, von dem wir das abdrucken, was uns für unsere Leser das Wichtigste zu sein scheint, ist uns von befreundeter — und zwar schweizerischer — Seite zugestellt worden, mit dem dringenden Wunsche, daß wir ihn dem deutschlesenden Publikum zugänglich machen sollten. Der Verfasser ist ein bekannter

darüber anzustellen, welche Nation diesen Krieg verschuldet habe. Er ist davon überzeugt, daß kein Volk ihn gewollt hat, sondern daß nur die Regierungen ihn herbeigeführt haben. Er glaubt auch, daß nach diesem furchtbaren Zusammenbruche die einzige Rettung für Europa in einem gründlichen Umschwung der öffentlichen Meinung liege und dieser Umgestaltung der öffentlichen Meinung dienen die Untersuchungen des Verfassers.

Nach ihm ist die Ursache dieses Krieges, wie alle Kriege der letzten Jahrhunderte, dem zuzuschreiben, was er die „Regierungstheorie" nennt. Die Regierenden — Kaiser, Könige, Minister — haben sich die Theorie vom Staate zurechtgelegt, der ein Gebilde für sich ist, dessen Streben auf Ausdehnung gehen und der in den andern Staaten von vornherein den Gegner sehen muß. Der einzelne Mensch sieht in dem Angehörigen des fremden Staates durchaus nicht ohne weiteres den Gegner; aber die Regierung wird jeden andern Staat, sofern sie nicht gerade durch eine vorübergehende Bündnispolitik mit ihm vereinigt ist, als einen Nebenbuhler betrachten, dessen Macht so viel als möglich darniedergehalten werden muß. Das Volk selbst wird in vollkommener Unwissenheit über die Beziehungen der Staaten zu einander gehalten. Es erfährt die Abkommnisse und die schwerwiegendsten Entscheidungen erst nachdem sie schon unabänderliche Tatsache geworden sind. Dieser vollkommene Mangel an Einblick in die Verhältnisse ist dann wieder der Grund, warum es sich nach geschehener Tat so leicht von dem Recht seines eigenen Staates und dem Unrecht der andern Staaten überzeugen läßt. Dazu kommt, daß die Geschichtsschreibung nicht dazu angetan ist, die Völker zu vorurteilslosem Denken zu erziehen und daß die Presse, die zum Teil gerade das Organ der Regierung, und zum Teil auf die breiten Massen angewiesen ist, einerseits die Stellung der Regierung einnehmen und anderseits das vertreten wird, was den breiten Massen gefällt. Auch ist tatsächlich, wenn der Krieg einmal ausgebrochen ist, jedes Volk im Verteidigungszustand und muß im Angehörigen des gegnerischen Staates den Feind sehen.

---

englischer Gelehrter und Schriftsteller, der besonders in Fragen der Kolonialpolitik wohl bewandert ist und durch sein Buch: „Die Briefe eines chinesischen Beamten" großes Aufsehen erregt hat. Diese Umstände geben seinen Ausführungen ihre besondere Bedeutung. Auch ist es uns willkommen, wenn wir in Bezug auf die Fragen der politischen Neuordnung der Welt Politikern und Praktikern das Wort geben dürfen. Allerdings ist damit nicht gesagt, daß wir mit seinen Gedanken überall übereinstimmen. Wir halten namentlich seine These von der „Regierungsdenkweise" als der Hauptursache des Krieges für viel zu einseitig. Auch darf man sich selbstverständlich nicht an jenen Stellen stoßen, wo der besondere englische Standpunkt des Verfassers hervortritt. Man wird die, trotz diesen Stellen, große Unabhängigkeit seines Urteils nicht verkennen können. Wir übergeben also das Ganze den Lesern als wertvollen Stoff zum Nachdenken. Ganz besonders wichtig und bedeutsam erscheint uns seine Behandlung des Kolonialproblems, der wir im Wesentlichen zustimmen, ohne sie freilich für erschöpfend zu halten.

Um Nachdruck wird gebeten! Die Red.

Hervorgerufen aber werden die Kriege nicht durch die Völker, die keinen Grund zu Angriffskriegen haben und somit auch nicht Anlaß zu Verteidigungskriegen gäben. So mag wohl die russische Regierung eine Bedrohung Deutschlands gewesen sein, der russische Bauer verlangte nichts, als im Frieden sein Land zu bearbeiten und der russische Intellektuelle war nichts weniger als kriegerisch oder regierungsfreundlich gesinnt. Aehnlich ist das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland, wo auch nur die Regierungen Wiedereroberungs- oder Ausdehnungsgelüste hatten, während in beiden Völkern der Friedensgedanke große Fortschritte machte.

Ich gehe, fährt der Verfasser dann fort, in letzter Linie noch auf die Beziehungen zwischen Deutschland und England ein. Es ist dieselbe Geschichte: „Deutschland ist groß; das britische Reich ist groß; es ist nicht genug Raum da für die beiden und darum muß das eine das andere zerschmettern. Das steht fest; es handelt sich nur noch darum, den passenden Augenblick zu wählen." Dies war seit vielen Jahren die Haltung der britischen und der deutschen Imperialisten. Ich mache keinen Versuch, die müßige und aussichtslose Aufgabe auf mich zu nehmen, die Schuld der beiden gegen einander abzuwägen. Das mag, wenn es überhaupt geschehen kann, besser von einem unternommen werden, der keiner der beiden Nationen angehört. Ich will nur wiederholen, daß kein Engländer und kein Deutscher irgend ein materielles oder ideelles Interesse an der Zerstörung des Reiches des andern hat.

Lassen Sie mich das erläutern! Und wenn ich dazu als Beispiel lieber die ehrgeizigen Bestrebungen der deutschen als die der englischen Regierung nehme, so geschieht das nicht, weil ich die letztere für unschuldig hielte. Ich halte das, worüber sich die Deutschen beklagen, für wahr, daß nämlich unter dem Einfluß von Eifersucht und Furcht die Engländer sich überall den deutschen Unternehmungen entgegengestellt haben. Aber da der Ehrgeiz der Briten durch den Erwerb von mehr Land, als sie gut meistern können, befriedigt war, haben sie, indem sie dies taten, bloß eine Verteidigungsstellung eingenommen. Aus deutschem, nicht aus britischem Ehrgeiz ist jetzt der Zwist hervorgegangen; der deutsche Ehrgeiz hat aber, wohlverstanden, nur das getan, was der britische Ehrgeiz früher tat. Der deutschen Regierung schreiben wir also die Absicht zu, auf unsere Kosten ein Kolonialreich gründen zu wollen. Warum? Lassen Sie uns die Sache prüfen! Was für Interessen deutscher Männer und Frauen soll durch diese Politik gefördert werden?

Die Auswanderung schadet nichts.

Die Vertreter der Kolonialpolitik in Deutschland sagen uns, daß Deutsche, die auswandern, in nichtdeutschen Ländern sich niederlassen und dem deutschen Staate „verloren gehen". Es sei so — aber was hat das zu bedeuten? Was macht das den Deutschen aus, die fortgehen und

sich in dem neuen Lande ihrer Wahl so wohl fühlen, daß die zweite Generation Deutscher in Amerika amerikanischer ist, als die Amerikaner und die zweite Generation Deutscher in England englischer als die Engländer? Und was macht das den Deutschen aus, die daheim bleiben? Sind sie deshalb weniger glücklich, weniger wohlhabend, weniger gebildet, weniger gut, weniger deutsch? Die Frage stellen, heißt, sie beantworten. Oder will man behaupten, daß die Deutschen in Deutschland ärmer seien, weil andere Deutsche nach Amerika gehen, statt nach deutschen Kolonien?

Ich kann hier die wirtschaftliche Seite der Frage nicht berühren, die in den letzten Jahren durch Norman Angell[1]) so gut behandelt worden ist. Wenn er und seine Anhänger den Leser nicht überzeugen können, daß vom wirtschaftlichen Standpunkt aus das Wohlergehen einer Nation dasjenige der andern einschließt und erhöht, und daß wirtschaftliche Macht unabhängig ist von politischer Macht, dann kann auch ich nicht hoffen, ihn zu überzeugen. Aber ich will einen andern Gesichtspunkt geltend machen. Die deutschen Imperialisten haben es offenbar für der Mühe wert gehalten, Krieg mit uns zu führen, um Kolonien zu erwerben. Haben sie je die Kriegskosten gegen die voraussichtlichen Handelsvorteile abgewogen? Haben sie je versucht, die ökonomische Bilanz zu ziehen? Haben die Regierenden irgendwo so etwas versucht? Und ist die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß, wenn die Bilanz gezogen würde, sie zu Gunsten des Krieges ausfiele?

Das ist jedoch der am wenigsten in Betracht fallende Umstand. Was wirtschaftlich im Kriege gewonnen oder verloren werden kann — ich glaube, alle sachverständigen Beurteiler sind darin einig, daß der Verlust größer sei als der Gewinn — ist nur eine und zwar die unwichtigste Erwägung. In den Krieg ziehen, um Reichtümer zu erwerben, sogar wenn man sie erwerben könnte, ist dasselbe wie einen Menschen ermorden, um seine Taschen zu leeren. Der Regierungsdenkweise mit ihrem Zynismus, ihrer Blindheit, ihrem Mangel an Berührung mit den Wirklichkeiten des Lebens mag solch ein Vorgehen richtig und normal erscheinen. Aber gehen Sie zum einfachen Mann und zur einfachen Frau und stellen Sie ihnen in Friedenszeiten die Frage: „Hieltet ihr es für recht, Zehntausende von Leben zu opfern und der Welt eine Erbschaft des Hasses zu hinterlassen, damit ihr und eure Nachkommen Reichtümer erwerben könnet?“ Was für eine Antwort würden Sie erhalten? Gehen Sie in Kriegszeiten zu ihnen und sagen Sie der Mutter, die um ihren Sohn, der Frau, die um ihren Mann weint: „Wir verlangen dieses Opfer von dir, damit die Engländer oder die Deutschen mehr Geld zu verbrauchen haben“ — was für eine Antwort werden Sie erhalten? Und doch ist es dies und nur dies, was die sagen können, die den

[1]) Gemeint ist das wichtige Buch von Norman Angell: The great illusion, das unter dem Titel: „Die falsche Rechnung“ deutsch erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben ist.

Krieg um des Handels willen führen. Und dieselben Leute klagen die Friedensfreunde des schmutzigen Materialismus an! Leser, willst Du lachen oder weinen?

Veredeln Kolonien die Völker?

Es gibt aber noch einen denkbaren Grund für die Aneignung von Kolonien. Der Besitz überseeischer Gebiete, die von Völkern niederer Kulturstufen bewohnt werden, gibt, mag man behaupten, einem Volke einen weiteren Gesichtskreis, eine edlere Aufgabe, als es das beschränktere Tätigkeitsgebiet zu Hause vermag. Und eine starke, wachsende Nation sollte dieses Ventils für ihre Kräfte nicht beraubt werden. — Daß ein Stück Wahrheit in dieser Auffassung der Kolonialpolitik enthalten ist, möchte ich keineswegs leugnen. Der Besitz ihrer indischen Untertanenländer hat die britische und holländische Nation vor viele schwierige Aufgaben gestellt, die sie nach vielen unrühmlichen Mißerfolgen zum Teil gelöst haben. Einige treffliche Männer beider Länder haben in diesem Werke Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Talente gefunden. Aber ich als Engländer habe nie beobachten können, daß das englische Nationalbewußtsein, daß die durchschnittliche Geistesverfassung des gewöhnlichen Bürgers und sogar des gewöhnlichen Politikers so oder so von unserer Herrschaft über Indien beeinflußt sei. Die Nation lebt — und hat immer gelebt! — in vollkommener Unwissenheit und Gleichgültigkeit in Bezug auf die Probleme der Beherrschung Indiens. Es kommt selten vor, daß sie im Parlament auch nur die oberflächlichsten Debatte hervorrufen. Der großen Masse des Volkes sind sie durchaus unbekannt und durchaus uninteressant. Und wenn wir morgen Indien verlieren würden, so würde, glaube ich, nach dem ersten Schrecken, keine merkliche Veränderung in unserem Nationalbewußtsein zu beobachten sein.

Angenommen jedoch, der Besitz fremder Länder hätte wirklich mehr Einfluß als ich glaube auf das, was man das geistige Leben der Nation zu nennen pflegt, und angenommen, dieser Einfluß wäre nur vom Guten was eine ungeheuerliche Annahme ist — könnte man dann behaupten, daß es für einen Staat deshalb zu rechtfertigen sei, mit einem andern Staate Krieg anzufangen, um ihn dieser Vorzüge zu berauben und sich dieselben selbst anzueignen? Die Regierungsdenkweise wird diese Frage mit ja beantworten. Aber fragen Sie den einzelnen Deutschen, Mann oder Frau, sie, die das Leben des Landes erhalten, die seine Reichtümer schaffen und seine Kultur tragen, fragen Sie einen um den andern in ihrer ruhigen, geistig normalen Verfassung, was sie von dem Gedanken halten, über Europa den Krieg zu bringen, um britisches Gebiet zu erobern — was werden diese, das wirkliche Volk, das die Last des Krieges zu tragen hat, antworten? Der Gedanke ist vor dem gesunden Menschenverstand, vor jedem einfachen menschlichen Empfinden unhaltbar. Nur im Kopfe einer Regierung konnte er sich als selbstverständlich darstellen.

Aber man wird mir einwenden, und zwar hauptsächlich von deutscher Seite — denn es gibt einige Abgeschmacktheiten, in die die Engländer nicht verfallen — daß die Kultur einer Nation von ihrer politischen Macht abhänge. „Je größer das Reich, desto besser seine Wissenschaft, seine Literatur, seine Kunst und", wie man wohl hinzufügen wird, „desto reiner seine Religion." Das ist im Grunde die Behauptung General Bernhardis in seinem bekannten Buche.[1]) Es ist jedoch eine einfache Tatsache, daß in der Religion, Literatur, Kunst, Philosophie, in allem, ausgenommen in der Wissenschaft, was immer dem deutschen Namen zur Ehre gereicht, hervorgebracht wurde, bevor ein geeinigtes Deutschland bestand und daß seit 1870 das Ansehen, der Einfluß und der Wert der deutschen Kultur abgenommen haben.

Welche deutschen Namen stehen so hoch wie der Luthers, Kants, Goethes, Bachs, Mozarts, Beethovens? Und war Deutschland ein Reich, als diese Männer lebten und arbeiteten? General Bernhardi führt in seinem Buche immer wieder, als ob er damit einen Gesinnungsgenossen zitierte, die Werke Goethes an, die auch ich zu den größten Gütern der Menschheit zähle. Aber was war Goethe? Ein Dichter, der sein ganzes langes Leben an einem kleinen deutschen Hofe verbrachte, in einem Deutschland, das in sich zerfallen war, ein Dichter, der der Politik gegenüber so auffallend gleichgültig war, daß deutsche Patrioten von damals an bis auf heute vergeblich Entschuldigungsgründe für seine Haltung in dem Befreiungskrieg gesucht haben, ein Mann, der ein so guter Europäer war, daß er kein guter Deutscher sein konnte, und der keinen Hehl aus seiner Bewunderung für Napoleon machte zu einer Zeit, wo ganz Deutschland von ihm darnieder gehalten wurde. Das ist des Generals Kronzeuge für die Behauptung, daß eine große Literatur sich auf große politische Macht gründen müsse. Nach dieser Ansicht müßten die Literatur, die Philosophie, die Kunst Roms größer gewesen sein, als die der Griechen. Der Staatsgedanke muß schon recht in der Klemme sein, wenn er zu solchen Schlußfolgerungen seine Zuflucht nehmen muß.

Und wenn man die Wissenschaft in Betracht zieht, ist die Beweisführung noch unhaltbarer. Keine Nation hat der Wissenschaft größere Dienste erwiesen, als die deutsche. Und die Welt der Wissenschaft, die kosmopolitisch und nicht national ist, anerkennt dies gern und freudig. Aber wird irgend jemand, der irgend etwas von den Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit versteht, annehmen, daß dieses Werk von den Deutschen nicht getan worden wäre, wenn kein deutsches Reich bestanden hätte? Die Annahme aufstellen, heißt, sie ablehnen. Ein Mann der Wissenschaft mag ein Patriot sein, aber sein Patriotismus hat mit seiner Wissenschaft nichts zu tun. Er lernt dort, wo er am besten lernen kann und arbeitet, wo er am besten arbeiten kann, und

[1]) „Deutschland und der nächste Krieg."

das Ergebnis seiner Arbeit ist ein Schatz nicht nur für sein Land, sondern für die Menschheit.

Nichts, das in dem deutschen Begriff Kultur enthalten ist, kann durch den Erwerb politischer Herrschaftsgebiete gefördert oder verhindert werden. Diese Einflüsse verbreiten sich durch Nachahmung und Berührung, ohne daß man das Land, aus dem sie hervorgegangen sind, oder seine Stellung im Staatensystem in Betracht zöge. Was für ein deutscher Dramatiker besäße oder verdiente eine Berühmtheit wie diejenige Ibsens, der Bürger des politisch unbedeutenden Norwegen war? Was für ein deutscher Kritiker nimmt die Stellung des Dänen Brandes ein? Was für ein deutscher Heiliger des letzten Jahrhunderts stünde auf der Stufe Rabindranath Tagores, dessen Land fremder Herrschaft unterworfen ist? Ja, wenn die Religion als Prüfstein gölte, könnte man sich fragen, ob zwischen ihr und dem Imperium nicht ihrer Natur nach ein Gegensatz bestehe. Zwischen Christentum und Imperium ist das unstreitig der Fall. General Bernhardi beansprucht, ein Christ zu sein. Ich will darüber nicht mit ihm streiten. Aber wenn es einmal zu jener letzten Abrechnung kommt, an die er als Christ glauben muß, und wenn er mit den andern, die diesen Krieg herbeigeführt haben, vor dem Richterstuhl Christi steht, dann möchte ich den Blick sehen, den jener auf sie richtet, der am Kreuze gestorben ist, um der Menschheit den Frieden zu bringen.

Ich bin bei diesem Argument der Kultur länger verweilt, als seine Stichhaltigkeit es rechtfertigt; ich tat dies, weil es die Art der Beweisführung ist, die am meisten Eindruck bei den Edelgesinnten macht, die sich sonst gegen die krasse Brutalität der Regierungsgrundsätze empören würden. Aber es ist alles von Bedeutung für mein Hauptargument.

Kultur in dem weiten Sinne verstanden, in dem die Deutschen das Wort brauchen, in dem Sinne von intellektuellem, ästhetischem und geistigem Leben, ist nicht nur *ein* Interesse rechter Männer und Frauen, es ist ihr Hauptinteresse. Alles andere ist nur da, um ihm zu dienen. Aber diese Kultur hat nichts zu tun mit dem Staat, so wie er sich in der Denkweise der Regierung abspiegelt. Keine Vergrößerung des Staates kann ihr helfen, keine Verkleinerung kann sie hemmen. Die Regierung kann sie pflegen oder nicht, aber ein Zuwachs an politischer Macht, ob mit oder ohne Krieg erreicht, kann sie nicht beeinflussen. Auch hier, auf diesem höchsten Gebiet, stehen die Interessen des Staates und die wirklichen Interessen von Mann und Frau in keiner Beziehung zu einander. Und ein Krieg, der zur Verteidigung der Kultur geführt wird, ist sogar noch sinnloser, als ein Krieg zur Erreichung von Reichtümern.

Aber es bleibt noch ein Punkt, über den der Leser von mir Aufklärung erwartet. Die Ausdehnung eines Staates, mag man anführen, bedeutet, auch wenn sie nicht eine Ausbreitung der Kultur mit sich bringt, eine Ausdehnung seines politischen Systems. Und wenn

einer das politische System seines Staates für besser hält, als das politische System anderer Staaten, hat er ein Recht, die Ausdehnung seines Staates, sogar durch den Krieg, zu wollen. Unter diesem Gesichtspunkte wird gelegentlich das Bestehen und die Ausdehnung des britischen Reiches gerechtfertigt, und man darf voraussetzen, daß es Deutsche gibt, die die Ausdehnung ihres Reiches mit den gleichen Gründen rechtfertigen werden.

Diese Auffassung ist weniger kraß selbstsüchtig, als die meisten andern Auffassungen, die die Eroberung verteidigen sollen. Aber in dem Falle, den wir eben jetzt im Auge haben, wo es sich um die koloniale Nebenbuhlerschaft zwischen Deutschland und England handelt, kommt sie nicht in Betracht. Denn kein geistig gesunder und gebildeter Deutscher kann im Ernste annehmen, die deutschen Verwaltungsmethoden seien so viel besser als die britischen, daß es für Hunderte von Millionen von Britisch-Indiern oder Eingeborenen Afrikas gut wäre, durch Gewalt und blutigen Krieg aus der britischen Herrschaft in die deutsche überzugehen. Und wenn — was ich nicht einen Augenblick glaube — irgend ein Deutscher gemeint hat, daß irgend ein britisches Herrschaftsgebiet sich nach deutscher Befreiung von britischer Herrschaft sehne, dann müssen ihn die letzten Wochen eines bessern belehrt haben. Was Indien begehrt, ist mehr Selbstregierung, nicht ein neuer Herr. Was die großen Protektorate und Kolonien in Südafrika nötig haben, ist eine verständnisvolle und tüchtige Verwaltung im Interesse der Eingeborenen. Und das — um es bescheiden auszudrücken — können sie mit mindestens so viel Wahrscheinlichkeit von den Engländern mit ihrer langen kolonialen Erfahrung wie von den unerprobten deutschen Methoden erwarten. Was die Gebiete mit Selbstverwaltung betrifft, so kommen sie hier nicht in Frage. Sie haben Selbstregierung und wollen sie behalten. Und ich setze nicht voraus, daß der eifrigste Verfechter deutscher Ausdehnungspolitik je gemeint habe, Deutschland könnte sie germanisieren. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß bei dem jetzigen Stand der Weltgeschichte irgend ein Land, das sich unter britischer Aufsicht befindet, Gewinn davon hätte, unter deutsche Aufsicht zu kommen.

Was jedes Volk nötig hat, ist Selbstregierung, in dem Maße, als es deren fähig ist. Und dieser Auffassung würde durch die jetzige deutsche Regierung und ihre jetzigen Methoden kaum gedient.

Wir mögen daher die Sache ansehen von welcher Seite wir wollen, wir finden keine Rechtfertigung für die Politik der deutschen Regierung, sich auf Kosten des britischen Reiches Kolonialherrschaft zu erwerben. Dies kann festgestellt werden ohne irgend welche Anmaßung inbezug auf dieses Reich, ohne es zu idealisieren, ohne die Methoden zu rechtfertigen, nach denen es geschaffen wurde. Das wäre eine Frage für sich, auf die ich heute nicht eingehe. Mir liegt heute nur daran, meine, wie mich dünkt, unanfechtbare Behauptung eindringlich zu vertreten, daß das deutsche Volk kein Interesse an der

Politik seiner Regierung hat, auf Kosten Englands durch Krieg ein Kolonialreich zu schaffen.

Aber ebensowenig glaube ich, daß das englische Volk ein Interesse daran hat, die Ausdehnung Deutschlands zu verhindern, wo dies ohne Krieg geschehen kann und wo sie geeignet ist, die allgemeinen Interessen der Zivilisation zu fördern. Ich möchte nicht behaupten, daß das britische Auswärtige Amt in dieser Hinsicht als tadellos hingestellt werden dürfte. Aber jedes derartige Verhalten beruht auf dem Aberglauben, den ich eben bekämpfe — dem Aberglauben, daß der Staat, einem unerbittlichen Gesetze folgend, sich auf Kosten anderer Staaten durch Kriege ausdehnen müsse.

* * *

Ich habe nun so sorgfältig als dies in den Grenzen eines einzigen Artikels möglich ist, die hauptsächlichsten Gründe erwogen, die nach der Regierungstheorie den gegenwärtigen Krieg möglich gemacht haben und ihn rechtfertigen. Es tut nichts zur Sache, wenn man mir einwendet, die Engländer führten einen Verteidigungskrieg; denn jede Nation sagt dasselbe und mit derselben Ueberzeugung. Irgendwo gibt jedermann einen Angriff zu; aber jeder verlegt ihn auf einen andern Punkt. Wo immer jedoch der Angriff erfolgt sei, so ist er der Regierungstheorie zur Last zu legen, von der die Herrscher und Staatsmänner besessen sind und die sie durch Suggestion, Ueberredung oder sonst irgendwie dem gewöhnlichen Mann beibringen können.

Ich bitte den Leser, das, was ich ihm auseinandergesetzt habe, sehr ernstlich zu überlegen und es sich vor Augen zu halten und anzuwenden, wenn er wieder der Beweisführung begegnet, die ich mich bemüht habe zu widerlegen; denn bevor er selbst davon überzeugt ist, daß die Ursachen zu Kriegen nicht in der Natur der Dinge liegen und nicht da sein müssen, wird er Vorschläge zu kräftigen Heilmitteln nicht ernst nehmen. Und nur im Gedanken an solche Heilmittel habe ich diese Zeilen geschrieben. Ich fordere den Leser nicht bloß auf, die Vergangenheit zu verurteilen — lasse die Toten ihre Toten begraben! — sondern auch die Zukunft zu gestalten. Und glauben Sie mir, sie kann nicht zum Guten gestaltet werden, wenn nicht die einfachen Männer und Frauen, Handarbeiter und Kopfarbeiter in England und in Deutschland und in allen Ländern sich zusammentun und zu jenen, die sie in diese Katastrophe hineingeführt haben und immer wieder in ähnliche Katastrophen hineinreißen werden, sagen: „Hört auf! Hört auf! Und nie wieder! Ihr Herrscher, ihr Krieger, ihr Diplomaten, ihr, die ihr durch den langen Schmerzensweg der Geschichte hindurch die Geschicke der Menschheit geleitet habt, und sie zur Hölle geleitet habt, wir wollen nichts mehr von euch wissen. Unsere Arbeit und unsere Nachkommen sind euch zur Verfügung gestanden. Das soll nicht mehr so sein. Ihr sollt den Frieden nicht machen, wie ihr den Krieg gemacht habt. Das Europa, das

aus diesem Kriege hervorgeht, soll unser Europa sein. Und es soll eines sein, in dem ein künftiger europäischer Krieg unmöglich ist."

Wenden wir uns darum von der Vergangenheit zur Zukunft und fragen wir uns zuerst, was die Regierungsdenkweise, wenn sie sich selbst überlassen bliebe, aller Wahrscheinlichkeit nach, nachdem der Krieg zu Ende ist, aus Europa machen würde, und dann, was wir unsererseits daraus machen möchten und wollen.

Was die Diplomaten daraus machen werden, ist in großen Buchstaben auf jeder Seite der Geschichte geschrieben. Immer und immer wieder haben sie Europa „eingeteilt" und immer so, daß die Wurzeln zu einem neuen Kriege zurückblieben; denn sie haben es immer wieder vom Gesichtspunkt der Staaten, statt vom Gesichtspunkt des menschlichen Lebens aus eingeteilt. Wie eine „Macht" vergrößert werden könne und eine andere beschnitten, wie die Beute unter die Sieger verteilt werden solle, wie das Gleichgewicht erhalten werden möge — solche Betrachtungen und nur solche haben ihren Kopf beschäftigt. Den Wünschen der Völker, den Interessen der Völker, dem Nationalgefühl, das etwas so Wirkliches ist, wie der Staat etwas Unwirkliches, all dem sind sie gleichgültig gegenübergestanden.

Nehmen wir als Beispiel die Abmachungen, die die Diplomaten vor hundert Jahren nach den Napoleonischen Kriegen trafen. Was taten sie? Sie zwangen Frankreich die Dynastie wieder auf, deren Werke und Gedanken die französische Revolution hatte zerstören sollen und verwickelten es damit auf ein Jahrhundert hinaus in innere Kämpfe. Sie brachten Italien wieder unter die Gewalt Oesterreichs und verursachten damit den Krieg von 1859. Sie legten Spanien wieder die unrühmliche Herrschaft der Bourbonen und der Priester auf und eröffneten dort auch den Ausblick auf lange Bürgerkriege. Sie verbanden Belgien mit Holland, ungeachtet der Verschiedenheit der Rassen, und Schweden mit Norwegen, allen geschichtlichen Erwägungen zum Trotz. Ueberall ließen sie unverbundene Wunden, unnatürliche Verbindungen, reaktionäre Mächte im Besitze der Gewalt und zerrissene, zerbrochene, geknechtete Völker zurück. Und die Folge war, daß ihr Kartenhaus, kaum aufgebaut, schon wieder anfing zusammenzubrechen, und die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine ununterbrochene Kette von Bürgerkriegen und Kriegen nach Außen ist. Was solche Männer früher getan haben, werden sie sicher wieder tun. Sie arbeiten immer noch mit den gleichen Begriffen. Sie sind immer noch aller Phantasie, aller Menschlichkeit, alles Sinnes für die Wirklichkeiten des Lebens bar.

Den Ausgang dieses Krieges kann jetzt, wo ich dies schreibe, noch niemand voraussehen. Aber was man mit Sicherheit voraussehen kann, ist, daß wenn der Friede von den gleichen Männern gemacht werden soll, die den Krieg gemacht haben, er so gemacht wird, daß es nach einem Vierteljahrhundert wieder einen Krieg im gleichen Riesenmaßstab geben wird.

Lassen Sie uns annehmen, daß die Deutschen gewinnen. Wir wissen ja, was für einen Frieden sie auferlegen werden, denn sie haben sich keine Mühe gegeben, ihre Absichten zu verbergen. „Frankreich muß so geschlagen werden, daß es uns nie wieder in den Weg tritt." So verkündet General Bernhardi, wie man wohl annehmen darf, die Politik der Militärkaste, die in Deutschland die Herrschaft besitzt. Dasselbe gilt natürlich von England. Es soll seiner Kolonialreiche beraubt werden, seiner Herrschaft zur See, alles dessen, was der deutsche Staat am britischen Staat gehaßt und warum er ihn beneidet hat. Italien und die Balkanstaaten werden zu Gunsten Oesterreichs geplündert und Rußland wird von seinen Ausdehnungsgelüsten im Westen zurückgehalten. Zugleich wird jede demokratische Bewegung in jedem Lande zurückgehalten und vernichtet. Der Grundsatz einer rohen militärischen Gewaltherrschaft wird als der Grundsatz europäischer Herrschaft aufgerichtet. Die Länder, die noch nicht militaristisch sind, werden es werden. Und eine neue Periode bewaffneten Friedens wird einsetzen, in der jedes wahre Interesse der Zivilisation das ganze Leben der Männer und Frauen, den verzweifelten Anstrengungen der unterlegenen Nationen, ihre Stellung wiederzuerobern und der siegreichen, die ihre zu erhalten, geopfert wird.

Wenn aber die Verbündeten siegen, sind die Aussichten um nichts besser, solange die Diplomaten den Ausschlag geben. Die Verbündeten werden in diesem Falle versuchen, die germanischen Mächte endgültig niederzuringen, so wie die letztern entschlossen sind, die Verbündeten zu vernichten. Die Engländer und die Franzosen werden sich in die deutschen Kolonien teilen. Rußland wird den Balkan beherrschen und sich wahrscheinlich Konstantinopel und ein gutes Stück deutschen Gebietes aneignen. Und Frankreich und England werden sich dem, was sie als die „slavische Gefahr" betrachten, gegenüber sehen, was zur Folge haben wird, daß sie in einem Vierteljahrhundert oder früher sich mit ihren jetzigen Feinden vereinigen werden, um sich dem Vordringen ihres jetzigen Verbündeten entgegenzustellen.

Im einen und im andern Falle wird die Lage Europas die alte schlechte Lage sein: das Anhäufen von Waffen auf Kosten der fortschreitenden Verarmung und Herabwürdigung des Volkes; die Vernichtung aller Hoffnung auf gründliche soziale Verbesserungen und das Aufgeben aller derartiger Bestrebungen, und, wenn die Zeit dazu kommt — und in diesem Falle wird sie unfehlbar kommen — der neue Krieg, das neue Morden, die neue Verarmung, die unaufhörliche und unerträgliche Qual einer Zivilisation, die immer wieder dem Lichte zustrebt und immer wieder durch ihre eigene Dummheit und Bosheit in die Hölle zurückgeschleudert wird, in der sie sich jetzt windet.

Herr, wie lange, wie lange!

Bis zu der Zeit, wo wir, das einfache Volk jeder Nation, sagen: „Wir wollen das nicht länger ertragen!" Laßt diese Zeit jetzt gekommen sein! Wenn dieser Krieg vorüber ist, könnte Europa zur

Ruhe kommen, sofort, wenn die Völker es wollten und ihren Willen so zum Ausdruck brächten, daß es keinen europäischen Krieg mehr gäbe. Um das zu erreichen, müssen wir nur unsere Anschauungen ändern, oder besser gesagt, unsere eigenen wirklichen Anschauungen, unsere eigenen wirklichen Absichten uns klar machen und sie denjenigen aufzwingen, die für uns handeln sollen.

* * *

Wir wünschen und wollen einen dauerhaften europäischen Frieden. Wie sollen wir den herbeiführen? Indem wir gewisse klare Grundsätze im Auge behalten und ihnen Gestalt geben.

Vor allem muß der Gedanke an die Vergrößerung einer Nation und Demütigung einer andern Nation abgetan werden. Unser Ziel darf nicht sein, daß diese oder jene Gruppe von Staaten die andern beherrschen solle, sondern, daß keiner in Zukunft irgend einen Wunsch oder eine Ursache habe, zu herrschen. Zu diesem Zwecke müssen wir so wenig Wunden als möglich zurücklassen, so wenig Gefühl von erfahrenem Unrecht als möglich, so wenig Demütigung als möglich. Die unterliegenden Staaten dürfen darum nicht in der Hoffnung, sie zu schwächen oder sie darniederzuhalten, zerstückelt werden. Das bedeutet, um ein Beispiel zu nennen, daß, wenn die Verbündeten gewinnen, die Engländer und die Franzosen nicht die deutschen Kolonien nehmen dürfen oder Rußland die baltische Küste, den Balkan oder Konstantinopel, und wenn Deutschland gewinnt, es Frankreich oder England oder die neutralen Staaten nicht zerstückeln oder seinem System unterordnen darf. Das ist die erste, klare Bedingung des künftigen europäischen Friedens.

Zweitens muß bei der Neuordnung der Landesgrenzen — daß sie neu geordnet werden müssen, ist klar — ein Punkt und nur einer im Auge behalten werden: Allen Völkern, die unter fremder Herrschaft leiden und sich dagegen auflehnen, ist das Recht einzuräumen, zu entscheiden, ob sie ein selbständiges Gebilde werden oder sich dem politischen System einer andern Nation anschließen wollen. So sollte z. B. das Volk in Elsaß-Lothringen entscheiden dürfen, ob es unter Deutschland verbleiben oder ein selbständiges Gemeinwesen bilden oder sich Frankreich angliedern wolle. Derselbe Grundsatz sollte für Polen gelten. Derselbe für Schleswig-Holstein. Derselbe für die Balkanstaaten. Derselbe für die slavischen Landesteile in Oesterreich-Ungarn. Es würden natürlich Schwierigkeiten bei der Durchführung dieses Grundsatzes entstehen; denn in den Balkanstaaten, in Böhmen und anderwärts ist ein fast unentwirrbarer Knäuel von Nationalitäten. Aber mit gutem Willen könnten diese Schwierigkeiten wenigstens teilweise gelöst werden.

Sogar die Uebersiedlung ganzer Völker der gleichen Nationalität von einem Gebiet zum andern ist eine Möglichkeit, und geht tatsächlich schon jetzt vor sich. Auf jeden Fall ist der Grundsatz an und für sich

klar: Politische Herrschaft über die Völker darf nicht mehr gegen ihren Willen in dem vermeintlichen Interesse dieses großen Götzen, des abstrakten Staates, ausgeübt werden. Die Deutschen, die zusammengehören, mögen unter derselben Regierung leben und in Unabhängigkeit ihrem nationalen Ideal und ihrer nationalen Kultur leben. Aber sie sollen dies Ideal und diese Kultur nicht widerstrebenden Polen, Slaven und Dänen auferlegen. So mag auch Rußland sein eigenes Leben ausbreiten über die riesengroßen Landstrecken hin, wo Russen wohnen, aber es soll dies Leben nicht wider ihren Willen Polen und Finnländern aufdrängen. Die Engländer haben sich in der Geschichte der Aufopferung von Nationalitäten zu Gunsten der vermeintlichen Staatsinteressen so gut schuldig gemacht wie die andern Nationen. Aber in jüngster Zeit haben sie angefangen, ihre Lektion zu lernen. Mögen sie sie zu Ende lernen! Kein Staatswesen soll unter britische Herrschaft gezwungen werden, das Selbstregierung verlangt. Die Engländer haben den Mut gehabt, zwar erst spät, diesen Grundsatz auf Südafrika und Irland anzuwenden. Noch bleibt die Tat des größten Mutes und der größten Weisheit übrig: ihn auf Indien anzuwenden.

Ein in dieser Weise neugeordnetes Europa, wie es beim Friedensschlusse auf der Grundlage wirklicher Nationalität statt auf der Grundlage der Staaten geschaffen werden könnte, wäre auch ein Europa, das reif wäre für einen dauernden Bund. Und nur durch einen solchen Bund könnte nach meinem Urteil sein künftiger Friede, seine Wohlfahrt, sein Glück, sein Wert und seine Größe gesichert werden. Es muß ein Ende gemacht werden mit dem Verschleudern von Geldern für Rüstungen, während die Mittel fehlen, um den Männern und Frauen in allen Ländern die materiellen Grundlagen zu einem gesunden Leben zu beschaffen. Aber wenn man den Staaten die Macht läßt, gegen einander zu rüsten, dann werden sie es auch tun, und jeder wird — vielleicht sogar mit Recht — versichern, daß er in Selbstverteidigung gegen die vermeintlichen Angriffe der andern rüste. Wenn alle sich rüsten, werden alle fortwährend mehr und mehr für ihre Rüstungen ausgeben: denn jedes wird Angst haben, vom andern überholt zu werden. Das ist der verhängnisvolle Kreis, in dem wir uns im letzten Vierteljahrhundert bewegt haben.

Um den europäischen Frieden zu sichern, müssen die Völker Europas ihre Rüstungen und das Recht, über sie zu verfügen (für alles, was nicht die interne Aufrechterhaltung der Ordnung betrifft) einer internationalen Behörde übergeben. Diese Behörde muß entscheiden, was für Kräfte Europa als Ganzes nötig hat, um, immer als Ganzes gedacht, in dem immer noch möglichen Falle eines Krieges gegen nicht zum Bunde gehörenden Mächte vorzugehen. Sie müßte die Rüstungsauslagen je nach Vermögen, Bevölkerungszahl, Einkommen und geographischer Lage unter die verschiedenen Nationen verteilen. Und sie, und nur sie, müßte Verhandlungen mit außerhalb des Bundes

stehenden Mächten führen und offen führen. Alle Streitigkeiten, die zwischen Gliedern des Bundes entstünden, müßten durch richterlichen Entscheid geschlichtet werden. Und keine der dem Bunde zur Verfügung stehenden militärischen Kräfte dürfte von irgend einem Gliede des Bundes zum Angriff gegen einen anderen Bundesgenossen benützt werden.

Durch die Gründung eines solchen europäischen Bundes würde das Problem der Abrüstung von selbst gelöst. Das, was das vereinigte Europa als Heeresstärke zu einer allfälligen Verteidigung für nötig erachtete, wäre ganz sicher viel weniger als die Summe der heutigen Rüstungen der einzelnen Staaten. Ungeheure Summen würden frei für die allgemeinen Zwecke der Zivilisation und besonders für jene kostspieligen sozialen Reformen, deren Verwirklichung allein einer Nation das Recht gibt, sich eine zivilisierte Nation zu nennen. Und wenn es jemand darauf ankommt, das Uebereinkommen vom Gesichtspunkt der materiellen Vorteile aus anzusehen — und dieser Gesichtspunkt muß auch in Betracht gezogen werden — dann kann hervorgehoben werden, daß ohne allen Zweifel jede, aber auch jede Nation, die Eroberer wie die Eroberten, von der Abrüstung viel mehr Gewinn hätten, als von irgendwelchen Kriegsentschädigungen und Gebietsabtretungen, die doch nur Rüstungen aller Nationen mit dem Ausblick auf ein neues Verschleudern der Geldmittel in einem nächsten großen Krieg zur Folge hätten. Das ist die allereinfachste Binsenwahrheit.

Ein europäischer Staatenbund ist keine Utopie. Es ist eine durchaus praktische Sache.

Ein solcher Bund könnte freilich nicht sofort nach Beendigung des Krieges gebildet werden. Die öffentliche Meinung muß zuerst vorbereitet werden und, was nicht weniger wichtig ist, es müssen die Regierungssysteme der monarchischen Staaten so geändert werden, daß die Oeffentlichkeit Einblick in ihre Politik gewinnt; sonst könnte es geschehen, daß wir einen Bund bekämen, in dem ein autokratischer Kaiser den vorherrschenden Einfluß hätte. Aber beim Friedesschluß muß der künftige Bund im Auge behalten werden. Alles muß getan werden, um ihn zu fördern, und nichts, um ihn zu hindern. Und das größte Hindernis für den Bund wäre ein Friede, der entweder eine Rückkehr zu den Zuständen vor dem Krieg bedeutete — was freilich nicht sehr zu befürchten ist — oder ein Friede, durch den eine Macht oder eine Gruppe von Mächten die Vorherrschaft über die anderen erhielte. Denn das würde einen zukünftigen Krieg zur Rehabilitation des Besiegten bedeuten.

Darum muß die Stimmung, die in England anzuwachsen scheint, daß die Engländer Deutschland „bestrafen" müßten, indem sie es als politische Macht vernichteten, und die Stimmung, die in Deutschland überhand zu nehmen scheint, daß es die Engländer als die großen Friedestörer vernichten müsse — darum müssen alle solchen Stimmungen mit aller Entschiedenheit bekämpft werden. Denn auf dieser

Grundlage kann kein dauernder Friede geschlossen werden. Der Militarismus muß nicht nur in Deutschland, sondern überall vernichtet werden. Eine Einschränkung der Rüstungen muß allgemein sein, nicht nur den Besiegten von den Siegern auferlegt, die selbst im Sinne haben, die volle Rüstung zu behalten. Die Anschauungen der Völker müssen ein für allemal an Stelle der Anschauungen der Regierungen treten und die Anschauungen der Völker bedeuten nicht „Herrschaft" und darum auch nicht Krieg, sondern einen Verband von Nationen, die sich alle nach ihrer eigenen Art frei entwickeln können und die alle Zwistigkeiten durch Schiedsgerichte entscheiden lassen.

* * *

Nun habe ich dem Leser so klar, als ich es auf beschränktem Raume kann, auseinandergesetzt, was ich für die tiefste Ursache des Krieges und was ich für das Heilmittel halte. In diesem Augenblick kann ich mich nur an die Engländer und Amerikaner wenden, denn auf dem Kontinent herrscht das Kriegsgesetz und alle Männer, Sozialist und Friedensfreund und alle anderen, sind an der Grenze. Aber die öffentliche Meinung, die den Umschwung bewirken soll, muß natürlich international sein. Und daß eine solch gewichtige Veränderung der öffentlichen Meinung in kurzer Zeit bewirkt und zum Ausdruck gebracht werden kann, sobald einmal die Arbeit dafür möglich ist, daran zweifle ich persönlich nicht. Die Betrachtungen, die ich dem Leser vorgelegt habe, sind, wenn sie so einleuchtend und schwerwiegend sind, wie ich es meine, für jedermann, ungeachtet seiner Nationalität, einleuchtend und schwerwiegend. Dringend nötig ist nur, sie in der Weise klarzulegen, daß eine große Zahl einzelner Menschen von ihrer Wahrheit durchdrungen werden.

Diese meine Arbeit ist nur ein Vorläufer von einer hoffentlich allgemeinen und eifrigen Werbearbeit. Aber das einzige Ziel und der einzige Zweck aller dieser Werbearbeit muß sein, eine stille, feste, unerschütterliche Ueberzeugung in Herz, Geist, Willen eines Menschen um den andern zu schaffen. In diesem Augenblick bin ich die Stimme, und mein Zuhörer ist der, der irgendwann und irgendwo meine Zeilen zu Gesicht bekommt. Meine Absicht ist nicht, ihn durch bloße Redekunst fortzureißen. Ich wende mich an seine Vernunft, seinen Verstand, sein Gewissen und sein Herz. Und ich fordere ihn auf, wer immer er sei, Handarbeiter, Kopfarbeiter, Geschäftsmann, Denker, einen Entschluß zu fassen, inmitten der furchtbaren und düstern Flut der Ereignisse, die sich vor ihm abspielen.

Ich fordere ihn erstens einmal auf, sich darüber klar zu werden, was der Krieg ist. Wenn er selbst an der Grenze gewesen ist, weiß er es aus eigener Erfahrung. Dann möge er sich diese Erfahrung immer und immer wieder, ohne Unterlaß, vergegenwärtigen, bis sie in seine Seele eingebrannt ist. Wenn er nicht dort gewesen ist, möge

er versuchen, es sich nach den genauen Berichten über die Ereignisse, wie sie in den Zeitungen durchsickern, vorzustellen.

Dann, wenn Entsetzen seine Seele erfüllt, möge er sich fragen: „Warum dies alles?" Und er möge sich nicht zufrieden geben mit Antworten wie „der Einbruch in Belgien" und „das Machtverlangen Deutschlands". Das mögen Gründe gewesen sein, die England zu diesem gegenwärtigen Krieg veranlaßt haben; aber sie sind nicht der Grund des Krieges. Der Krieg brach aus, weil die paar wenigen Männer, die über Polizei und Rüstungen zu befehlen haben, von der Regierungstheorie durchdrungen sind und sie angewendet haben und weil das gewöhnliche Volk, das in diesem Kriege zu Hunderttausenden gemordet und vernichtet wird, weder die Kenntnisse noch die Bildung von Herz und Seele, noch die Organisation besaß, um diese Männer zu leiten. Das müssen wir ändern und dazu müssen wir vor allen Dingen die Regierungstheorie in Mißkredit bringen.

Ich habe mich bemüht, durch Beispiele aus diesem Krieg zu zeigen, wie die Gründe, die die Regierungstheorie anführt, im Lichte der Vernunft und des einfachen, anständigen, menschlichen Empfindens in sich zusammenfallen. Möge der Leser diese Methode auf jedes ihm in die Hände fallende Buch und jeden Zeitungsartikel anwenden, wo dieser Betrug aufrecht erhalten wird. Möge er sich jedesmal, wenn die Rede ist von Macht, Prestige, von Handelsplätzen, von Ausdehnung und wie die Schlagwörter alle heißen, fragen, was dies alles in Ausdrücken des täglichen Lebens der einzelnen Männer und Frauen bedeuten würde. Und wenn er gelegentlich unter dem, was die Regierung erstrebt, etwas findet, das ein wirklicher Vorteil für das wirkliche Volk zu bedeuten scheint, dann frage er sich: „Ist der Gedanke für einen anständigen Menschen erträglich, diesen Vorteil auf Kosten anderer Menschen durch den Krieg zu erwerben, so wie sich der Krieg mir jetzt aufs Neue offenbart hat?"

Wenn er in dieser Weise fortfährt, muß er, glaube ich, dazu kommen, mit mir darin übereinzustimmen, daß die Welt von Männern geleitet wird, die das Opfer einer Wahnvorstellung sind; ob es nun ein Mangel des Verstandes, des Herzens oder des Willens sei, der diese Wahnvorstellung hervorgerufen hat. Und wenn er dann so weit ist, dann möge er sich die weitere, einschneidende Frage stellen: „Wie kommt es, daß solche Männer, selbst Opfer von Wahnvorstellungen, Millionen und Millionen von Menschen haben in das allgemeine Morden hineinziehen können? Daß sie sie veranlassen konnten, ihre Arbeitskräfte an die Herstellung von Zerstörungswerkzeugen zu verschwenden? Daß sie sie konnten geistig und körperlich darben lassen, um Rüstungen aufzuhäufen und daß sie Kriege führen dürfen aus Gründen, die mit dem wirklichen Leben in keinem Zusammenhang stehen?"

Dann wird er zu dem Punkte gekommen sein, wo die Tat bei ihm einsetzen muß. Denn dann muß er sich mit allen Gleich-

gesinnten vereinigen, nicht nur mit den Gleichgesinnten in England und Amerika, sondern überall in der Welt, um diesen Zuständen mit allen und jeden Mitteln Einhalt zu gebieten. Denn er möge bedenken: die Macht der Regierenden liegt in der Macht der Zustimmung der Regierten, einer gewöhnlich rein stillschweigenden Zustimmung. Diese stillschweigende, passive Zustimmung muß ein Ende haben. Jetzt muß er ein aktiver Kämpfer für die Sache des Friedens werden.

G. L. Dickinson, übersetzt von Clara Ragaz.

Wie der Andere es meint.[1])

Wir Neutrale genießen in dieser Zeit große und unverdiente Vorrechte. Das größte derselben ist aber wohl dieses: daß wir nicht, um der einen Hälfte der Kulturmenschheit unsere Wertschätzung bewahren zu können, an der anderen Hälfte zu verzweifeln brauchen.

Gewiß, auch wir ergreifen mehr oder weniger entschieden, nach der einen oder der anderen Seite, Partei. Man hat im Ausland gesagt, wir seien nicht für Deutschland und nicht für England, sondern für Holland, und man hat sicherlich geglaubt, uns damit eine Liebenswürdigkeit zu sagen. Zum Glück für die Ehre unseres Volkes verhält es sich nicht so. Wir sind nicht so tief gesunken, daß uns die Frage nach Recht und Unrecht gleichgültig lassen könnte, solange nur unsere eigenen Interesse aus dem Spiele bleiben. Und wir haben, jeder nach dem Maß seiner Einsichten und auch wohl nach der Richtung seiner Vorurteile, diese Frage in einer oder der anderen Weise beantwortet. Aber dennoch: welch ein Unterschied zwischen unserer Parteinahme und derjenigen innerhalb jeder der kriegführenden Parteien selbst! Die meisten von uns sehen wenigstens, daß die Sache zwei Seiten hat, wenn auch auf die eine Seite mehr Licht fällt als auf die andere; für die Angehörigen der kriegführenden Parteien dagegen scheint die Sache nur eine Seite zu haben. Jeder von ihnen ist davon überzeugt, daß seine Partei nicht nur ihr eigenes unbezweifelbares Recht, sondern zugleich die höchsten Güter der Menschheit verteidigt; wenn die anderen das nicht anerkennen, so kann daran, wie er glaubt, nur bewußte Un-

[1]) Dieser Aufsatz ist Nr. 2 der Flugschriften des holländischen Komites: „Der europäische Staatenbund", an dessen Spitze Frederik van Eeden steht. Der Verfasser ist Professor an der Universität Groningen. Wir haben uns erlaubt, den ursprünglichen Titel: „An die kriegführenden Völker" abzuändern, weil wir wünschen, daß der Aufsatz auch bei den „Neutralen", die sich ja auch in zwei Lager teilen, beherzigt werde. Um Nachdruck wird gebeten.

ehrlichkeit' schuld sein; und jeder Angehörige der Gegenpartei, welcher nicht ausdrücklich gegen die Handlungsweise seiner Regierung protestiert, zeigt sich dadurch mit der nämlichen Unehrlichkeit behaftet. So weit geht bei uns kaum einer; wir haben, wenigstens bis zu einem gewissen Punkt, uns die Fähigkeit erhalten, auch den von uns nicht geteilten Standpunkt zu verstehen, und wir sind darum weniger geneigt, denselben unbedingt zu verurteilen. Das liegt ebenso wenig an einer höheren Sittlichkeit oder einer besseren Einsicht, oder gar dem phlegmatischen Temperament, welches man uns beizulegen pflegt; es liegt einfach daran, daß uns als Neutralen die von beiden Seiten angeführten Gründe unter die Augen kommen, und daß wir auch wirklich, wieder bis zu einem gewissen Punkte, im Stande sind, diese Gründe in uns aufzunehmen. Die Einwohner der kriegführenden Länder dagegen bekommen kaum etwas anderes zu hören oder zu lesen, als was von ihrem eigenen Standpunkte aus gesagt oder geschrieben wird; und wenn sie etwas anderes zu hören oder zu lesen bekommen, so nehmen sie daraus doch nur wieder dasjenige in sich auf, was zu ihrem Standpunkte paßt. Das eine sowie das andere ist vollkommen verständlich; es zeigt sich darin in sehr vergrößertem Maßstabe die nämliche Sachlage, welche wir im kleinen bei jedem Partei- oder Familienzwiste feststellen können. Aber darum ist es nicht weniger tief zu bedauern. Das größte Uebel des Krieges ist nicht das von ihm geschaffene furchtbare Leid: Tod und Verstümmelung, Schmerz der Witwen und Waisen, Verlust von Hab und Gut, sondern es ist das Auseinanderfallen der langsam zusammenwachsenden Völkerfamilie, die Ersetzung bereitwilliger Anerkennung durch hämisches Mißtrauen, die Leugnung des Menschen im Feinde, das verhärtende und vereinsamende Gefühl eigener Gerechtigkeit in einer verdorbenen, nur dem eigenen Vorteil nachjagenden Welt. Niemand mehr als die Neutralen ist dazu berufen, zu versuchen, diesem Uebel zu steuern. Nicht wie die Kriegführenden von anderen Völkern abgeschlossen, sondern vielmehr über die innerhalb jener Völker herrschenden Auffassungen durch Zeitungen, Flugschriften und Briefe fortwährend unterrichtet, wissen sie, wie verschieden man sich in den verschiedenen Ländern die Ursachen des Krieges vorstellt, und wie verständlich es demnach ist, daß auch über die Verteilung von Recht und Unrecht verschieden geurteilt wird. Es wäre gut, wenn die am Kriege Beteiligten dies auch wüßten, oder wenigstens sich in die Möglichkeit dieser Sachlage hineinzudenken versuchten. Oder fordern wir damit vielleicht zu viel, und können diejenigen, welche unter den ihnen vom Feinde beigebrachten Wunden leiden, sich nicht außerdem auch noch um die Gedanken kümmern, welche diesen Feind beseelen? Wir hoffen: trotzdem! Wir hoffen, daß es unter Euch, Bürger der kriegführenden Staaten, viele geben wird, welche hoch genug stehen um

auch den Feind in nichts verkürzen zu wollen; welche sogar in diesen schweren Zeiten nicht nur ihre Hand, sondern auch ihr Herz von allem Unrecht frei zu halten sich bestreben. In dieser Hoffnung bitten wir Euch dringend, die nachfolgende kurze Skizze der innerhalb jeder der beteiligten Gruppen herrschenden Auffassungen aufmerksam lesen zu wollen, und vorläufig unserer Versicherung zu trauen, daß man wirklich, innerhalb jeder Gruppe, ungefähr in dieser Weise sich und anderen Rechenschaft darüber gibt, welche Ursachen zum gegenwärtigen Kriege geführt haben.

Möge denn zuerst Belgien zum Worte kommen:

„Was wir getan haben, war einfach unser Recht und unsere Pflicht. Es war unser Recht, gegen einen Angriff auf unser Gebiet, zu welchem wir nicht die geringste Veranlassung gegeben hatten, uns zu verteidigen, und es war unsere Pflicht, unsere durch Verträge besiegelte Neutralität aufrecht zu erhalten. Deutschland hat uns eine Forderung gestellt, welche es selbst unter ähnlichen Umständen mit Entrüstung zurückgewiesen haben würde; es hat ein doppeltes Unrecht begangen, indem es erstens ein unschuldiges Volk gegen dessen Willen in einen grausamen Krieg verwickelte und indem es dabei zweitens in offenbarem Widerstreit mit Verträgen handelte, welche es selbst unterzeichnet hatte. Sein anfänglicher Versuch, diese Handlungsweise als Notwehr zu entschuldigen, scheitert an der Tatsache, daß dieselbe, wie aus den Schriften deutscher militärischer Autoritäten erhellt, schon lange vorher geplant wurde; die nachträglich dafür an die Stelle getretene Berufung auf angebliche Verabredungen zwischen England und Belgien vergißt, daß die aufgefundenen Schriftstücke, auch wenn die Echtheit derselben als feststehend angenommen wird, sich doch offenbar nur auf den Fall einer Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland beziehen. Statt also einen Bruch der Neutralität zu bedeuten, bezeugen diese Schriftstücke umgekehrt den festen Vorsatz, mit allen verfügbaren Mitteln sich einem solchen Bruch der Neutralität zu widersetzen. Endlich ist der Krieg in Belgien von Deutschland mit einer Härte geführt worden, welche die vorliegenden Umstände in keiner Weise rechtfertigen."

An zweiter Stelle mögen Deutschland und Oesterreich ihren Standpunkt erläutern:

„Die ganze Schuld des Krieges haben Rußland und England zu tragen. Rußland wünschte seit langer Zeit, seine Niederlage gegenüber Japan durch einen glücklichen Krieg wieder gutzumachen und zugleich die Aufmerksamkeit von inneren Mißständen abzulenken; England beobachtete mit wachsendem Neide den riesigen kommerziellen und industriellen Aufschwung des deutschen Reiches, und sah mit Unrecht in der neugebauten Kriegsflotte eine Bedrohung der von ihm beanspruchten Herrschaft zur See. Deuschland dagegen hat

während mehr als vierzig Jahren mit großen Opfern den Frieden erhalten, und hatte auch jetzt keinen Grund, einen Krieg zu wünschen. Als der von Serbien angestiftete Mord von Serajewo Oesterreich zu einer strengen aber gerechten Bestrafung nötigte, hat der deutsche Kaiser alles überhaupt Mögliche getan, um den Kampf zu lokalisieren; erst als Rußland durch seine im Verborgenen durchgeführte Mobilmachung seine Pläne enthüllte, wurde der unvermeidlich gewordene Krieg erklärt. Nachdem sodann Frankreich sich geweigert hatte, sich neutral zu halten, fand sich Deutschland einer Uebermacht gegenübergestellt, welche es zu raschem Vorgehen nötigte, und hierbei war eine Verletzung der (übrigens schon zweifelhaften) Neutralität Belgiens nicht zu vermeiden. Diese Verletzung verwendete dann England als Vorwand für eine Kriegserklärung, zu welcher es vorher schon entschlossen war; in der Tat hatte schon Edward VII. ein Intrigenspiel angefangen, welches sich den Untergang Deutschlands zum Ziele setzte. An der Art und Weise endlich, wie der Krieg in Belgien geführt wurde, sind nur die Belgier selbst Schuld, indem sie durch Meuchelmord, Verstümmelung von Verwundeten u. s. w. die Deutschen zu strengen Maßregeln nötigten."

Endlich noch die Mächte der „entante":

„Die „entente" hatte einen durchaus friedlichen Charakter; sie wollte bloß der gefährlichen Uebermacht des Dreibundes ein Gegengewicht gegenüberstellen. Deutschland dagegen war infolge seiner riesigen Bewaffnung und seines übermütigen Auftretens eine ständige Gefahr für den Frieden Europa's. Nach den unerhörten, für einen souveränen Staat unannehmbaren Forderungen, welche Oesterreich im Sommer an Serbien stellte, hätte Deutschland den Frieden retten können, wenn es seinen Bundesgenossen zu einiger Mäßigung überredet hätte; indem es dies unterließ und auch den englischen Vorschlag, eine Konferenz zusammenzurufen, sich widersetzte, nötigte es Rußland, Maßnahmen zum Schutze des bedrohten Brudervolkes zu ergreifen; aber auch dann hätte noch ein europäischer Krieg vermieden werden können, wenn nicht Deutschland durch Ultimata nach Ost und West die Sache überstürzt und alle Versöhnungsversuche abgeschnitten hätte. Jetzt durfte Frankreich seinen angegriffenen Bundesgenossen nicht im Stiche lassen; England, welches sich zu nichts verbunden hatte, zögerte noch, und fragte, genau so wie anno 1870 geschehen war, bei Frankreich und Deutschland an, ob diese die durch Traktate verbürgte Neutralität Belgiens beobachten wollten. Erst als diese Frage zwar von Frankreich in zustimmendem, von Deutschland dagegen in ablehnendem Sinne beantwortet worden war, hielt es sich für verpflichtet, sich an dem Kampfe zu beteiligen."

Was ist von alledem Euer Eindruck?

Euer erster Eindruck wird sicher der sein, daß von diesen verschiedenen Auffassungen diejenige Eurer eigenen Partei die unbedingte Wahrheit enthalte, während alle andern nichts weiter seien als ein Gewebe von Lügen und Verdächtigungen. Gestattet mir aber, zwei Fragen an Euch zu richten, welche Ihr, wenn es Euch Ernst damit ist, auch in Gedanken nicht Unrecht tun zu wollen, vor Eurem Gewissen werdet zu beantworten haben.

Erstens: Ist es wohl wahrscheinlich, daß in einem so lange vorbereiteten und so verwickelten Konflikte wie diesem alles Recht und alle Wahrheit auf einer Seite stehen sollte, alles Unrecht und aller Irrtum auf der anderen? Würdet Ihr selbst, wenn es einen Streit beträfe, bei welchem Ihr nicht beteiligt wäret, dies nicht für unannehmbar halten? Jetzt scheint es Euch anders; aber müßt Ihr nicht zugeben, daß Euer Urteil, in größerem oder geringerem Maße, durch die nämlichen Fehlerquellen gefälscht sein kann wie dasjenige der Gegenpartei? Es ist nun einmal so, daß jeder am liebsten glaubt, was er am meisten hofft, und daß seine ganze Natur sich zur Wehr stellt, wenn er in die Gefahr gerät, etwas glauben zu müssen, was sein ganzes Leben wertlos machen würde. Rühren nicht die Daten, über welche auch Ihr für den Aufbau Eurer Ansichten verfügt, fast ausschließlich von einer Seite her? Habt Ihr die offiziellen Veröffentlichungen (Weißbücher, Graubücher u.s.w.) der feindlichen Regierungen ebenso gewissenhaft zu Rate gezogen, wie diejenigen der eigenen? Habt Ihr Euch nie darauf ertappt, über weniger günstige Berichte flüchtig hinwegzulesen, und dagegen die günstigen stets wieder aufs neue zur Hand zu nehmen? Könnt Ihr leugnen, daß Ihr eher die Gesellschaft derjenigen sucht, welche von dem unbedingten Rechte Eurer Sache überzeugt sind, als diejenige anderer, die häufig mit einer Schwierigkeit oder einem Vorbehalte hervorzutreten pflegen? Und habt Ihr auch nicht wohl einmal selbst, wenn solche Schwierigkeiten oder Vorbehalte Euch in den Sinn kamen, dieselben ohne weitere Untersuchung bei Seite geworfen, mit dem Gedanken, daß es sich so nicht verhalten konnte und nicht verhalten durfte? Aber müßt Ihr dann nicht, wenn Ihr überlegt, daß dies die allergewöhnlichsten und allergefährlichsten Ursachen des Selbstbetruges sind, die Möglichkeit zugeben, daß Euer Urteil doch nicht ganz mit demjenigen eines allseitig unterrichteten und durchaus unparteiischen Richters zusammenfallen würde?

Aber vielleicht setze ich Uebermenschliches voraus, wenn ich erwarte, daß Ihr dies werdet zugeben können. Es sei also wie Ihr wollt: Eure Auffassung von der Sache enthalte alle Wahrheit und nichts als die Wahrheit; diejenige Eurer Gegenpartei sei aus lauter Irrtümern aufgebaut. Dann stelle ich meine zweite Frage, auf welche es mir schließlich mehr als auf die erstere ankommt:

Könnt Ihr es nicht verstehen, daß man im gegenseitigen Lager Eure Wahrheit nicht zu sehen vermag, und darum für Recht halten muß, was Ihr als Unrecht, für Unrecht, was Ihr als Recht erkennt? Versucht einmal für einen einzigen Augenblick Eure eigenen Einsichten zurückzudrängen und Euch in eine der oben angedeuteten abweichenden Auffassungen zu versetzen: könnt Ihr dann nicht für diesen einzigen Augenblick auch die Gefühle Eurer Feinde mitempfinden und verstehen, daß diese, indem sie sich die Sachlage so ganz anders als Ihr vorstellen, darauf auch moralisch ganz anders als Ihr reagieren müssen? Oder haltet Ihr es für undenkbar, daß einer durchaus ehrlich jene andere Vorstellung von der Sachlage für richtig halten sollte? Aber schaut doch um Euch! Habt Ihr nicht schon bei kleinen persönlichen Differenzen in Eurem Kreise oft genug bemerkt, wie Leute, an deren unbedingter Ehrlichkeit Ihr keinen Augenblick zweifelt, dennoch sich blind zeigen für dasjenige, was Ihr als sichere Wahrheit erkennt? Wieviel verständlicher wird dies noch in einer Angelegenheit, welche jedem so sehr zu Herzen geht wie der Wohlstand, die Existenz, die Ehre seiner Nation! Gebt Euch Rechenschaft darüber, wie die nämliche einseitige Aufklärung, die nämliche ununterbrochene Suggestion von außen, der nämliche heiße Wunsch nach Rechtfertigung der eigenen Sache, welche Euch den Weg zu Eurer Wahrheit so außerordentlich leicht machen, alle zusammen dazu mitwirken, Euren Feinden jenen Weg zu verschließen, und fragt Euch, ob Ihr an der Stelle jener die Kraft haben würdet, allen jenen verbundenen Einflüssen mit Erfolg zu widerstehen. Wahrlich, die Menschen auf der andern Seite mögen sich irren, aber es sind Menschen von gleicher Art wie Ihr. Ihr habt von diesen Menschen einige früher gekannt, ihre Bücher gelesen, ihre Arbeit in Wissenschaft und Kunst geschätzt, ihr Bestreben, in engerem oder weiterem Kreise Schmerzen zu lindern oder Unrecht aufzuheben, anerkannt; Ihr dürft nicht glauben, daß sie, in den wenigen Tagen zwischen Ende Juli und Anfang August, alle in räuberische Barbaren oder in engherzige Krämer verwandelt sein sollten. Glaubt Ihr, daß sie mit Begeisterung gegen Euch ins Feld gezogen wären, daß sie mit Todesverachtung gegen Euch kämpfen würden, wenn sie nicht für etwas anderes zu kämpfen glaubten, als für Eroberungen oder günstigere Handelsbeziehungen? Allerdings, Ihr könnt Euch nicht vorstellen, daß sie die Verhältnisse so ganz anders sehen als Ihr, und es wäre ungereimt, von Euch zu fordern, daß Ihr es Euch vorstellen könntet. Aber auch dasjenige, was Ihr Euch nicht vorstellen könnt, kann wahr sein, und Ihr könnt einsehen, daß es wahr sein muß. Ihr könnt theoretisch verstehen, wenn Ihr auch praktisch Euch nicht hineinzudenken vermögt, daß Menschen, welche Ihr früher als ehrlich und gerecht gekannt habt, nicht wider besseres Wissen, sondern nur durch einseitige Belehrung und Verengung des geistigen Blickfeldes, für Recht halten können, was Euch als schändliches Unrecht, für Wahrheit, was Euch als dreiste

Lüge erscheint. Und wenn auch dieses theoretische Verstehen Euch noch Schwierigkeiten bereiten sollte, so glaubt doch, daß jeder Draußenstehende, der mit Euren Feinden in persönlichem oder schriftlichem Verkehr geblieben ist, Euch bestätigen wird: daß auch dort, genau so echt und genau so tief gewurzelt wie bei Euch, die Ueberzeugung besteht, nur notgedrungen und für eine gerechte Sache in den Kampf gezogen zu sein.

Wenn Ihr Euch dies alles überlegt, so werdet Ihr vielleicht, wenn auch mit einiger Anstrengung und erst nach und nach, Euch in den Gedanken hineinfinden können, daß Ihr nach Beendigung dieses Krieges Euren Gegnern von heute wieder ehrlich die Hand werdet reichen können. Dann wird es Euch vielleicht sein, als ob Ihr, mitsamt jenen anderen, aus einem bösen Rausche oder zeitweiligem Wahnsinn, in welchem Ihr Schlimmes erlitten und Schlimmes verübt hättet, wieder zu klarem Bewußtsein erwacht wäret. Ihr und sie werdet auf die Verwüstungen schauen, die Ihr angerichtet, auf die Wunden, die Ihr einander geschlagen habt; und Ihr werdet Euch fragen: wozu sollte dies alles? haben wir, hat auch nur einer von uns dies alles wirklich gewollt? Und Ihr werdet, Schritt für Schritt, zur Erkenntnis gelangen, daß eigentlich niemand es gewollt hat, sondern daß nur infolge eines abscheulichen Mißverständnisses alle geglaubt haben, daß die anderen es wollten, und darum so lange Schutzmaßregeln getroffen haben, bis schließlich aus allen diesen Schutzmaßregeln Kriegsbedrohungen geworden waren, und aus diesen Kriegsbedrohungen, ehe man es selbst wußte, der Krieg hervorgesprungen war. Und dann werdet Ihr auch einsehen, daß es schließlich wenig darauf ankommt, wer von den Herrschern und Diplomaten die Kriegsbestie entfesselt hat, nachdem während Jahrzehnten das gegenseitige Mißtrauen der Staaten diese Fesseln schon so weit zerfressen hatte, daß dieselben, wenn nicht jetzt, so doch innerhalb weniger Jahre hätten brechen müssen.

Aber noch eine andere Frage wird, wenn dieser Krieg zu Ende geht und über allem ausgestandenen Elend die Sonne des Friedens wieder zu leuchten anfängt, sich Euch unabweislich aufdrängen, die Frage: Für wie lange? Für wie lange werden die Völker Europas in Ruhe gelassen werden, um mühsam wieder zusammenzusuchen und aufzubauen, was in diesen wenigen Monaten auseinandergerissen und verwüstet wird? Wie lange — oder wie kurz — wird es dauern, bis unser Weltteil wieder von einem neuen Anfall jener nämlichen Raserei ergriffen wird, welcher neue Opfer fordert und eine neue Trennung zustande bringt? Und vor allen Dingen: Wie lange werden wir noch, stets wieder aufs neue, diese Frage uns vorlegen müssen? Wann wird —, oder wird vielleicht niemals der Friede kommen, der von keinem Kriege mehr unterbrochen wird?

Ich bin der Meinung, daß diese letztere Frage sich wenigstens im Prinzip beantworten läßt: Der Friede, der von keinem Kriege mehr unterbrochen wird, wird kommen,

sobald das gegenseitige Mißtrauen der Staaten aufgehoben sein wird. In diesem Mißtrauen, und nirgends sonst, liegt die wesentliche Gefahr für den Frieden. Man hat häufig betont, daß die meisten Konflikte zwischen Staaten auf einem Widerstreit der Interessen beruhen und demzufolge nur durch die Waffen entschieden werden können; sieht man genauer zu, so stellt sich heraus, daß jener Widerstreit fast immer das gegenseitige Mißtrauen zur Voraussetzung hat. Welches Interesse hat ein Staat dabei, Eroberungen zu machen, wenn nicht dieses: sich durch besser zu verteidigende Grenzen, mehr Soldaten und mehr Geld gegen einen gefürchteten Angriff schützen zu können? Warum findet er sich genötigt, auch in einer ungerechten Sache seinen Bundesgenossen beizustehen, außer weil er vielleicht bei eigenen Schwierigkeiten die Hilfe jener Bundesgenossen brauchen wird? Warum sollte er Wert darauf legen, eigene Häfen und eigene Kolonien zu besitzen, wenn er nicht befürchtete, daß andere Staaten die ihrigen seinen Bürgern verschließen werden? Was könnte er gegen den schnellen ökonomischen Fortschritt eines andern Staates einzuwenden haben, außer dieses, daß derselbe dadurch ein stets gefährlicherer Gegner wird? So verhält es sich überall: wenn ein Staat keinen Grund hätte zu fürchten, daß andere Staaten ihn angreifen oder seine Bürger in ihrer Bewegungsfreiheit beschränken würden, so läßt sich nicht leicht ein Interesse angeben, welches auch nur entfernt die sicheren Opfer und die Gefahr eines unglücklichen Ausgangs des Krieges wert wäre. Und in der Tat lehrt die Erfahrung, daß keine ernstliche Interessenkonflikte mehr vorkommen, sobald verschiedene Staaten sich zu einer Rechtsgemeinschaft verbunden haben, welche gegenseitige Angriffe ausschließt, und die innerhalb jedes Staates den Bürgern der anderen Staaten zustehenden Rechte bestimmt. Man denke an die Verhältnisse in Bundesstaaten wie Deutschland, der Schweiz, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, innerhalb deren mit der Möglichkeit des Krieges zugleich auch jede Veranlassung zum Kriege zu existieren aufgehört hat. Die Geschichte dieser Bundesstaaten liefert die empirische Bestätigung desjenigen, was oben bemerkt wurde, und zeigt zu gleicher Zeit den Weg für die Zukunft. Ueberall und nur dort, wo sich Staaten zu einer Rechtsgemeinschaft verbunden haben, haben dieselben ihr gegenseitiges Mißtrauen aufgegeben und das Kriegführen eingestellt; nur wenn sich alle Kulturstaaten zu einer Rechtsgemeinschaft verbinden, wird zwischen denselben alles Mißtrauen ausgeschlossen und ein dauernder Friede gesichert sein.

Und eben darum ist es so unumgänglich nötig, daß Ihr, welchem Volke Ihr auch angehören mögt, bereits während des Krieges Euch davon durchdringt, daß Eure Feinde keine Teufel, keine wilden Tiere

keine zynischen Egoisten sind, sondern Menschen wie Ihr, mit gleichen Schwachheiten, gleichen Mängeln und gleichen Idealen. Vielleicht sind sie mehr als Ihr von ihren Regierungen und von ihrer Presse in die Irre geführt worden; aber sie handeln, wie Ihr, aus ehrlicher Ueberzeugung. Und in ihnen allen lebt der tiefe Wille zum Frieden und zum Recht. Wenn Ihr also wirklich, wie Ihr sowie die anderen fortwährend behauptet, nur einen Frieden wollt, welcher den Gegner für die Zukunft unschädlich macht, gebt Euch dann sorgfältig Rechenschaft darüber, welche Wege zu diesem Ziele führen können. Wenn Ihr den alten Weg wählt, also dem Besiegten eine Kriegsentschädigung auferlegt, ihm Provinzen oder Kolonien raubt, seine Wehrmittel einschränkt, dann wird auch das Ergebnis das alte sein: Uebermut auf der einen, Groll und Revanchegelüste auf der anderen Seite, und Ihr werdet reichlich die Saat zu neuen Kriegen ausgestreut haben. Wenn Ihr dagegen Vertrauen zeigt auf die menschliche Natur, so werdet Ihr Euch in der menschlichen Natur nicht getäuscht finden. Wilde Tiere werden nur durch Furcht bezwungen; der Mensch, jedenfalls der Kulturmensch aus unserer Zeit, sucht die Herrschaft des Rechtes. Nur wer ihm diese schafft, kann darauf rechnen, ihn dauernd „unschädlich" gemacht zu haben. G. Heymans.

Religiöse und rechtliche Beurteilung des Krieges.

In dem Kriege, der sich gegenwärtig entlädt, toben sich dämonische Gewalten aus, Gewalten, die so recht zeigen, welches im Großen und Ganzen die Grundlage der modernen Kultur gewesen ist. Es wird wohl keinem Nachdenklichen mehr verborgen bleiben, daß die Gestaltung der menschlichen Beziehungen, wie sie in inner- und außerpolitischen Vorkommnissen sichtbar wird, und zumal da, wo es sich um die Erzielung materieller Werte handelt, gerade auch in den kürzlich voraufgegangenen Jahren nicht vom Geiste der christlichen Sittlichkeit, und jedenfalls nur zum kleinen Teil von ihm gewirkt sein konnte; denn sonst dürfte es nicht möglich sein, daß eine Kultur einer Menschheit derart zum Verhängnis wird, wie gegenwärtig das der Fall ist. So wird denn die Anschauung Recht behalten, die besagt, daß im gegenwärtigen Kriege ein Gericht hereingebrochen sei über eine ganze Kultur. Was die Ausbildung politischer Größen anbelangt, so ist ersichtlich, daß darin das Erbe des Imperiums alt-römischer Art angetreten worden und beibehalten worden ist bis auf unsere Zeit, sonst könnte nicht wie gerade jetzt der Geist rücksichtsloser Konkurrenz

sich der „gepanzerten Faust" bedienen und in brutaler Anwendung von Gewalt und roher Machtäußerung seine Triumphe feiern. Eine christlich religiöse Beurteilung wird den jetzigen Krieg also einmal als Folgeerscheinung menschlicher Selbstsucht und in seiner Auswirkung als Austrag dämonischer Mächte bezeichnen.

Die christliche Gesinnung nimmt aber ferner auch an dem Kriegführen als solchem Anstoß, indem sie im Massenmord eben die Verletzung eines göttlichen Gebotes erblickt. Gewiß läßt sich nun dem Krieger für die Zulässigkeit seines Tuns ein Beweis erbringen, insofern, als die Angelegenheit der Nation, der er gerade angehört, lediglich der Schutz ist und die Verteidigung der innegehabten und zum Auskommen des Ganzen unbedingt notwendigen Besitztums gegenüber einem expansionslüsternen Feind, indem für diesen Fall die Solidarität mit den Volksgenossen die Teilnahme am Dienst mit der Waffe zur Pflicht macht. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß im Treffen des Gefechts für das christliche Bewußtsein eines Kriegers die Pflichtenkollision sich fast zur Unerträglichkeit steigern kann, indem die Pflicht des Dienstes am Vaterland in Konflikt gerät mit der Pflicht zur Nächstenliebe, wie letztere vom spezifisch christlichen Gewissen diktiert wird.

Was die erstere Auffassung vom Krieg als eines Gottesgerichts über das Mächtigwerdenlassen dämonischer Gewalten unter den Menschen, über den Mammonismus und Imperialismus betrifft, so möchten folgende Zeilen erklären, warum man nicht bei dieser Beurteilung stehen bleiben darf. Beharrt man nämlich dabei, den Krieg als Gericht zu betrachten über Vernachlässigung der geistig-sittlichen Aufgabe, die in der Ueberwindung der natürlichen Wesensseite und ihrer Gefahren für die Art der Beziehungen unter den Menschen zu bestehen hat, so läßt man für den Zweifel Raum, ob das Problem „Krieg und Frieden" überhaupt lösbar sei, und arbeitet man denen in die Hände, die der Friedensbewegung entgegenzutreten pflegen mit der Behauptung, daß das Kriegführen als Naturnotwendigkeit für die Dauer aller Erdenzeiten, und was ihnen in Ignorierung des Gegensatzes von Natur und Geist im Menschenleben dasselbe ist, als göttliche Notwendigkeit bezeichnet werden dürfte. Was soll man denen gegenüberhalten, die jeder Art Friedensbewegung die Anerkennung versagen, weil ihr Pessimismus an den sittlichen Emporstieg einer „Masse" zu einer Reihe von Persönlichkeiten zu glauben ihnen nicht gestattet, weil sie behaupten, davon überzeugt zu sein, daß das natürliche Wesen, insofern sie den Gegensatz zwischen der natürlichen und geistigen Wesensseite am Menschen zugeben, immer wieder nur bei einer nicht den Ausschlag geben könnenden Elite überwunden werden dürfte, und die Bewährung christlich-sittlicher Grundsätze somit nie ihren Einzug in die Ordnung politischer Angelegenheiten haben würde? Ferner wird jenes entwicklungsgeschichtliche Moment der Empfindung einer

Kollision zwischen der Kriegspflicht und dem Gebot Gottes: Du sollst nicht töten! solange unverständlich bleiben, als man nicht erkennt, daß dem Kriegführen eine Notwendigkeit, aber eine nur vorübergehende, zukommt, während das Ziel der Menschheitsentwicklung in einem Reiche ewigen Friedens durchaus erreichbar sein dürfte, indem sie schon betretene Bahnen einfach weiter wandelt. Die Frage um „Krieg und Frieden" muß eine Antwort finden auf einer Linie, die nicht auf dem Felde liegt, darauf jener Pessimismus zu Hause ist mit seinem einzigen „Glauben", den er in Hinsicht auf das Ganze der Menschheit fürs Diesseits hat, dem Glauben ans immer wiederkehrende Gottesgericht im Krieg, auf einer Linie ferner, die dem Gegensatz zwischen der vaterländischen Pflicht im Kriege und der, dem Feind nicht mit äußerer Gewalt zu begegnen, entrückt ist.

Wie verhält es sich mit der Beurteilung des Krieges von einem rechtlichen Standpunkt aus? Gewalt und Recht können nicht als identisch erachtet werden. Anstatt des Krieges sollten die völkischen Differenzen auf friedlichem Wege vor einem objektiven richterlichen Urteil erledigt werden. In der Erörterung der Frage, ob es so etwas wie eine Erledigung nationaler Zwistigkeiten vor einem gemeinsamen Gerichte geben könne, kommt man schließlich zu dem Resultat, daß innerhalb eines Staatenbundes vielleicht schon eine solche lediglich rechtlich und nicht gewaltsam herbeigeführte Entscheidung in völkischen Konflikten möglich würde, allerdings nicht ohne Beibehaltung des Wehrwesens, das den einzelnen Gliedern erlaubte, einen allenfalls dem Richterspruch sich nicht fügenden Teil zur Anerkennung desselben zu zwingen, sodaß also immerhin an ein Abrüsten im eigentlichen Sinne erst, dann aber auch sicher, gedacht werden könnte, wenn die Entwicklung des Staatenwesens bei einer umfassenden Weltunion im Sinne etwa eines Bundesstaates angelangt wäre. Wenn man aber bedenkt, daß die völkische Entwicklung der vergangenen Jahrhunderte Feinde zu Verbündeten gemacht und gegnerische Staatenbünde im Kleinen zur Einheitsbildung in Bundesstaaten geführt hat, so brauchen in der Richtung auf einen solchen Weltstaat hin gelegene Hoffnungen, große Zeiträume müssen vielleicht allerdings dafür in Aussicht genommen werden, gar nicht als utopisch bezeichnet zu werden. Der Menschheit Ziel wird sein müssen, über die Not gegenwärtiger teilweiser Völkerrechtslosigkeit hinwegzukommen. In unserem schweizerischen Bundesstaat sind Gegensätzlichkeiten zwischen einzelnen Kantonen zu Zeiten, da keine Gefahr für den Bestand von außen droht, gar nicht ausgeschlossen, aber es wird niemand daran denken, wie etwa vor 1848, die Angelegenheit mit den Waffen auszutragen. Und noch stoßen der privaten selbstischen Interessen in unserm Lande genug aufeinander; aber es ist ein Recht da, das einen Austrag eines Handels zwischen zwei Gegnern durch ein Duell nicht zuläßt, und niemand mehr

wird es im Ernste einfallen, seitdem bei kleinern Konflikten zwischen Einzelpersonen und kleinern Gruppen ein friedlich rechtlicher Ausgleich möglich ist, den Zweikampf in Waffen als eine stets wiederkehrende Notwendigkeit wegen der mangelhaften Art des Menschen in sittlicher Beziehung und seiner sündigen Beschaffenheit zu bezeichnen. Nun, was wir in Bezug auf kleinere Verhältnisse für einen Anachronismus erklären, das im Verborgenen außerhalb der Rechtsordnung sich abspielende mittelalterliche Duell, das müssen wir in Bezug auf die zwischen größern Beständen sich ergebenden Komplikationen als reaktonäre Haltung ansehen, das nämlich, daß man auf die Erledigung auch bedeutender völkischer Zwistigkeiten nicht anwenden zu dürfen meint die rein rechtliche Beurteilung.

Dem Standpunkt der christlichen Nächstenliebe kann die rechtliche Auffassung von der Unmaßgeblichkeit des Austrags nationalistischer Händel durch den Krieg, die rechtliche Auffassung mit ihrer Tendenz, die Menschheit zur Einheit in einer umfassenden Gemeinschaftsform, etwa demokratischer Art, und zur Anerkennung eines für alle Völker gleich gültigen und ganzen Völkerrechts zu führen, nur willkommen sein.

Dann wird man jedenfalls jener bemühenden Rechtfertigung des Krieges, wie sie jetzt umgeht und Schule Macht, enthoben, welche hier noch als dritte Form der religiösen Beurteilung des Krieges eingeführt sein mag. Jene ersterwähnte und ins Recht gesetzte Auffassung des Krieges als eines Gerichts über Auswüchse, als Folgeerscheinungen menschlicher Selbstsucht, läßt, wie gezeigt worden ist, Raum für die Ansicht, daß Kriegen wegen der stets unvollkommenen menschlichen Sittlichkeit eine stete Wiederkehr geboten sei. Ausschließlich bei dieser Beurteilung des Kriegführens verharrend, wie sie gerade in gläubigen Kreisen nicht fehlt, kann man dann aber leicht zu einer Sanktion des gewaltsamen Austrags von Zwistigkeiten zwischen einzelnen größern Menschheitsbeständen geführt werden, obwohl letztere jener Auffassung des Krieges als eines göttlichen Strafgerichtes eher widerspricht, und gerade auch für christliches Denken übende und christlichen Glauben hochhaltende Kreise mag dann oft der Weg nicht mehr weit sein zur Anbetung des Vatergottes Christi, — dem man natürlich auch die Anliegen eines Volkes anbefehlen darf, — als eines vermeintlichen Gottes der Gewalt in Waffen. Wenn einmal die Beurteilung des Kriegführens bei diesem Punkte seelischer Anspannung in Kriegsgebeten um Sieg der eigenen Waffen angelangt ist, dann wird jene Rechtfertigung zur Beruhigung der durch die Schuld des Massenmordes erregten Gewissen gar bald auch gesucht werden, welche oben als die dritte Form der Beurteilung der Kriege bezeichnet worden ist, der hier noch Erwähnung geschehen soll. Ungeachtet der von Menschen gewaltsam herbeigeführten Verluste an Menschen-

leben z. B., die ihn als Pflanzstätte der Roheit erkennen lassen, wird dem Kriege Ehrfurcht gezollt, weil er eine Schule gewisser Tugenden, der Hingabe und des Opfersinns sei, ferner für viele ein Weg zu Gott bedeute, die gerade durch die Not, in die der Krieg sie versetzt, zum Beten getrieben würden. Wenn solche Erwägungen Platz greifen, so ist das bedauerlich, weil sie im Zeichen jenes anfechtbaren Grundsatzes stehen: der Zweck heiligt die Mittel. Wenn die Frömmigkeit das Ziel des Lebens sein soll, so muß der Weg dazu auch heilig sein, einer sein, der nicht mit der Uebertretung eines Gottesgebotes gepflastert ist. Gewiß lassen sich ja Verteidigungskriege rechtfertigen angesichts der Ermangelung eines ganzen, auf einer umfassenden, einheitlichen Staatsform basierenden Völkerrechts; aber man wird Notbehelfe, wie die kriegerischen Eingreifens es sind, nicht als göttliche Vollkommenheiten in Anspruch nehmen dürfen. Uebrigens erscheint es nicht gerade vornehm, wenn Neutrale angesichts von Kriegführenden unter sich erklären, daß die Zuchtrute des Krieges notwendig geworden sei, da ihre eigene Notlage, die auch groß sein mag, sich nicht messen läßt mit der der Krieger, die stets Gefahr laufen, ihr Blut und Leben zum Opfer zu bringen, der Angehörigen, die zu Hause um die Ihrigen im Felde bangen, — nicht vornehm, anders sie hegen den kühnen Wunsch, zur eigenen Besserung auch vom Krieg direkt heimgesucht zu werden.

Gewiß erblüht dem gläubigen Krieger im Angesicht des Todes die Hoffnung auf die Erscheinung des, der den Seinen die Verheißung hinterlassen hat: Ich will euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin; — gewiß ist die Not heilig, die Witwen und Waisen und Leidende beten lehrt. Indessen ist es doch nicht Gottes Wille, daß Menschen stets neue Not verschulden und sie nicht zu verhüten suchen. Und wie man der Not des Faustrechts durch das öffentliche und geschriebene Recht beizukommen unternommen hat, wie man gegen Krankheiten zu Felde zieht und Naturgewalten zu beherrschen trachtet, so soll die Not des Krieges nicht bloß beten lehren, sondern ein Mahner sein, sie für die Zukunft zu verunmöglichen zu suchen durch ernstliches Trachten nach der „Gerechtigkeit des Gottesreiches". Dann darf die gegenwärtige Not heilig im wahrsten Sinne des Wortes genannt werden, wenn ein ganzes Völkerrecht ihre Frucht sein wird. Und was den Weg zu Gott betrifft, so hat das Evangelium an und für sich, ohne auf Nebenbedingungen angewiesen zu sein, die Aufgabe, zum Ziele des persönlichen Lebens, der Geistesgemeinschaft mit Gott, zu führen.

Otto Brüschweiler.

Aus Frankreich.

Zu dem Wort an die Intellektuellen, das wir im letzten Hefte brachten, fügen wir heute noch einige Stellen aus Briefen unserer Freunde und Gesinnungsgenossen Elie Gounelle und Wilfred Monod, deren Abdruck uns erlaubt ist, sowie eine Stelle aus einer Predigt von Monod: „Im Angesicht des Gekreuzigten".

Aus den Briefen.

«La guerre»! Le péché de la IV^ième^ puissance! La malédiction des malédictions! L'enfer.

On croit souvent rêver. On se tâte. Est-ce que véritablement les grandes Puissances de l'Europe «chrétienne» sont ruées les unes sur les autres, comme des serpents dans une bouteille? Et moi, disciple du Christ, suis-je un bénisseur ou un maudisseur du carnage fratricide? Suis-je *pour*, suis-je *contre?* Ni l'un, ni l'autre. Je suis *dedans* et *au-delà*. Je ne puis pas me dégager de l'humaine solidarité, j'y enfonce (et même j'y consens, avec une âpre volupté, comme Jésus dans les eaux limoneuses du Jourdain, mêlé aux pécheurs) mais ma tête émerge, au-dessus de l'abîme, avec celle du Fils de l'homme, et je continue à déchiffrer au firmament les lois éternelles du Royaume de Dieu.

En apparence, deux Internationales font faillite: celle du christianisme et celle du socialisme. C'est grave! La fin de l'internationalisme serait la fin de l'idée même d'humanité. L'oraison dominicale ne serait plus «pensable».

Heureusement, il existe une Internationale qui demeure intacte: celle des prophètes. «Bénis soient l'Egypte, mon peuple, et l'Assyrie, oeuvre de mes mains, et Israël, mon héritage!» (Esaïe XIX). Il reste le Royaume de Dieu, synthèse du Christianisme et du Socialisme; il n'est pas purement ecclésiastique (à l'instar du premier) ni purement économique (à l'instar du second), il est la Parole faite chair, l'Esprit devenu société, Dieu incarné dans l'homme, l'interpénétration du ciel et de la terre.

Les Disciples du Fils de l'homme, dans l'avenir, ne se rencontreront ni dans la section de vote socialiste, ni dans la chapelle chrétienne, quand ils voudront respirer à fond, mais dans la Fraternité, organisme qui naîtra des souffrances du peuple et des prières de l'Eglise; car l'Esprit du Messie, du Sauveur ne se laissera pas sans témoignage, et il saura bien se créer les instruments de rédemption nécessaires à l'Eternel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Il n'y a pas dans nos coeurs — je parle du mien en tous cas — de la haine pour les Allemands: il n'y a que le corroux contre le système militariste prussien, et contre toutes les causes profondes, surtout d'ordre moral et économique qui en *tous* pays, ont rendu la guerre inévitable. Nous avons donc notre part de responsabilité. J. Allier, dans d'admirables conférences religieuses qui font foule à Paris, et qui sont de vraies réunions de réveil spirituel, n'a pas craint de dresser en un examen de conscience très courageux, le bilan moral de la France d'avant la guerre et il a osé dire que par sa dépopulation, sa limitation volontaire de naissances, son alcoolisme, sa presse licencieuse, son immoralité étalée, notre patrie avait *moralement* rendu la guerre fatale, nécessaire . . . Il est vrai que depuis cinq mois, nous avons une *nouvelle France*, méconnaissable, grave, héroïque, sublime — oui sublime! Il y a quelque chose en elle du repentir de l'enfant prodigue, dont elle avait un peu les allures: sa noblesse lui revient à l'épreuve. Elle est tout autre et nous sommes nombreux à pleurer d'espérance et presque de joie spirituelle, en pensant à ce que pourra être *demain*. On prie dans les tranchées comme jamais la jeunesse n'avait prié. Nous recevons des lettres qui prouvent qu'il y a quelque chose de changé en France. Comme vous, je crois qu'il faut aller aux racines les plus profondes, et qu'on n'y est pas encore; qu'il faut viser à *la* paix intégrale et non à *une* paix; qu'il faut se convertir et qu'en un sens les grandes réunions religieuses de ces mois de guerre sont peut-être une manière de fuire Dieu et non de voler jusqu'à lui. Mais tout de même, il se passe quelque chose de nouveau . . . Attendons et espérons!

Aus der Predigt.

Ihr wißt es wohl, daß nach der Kriegserklärung das christliche Gewissen sich auf einmal wie in einem Nebel befunden hat. Nicht daß die Pflicht des Einzelnen unklar gewesen wäre, jeder von uns sah als Franzose den Weg in voller Klarheit vor sich. Aber gerade die glänzende Klarheit dieser Ueberzeugung blendete uns gewissermaßen und blendete das empfindliche Auge unserer innersten Seele, das den geistigen Realitäten zugewendet ist. Ein geheimer, brennender Zwiespalt zwischen den Pflichten des Patriotismus und den Forderungen des Evangeliums, den wir uns selbst nicht zu gestehen wagten, schien sich gelegentlich in den Tiefen unseres verborgendsten Seins vorzubereiten. Plötzlich ist es vor uns erschienen wie ein über die Mauern einer Festung ausgebreiteter Feenteppich, wie eine mit zarten Farben gemalte Freske, schön anzuschauen und lieblich, darüber zu träumen. Plötzlich ist Jesus vor uns in die Ferne entwichen, in weite Ferne, unserer Zivilisation voraus,

die in Schmutz und Blut versunken ist. Und seine Lehren kamen abgeschwächt, wie durch die Entfernung verwischt zu uns, ganz aus der Höhe, wie der melancholische Ton der Sirene im Nebel, wie der Ruf eines unerreichbaren Hirten vom Berge. So daß in unsern Kirchen viele aufrichtige Seelen, die den schneidenden Gegensatz zwischen den tatsächlichen Zuständen und dem Ideal des Evangeliums zu bitter empfanden, für ihre Erbauung zu den alten israelitischen Psalmen zurückgekehrt sind; sie finden darin eine ihnen angmessene Kost, einen Trunk, der weniger stark ist, als die Seligpreisungen und die Paradoxien des Messias.

Wie könnten wir anders als darin eine Erkrankung der Gewissen erkennen, ja sogar eine gefährliche Verirrung der Geister in der Christenheit! Es ist unmöglich, nicht wahr, uns damit abzufinden? Wenn Jesus Christus schweigen müßte, sobald die schwere Artillerie ihre Stimme erhebt, dann würde wirklich ganz Europa, im Verrat vereint, in alle vier Windrichtungen die Verwahrung des Renegaten hinausschreien: „Ich kenne diesen Menschen nicht."

— — — — — — — — — — — — — —

Man kann die letzten Worte des Gekreuzigten in zwei Gruppen teilen, in Worte der Liebe und des Erbarmens und in Worte des Mutes und des Glaubens.

Zuerst die Worte des Mitleids. Das eine ist spontan, instinktiv und erinnert uns an die Klage, die im Gewehrfeuer den Lippen unserer Verwundeten und Sterbenden entschlüpft: Mutter! ... Ach wie oft schicken sie, bevor sie sterben, einen letzten Gruß an ihre Eltern. Es ist auch nichts natürlicher. Ihr letzter Gedanke gehört der leiblichen Familie, mit der sie durch Bande des Blutes verbunden sind, oder der geistigen Familie, einem Kreise auserlesener Seelen. All das ist von einer tiefen Menschlichkeit, von jener Menschlichkeit, die gerade auch auf Golgatha hervorbrach in diesem Zug ernster Poesie: „Da nun Jesus seine Mutter sah und den Jünger dabei stehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe das ist dein Sohn. Darnach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter."

Aber das andere Wort des Erbarmens gehört nicht zu jenen, die unwillkürlich in unseren Seelen keimen. Ihr kennt es seit eurer Kindheit. Es verfolgt euch immer wieder seit dem Ausbruch des Krieges. Ihr weicht seiner Betrachtung aus; ihr fürchtet euch beinahe vor seinen Folgerungen. Es strahlt wie der apostolische Engel, der das Evangelium trägt; es fliegt bis zum Himmel empor, umgeben von einem Heiligenschein und der Schlag seiner Flügel läßt euch erzittern. „Vater vergib ihnen!"

Das ist die Fürbitte für die Henker.

Der, der so lehrte, war, ihr wißt es, das Opfer der hinterlistigsten, heuchlerischsten, empörendsten Ungerechtigkeit; das niedrige „Faustrecht" triumphierte über ihn; fälschlich erst der Empörung, dann der Lästerung angeklagt, mit Demütigungen überschüttet, besudelt mit

Schmähreden, angespieen, von Schlägen zermartert, hatte er dem rohen Hammer der Gewalt als Ambos gedient. Und dennoch entschlüpft ihm kein Schrei des Hasses, kein Ausruf der Rachsucht.

Sein klarer und edler Geist war eben über das sinnlose Treiben und die blinde Grausamkeit erhaben. Er wägt die Verantwortlichkeit ab, er unterscheidet zwischen Führern und Geführten; er zieht die Umgebung, die Umstände, den natürlichen Hang zur Grausamkeit in Betracht: „Vater vergib ihnen; denn sie wissen nicht was sie tun!" Wunderbares, königliches Wort, das einen ebenso weiten Blick des Geistes wie der Seele verrät!

* * *

Wir fügen zu diesen Dokumenten auch den folgenden Brief eines französischen Gelehrten an eine befreundete Schweizerin, der uns zur Verfügung gestellt wurde. Er enthüllt einen Kampf, der, wie wir anzunehmen Grund haben, in den Herzen vieler Franzosen vor sich geht, und mag gerade dadurch dem Ziele dienen, das wir uns gesetzt haben: an der Verständigung zwischen den durch den Krieg entzweiten Völkern zu arbeiten:

Madame,

Je ne sais quel accent de votre lettre m'a profondément ému; j'en demeure confus, comme bouleversé. Est-il donc bien vrai que tout ce que nous avons souffert, et que nous continuons de souffrir, n'aura pas été en vain, et que cette peine des hommes qui met jour par jour, heure par heure notre sensibilité à nu, jusqu'en ses fibres les plus intérieures, n'aura pas seulement détruit, qu'elle aura aussi refait, qu'elle nous aura rapprochés vous et moi, Madame, qui nous étions hier encore des inconnus? Si je pouvais vous dire le plaisir que j'ai à savoir que mes pensées ne vous ont point déplu, à vous qui jugez d'une hauteur plus grande, au-dessus de ces conflits des nations. Ma grande crainte vis-à-vis de moi-même a en effet toujours été, depuis six mois, de me laisser aveugler. Qui de nous parmi ceux qui ont le loisir de penser, n'a connu ce pénible conflit d'une conscience où s'entrechoquent tant de sentiments contraires? En aimant notre France nous nous demandons sans cesse: ne suis-je pas injuste pour les autres? En souffrant de tous les coups qui lui sont portés, nous cherchons encore à nous défendre de cette souffrance, à garder une raison lucide qui nous empêche d'accuser à tort et à travers. Pour moi, je puis bien vous le dire, Madame, à une heure où la confiance rend plus expansif, ce dédoublement de la pensée était d'autant plus dur que depuis quinze ans j'ai attaché toute mon attention à connaître l'Allemagne, surtout l'Allemagne contemporaine, et à la faire connaître dans ma sphère d'action. Je la voyais toute pleine d'une

sensibilité frémissante, d'aspirations énormes, de forces bondissantes et sans frein encore, certes, mais dont on pouvait espérer qu'elles seraient mises au service de l'humanité toute entière. Faust qui représente si bien son pays, se perdrait-il dans le vertige d'aspirations, d'instincts égoïstes qui le conduisent de la Gretchen-Tragödie à la recherche du pouvoir politique et de l'emprie militaire, disant de lui-même: „So tauml' ich von Begierde zu Genuss Und im Genuss verschmacht ich nach Begierde", et plus tard: „Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren, Was nicht genügte, liess ich fahren" — continuerait-il ainsi menaçant et semant les ruines, — ou se résoudrait-il à se limiter, et oubliant son égoïsme à travailler à une oeuvre d'amour des autres hommes „in gemeintätigem Drang?" Aussi quelle n'a pas été ma douleur à voir jour par jour s'accumuler les irréfutables documents — ah ces carnets de soldats allemands, qu'ils m'ont arraché le coeur, et ces ruines qu'il faut avoir vues! — d'une passion, fatale pour la civilisation! Les poètes que j'aimais, que je ne cesserai pas d'aimer, leur sensibilité se trouvant transmuée dans ces écrits tragiques que sont les doctrines imprimées du grand état-major allemand, inaugurant une méthode de guerre inouïe! Le mysticisme de Jean-Paul devenait le mysticisme de la férocité pour le triomphe de vues purement nationales. Voilà ce que les généraux prussiens avaient donc fait de notre Allemagne, tuant la pitié, tuant la conscience, tuant Dieu pour le concept métaphysique d'une Allemagne supérieure à tout. Et toute cette ivresse patriotique éclatant dans une crise de furor teutonicus que nous aurions dû prévoir „si le colosse allemand doit s'abattre, il écrasera le monde sous ses ruines", m'écrivait il y a cinq ans déjà Mlle B. J'ai l'âme navrée de devoir assister à ces convulsions, de songer que mes meilleurs amis de là-bas entrevoient à peine une autre solution que le triomphe de la domination allemande ou l'anéantissement de leur pays. Moi j'ai pour eux un autre espoir, une foi meilleure; leur patriotisme comme le nôtre ne doit pas empêcher de faire son examen de conscience. Nous autres Français le malheur nous a depuis un demi-siècle appris bien des choses. C'est dans la souffrance que l'on devient meilleur; elle nous a appris en particulier combien tous les hommes sont près les uns des autres, comme ils se ressemblent quand ils veulent bien se regarder en frères. Si notre fierté ne veut pas accepter de chaînes, qui seraient indignes d'un être humain, si elle nous fait envisager jusqu'au bout l'idée de la guerre, elle ne veut pas par contre imposer de chaînes à d'autres hommes. Du jour où chaque peuple consentira à cet idéal, vivre en homme parmi les hommes,

traitant chacun comme il voudrait être traité, les armes d'elles-mêmes nous tomberaient des mains. Pour cela il faut que nous ne nous enfermions pas dans nos préjugés nationaux et que nous tâchions de toute notre volonté à nous éclairer mutuellement, sans autre passion que celle de la vérité ....

Büchertisch.

Dr. Paul Rohrbach: **Deutschland in China voran.** Dr. Hans Haas: **Drei Buddhapriester.** W. Stückel, Pfarrer: **Das Los der Mädchen und Frauen in Ostasien.** Dr. Emil Schiller: **Morgenröte in Japan.** Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg.

Die Schriften geben auf weiter kultureller Grundlage ein anschauliches Bild der deutschen Missionsarbeit in China und Japan. Namentlich die zwei letzten Schriften bieten ein reiches, anschauliches Material zur Kenntnis der kulturellen, religiösen und sozialen Zustände und der verschiedenen Arbeitszweige der Mission. Sehr interessant ist in dem Bande „Morgenröte in Japan" die Schilderung des Vordringens des Christentums in Japan im Zusammenhang mit der politischen und kulturellen Entwicklung des Landes, die Darstellung der Hemmungen, die sich ihm entgegenstellen und der Gründe, die den modernen Japaner wieder zur Religion führen.

Die kulturelle Bedeutung der Tuberkulose. Dr. v. Schultheß. — **Die Verantwortung der Gesellschaft und des Einzelnen im Kampfe gegen die Tuberkulose.** Pfr. Ad. Keller. — **Lehren der Geschichte.** Dr. H. v. Wyß. — **Verhütung und soziale Ursachen der Tuberkulose.** Prof. Zangger, Dr. Tobler. — **Walderholungsstätten und Waldschulen.** Prof. Fehr. — **Heilung der Tuberkulose.** Dr. Staub, Dr. Monier, Dr. Wolfensberger.

Diese von der Tuberkulose-Kommission der Stadt Zürich herausgegebenen Schriften behandeln die Frage der Tuberkulose von den verschiedenen Gesichtspunkten aus. Sie sind eine anschauliche Einführung in diese so wichtige Frage und eine lebendige Anregung, an dem Kampfe gegen eine der schlimmsten Seuchen unserer Zeit teilzunehmen.

Redaktionelle Bemerkungen.

Da ein anderer Plan, den wir gehegt hatten, gescheitert ist, so geben wir das März- und Aprilheft vereinigt heraus, hoffend, daß unsere Leser über die Festtage die Zeit finden, die für die Verarbeitung einer Doppelnummer nötig ist.

Eine besondere Freude ist es uns, daß wir in diesem Heft die Stimme eines Mannes hören dürfen, der für die Friedenssache den besten Teil seines Lebens eingesetzt und dafür auch neuerdings, in diesen schweren Tagen, mit seltener Treue gekämpft und gelitten hat. Wir meinen den Beitrag von Stadtpfarrer Umfrid in Stuttgart.

Wir wollten dieses Heft so gut es ging, zu einer Passions- und Osternummer gestalten. Allerlei andrängende Aufgaben sollen in dem nächsten erledigt werden, soweit Zeit und Raum es uns gestatten.

Wir bitten, um der Sache willen, um eifrige Verbreitung auch dieses Heftes, von dem wieder eine größere Auflage hergestellt worden ist.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Aus der Tiefe.[1]

Aus Psalm 130. Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir. Herr, höre meine Stimme. So du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Aber bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte. Ich harre des Herrn. Meine Seele wartet auf den Herrn, mehr als der Wächter auf den Morgen. Israel, hoffe auf den Herrn, denn bei dem Herrn ist Gnade und viel Erlösung bei ihm.

Man ist kein Mensch mehr." Dieser Ausspruch eines wackern Gotthardbahners gibt einem zu denken; denn er ist nicht leichtfertig getan worden und viele hunderte sind es, die dasselbe denken und fühlen. Viele glauben, es könne so nicht weiter gehen, ohne daß plötzlich ein jäher Zusammenbruch stattfinde.

Warum? Was ist's?

Wohl die wenigsten, die bequem und gemütlich auf den Polstern sitzen und liegen, und sich durch den Gotthard nach dem wonnigen Süden fahren lassen, werden sich bewußt, daß sie es der Treue, der Ausdauer und dem Pflichtbewußtsein der Gotthardbahner verdanken, wenn sie sicher an ihr Ziel gelangen.

Wohl die wenigsten, die alle Tage ihr Brot auf dem Tische haben, machen sich klar, daß die vielen hundert Kornwagen zur Brotversorgung der Schweiz in aufreibendem Nachtdienst von Italien her durch unsere Eisenbahner eingeführt werden müssen.

Gilt schon in Friedenszeiten der Eisenbahndienst auf den Gebirgsstrecken als sehr streng, so hat er während der Kriegszeit noch beträchtlich zugenommen. Zuerst die gewaltigen Truppentransporte in den Tessin, dann die Italienerzüge und jetzt ein beinahe nicht zu bewältigender Güterverkehr zwischen Deutschland und Italien.

Ringt uns schon diese Tatsache Bewunderung ab, so staunen wir noch mehr darüber, daß die Monate ohne ein schweres Unglück abgelaufen sind.

---

[1]) Gedanken aus einer Predigt in der Erstfelder Gotthardbahnergemeinde.

Unsere Eisenbahner sind immer wieder in gefährlichen Lagen wunderbar bewahrt worden und mancher gesteht es sich im Stillen ein: „Dem Mutigen hilft Gott."

Solcher Dienst reibt auf. Dienst, Schlafen, Essen, wieder Dienst ist das Leben unserer Gotthardbahner. Es ist vorgekommen, daß manche 20 Tage hintereinander keinen Freitag mehr hatten und andere 16 Stunden Präsenzzeit aushalten mußten. Personalmangel tritt in einigen Orten zu Tage. Wer von andern Depots hieher versetzt wird, erklärt nach kurzer Zeit, er könne es auf die Dauer nicht aushalten. „Wir gehen in den Dienst wie die Schlafwandelnden, freudlos, nur noch mechanisch, bis die fauchende Maschine, der rollende Zug uns weckt und unsere Nerven wieder auf's höchste anspannt." Nun muß man sich noch in Gehaltsreduktionen fügen, nachdem das Sparsystem schon alles geholt hatte.

Wundern wir uns, wenn wir solche Aussprüche zu hören bekommen und gerade von den Besten und Wägsten? — „Ich kann nicht mehr Mensch sein! Ich bin zur Maschine herabgewürdigt!" Klingt das nicht wie der Notschrei einer gequälten, gebundenen Seele? Sind das nicht Symptome eines großen seelischen Leidens? Muß man nicht erschrecken vor der Gefahr, in die Tausende, vielleicht blindlings, hineingestoßen worden sind? Wer kann sagen, wie sie sich darin zurechtfinden, wie sie durchhalten können? Wer will die Folgen und die Verantwortung tragen? —

Es ist nicht leicht, etwas zu sagen. Man hält uns entgegen, Ihr verdient viel Geld, Ihr seid in kranken und alten Tagen versorgt. Euere Familie steht nicht leer da, es mag Euch begegnen, was da will. Ihr habt keine Kriegspflichten zu leisten, wie der Soldat an der Grenze.

Mit berechtigtem Stolz werden sie antworten: „Das wissen wir wohl und unserer keiner wird sich ein Versäumnis zu schulden kommen lassen. Wir haben den Gotthard immer wieder von neuem bezwungen und lassen nicht ab."

„Aber was dann, wenn unsere Seele verkümmert, unser Gemütsleben verdorrt, die Freude abstirbt, das Leben sich umschattet? Wer hilft die Geister der Verbitterung, der Krankheit bannen? Wer ersetzt der Familie den Vater, der ja mehr draußen als zu Hause ist? Woher nehme ich die seelische Kraft zu diesem zermürbenden Dienste? Und wenn ich doppelt und dreifach so viel Lohn heimbringen könnte, wäre mir nicht geholfen. Unsere Seele, unser Menschentum ist in Gefahr."

Aus solchen Erlebnissen und Empfindungen erstehen die Grübler, die „Unzufriedenen", die Zweifler, die Enttäuschten, die Nörgler, die Stürmer und Dränger. Die Seele kann die Lage nicht mehr fassen, nicht mehr annehmen. Sie sucht und grübelt nach: Wer ist schuld daran? Die „Höhern"? Der Staat? Die

Gesetze? Der Zeitgeist? Der Kapitalismus? Die allgemeine Notlage? Fehlt's an mir? Schaff' ich's nicht? Muß ich nur dulden, schinden, tragen und die andern sollen es gut haben? Ihr Leben allein soll schön und geruhsam und mühelos sein? Warum, warum das alles? Viele sind, die so denken und immer mehr werden es, die diesen Weg gehen!

Eine furchtbare Anklage wie aus tausendstimmigem Munde erhebt sich: „Man hat uns Geld gegeben; wir haben Tag und Nacht dafür gearbeitet; und man hat uns die Seele genommen."

Laßt uns diesen schweren Erfahrungen nachgehen und dieser innern Not unerschrocken in die Augen schauen. Wir wollen sie stille bedenken und suchen, ob und wie wir sie verstehen und tragen können.

Wir werden in die Tiefe geführt! Wir haben schon etwas erreicht, wenn wir zu diesem Worte stehen. Wißt ihr auch, was es sagen will? Gott führt uns in die Tiefe, er läßt uns im finstern Tale beschwerliche Pfade gehen. Schaut um euch, nicht nur wir allein in unserer Gemeinde, tausend andere ziehen unter schwereren Umständen denselben Weg. Gedenket der Grubenarbeiter, die euch die Kohlen ans Tageslicht schaffen, gedenket der Arbeiter in den Eisenwerkstätten, die die Maschinen liefern, gedenket der Arbeitslosen, gedenket der Hundertausende, die in den Schützengräben liegen und nicht wissen, wann sie eine Kugel trifft, oder ein Schrapnell zum Krüppel macht. Welch' ein Widersinn, daß Menschen, die einander in jeder Notlage beistehen würden, jetzt einander hinmorden müssen, weil sie unter einem übermächtigen Willen und einem unerbittlichen Zwange stehen. —

Von vielen Tausenden steigt der Schrei gen Himmel: „Herr, laß mich wieder Mensch sein!" In den frühern, ruhigeren Zeiten hat man in schönen langen Gebeten zu Gott gefleht. In den katholischen Kirchen werden Litaneien gebetet zu Gottes und der Heiligen Lob und Preis, jetzt aber braust ein angsterfülltes, sehnsuchtsheißes Schreien und Flehen durch die entmenschte, geknechtete Menschheit. Das halblaute Gemurmel der Kirche ist angewachsen zu einem gellenden Schrei nach Erlösung, nach Klarheit, nach Liebe, nach Gnade von Gott.

Hat je ein Wort so gegolten wie unser Textwort: „Aus der Tiefe rufe ich Herr zu Dir! Herr, höre meine Stimme! Ich harre Deiner!" Wenn der Mensch merkt, wie die Stützen zusammenbrechen, an die er sich hielt, wenn es plötzlich dunkel geworden ist, sein Leben in Gefahr ist, wendet er sich um und ruft um Hilfe, ruft Gott um Hilfe an! —

Wohl dem, darf ich sagen, der schon so weit gekommen ist und so rufen kann. Wie viele können und wollen es nicht. Man muß oft so lange auf die Hilfe warten. Warten ist schwer. Man ist vielfach enttäuscht worden. „Wie kann ich harren, wenn mich die

Welt zermalmt und zerbricht? Mit dem Anrufen Gottes ist es jetzt nicht getan! Nein, aus eigener Kraft soll das Neue, die große kommende Zeit geschaffen werden; aus der Kraft der Millionen, die sich gegen das Bestehende stemmen, die rütteln und bohren an dem zerrissenen Palast, bis er zusammenbricht. Jetzt gerade muß man am unerschrockensten dran sein. Einer allein kann es nicht, aber der einheitliche Wille eines gut geschulten Arbeiterheeres vermag Berge zu versetzen. Frei, auf sich selbst stehend, in sich und nach außen geschlossen; so kann es *werden*, so *muß* es kommen. Der äußeren Gewalt von oben, setzen wir unser eisernes Nein entgegen!" — Wir waren auf dem besten Weg, uns in diese uneinnehmbare Position zu verschanzen und darin zu behaupten, als der Weltkrieg, wie ein alles vernichtendes Hagelwetter, über uns hereinbrach. —

Jetzt stehen wir in der Tiefe; scheinbar weitab von allem Erstrebten und Erträumten und Erkämpften und mit uns Millionen aus allen Lagern und Kreisen. Wir alle sind jetzt gleich arm, geschlagen, geknechtet, alle Genossen und Brüder des großen Leidens. Tausende stehen mit uns in der Tiefe und alle streben wieder zurück ans Licht. Wir müssen mit einstimmen in den Ruf: „Herr, laß uns wieder Menschen werden; suche, rette, heile meine gequälte Seele." Man hat uns gesagt, daß die Kirche sich nicht genügend um die Geknechteten und Unterdrückten bekümmert hat. Es wird so sein, trotzdem sie sich immer auf die Seite der Mühseligen und Beladenen stellen wollte. Aber wir wollen uns durch solche Gedanken nicht den Weg zu unserm Herrgott, zur Bibel und zum Wort Gottes verrammeln lassen. Noch sind viele, die Kirche und Religion verwechseln und glauben, daß ihnen das Wort Gottes durch die Kirche nichts bieten könne. So werden sie immer ärmer an Seelenkraft, weil sie die Energie nicht besitzen, sich das selber zu geben, was ihnen die Kirche dienend und helfend bieten will. —

Wir leben in der Zeit eines gewaltigen, blutfordernden Ausgleichs. Wir wissen nicht, was kommt, wie sich die scheinbar unlöslichen Probleme lösen lassen. Wie der Wächter des anbrechenden Morgens, des herrlichen Tages wartet, so harren wir der klärenden, heilenden Sonne. Mehr denn je sehen wir uns aufeinander angewiesen. Wir müssen für einander, neben einander, miteinander tragen. Ich glaube, daß unser Geschlecht eine, die Schulden der Vergangenheit sühnende und uns von den Ketten der Geschichte befreiende Aufgabe hat. Wir sind nicht nur uns selbst, sondern auch unserm Lebens- und Berufskreis, unserer Klasse, unserer Herkunft verantwortlich und müssen lösen helfen, was andere verquickt haben.

Wir lagen in den Ketten der Vergangenheit gebunden; in uns erfüllen sich die Gerichte vergangener Geschlechter. Wir lebten in den Schatten verflossener Zeiten; wir lassen uns für die andern

in die Tiefe führen. Wir müssen unter Schmerzen lösen, was vergangene Geschlechter gebunden haben. Wir befreien uns von den Ketten, dessen, was da war, und streben dem Lichte zu. Wir glauben, daß wir durch die allerdunkelste Nacht hindurch zum hellen Tageslicht gelangen. Laßt uns diese schwerste Zeit als eine Sühne und Befreiung auffassen und verstehen! Wie viele haben sich damit getröstet: „Ich nehme die Last auf mich, damit es kommende Generationen besser, menschlicher haben als wir. Freiheit, Glück, Zufriedenheit, Ordnung erstreben wir nicht so sehr für uns, als für die, die da kommen.“ Sie haben ihre Aufgabe verstanden.

Furchtbar ist unsere Lage erst dann, wenn wir neue Ketten schmieden, wenn wir innerlich versagen und verzagen, wenn wir den Glauben und den Kampf aufgeben. Wehe dem, der müde und schlaff wird, der in sich zusammenbricht und an Gottes Macht und Herrschaft verzweifelt, der sich niederringen läßt, nachgiebt und flieht; er bindet sich und andere mit neuen Stricken und die Führung in die Tiefe ist umsonst gewesen.

Wer ist unter uns, der sich nicht eingesteht, allein kann ich's nicht, Tausende können es auch nicht? Und doch braucht keiner zu verzagen, so lange er weiß, daß einer vorangegangen ist und einer es gekonnt hat: Jesus. Er ist nicht wie ein menschenfremder Heiliger, nicht wie ein stiller, von der Welt unberührter Träumer auf der Erde gewandelt. Die denkbar größte Last hat er auf sich genommen; er gab sich nicht nur mit der leidenden, gequälten Menschheit ab, wie es irgend ein anderer auch tun kann; ihn jammerte des Volkes; des Volkes Schmerzen waren seine Schmerzen; der Niederen Last war seine Last. Er stellte sich selber unter das „Gesetz“; er ist der Welt Knecht geworden. Kann es Paulus drastischer ausdrücken, als wenn er sagt: „Er erniedrigte sich selbst?“ Unter der Menschen häßlichste Leidenschaften und gemeinste Anschläge demütigte er sich. Er ließ sich zum Objekt schändlicher Verleumdungen und Mißhandlungen herab. — Wir mögen in die tiefste Erniedrigung hineingeführt werden, wir mögen die niederträchtigsten Anfeindungen und Quälereien erfahren. Jesus ist immer noch tiefer gewesen; auf seinem Herabsteigen mußte er einen unendlich längern Weg zurücklegen, als wir kleinen Menschen.

Und nun seht und erlebt das Wunderbare! Je furchtbarer das Verhängnis über ihm hereinbrach, desto gewaltiger stand er da. Als er von allen verlassen, einsam am Kreuze hing, war er am größten. Als die Welt über ihn triumphierte, war er frei. Als er die Ketten trug, als er unter der Last des Kreuzes zusammenbrach, war er allen überlegen. Andere werden gebrochen, er konnte sich stählen, andere gehen unter, er lebt, andere werden schwach, er hatte keine schwache Stunde. So stark war sein Eindruck auf die andern Menschen, daß sie erstaunt fragen mußten: „Wer ist der, der über Sturm und Wellen gebietet?“ Er nahm

der Menschheit Last auf sich und trug sie, hielt durch, bis die Stunde erfüllt war. — Das Leben mag noch so herb und unerträglich und qualvoll sein, wir sind nie allein, Jesus ist immer bei uns und heißt uns aufschauen und hoffen; er zeigt uns den Weg; er geht ihn voran.

Und seine geheimnisvolle Kraft? Gott war in ihm, er nährte seine Seele, er führte, stärkte und lenkte ihn; Jesus konnte sagen: „Ich und der Vater sind eins". Gottes und Jesu Willen waren eins. Durch das Gebet erhielt er den Zusammenhang aufrecht. In allen seinen Taten ließ er den Höchsten raten.

Liebe Freunde! Ob wir das kommende Große erleben werden? Ob wir das Ziel der heiß ersehnten, reinen Menschlichkeit erreichen? Wer weiß es.

Das ist auch nicht das Wesentliche. Aber dessen sind wir gewiß, daß wir als Ganzes auf dem Weg durch die Tiefe und durchs Leiden zu diesem Ziele geführt werden und daß wir daran alle arbeiten und darum kämpfen müssen. Wir lösen sühnend die alten Fesseln, wir lassen uns unsere Seele nicht rauben; sie beugt sich wohl, aber sie erstirbt nicht. Wir halten fest im Glauben und harren unverzagt in der Hoffnung; denn Du, Gott, bist gnädig und es ist viel Erlösung bei Dir!

Ernst Rippmann.

Sozialismus und Sozialdemokratie.

Eine Vorbemerkung.

Mit diesem Hefte beginnen wir eine Arbeit, deren gewaltige Wichtigkeit uns schon lange klar ist, die aber durch das Thema, das seit dem letzten Sommer alle Gedanken beherrscht, immer wieder in den Hintergrund gedrängt wurde: die Stellungnahme zu der Krisis der Sozialdemokratie und des Sozialismus, die ein Teil der großen Krisis ist, durch die jetzt die Welt geht. Daß uns dieser Teil besonders stark beschäftigt, liegt auf der Hand. Zwar halten wir es nicht für richtig, wenn Rade (im Oktoberheft 1914, S. 433 unten und 434 oben) sagt: „Die Religiös-Sozialen haben im Zusammenbruch der sozialistischen Internationale den schwersten Stoß erlitten, den sie von der politischen Seite her erfahren konnten." Wir haben zwar von der Sozialdemokratie eine etwas andere Haltung gegenüber dem hereinbrechenden europäischen Bürgerkrieg erwartet und haben also eine gewisse Enttäuschung an ihr erlebt. Wir waren zwar keineswegs sicher, daß sie den Krieg unbedingt verhindern könne; wir erwarteten weder Generalstreik noch sonstigen gewaltsamen Widerstand in großem Stil, wohl aber schärferen moralischen Widerstand. Was davon zum Vorschein kam, blieb ein ziemliches Stück hinter unsern Erwar-

tungen zurück, und umgekehrt verwirklichte sich unsere Befürchtung, daß auch die sozialistische Arbeiterschaft durch die beim Ausbruch sich natürlicherweise einstellende und dazu künstlich geförderte nationalistische Hochflut könnte mitgerissen werden, in einem ungeahnten Grade. Was wir in dieser Beziehung erleben mußten, hat uns selbstverständlich geschmerzt und empört. Aber diese Enttäuschung ist uns keineswegs ein ganz unerwartetes Erlebnis gewesen, das unser ganzes Denken und Hoffen über den Haufen geworfen hätte. Es ist dies so wenig gewesen, als der Zusammenbruch unserer „Kultur", von dem Einige zu meinen schienen, daß er ein Strich durch unsere Rechnung gewesen sei. Wie wir unsere Hoffnung nicht auf die „Kultur" gesetzt hatten, so auch nicht auf die Sozialdemokratie, sondern einzig auf das in ihr, was größer ist als sie. Die inneren Gefahren, die ihr drohten, waren uns keineswegs unbekannt. Es stand uns fest, daß die unreinen und falschen Bestandteile der Bewegung ausgeschieden werden müßten, wenn sie ihr Ziel erreichen wollte, und wir hielten für wahrscheinlich, daß dies nicht ohne schlimme Erfahrungen, ja Katastrophen werde geschehen können. Allerdings hat wohl Keiner von uns an einen so umfassenden und blitzartig plötzlichen Zusammenbruch gedacht, und es liegt uns ganz fern, uns als solche zu geben, die Alles genau so, wie es gekommen ist, voraus gesehen hätten; aber es bleibt bestehen und ist einfache Wahrheit, daß die nun eingetretene Krise sich zwar der Form, aber nicht dem Wesen nach von dem unterscheidet, was wir erwartet hatten. Der „Stoß" hat also durchaus nicht das Haus umgeworfen, worin wir wohnten, er hat seine Mauern nicht erschüttert, höchstens hie und da ein Bild von der Wand heruntergeworfen und hie und da ein Stück Hausrat von seinem Platz gerückt. Wir haben uns keinen Augenblick als Bankerotte, Lügen Gestrafte gefühlt; ja, wir sind über diese Entwicklung gar nicht unglücklich gewesen, wie wir auch über die Weltkatastrophe als Ganzes, trotz ihrer Furchtbarkeit, die wir tief genug erlebten, nicht unglücklich gewesen sind.

Aus diesem Grunde haben wir uns auch nicht von der Sozialdemokratie abgewendet, noch gedenken wir dies zu tun. Wir fühlen uns in ihren kritischen Tagen enger als je mit ihr verbunden. Mit tiefer Freude und Genugtuung sind wir in diesen Monaten Zeugen eines herrlichen Geistes gewesen, der ob ihrer innern Niederlage in ihr aufgebrochen ist, eines Geistes der Selbstbesinnung und des Selbstgerichtes, des Zornes über alle unwahren Phrasen und irreführenden Theorien, des Suchens nach tieferen Grundlagen und reineren Kräften für den Aufbau einer neuen Welt, des trotzigen Vertrauens an die Sache des Sozialismus trotz alledem und nun erst recht! Wir haben in sozialdemokratischen Versammlungen und sogar in sozialdemokratischen Blättern mehr von diesem Geist erlebt als in den meisten Kirchen und Kirchenblättern, trotzdem die Kirchen zur Buße wahrhaftig noch zehnmal, hundertmal mehr Grund hätten, als die Sozialdemokratie. Wir glauben fester als je an die Zukunft des Sozialismus. Nach

unserem Urteil ist zwar die Sozialdemokratie zusammengebrochen, aber nicht der Sozialismus, wohl aber der Kapitalismus und die mit ihm verbundene „Kultur". Wir glauben an die Kraft und den Geist des Proletariats und seine gewaltige Aufgabe. Keinen Augenblick bereuen wir unsere bisherige Stellung zur Sozialdemokratie und zum Sozialismus und kein Wort nehmen wir von dem zurück, was wir darüber Grundsätzliches gesagt haben.

Das will aber keineswegs heißen, daß auch wir erklären wollten: „Wir haben nicht umzulernen", um uns darin groß vorzukommen. Zum Umdenken haben auch wir Anlaß genug. „Umdenken" braucht ja nicht „Rückwärtsdenken" zu bedeuten. Die Plötzlichkeit der Katastrophe hat uns fast in allen Dingen vor eine neue Lage gestellt. Das gilt natürlich auch vom Sozialismus und von ihm erst recht. Er muß, das benutzend, was bisher geleistet worden ist, seine Arbeit theoretisch und praktisch neu beginnen, ja wir dürfen uns vielleicht noch schärfer ausdrücken und sagen: es muß ein neuer Sozialismus kommen. Wenn aber ein Neubau aufgeführt werden soll, wo vorher schon ein Bau gestanden ist, da muß dieser zuerst abgebrochen werden; ohne Bild geredet: die Neubegründung des Sozialismus, die nötig ist, kann nicht geschehen ohne Kritik der bisherigen Arbeit. Diese soll nicht pietätslos, aber sie muß rücksichtslos sein. Verschweigen und Vertuschen ist jetzt, wo es um alles geht, eine Arbeit, die nur die betreiben können, die durch das politische Handwerk so sehr daran gewöhnt sind, daß auch ein Erdbeben sie nicht gründlich aufzustören vermag. Wir wollen es umgekehrt halten und — wie in diesem Heft geschieht — mit der größten Schärfe der Kritik und Rücksichtslosigkeit der Problemstellung beginnen. Wer so viel wie wir an die Aufgabe gesetzt hat, das gute Recht der Sozialdemokratie zu verteidigen — vor allem auch ihr religiöses Recht — der braucht nicht zu fürchten, mißverstanden zu werden, wenn er ihr einmal auch mit Unerbittlichkeit der Warnung dient.

Wir eröffnen eine Diskussion, die hoffentlich lebhaft, ernst und tief ausfallen wird, eine Diskussion über den Sozialismus, wie er war, ist und sein wird, vor allem sein soll. Dazu laden wir zunächst die ein, die schon bisher im Lager des Sozialismus standen, besonders die Arbeiter und Arbeiterinnen unter ihnen. Jegliche Freiheit des Wortes ist uns in dieser, wie in jeder anderen Sache strenges Gesetz. Wir laden aber auch solche ein, die aus irgend einem Grunde bisher seitab gestanden sind, vielleicht weil ihnen am bisherigen Sozialismus etwas nicht genügte, die aber durch die Wogen der heutigen Krise der Menschheit sich doch wieder dem Land des Sozialismus zugetrieben sehen. Die Welt macht heute eine Wende von unabsehbarer Tragweite durch; alle Probleme sind neu gestellt; darum sollte die Losung aller lebendigen Geister sein: „Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Dornen."

Die Redaktion.

Der Zusammenbruch der Internationale.

I.

Das Verhalten der Sozialdemokratie im Weltkrieg; seine weltgeschichtliche Bedeutung.

Keinem aufmerksamen Beobachter hat die Bedeutung des Verhaltens der Sozialdemokratie im Weltkrieg entgehen können. Diese Stellungnahme ist ein Stück Weltgeschichte. Sie bedeutet schon in der Gegenwart mehr als die politischen und nationalen Gegensätze. Die Rätsel und Probleme der Zukunft sind aufs engste damit verknüpft. Die Haltung der Internationale verleiht dem blutigen Chaos eine Einheit, die es sonst nicht haben würde; freilich eine recht tragische Einheit, voll banger Fragen. Noch viel mehr als Rassenkampf und imperialistische Konkurrenz, als wirtschaftliche Interessen und Gegensätze, erhebt sie den heutigen Krieg zur weltgeschichtlichen Krise.

Die internationale Sozialdemokratie, d. h. die Bewegung, die gerade in ihrem grundsätzlichen Gegensatz zum Krieg ihr Wesen ganz klar und unmißverständlich zum Ausdruck bringt, hat den größten Krieg der Geschichte nicht verhindert. Sie hat ihn nicht verhindern können, ja auch nicht ernsthaft verhindern wollen. Es hat nicht nur an der Revolution, sondern auch am revolutionären Wollen gefehlt. Es hat sich kein allgemeiner, charaktervoller Protest erhoben. Aus den Reihen der Bewegung, die als Organisation der schöpferischen Kräfte zum schärfsten Gegensatz gegen die Organisation der Verheerung veranlaßt wäre, sind dem Krieg beredte Anwälte, überzeugte Vertreter erstanden.

Dies in Kürze die Tatsachen, die, wie man sie auch deuten mag, im Mittelpunkte der heutigen Ereignisse stehen. Die Frage ist hier nicht mehr: Welcher der kriegführenden Parteien, welcher Nation oder Rasse wird es gelingen, den Sieg über die andern davonzutragen? Das Problem lautet nicht: Welche Vertreter des kapitalistisch-militaristischen Systems werden nun andere verdrängen und ablösen? Es handelt sich nicht um Machtverschiebungen innerhalb der gleichen Welt, sondern um das Prinzip dieser Welt selber.

Ist eine auf die Gewalt, auf das Recht des Stärkeren gestützte Kultur die Bestimmung des Menschen? Oder ist eine höhere Bestimmung möglich, indem dieses System durchbrochen wird? Das ist die Frage, die nun infolge des Weltkrieges und des Verhaltens der Sozialdemokratie mit noch nie dagewesener Schärfe auftaucht. Maßgebend sind hier nicht nur die Höhe des Einsatzes, die Größe der am Kriege beteiligten Faktoren. Viel bedeutungsvoller noch ist die Schärfe des Gegensatzes, der vor dem Krieg zwischen der Sozialdemokratie und einer Wirtschaftsordnung bestand,

die ihrem ganzen Wesen nach mit unerbittlicher Konsequenz zum Krieg führen muß. Und am bedeutungsvollsten die Wendung, die nun den Gegensatz abgeschwächt oder vollständig beseitigt hat.

Die Probleme stellen sich von selbst ein, wenn man die Tatsachen in ihrer grundsätzlichen Bedeutung zu erfassen sucht.

Wie haben wir das Verhalten der Sozialdemokratie zu bewerten? Ist es das Zerschellen der Utopie an der harten Realität? Ist es ein Bankerott, oder etwa der Sieg eines höheren Prinzips? Und wenn es ein Bankerott ist, was sind die Gründe, die dazu geführt haben? War er unvermeidlich, ist er definitiv? Bedeutet er das völlige Scheitern aller Hoffnungen, einmal ein höheres Ideal zu verwirklichen? Oder haben wir gerade an den Fehlern, die zu ihm geführt haben, eine Art Garantie, daß die Hoffnung nicht aufgegeben werden muß, wenn man es anders anfängt? Das sind die Fragen, die sich aufdrängen und sich von selbst gruppieren und einander unterordnen. Suchen wir sie in ihrer logischen Folge zu erfassen und zu beantworten.

Wir gehen von der Frage aus, die, wie man sich auch zu ihr stellen möge, alle weiteren bestimmt und für die ganze Deutung der Lage und der Zukunft maßgebend ist.

II.

Bankerott oder nicht?

Es ist eine seltsame Lage, wenn eine Firma die Behauptung, sie sei bankerott, mit der Behauptung zu entkräften sucht, nie seien die Geschäfte so glänzend gestanden. Und die Lage wird noch merkwürdiger, wenn bisherige Gegner der Firma, Konkurrenten und erbitterte Feinde, in das Lob einstimmen und das bisher verweigerte Zeugnis der Lebensfähigkeit bereitwillig ausstellen.

So steht nun die Sozialdemokratie. Darum ist zunächst die Geschäftslage sachlich zu prüfen. Bankerott oder nicht? Man ist leicht etwas mißtrauisch gegen die Aussagen einer Firma über den eigenen Geschäftsgang. Und mit dem Lob und der Anerkennung von Gegnern und Konkurrenten ist es bekanntlich eine eigene Sache. Gefährliche Konkurrenten stehen ja immer auf schwachen Füßen. Die Bereitwilligkeit, mit der man das Sicherheitsattest verfaßt, ist immer der Ungefährlichkeit für das eigene Unternehmen direkt proportional. Aber wie steht es nun, wenn wir etwas kühler die Frage prüfen?

Die Sozialdemokratie besteht weiter, das ist klar. Die Firma ist nicht eingegangen. Die Frage ist nur, ob sie nicht, um äußerlich weiter zu bestehen, ihr Geschäftsprinzip stark verändert hat. Es gibt Bankerotte, bei denen man das Aushängeschild nicht herunterzunehmen braucht. Es sind oft die schlimmsten.

Als ihr Prinzip hat die Internationale den Grundsatz „Krieg dem Kriege“ eintragen lassen. Daß dieser Grundsatz zur Phrase und

zur beißenden Ironie geworden ist, soll uns nicht vergessen lassen, daß man einmal damit Ernst gemacht hat. In dem Gegensatz zum Krieg, zur Organisation der Zerstörung kam ihr Wesen und ihr Ziel am klarsten zum Ausdruck. Der Tod steht nicht drastischer im Gegensatz zum Leben, als der Krieg zur Internationale. Aber dann fragt es sich, was aus der Internationale wird, wenn sie den Krieg nicht verhütet, den Protest gegen ihn rasch erlahmen läßt, und in steigender Progression für die Notwendigkeit, die Berechtigung des Krieges eintritt. Bei der Frage des Bankerotts haben wir viel weniger den Mangel an Widerstand — der könnte aus rein physischen Gründen zu erklären und zu entschuldigen sein — als das Mitmachen ins Auge zu fassen. Man macht mir keinen Vorwurf, wenn mich Raubmörder überfallen, fesseln, um dann ungestört die mir anvertraute Kasse zu plündern. Anders ist es freilich, wenn ich mich ihnen anschließe. Und so ist es etwas ganz anderes um die Stimmung der kriegerisch gewordenen Internationale, als um ihr Versagen beim Ausbruch des Weltkrieges. Ich persönlich hielte es für ungerecht, die Bankerotterklärung damit zu begründen, daß die Internationale den Weltbrand nicht verhindert hat. Anders freilich, wenn sie unter den Anwälten des Krieges so stark vertreten ist.

Die Sozialdemokratie hat sich freilich wie im Vorgefühl des nun Geschehenen durch gewisse Klauseln und Paragraphen gegen etwaige Anklagen zu schützen gesucht und nicht jede Möglichkeit einer Beteiligung am Krieg völlig abgeschnitten. Die militaristischen Sozialdemokraten werden sich jetzt schwerlich zu einem Teil ihrer Programme und Darlegungen so warm gratulieren, wie zu den etwas allgemein gehaltenen Lehrsätzen über Defensivkrieg. Und da einzelne von ihnen recht fromm geworden sind, werden sie auch darin die Intervention der gütigen Vorsehung erblicken, die sie in diesem Fall, wie bei der Annahme des Kriegsbudgets trotz ihrer Opposition vor der Tücke des eigenen unbotmäßigen Herzens bewahrt hat. Aller Ruhm, alle Anhänglichkeit, die sich der alte Trotzkopf der deutschen Sozialdemokratie im Kampfe gegen die Mächte der Ordnung erworben hat, seine Leidensjahre im Gefängnis, seine heroische Haltung im deutsch-französischen Krieg, all sein wirkliches und heldenmütig ertragenes Martyrium ist vergessen, oder vielmehr überboten. Denn man kann sich nun auf Bebel berufen, wenn man gegen den „Zarismus“ zieht. Man tut doch nur, was er getan hätte — nach einer Aussage, die freilich eine ganz andere Lage ins Auge faßt als die jetzige, und schwerlich auf die jetzige Konstellation paßt.

Wir werden bald die Frage erörtern müssen, ob nicht in diesen Klauseln eine schwere Gefahr lag, ob sie nicht Symptome einer unsicheren zwiespältigen Lage waren, ob sie nicht der Ausdruck einer Stimmung waren, die früher oder später vor dem Krieg kapitulieren mußte. Doch sehen wir vorläufig davon ab.

Kann auch der Sozialdemokrat, der die Berechtigung der Teilnahme am Defensivkrieg vertritt, nun ohne Bedenken, freudigen Herzens am jetzigen Krieg teilnehmen? Ist der Weltkrieg für irgend ein Volk ein Defensivkrieg? Wir haben hier nicht die Frage der einzelnen Verantwortungen zu prüfen. Wir gehen ganz einfach von dem aus, was wir erfahren haben und vor allem von dem aus, was wir bereits vor dem Kriege gesehen und erlebt haben. Wenn man den jetzigen Weltkrieg, seine Vorgeschichte, seine Entstehung und seinen bisherigen Verlauf genau ins Auge faßt, wenn man es ohne einseitige Parteinahme tut, wenn man sich auf einen weiten geschichtsphilosophischen Standpunkt stellt, und das scheinbar losgelöste Ereignis den wirklichen großen Zusammenhängen einzureihen sucht, dann sehe ich nicht, wie man der Erkenntnis entgehen kann: Wenn es irgend einen Krieg gibt, gegen den das Proletariat, um sich selber treu zu bleiben, aufs leidenschaftlichste protestieren mußte, so ist es dieser Krieg.

Kein Krieg hat noch so deutlich gezeigt, wie der Krieg die notwendige Konsequenz der vom Proletariat bekämpften Wirtschaftsordnung ist. Bei keinem Krieg liegt die innere Notwendigkeit, die den Kapitalismus zum militaristischen Imperialismus steigert, so klar zu Tag, wie hier. Der Weltkrieg ist die Offenbarung der totbringenden Widersprüche der Weltwirtschaft, die nun die Kultur bestimmt. Der Kapitalismus führt zum Weltbrand. Seine Internationalität beruht auf der gegenseitigen Zerfleischung der einzelnen Nationen.

Und nun angesichts dieser Tatsachen, was für eine Tragik und Ironie in der Stellungnahme der Sozialdemokratie! Den Augenblick, in welchem die Kollektivschuld im Kollektivbankerott so deutlich zum Vorschein kommt, wie noch nie, haben viele ihrer Vertreter benützt, um das einzige Prinzip aufzugeben, mit dem man die Kollektivschuld erfolgreich bekämpfen kann: den Gedanken eines gemeinsamen, positiven, großen Ziels. Die Sozialdemokratie ist national geworden im Moment, da sich die völlige Unmöglichkeit offenbart hat, auf die Grundlage des Nationalismus eine andere Kultur aufzubauen als eine Kultur des Blutes und des Raubes. Sie hat ausführliche und beredte Apologien ihres Verhaltens gegeben. Das nationalistische Prinzip verteidige sie nur wegen der hohen Kulturwerte der Nationen, wegen der Keime, die in ihnen enthalten seien und zur vollen Reife gedeihen müssen. Dabei ist aber das seltsame Mißgeschick untergelaufen, daß sie vollständig übersehen hat, wie diese hohen Kulturwerte, in der Form, die sie nun verteidigt und fördern möchte, zu einem Scheindasein verurteilt sind. Ferner daß sie, indem sie scheinbar aus idealen Gründen für die Nation eintritt, gerade das fördert und steigert, was sie bekämpfen muß, den Kapitalismus, die Ausbeutung, die staatliche Omnipotenz und den Militarismus. Es gibt in der an Tragödien so reichen Geschichte der Menschheit schwerlich eine tragischere Rolle als die, welche die nationalistisch gewordene Sozialdemokratie nun spielt. Scheinbar tritt sie für

ideale Kulturwerte ein, in Wahrheit leistet sie Söldnerdienste im Heer ihrer Feinde. Ihre Waffen sind gegen die eigenen Truppen gekehrt.

Man kann für den jetzigen, auf Kapitalismus und Militarismus gestützten Staat nicht eintreten, ohne daß aus dem Sieg, zu dem man dem Staat verhelfen will, eine Steigerung des Kapitalismus und des Militarismus hervorgeht.

All das Gerede von Defensivkrieg, von aufgezwungener Notwendigkeit, für nationale Ehre und nationales Leben einzustehen, ist nur eine bewußte Entstellung oder eine außerordentlich naive Verkennung der Tatsachen. Die Völker haben sich durch die Preisgabe ihrer selbst, ihres Willens, ihrer Freiheit in ein System verstricken lassen, das sie gegen einander hetzt. Es ist seltsam, daß der Sozialismus gerade in dem Augenblick versagt, da die letzten Konsequenzen des von ihm bekämpften Systems gezogen werden.

Daß jemand, der die Vorgeschichte des Krieges genau kennt und die — für alle, die diese Vorgeschichte kennen — keineswegs überraschende letzte Wendung verfolgt hat, sich dieser Erkenntnis verschließen kann, ist ein trauriges Zeichen, wie sehr es heute an Selbständigkeit des Denkens fehlt. Daß ein Sozialist es tut, berührt noch peinlicher, weil die Entgleisung umso schlimmer ist, je gesicherter, unentwegter der Kurs zu sein schien, und tatsächlich sein mußte.

Aber auch wenn man von den allgemeinen Gründen, die zum Weltkrieg geführt haben, absieht, und die angeblich spezielle Veranlassung einer jeden Nation, sich daran zu beteiligen, ins Auge faßt, ändert sich die Betrachtungsweise nicht. Auch hier gibt es, bei jeder Nation, für den unbefangenen, ehrlichen, kritischen Beurteiler eine Fülle von Material, die es unmöglich macht, die Parole „Defensivkrieg, Notwendigkeit, die eigene Nation zu schützen" ohne weiteres anzunehmen. Jedes Volk ist durch eine tragische Vorgeschichte, durch eine blutige Kette in das, was ihm nun ein Defensivkrieg zu sein scheint, verstrickt.[1])

Die Betrachtung der einzelnen Länder zeigt uns nicht weniger scharf, als das Studium der allgemeinen Grundlagen des Krieges, in was für einen ungeheuren Konflikt die Sozialdemokratie verwickelt ist, wenn sie die nationale Politik unterstützt, und zum Prinzip des

[1]) Ich verweise hier vor allem auf die ausgezeichnete Schrift von Leo Trotzky „Der Krieg und die Internationale". Auf ein reiches Tatsachenmaterial gestützt, von einer wahrhaft großzügigen geschichtsphilosophischen Betrachtung geleitet, räumt sie unerbittlich mit den Schlagwörtern, Lügen und Entstellungen auf, die der Kriegssozialismus eines jeden Landes zur Verteidigung seiner Stellung verwendet. Sie erzieht zum weiten, großen Schauen, zur Wahrheit und Selbständigkeit des Denkens. Wir haben keine Schrift, die in ähnlicher Weise vertiefend und befreiend wirkt, auch wenn man sich nicht ohne weiteres auf den (marxistischen) Standpunkt des Verfassers stellt. Eine wahre Erlösung neben den wunderbaren Produkten des Kriegssozialismus, seinen Apologien und Kriegselegien.

Aehnlich Liebknecht in seiner schriftlichen Erklärung, und der französische Syndikalist Pierre Monatte in seinem charaktervollen Manifest.

nationalen Machtwillens zurückkehrt.[1]) Sie betritt den Weg, der zu einer stets blutiger werdenden Konkurrenz führt; der nichts anderes ist als die Selbstzerfleischung der Menschheit.

Und diesen Weg hat sie nun betreten, dabei alle Konsequenzen gezogen, alle Rücksichten fallen lassen, die hinderlich sein konnten. Sie hat nicht nur den Krieg, sondern alle mit ihm verbundenen Brutalitäten und Uebertretungen entschuldigt, sie hat damit die ganze Skala der Untreue zu sich selber durchlaufen, von der Preisgabe des absoluten Ideals bis zum völligen Sichwegwerfen und zum Verrat an der eigenen Sache. Es haben sich Sozialdemokraten gefunden, die die Vergewaltigung Belgiens für moralisch gerechtfertigt gehalten haben und eine Apologie der konsequenten Anwendung des Kriegsrechtes gegen ein allem Völkerrecht zum Trotz angegriffenes und vergewaltigtes Volk geliefert haben.[2]) Sozialdemokraten sind dem Kultus der Macht verfallen. Als sie sich vor dem beugten, was sie früher verbrannt, haben sie sich auch nicht gescheut, zu verbrennen, was sie angebetet hatten.

Es ist, als ob ein Geist der Verwirrung es in allen Ländern vielen Vertretern der Sozialdemokratie angetan hätte. „Die Stellungnahme des französischen und des größten Teiles des englischen Sozialismus ist ebenso ein Teil dieses Zusammenbruches wie auch die Haltung der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie", sagt Trotzky. Der alte Kommunard und Antimilitarist Vaillant ruft die Japaner herbei. Sie sollen, wie Rußland am Befreiungswerk, am Zustandekommen

---

[1]) Es sei zur Vermeidung von Mißverständnissen und zur Klarlegung des hier eingenommenen Standpunktes ausdrücklich bemerkt: Diese Untersuchung des Zusammenbruches geht von der Voraussetzung aus, daß eine Kollektivschuld der Internationale vorliegt, an der die verschiedenen nationalen Gruppen sei es vor dem Krieg, sei es bei Kriegsausbruch, beteiligt gewesen sind. Wenn hier die deutsche Sozialdemokratie besonders herangezogen wird, so kommt es nicht von einer extrapolemischen Absicht gegen sie, sondern daher, daß sie seit längerer Zeit in steigendem Maß das Zentrum der Internationale geworden ist, und gerade von ihr die prinzipielle Haltung bestimmt worden ist, die man nun nicht eingehalten hat. Freilich auch daher — dies muß gesagt werden —, daß sie so konsequent und klassisch wie keine andere Gruppe, die früheren Positionen verlassen und diese Wendung begründet, verteidigt hat. Wo das Material am typischsten vertreten ist, wird man es auch holen. „Auf die deutsche Sozialdemokratie mit ihren vier Millionen Wählern hatten die Sozialdemokraten aller Länder als ihre stärkste Vormacht in der Bekämpfung der Kriege geblickt. Die Haltung von Bebel und Liebknecht beim Ausbruch des Krieges von 1870 war immer und immer wieder als Wahrzeichen dafür in Erinnerung gebracht worden, was die von ihnen begründete Partei im gleichen Falle tun würde," sagt Bernstein, „Die Internationale und der europäische Krieg".

[2]) „Deutschland kann mit ruhigem Gewissen in den Krieg ziehen . . . Auch hier stand die wahre Ethik gegen das kodifizierte Recht. Die Durchbrechung der international garantierten Neutralität Belgiens war eine Rechtsverletzung, aber momentan gerechtfertigt, obgleich England dadurch den Vorwand bekam, der ihm gestattete, die Durchführung seiner lange vorher bestimmten Pläne nun auch noch als Wahrung des Rechts hinzustellen." Bloch, in den „Sozialistischen Monatsheften". Aehnlich Richard Fischer, Mitglied des deutschen Reichstages, in dem Artikel „Vandalen" („Volksrecht").

einer höheren Kultur mitwirken. Krapotkin mobilisiert die französischen Anarchisten. „Schnell, schnell, gießt Kanonen von 50 Centimeter und montiert sie." Und Hervé, der feurige Antimilitarist, der wegen seines Ausspruches über die Nationalfahne auf dem Misthaufen und ähnlichen Redensarten lange eingesperrt wurde, gibt, um nur ein Beispiel zu erwähnen, den Italienern Ratschläge, wie sie ihre Artillerie beim Losschlagen organisieren sollen.

Manche von ihnen sind fromm geworden, aber ihre Religion gilt dem Kriegsgott, der Verkörperung der rohesten Gefühle, die im Menschenherzen stecken. Den Atheismus haben sie fahren lassen, doch nur, um sich vor der Gewalt im Staube zu wälzen. Wie hoch steht der ehrliche Atheismus eines Bebel in seiner ganzen Naivität neben dieser Vergötterung dessen, was man sonst mit Recht verdammt und verabscheut.

Nur pro memoria sei die Haltung der Presse angeführt. Daß sie nicht sagen kann, was sie möchte, gereicht ihr nicht zum Vorwurf. Daß sie hie und da einen Versuch macht, etwas zu sagen, bestreiten wir auch nicht. Aber war es, wie es in vielen Fällen geschah, nötig, sich ein halbes Dasein mit der Preisgabe alles dessen zu erkaufen, was man vertreten soll, und was das Existenzrecht bildet? Der Tod ist unter Umständen weniger schmählich und schlimm, als die Begnadigung.

Noch schlimmere Zeugnisse des heutigen, inneren Bankerotts sind die Bestrebungen, nun aus dem Burgfrieden Kapital zu schlagen. Der Kriegssozialismus wird leicht zum Profitsozialismus.[1]) Was Ludwig Frank getan hat, indem er an die Front ging und für sein Vaterland sein Leben wagte, das tun andere mit Tinte und Reverenz. Das Recht, später mitzuwirken, wird man so treuen Vertretern der Nation nicht versagen. Auch frühere Gegner werden es nicht tun.[2])

Von den Gegnern reden wir und kommen damit auf das qualvollste Symptom des inneren Zerfalls. Noch traurigere Zeugnisse der

[1]) „Und es kann keinerlei Zweifel sein, daß die Frage der Erhaltung der Organisationen, Kassen, Volkshäuser, Druckereien bei der Bestimmung der Position der Reichstagsfraktion zum Kriege eine gar wichtige Rolle spielte. Das erste Argument, das ich von einem führenden deutschen Genossen hörte, war: ‚Hätten wir anders gehandelt, so hätten wir unsere Organisationen und unsere Pressen dem Verderben geweiht'. Wie bezeichnend ist doch für die Psychologie des organisatorischen Possibilismus die Tatsache, daß von 91 sozialdemokratischen Zeitungen nicht eine es für möglich erachtete, einen Protest gegen die Vergewaltigung Belgiens zu erheben. Nicht eine!" Trotzky.

[2]) Wir stehen, sagt der frühere Generalsekretär des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, Erwin Belger, vor der Frage: „Welche Folgerungen sich vielleicht für die deutsche Sozialdemokratie nach dem Kriege aus ihrem tadellosen, ehrenhaften Verhalten ergeben können, bezw. welche Wege von ihr später zu beschreiten wären, um ihre jetzige Tat nicht selbst wieder zu entwerten.

„Der Klassenhaß ist dahingeschwunden im tobenden Feuer der deutschen nationalen Begeisterung. Was will der Klassenhaß, wenn den Hohenzollernprinzen wie den Führer der bayrischen sozialdemokratischen Jugendverbände, Michael Schwarz, in gleichen Ehren das Eiserne Kreuz schmückt?"

Untreue sich selbst gegenüber, des Verrates am eigenen Ideal sind die Anerkennung, das Lob früherer Gegner. Wie muß man sich weggeworfen haben, um derart anerkannt zu werden von denen, die früher die schärfsten Gegner waren! Aus „höheren Interessen" hat die Sozialdemokratie Dinge in Kauf genommen, die jeden aufrechten Sozialdemokraten zur Empörung treiben sollten.[1]) Man ist nun devot, sehr unempfindlich gegen Schikanen und Beleidigungen. Es fehlt sogar nicht an der Anerkennung der autoritären Monarchie und des Junkertums. „Ach, lassen Sie doch, die Junker sind gar nicht so schlimm," drückte sich in der Schweiz ein deutscher Genosse im Privatgespräch aus. Dafür zeigt man sich auf der andern Seite sehr erkenntlich. Die Nationen versagen den nun national gewordenen Sozialdemokraten ihre Achtung nicht. Es fehlt sogar nicht an schönen Aussichten für die Zukunft. Die Sozialdemokratie hat nun ihre wahnsinnigen Träume fahren lassen, sie ist, was man schon lange hoffte, nüchtern, vernünftig geworden, warum sollte man sie nicht an den Aufgaben einer nüchternen, realen, gesunden Politik teilnehmen lassen?[2]) Friederich ist nun kein Wüterich mehr, Friederich benimmt sich anständig; lassen wir doch Friederich wieder herein.

Zum Schluß noch ein Wort vom widrigsten Dokument der inneren Auflösung und des Verrats an dem eigenen Ideal. Ich meine das Verhalten gegen die Ketzer. Ketzer haben bekanntlich mit zwei Arten von Feinden zu tun. Mit der breiten Masse, die sie aufrütteln und stören, und die sie darum haßt, weil sie Störefriede sind. Und dann mit einer kleineren, noch gefährlicheren Gruppe. Mit denen,

---

[1]) „Ob man einen Sieg mit bunten Fahnen feiern will, ist Sache des persönlichen Gefühls. Jedenfalls ist dies eine hergebrachte Form, in der die Oeffentlichkeit ihrer Freude Ausdruck gibt, und der einzelne, der daran teilnimmt, zeigt weder barbarische Kriegslust noch Gefühllosigkeit gegen die Gefallenen und Verwundeten. Daß aber diese Fahnen die Farben des Deutschen Reiches tragen, ist nur natürlich, weil dies Reich die äußere Vertretung der Nation ist; niemand, auch kein Sozialdemokrat, hat sich ihrer Benutzung zu schämen.

„Man mache sich auch keine Sorgen, wenn die Kinder auf den Straßen Soldat spielen; gewiß ist der Krieg kein Kinderspiel, aber es ist nur natürlich, daß die allgemeine Entschlossenheit zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes und der Wille, die Feinde zu schlagen, die das ganze Volk erfüllen, sich auch in den Spielen der Kinder widerspiegeln. Das ist keine ‚Erziehung zum Völkermord'.

„Und ebenso ist die Beteiligung an den militärischen Jugendübungen jetzt für die Dauer des Krieges nicht anders anzusehen, wie als Vorbereitung für einen Dienst, den zu leisten alle landsturmpflichtigen Männer in wenigen Wochen genötigt sein können. Diesen selbst, den jungen Arbeitern, käme es zugute, wenn sie bei ihrer Einberufung zum Waffendienst in den Bewegungen in der Kolonne, in der Geländebenutzung, im Kartenlesen und dem Auswerfen von Schützengräben nicht völlig ungeübt wären." Wolfgang Heine, „Kultur und Nation".

[2]) „Unerläßliche Voraussetzung für das Gelingen dieser Bestrebungen aber ist unsere unbeugsame Entschlossenheit *zur praktischen Mitarbeit und Unterlassung aller revolutionär klingenden, innerlich hohlen Phrasen*. Wer sich hiezu nicht aufzuraffen vermöge, der versündige sich an den für uns auf dem Schlachtfelde kämpfenden Genossen und an der gesamten deutschen Arbeiterschaft." Heine, „Die sozialistischen Errungenschaften der Kriegszeit".

die früher denselben Standpunkt vertraten und die nun umgekehrte, bekehrte Fanatiker sind. Hier ist der Haß noch stärker; der Renegat verfolgt den früheren Glaubensgenossen mit noch glühenderem Haß. Da sieht er sein lebendiges Todesurteil. Soll er leben, so muß das Todesurteil gestrichen werden. Und wo ein Haß so heftig und so gemein ist, da kann man annehmen, daß die Untreue gegen das Ideal sehr groß und unwürdig gewesen ist.

So können wir in der Behandlung, die in Deutschland einem Liebknecht, in Frankreich einem Monatte zu Teil wurde, den traurigsten Beweis des unheilvollen Konflikts erblicken, der die offizielle, nationalistisch gewordene Sozialdemokratie zerreißt, und der seinen tiefsten Grund in der Preisgabe des eigenen Ideals, der Untreue zu sich selber hat.

So hat man sich auf den Standpunkt, den man früher aufs heftigste bekämpfte, zurückbegeben. Die Internationale ist national geworden und hat sich damit selber den Todesschein ausgestellt.[1])

Wir sehen, wie sich das Problem vereinfacht. Daß ein Bankerott vorliegt, kann man nur bestreiten, wenn man die prinzipielle Stellungnahme der Sozialdemokratie für verkehrt hält. Dann kann man ihre Wendung begrüßen, als das Aufgeben eines verschwommenen, schwächlichen Ideals zu Gunsten des scharf umrissenen Nationalismus. Die Krise wäre die Wendung vom Traum zur Wirklichkeit.

Entweder ist der Nationalismus das höhere Prinzip, und dann gibt es keinen Bankerott der Sozialdemokratie, dann gibt es aber auch keine Möglichkeit, unsere „Kultur" des Blutes und der Gewalt durch eine andere zu ersetzen. — Oder, die Sozialdemokratie ist zusammengebrochen, weil sie, untreu gegen sich selber, einen niedrigen Standpunkt eingenommen hat. Wir haben keine andere Wahl. Wer den ersten Weg einschlägt, hat die Untersuchung abgeschlossen. Weitere Fragen hat er nicht zu lösen.

Wer den zweiten Weg einschlägt und der Ansicht ist, daß die Internationale versagt hat, sieht eine andere Frage vor sich auftauchen. „Warum hat die Internationale versagt?" Er muß sie nun aufwerfen und zu beantworten suchen. Denn alles

[1]) „Die Zertrümmerung der zweiten Internationale ist eine tragische Tatsache, und es wäre Blindheit oder Feigheit, davor die Augen zu schließen. Denn es handelt sich diesmal — und darüber muß man sich klare Rechenschaft geben — nicht um einzelne Fehler, nicht um opportunistische Schritte, nicht um ungeschickte Erklärungen von der parlamentarischen Tribüne, nicht um das Votum der großherzoglich-badenschen Sozialdemokraten für das Budget, nicht um einzelne Experimente des französischen Ministerialismus und sozialistischen Karrierismus, es handelt sich um das vollständige Versagen der Internationale in der verantwortlichsten historischen Epoche, zu der die bisher geleistete gesamte Arbeit des Sozialismus nur als eine Vorbereitung betrachtet werden kann.

„Die alte Erfahrung wird neuerdings bestätigt: wenn die Sozialdemokratie ihre nationalen über ihre Klassenaufgaben stellt, so begeht sie das größte Verbrechen nicht nur gegen den Sozialismus, sondern auch gegen das richtig und weit verstandene Interesse der Nation." Trotzky.

weitere hängt von der Antwort ab. Alles, nicht nur die Frage der Verantwortung, nicht nur die Klarheit über die Vorgeschichte, nicht nur die Bewertung der jetzigen Lage, sondern vor allem die Frage: „Wie wird es nun in der Zukunft sein?" Nur die Untersuchung der Gründe, die zum Bankerott geführt haben, kann uns zeigen, ob der Bankerott definitiv ist, oder ob es zu einem Neuaufbau kommen kann. Die Bewegung, die, auf die größte Macht gestützt, dem Krieg die schärfste Kriegserklärung gab, hat den größten Weltkrieg nicht verhütet. Ist es eine Naturnotwendigkeit, eine Ironie der Geschichte, die sich damit zum Prinzip der Gewalt bekennt und Träume einer nicht auf Gewalt gestützten Kultur ins Traumland versetzt? Oder ist es die Schuld der Sozialdemokratie, daß es so gekommen ist, kann es anders kommen, wenn man andere Wege einschlägt? Welche Lehre ziehen wir draus. Zurück? Oder erst recht vorwärts? Das ist die Bedeutung der Frage, an die wir nun herantreten. Warum hat die Sozialdemokratie versagt?

III.

Wer trägt die Schuld?

Die Untersuchung dieser Frage gehört freilich zu den widerwärtigsten Aufgaben, die gegenwärtig ein Sozialist zu lösen hat. Nicht nur, weil er damit die Bewegung richten muß, der er sich angeschlossen, und der er bei aller Kritik Liebe und Achtung gezollt, sondern weil die Rolle des Richters überhaupt zum widerwärtigsten gehört, namentlich wenn man, wie hier, von einem Lande, das nicht am Krieg beteiligt ist, über die Bewegungen der kriegführenden Nationen Urteile fällen muß. Nur schwerwiegende Gründe können solche Bedenken beseitigen. Nämlich die Pflicht der Ehrlichkeit gegen sich selber und gegen eine Bewegung, der man gerade durch die Untersuchung der Gründe, die zum Scheitern geführt haben, das Zeugnis ausstellt, daß man sie für eine Bewegung hielt, die einen andern Weg hätte einschlagen können. Der Wunsch, zu zeigen, daß sie sich auch von dem tiefen Fall zur Höhe aufschwingen kann, wenn sie aus den Gründen, die ihren Fall verursacht haben, mannhaft und ehrlich die Lehre zu ziehen weiß, die sich daraus ergibt.[1])

[1]) Es sei ausdrücklich bemerkt, daß wir uns hier nicht als Schweizer am erhabenen Gefühl unserer Ueberlegenheit sonnen. Wir haben keinen Grund dazu. Es gibt Anzeichen genug, daß viele Elemente in der Schweiz keineswegs eine andere, charaktervollere Haltung eingenommen hätten. Die Rolle des Revolutionärs, der in geschützter Stellung zur Revolution treibt, verachten wir viel zu sehr, um sie spielen zu wollen. Es handelt sich nur um ein männliches Sehenwollen, ein Zugeben der Schuld, an der auch wir unsern Anteil haben. Wir wollen auch nicht die Propheten spielen, die alles schon gewußt und vorausgesehen haben. Es fiele uns nicht schwer, nachzuweisen, daß wir, im Vorgefühl des Kommenden, vor einer Haltung gewarnt haben, die einmal zum Zusammenbruch führen mußte. Aber wir hielten es für kleinlich und unwürdig, uns nun als die Besserwissenden auszuspielen. Das peccavi sagen wir in vollem Ernst, und wenn wir nun zur Generalbeichte auffordern, so tun wir es nicht als Beichtväter, sondern als Mitbeichtende.

Wo man nicht das Verhalten der Internationale absolut verurteilt oder rückhaltlos billigt, entschuldigt man es gewöhnlich damit, daß die Internationale noch nicht die Kraft gehabt habe, sich dem Orkan entgegenzusetzen. Auch sei sie überrumpelt worden und zwar auf einer Stufe der Entwicklung, da es ihr noch nicht möglich gewesen sei, am internationalen Prinzip festzuhalten. Es sei für die einzelnen Nationen zu viel auf dem Spiel gewesen.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese Momente gewichtige Gründe gewesen sind, und daß man sie in Betracht ziehen muß. Es gäbe nichts Einfältigeres, als der Internationale vorzuwerfen, sie habe bei einer Aufgabe versagt, der sie rein physisch nicht gewachsen war. Die Verantwortung, namentlich die Verantwortung einer weltgeschichtlichen Bewegung ist etwas Komplizierteres, als man gewöhnlich annimmt.

Daß die Internationale in einer mißlichen Lage war, daß es ihr bei der Art ihrer Organisation unmöglich war, den Weltkrieg zu verhüten, daß sie überrumpelt werden mußte — dies alles scheint mir ziemlich zugegeben werden zu müssen.

Damit ist aber die Frage der Verantwortung nur verschoben, damit haben wir aber nur den Weg zu einer etwas tieferen, feineren Lösung angebahnt, als das übliche Schimpfen über die Führer, den Verrat, das gegenseitige Abschieben der Verantwortung auf einander. Die Frage, die sich nun erhebt, lautet: Ist die Verantwortung der Internationale nicht noch tiefer zu suchen, als in einem Augenblick der Ratlosigkeit, der Ueberrumpelung? Warum hat sie so rasch ihre Ideale preisgegeben und ins Kriegshorn geblasen? Warum so wenig Protest, so viel Mitmachen? Warum so viel Kriegsbegeisterung, Staatstreue, so viel Verkennung der wahren Feinde, so viel nationale Eitelkeit, Aufgeblasenheit, so viel Hingabe an Zwecke, die nicht ihre Zwecke sind? Rein psychologisch läßt sich diese Umkehr, diese Ueberrumpelung, dieser peinliche Mangel an Selbständigkeit im Denken und Handeln, schwer erklären bei einer Bewegung, die ihrer Sache völlig sicher gewesen wäre, ihrem Ziel unentwegt nachgestrebt hätte und nicht nur der Lehre Marx' gefolgt wäre, sondern auch Marx' Wahlspruch treu befolgt hätte: „Segui il tuo corso et lascia dir le genti".

Eine Bekehrung, wie die der Internationale, hat gewöhnlich eine Vorgeschichte. Manchmal liegt sie tief im Unbewußten. Deswegen ist sie doch die Hauptsache. Dann erst recht. So bekommt das Problem der Verantwortung der Internationale eine ganz andere, viel tiefere Fassung. Der Fehler liegt nicht darin, daß sie im entscheidenden Augenblick so handelte, wie sie handelte. Der Fehler war, daß sie nicht anders handeln konnte und sich selber in die Unmöglichkeit, anders zu handeln, gebracht hatte. „Der Kern der Frage, sagt Schreyer (Sozialdemokratie und Krieg), besteht darin, daß die Sozialdemokratie so handeln mußte, wie es geschah und noch geschieht, daß die Stellungnahme für den Krieg nichts weiteres ist, als logische Konsequenz sozialdemokratischer Anschauung und die zwingende Fort-

setzung ihrer Tätigkeit." Daß ihre ganze Stellung zum Leben ihr ein anderes Handeln zum mindesten ungeheuer schwer machte.[1])

Darum können wir auch die Frage nur auf einem sehr weiten Boden lösen. Alle Versuche, die Hauptschuld auf einzelne Verantwortungen, Fehler und Versehen abzuladen, sind kurzsichtig und lächerlich. Etwa so, wie wenn man die einzelnen Beulen und Geschwüre dafür verantwortlich machen wollte, daß der ganze Leib durchseucht ist.

Nur im Zusammenhang mit dem ganzen Leben, seinen Konflikten und tiefsten Problemen kann man eine so welthistorische Krise, wie den Zusammenbruch der Sozialdemokratie bewerten und mit aller Schärfe der Beurteilung die Gerechtigkeit des Urteils verbinden. Die große Lehrmeisterin der Psychologie und der Lebenskunde, die Geschichte, hat uns im Versagen der Sozialdemokratie eines ihrer seltsamsten und qualvollsten Rätsel aufgegeben. Es heißt kurz: Wie ist eine Bewegung, die in der Organisation der schöpferischen Kräfte ihr Daseinsrecht und ihr Ziel erblickt, zur Organisation der Verheerung geworden.

Suchen wir das Rätsel im Zusammenhang mit dem, was wir vom Leben erlebt haben, zu lösen.

IV.

Sozialismus und Leben.

Der Sozialismus ist nicht mit Karl Marx auf die Welt gekommen. Das kommunistische Manifest ist wohl der Taufschein des modernen proletarischen Sozialismus, aber nicht die Geburtsurkunde des Sozialismus überhaupt. Der Sozialismus ist — freilich in sehr einfacher Form — so alt, wie das Leben. Denn er ist nichts anderes, als das Leben, welches höheren Formen zustrebt. Das Leben, das aus seiner Gebundenheit, seiner Ohnmacht und Zersplitterung heraus will und kraftvolle, geschlossene Daseinsformen anzunehmen sucht. Man könnte den Sozialismus ganz einfach definieren: Das Leben, das, vom Tod umgeben, leben will. Im Sozialismus schließen sich die schöpferischen Kräfte, die in der Menschheit liegen, zur gegenseitigen Förderung und Steigerung zusammen. Er ist die organisch geschlossene Gegenwehr gegen die verheerenden Kräfte, die, sei es von der Natur, sei es von der Menschheit her dies Leben lähmen oder bedrohen. Das freie Zusammenwirken der lebendigen Energien soll zur Herrschaft über die äußeren, nur verheerenden oder blind waltenden Kräfte führen. Er soll auch zum Sieg über die niedrigen Triebe führen, die im Menschen selber den Fortschritt nur zu raffinierteren Formen der Zerstörung benützen. Ein gemeinsamer Lebenswille soll die ein-

[1]) Womit ich natürlich die besonderen Fälle von Untreue, Verrat an der eigenen Sache und ihre Urheber keineswegs in Schutz nehmen will.

zelnen Willen vereinigen, die zersplittert, zusammenhanglos dem Untergang verfallen müssen.

In einem sehr weiten Sinn kann man somit sagen: Der Sozialismus ist identisch mit dem Sinn des Lebens. Die Frage, ob er sich verwirklichen läßt oder nicht, fällt mit der Frage zusammen, ob die Menschheit ihre höhere Bestimmung erreichen kann oder nicht. Der Sozialismus ist darum nur der gesteigerte, akute Ausdruck all der Tragik des Lebens, seiner Sehnsucht nach reinen, großen Formen. Die ganze Spannung des Lebens lebt in ihm, und damit ist auch gegeben, daß alle Lebenshemmungen in ihm, durch ihn oder gegen ihn in gesteigerter Form auftreten müssen. Die Revolution ruft immer die Reaktion wach. Der Wille zum Leben ist zugleich die Mobilisation der Mächte des Todes.

So reiht sich die Revolutionsgeschichte des Sozialismus einer noch größeren Revolutionsgeschichte ein. Seine Siege und Niederlagen sind Episoden des größeren Dramas, das sich im Laufe unserer Entwicklung zwischen Leben und Tod abspielt, das dem Leben seine Spannung, der Welt ihren Zweck verleiht.

Der Sieg des sozialistischen Gedankens wäre der Sieg des höheren Lebens über rohe, äußerliche, unfreie Daseinsformen. Seine Niederlagen bewerten wir nur dann richtig und gerecht, wenn wir sie als Mißerfolge eines reineren, höheren Lebenswillens auffassen, der, sei es an äußeren Hemmungen, sei es an der eigenen Unfertigkeit und Erlahmung zu Grunde geht.

Die Weltgeschichte ist der Kampf zwischen einer ungeheuren Spannung, die über alles Unvollkommene, Böse hinweg das Leben reiner Vollendung zuzuführen strebt und allen Hemmungen, die sich dieser Spannung entgegensetzen und sie verhindern, sich voll auszuwirken.

Der Entfaltung wirkt die Lähmung entgegen. Der auf das höchste Ziel gerichteten Lebensenergie steht alle Verkleinerung des Lebens im Weg. Der Impuls kann erlahmen, veräußerlicht werden. Dann weicht der Geist der Form. Die machtvolle, charaktervolle Persönlichkeit, in der die ganze Spannung des Lebens zu starken, persönlichen Taten treibt, weicht dem Vertretungssystem. Einer macht es, damit viele andere es nicht zu machen brauchen. An Stelle der Propheten treten die Kirchenmänner. Die freie, impulsive Gemeinschaft, deren Band die gemeinsame Begeisterung ist, wird zur Kirche, die sich auf Lehre und Bekämpfung anders denkender aufbaut.

Und damit verschärft sich das Drama immer mehr. Es gehört zum Wesen des Lebens, daß die Lebensformen, die sich nicht von der ganzen Spannung des Lebens treiben lassen, einmal, früher oder später, das Opfer des Todes werden. Was nicht vom Glauben lebt, führt zum Tod, weil es schon den Tod in sich trägt. Was selber nicht ganz frei ist, führt zur Unfreiheit. Das Leben ist entweder ein König oder ein Sklave. Es gibt hier keine Zwischenstufen.

Wir reden nur mit Unrecht von Veräußerlichung, Erlahmung und Erstarrung des Lebens. Wir sollten schon hier von Tod und tödlichen Mächten reden. Eine Organisation, die nicht eine Organisation des Lebens ist, die nicht auf dem Zusammenschluß lebendiger Kräfte beruht, wird zu einer Organisation der Verheerung. Wer nicht schafft, muß zerstören.

Die Geschichte der Menschheit, insbesondere ihre Revolutionsgeschichte ist nur eine unendlich mannigfaltige Variation dieses Grundthemas. Die Entwicklung des Staates, die Entfaltung der Kirche sind nur eine Beispielsammlung für die Regel: Wo das Ziel herabgesetzt wird, wird die schaffende Kraft zur verheerenden Macht. Der Mensch kann nicht die ganze heilige Lebensspannung, die Gott in seine Seele gelegt hat, lähmen, verkleinern, ohne selber daran zu Grunde zu gehen, und andere zu Grunde zu richten. „Wer nicht sammelt, zerstreut."

In diesem Zusammenhang haben wir nun den Bankerott des Sozialismus zu erfassen und zu bewerten. Nur so können wir über die Wendung, die aus der Organisation der schöpferischen Kräfte ein gefügiges Werkzeug der Organisation der Verheerung gemacht hat, Aufschluß bekommen.

V.

Die tieferen Gründe und der Sinn des Zusammenbruchs.

Der moderne Sozialismus ist die Verbindung von zwei Dingen, die wir in der Geschichte recht selten in einem so engen Zusammenhang antreffen: Ein absolutes, leidenschaftlich verfolgtes Ideal. — Eine historische Lage, die der Entfaltung dieses Ideals günstig ist, weil sie nur dadurch aus ihrer Notlage gerettet werden kann.

Die Wucht des modernen Sozialismus beruht auf diesem Bund. Seine Größe verdankt er seinem feinen Verständnis für die enge Verknüpfung der beiden Faktoren. Die Tragik seines Geschickes kommt daher, daß er nicht alle Konsequenzen gezogen hat, die sich aus diesem Bund ergaben. So ist ihm dieser Bund zum Fatum geworden. Der Sozialismus ist als die einzige Rettung einer an ihren Widersprüchen zu Grunde gehenden Welt geboren. Sein Geburtsschein lautet: Wir haben uns an unpersönliche, lebenertötende Daseinsformen verloren, aber wir wollen leben.

Der Sozialismus hat von den Rechten, die ihm seine Lebensstellung in der Geschichte verlieh, Gebrauch gemacht. Den Pflichten, die sich daraus ergaben, hat er nicht die gleiche Beachtung geschenkt. Er hat sehr gut verstanden, was die einzigartige Konstellation ihm für Lebensmöglichkeiten verlieh. Er hat es weniger verstanden, die Hemmungen zu überwinden, die sich aus dieser historischen Lage ergaben. Er hat das Absolute wieder an das Relative preisgegeben. Daran ist er zu Grunde gegangen. Das ist in zwei Worten die

Lösung des scheinbar so verwickelten, unlösbaren Rätsels des Scheitern der Internationale.

Wir gehen nun genauer darauf ein.

Es war eine der denkwürdigsten Stunde der Geschichte, als inmitten der modernen Ausbeutung, inmitten einer Welt, die, wie Marx sagt: „der völlige Verlust der Menschen ist und nur die völlige Wiedergewinnung der Menschen sich selber wiedergewinnen kann," das Industrieproletariat sich zum Glauben an eine neue Menschheit bekannte und sich als den Träger des neuen Lebenswillens erfaßte.

Selten flammte inmitten aller teuflischen Mächte, die das Leben knechten, verzerren, entstellen, so rein und heilig, so leidenschaftlich der Lebenswille auf. „Sehnsucht" war die Parole. Damals war das Proletariat Träger des Lebensprozesses überhaupt. Damals, in seinem Dasein und revolutionären Wollen schienen die Bedingungen gegeben, die die Kluft zwischen Realität und Ideal überbrücken können. Die Realität wurde als die Macht erfaßt, die zum Trotz auffordert, den revolutionären Geist entfacht und durch den Gegensatz zur höheren Realität werden läßt. Dem Lebensdrama schien durch die einzigartige Konstellation auch eine einzigartige Lösung gesichert zu sein.

Der Gegensatz zwischen der unhaltbar gewordenen Lage und dem Willen zu einer neuen Welt brauchte nur immer schärfer erfaßt zu werden. Immer lebendiger, anregender, fördernder mußte die Wechselwirkung zwischen der Lage, die zu einem neuen sozialen Ideal trieb, und der weltumgestaltenden Kraft dieses Ideals werden. Aus der Lage, ihren unerträglichen Widersprüchen, ihren schreienden Ungerechtigkeiten, hätte der revolutionäre Wille stets neue Nahrung schöpfen sollen und sich zur vollen Höhe eines reinen kühnen Glaubens aufschwingen sollen, der sich von der bestehenden Wirklichkeit nur loslöst, um sie radikaler umzugestalten.

Von seinem eigenen Wesen, seiner Tätigkeit, von der schöpferischen Arbeit ausgehend, konnte das Proletariat die Kultur neu beleben. Es brauchte nur das Prinzip seines Daseins zur vollen Reife auswachsen zu lassen. Die schaffende Gestaltungskraft muß ja einmal die verheerende Gewalt ausscheiden, wenn sie vor den Konsequenzen, die sich aus ihrem Wesen ergeben, nicht zurückschreckt. Es ist kein Zufall, daß die Bewegung, welche durch die Organisation der schöpferischen Energie das Leben steigern und erhöhen will, in der Geschichte die denkbar schroffste und entschiedenste Stellungnahme gegen den Krieg eingenommen hat. Der eine Weg, den sie befolgen konnte, die immer reinere Ausarbeitung ihres Lebensprinzips, mußte, ob früh oder spät, zur Ueberwindung des Krieges führen.

Das war der eine Weg. Die Haltung der einzelnen Fraktionen der Internationale zeigt nur zu deutlich, daß man ihn nicht konsequent verfolgt hat.

Auf welche Art ist man nun von ihm abgekommen?

Wir gehen hier von den zwei Punkten aus, die für die Geschichtsphilosophie der Arbeiterbewegung von zentraler Bedeutung sind.

1. Die ganze moderne Kultur drängt zu einer Umgestaltung des Lebens.
2. Das Proletariat ist berufen, diese Neugestaltung durchzuführen.

Es ist die Tragödie der sozialdemokratischen Internationale, daß sie diese zwei Kraftzentren ihrer Spannung beraubt hat. Das, was ihr revolutionäre Energie einflößen sollte, hat sie veräußerlicht und erlahmen lassen. Daran ist sie zu Grunde gegangen.

1. Der Gedanke, daß die bestehende Wirklichkeit einen ungeheuren Konflikt in sich birgt, der nur durch die Entladung von revolutionären Willen gelöst werden kann, wich bald der Ueberzeugung, daß die Wirklichkeit gleichsam von selbst das Neue bringt. Aus dem, was zur Revolution aufruft, nur auf dem Wege des Gegensatzes zur Revolution treibt, machte man die Revolution selber. Um die Umwälzung nicht mehr selber durchführen zu müssen, verlegte man sie in die Geschichte. Wir haben kein schlagenderes, klassischeres Beispiel für die Psychologie der Erlahmung und der bequemen Verlegung des Schwergewichtes außerhalb des eigenen Wollens, als die Vollmacht, welche der Sozialismus der „Entwicklung" erteilt hat. Nirgends offenbaren sich die tiefsten seelischen Triebe und Konflikte, wie hier. Was tut der Mensch nicht alles, um dann schließlich selber wenig mehr tun zu müssen. Wir haben hier die Psychologie der Delegation, der Selbstentäußerung in ihrer vollen, klaren Gestalt, mit all ihren Taschenspielerkünsten, ihrer unglaublichen Fähigkeit, andere und schließlich sich selber zu düpieren. Aus einer Lage, die, nur indem sie Trotz, Empörung, Glaube, revolutionäre Leidenschaft auflammen läßt, den Sozialismus verwirklichen kann, machte man eine Stufe der Entwicklung, die von selbst, durch die logische Entfaltung ihrer Widersprüche den Sozialismus herbeiführt. Der Sozialismus steigt aus dem Kapitalismus empor, wie die Sonne aus den Morgennebeln der Dämmerung. Eine „naturnotwendige Entwicklung" wurde die Delegationsbehörde des Sozialismus. Damit gab man sich dieser Entwicklung preis. Kein Grund, ihr auszuweichen, sie mißtrauisch zu behandeln, wenn sie doch so freundlich ist, den Sozialismus zu verwirklichen. Warum denn auch? Sie mag vielleicht seltsame Wege gehen, aber daß sie zum Ziel führt, darüber besteht doch kein Zweifel. Und in dem Maß, als man im Bestehenden die Garantie der besseren Zukunft sah und fand, verschwand aus der Sozialdemokratie der wahre revolutionäre Geist, der Gegensatz gegen das Bestehende. Es verschwanden Trotz, Glaube, Leidenschaft. Es verschwand die Spannung, die, rein und lebendig erhalten, sich zu einer großen, wahren sozialistischen Kultur hätte auswirken können. Es kam zu dem Ausschnitt, zu der klugen Selbstbeschränkung, die man die offizielle Partei, die offizielle Politik, das offizielle Programm nannte und deren Mängel man vertuschte, indem man sie mit religiöser Autorität und kirchlicher Unfehlbarkeit ausstattete.

Und immer mehr galt es als Dogma, daß die Ziele dieser Partei durch die Geschichte garantiert seien. Der autoritäre Gottesbegriff und die Kirche waren nur auf dem Papier überwunden. In Wahrheit waren sie geblieben. In schlimmerer Gestalt. Eine unpersönliche, rätselhafte Entwicklung verbürgt den Sieg des Fortschritts, indem sie ihrer Vertreterin auf Erden alle Weisheit anvertraut hat. Petrus führt auch außerhalb der katholischen Kirche sein Schlüsselmandat.

Man kann sich schwerlich des Lachens enthalten, wenn angesichts der heutigen Lage ein deutscher Genosse uns den Trost spendet: „Vergesset nicht, Genossen, daß wir die beste Geschichtsphilosophie haben. Sie hat nie versagt und wird nie versagen. Und sie lehrt uns, daß der Sieg des Sozialismus unvermeidlich ist." So mag sich der ganz gläubige Katholik zur Kirchenlehre flüchten. Hört hier nicht jedes Recht auf, Kritik zu üben? Der göttliche Ursprung ist ja garantiert. Man muß bei solchen Aeußerungen lachen, aber man darf nicht vergessen, daß wir hier nur das lustige Satyrspiel nach der ernsten Tragödie haben. Was uns hier so unendlich komisch vorkommt, ist lange mit blutigem Ernst für die absolute Wahrheit gehalten worden. Man hat sich darauf verpflichtet, wie man sich in der Kirche auf Dogma und Katechismus verpflichtet.

Es gehört zu den peinlichsten Tragödien der Geschichte, daß die Sozialdemokratie nichts so maßlos vergöttert hat, wie das, was ihr, ob früh, ob spät, den Todesstoß versetzen mußte.

Wenn man die Geschichte mit der Verwirklichung des Sozialismus betraut, muß man der Geschichte blindlings folgen. Der 4. August ist die Konsequenz des historischen Fatalismus.

Wie kann man erwarten, daß Leute, die sich an eine unpersönliche Entwicklung verkauft haben, ihr plötzlich absagen, wenn sie von ihr in den Untergang gestürzt werden.[1]) Man kann sich nicht mehr losseilen, wenn der Führer bereits gerutscht ist und die ganze Kolonne mitreißt.

Der ganze weitere Jammer ergibt sich ohne weiteres aus dieser Grundentgleisung.

---

[1]) Klassisch bei Cunow „Parteizusammenbruch!" „Nicht nur für die marxistische, für jede auf wissenschaftlichem Boden fußende Gesellschaftslehre handelt es sich gar nicht um die Frage, was *möglicherweise, vielleicht, unter anderen Umständen* sein könnte, und ob man sich nicht auch die Entwicklung als in anderer Richtung verlaufend zu denken vermag, *sondern einfach um das, was ist*, das heißt, was sich aus den geschichtlich gegebenen Voraussetzungen ergibt und wirklich zur Existenz gelangt, also sich im Entwicklungslauf durchsetzt. Das, was eben in der Entwicklungsfolge Gestalt und Leben gewinnt, *ist historisch notwendig*. Ob der einzelne sich die Entwicklung anders zu denken vermag, ob sie ihm gefällt, ob sie seinen Moralanschauungen entspricht, ob sie kriegerische Gefahren heraufbeschwört, *hat mit der historischen Bedingtheit und Notwendigkeit der Entwicklungsvorgänge nichts zu tun.*"

Wenn man einmal auf dem Standpunkte steht, daß die Entwicklung von selbst zur Verwirklichung des Endzieles drängt, dann gewinnen die einzelnen Faktoren und Stufen dieser Entwicklung einen ganz anderen Sinn. Es gibt keine teuflischen Mächte mehr, die uns zur Empörung treiben. Mit der Zeit wird man in allem, aber auch in allem, ein Werkzeug des Fortschrittes sehen. Von der Verbeugung, die man der allgemeinen Entwicklung macht, bis zum servilen Diener vor dem nationalen Machtstaat ist nur ein Schritt. Die chauvinistische Haltung der Sozialdemokratie hat eine lange Vorgeschichte, die nur dem naiven Zuschauer verdeckt bleiben konnte. Sie ergibt sich aus ihrem optimistischen Fatalismus. Man zieht nur die äußersten Konsequenzen einer grundsätzlichen Stellungnahme.[1])

Der soziale Pathologe konnte aus gewissen Symptomen lange vor Ausbruch des Krieges das Kommende ahnen, wie der Mediziner beim infizierten Gehirn schon die äußersten Lähmungserscheinungen voraussieht, die erst nach Jahren auftreten werden.

Theoretisch stand man auf gespanntem Fuß mit den bestehenden politischen Formen. Praktisch war man schon zu jedem Kompromiß geneigt, bestrebt, sie zu benützen, zu verwenden, darauf einzugehen, wenn sie ein Minimum von Zugeständnissen garantierten. Es gab schon vor dem Krieg einen Trinkgeldersozialismus. Der Antimilitarismus war auf dem Papier. Es gab schon vor dem Krieg einen sozialistischen Aberglauben an die Rolle des Staates, des auf Gewalt, Ausbeutung, auf den blutigen Gegensatz gegen andere Nationen gestützten Staates, den man für ein Werkzeug des Sozialismus hielt. Was die Herren Cunow, Lensch, Heine und Scheidemann nun so naiv ausdrücken, das war schon vorher da. Nur nicht so unverblümt und so komisch gesagt.[2])

---

[1]) Mit vollem Rechte schreibt Schreyer (Die Sozialdemokratie und der Krieg): „Daraus ergibt sich nun (im Sinne der historischen Materialien) als logische Folgerung, daß der Mensch oder die Partei, die den Sozialismus wollen, darauf hinarbeiten müssen, daß die imperialistischen Tendenzen sich möglichst schnell entwickeln können, um so ihren Zusammenbruch möglichst zu beschleunigen. Nun liegt der Weltkrieg unbedingt im Interesse des Imperialismus. Jede Machtausbreitung eines Landes bedeutet für den Imperialismus eine größere Ausbeutungs- und Entwicklungsmöglichkeit. Der heutige Kampf zwischen den Großmächten ist letzten Endes nichts weiter als ein Kampf um die Vormachtstellung auf dem Weltmarkte für den heimatlichen Imperialismus.

„Baut nun die Sozialdemokratie ihre Anschauungen auf obige Lehren des Marxismus (dem sogenannten „wissenschaftlichen" Sozialismus) auf, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie auch den Weltkrieg unterstützt. Denn liegt derselbe zunächst zwar im unmittelbaren Interesse des Imperialismus, so ist seine weiterliegende Folge doch (in Konsequenz marxistischer Lehren) ein Näherrücken des Sozialismus. Es kommt jede Ausbreitungsmöglichkeit des Imperialismus letzten Endes doch dem Sozialismus zu gute, da durch diese Ausbreitungsmöglichkeit für den Imperialismus am ehesten die Bedingungen sich entwickeln können, die die Zersprengung des Imperialismus und die Ausreifung des Sozialismus bringen werden."

[2]) Ganz klassisch Heine: „Und weiter gilt es, den Heldenmut unserer im Felde stehenden Genossen zu stählen, ihren Siegeswillen dadurch zu stärken, daß

2. Im engsten Zusammenhang mit dieser ersten Erlahmung steht eine andere Abschwächung der Spannung (vergl. die beiden Punkte S. 176).

Einer welthistorischen Lage, deren blutige Widersprüche durch persönliches Eingreifen, durch die Revolution gelöst werden, entspricht ein Proletariat, das selber eingreift, bei dem die Revolution in persönlicher, charaktervoller Gestalt lebt.

Einer Lage, deren Widersprüche trotz allem Anschein die absolute Garantie bieten, daß es anders wird, entspricht ein Proletariat, das mit der Zeit die Spannung, die in ihm liegt, abschwächt und gänzlich auf die Seite tut.

Einer Entwicklung, die mechanisch, durch eine immanente Naturnotwendigkeit das Höchste verwirklicht, entspricht ein Proletariat, das selber zu etwas Mechanischem wird. Ein Proletariat, das die Geschichte zu seiner Delegierten gemacht, sie mit seiner Vollmacht betraut hat, genießt die Ruhe des Wählers, nachdem der Stimmzettel in die Urne gelegt worden ist. Der Delegierte besorgt es weiter, was sollen weitere Anstrengungen? Das Proletariat wird mit schauderhafter Folgerichtigkeit die abschüssige Bahn hinuntergetrieben. Es wird selber, immer mehr das Opfer der Entpersönlichung, der Veräußerlichung des Lebens. Es glaubt nur noch an die Allmacht der Delegation. Und die Delegation ist der Tod des kraftvollen, persönlichen Selbstwollens, Selbstdenkens, Selbsthandelns. Schlimmer noch als das Versagen der Führer war es, daß man es auf die Führer, auf eine bureaukratische Leitung, nicht auf Persönlichkeit und Initiative abgestellt hatte. So will eine furchtbare, unabwendbare Konsequenz, daß die zwei Punkte, die in schöpferischer Wechselwirkung die Spannung erhöhen, die Leidenschaft anfachen sollten, durch das Zerrbild ihres wahren Verhältnisses, sich gegenseitig hemmen und schwächen.

Die Sozialdemokratie hat sich auch durch die schlimmen Konsequenzen, zu denen sie notwendig getrieben wurde, nicht zur Einsicht bringen lassen, daß sie von einer falschen Einstellung ausging und einen großen Zweck auf verkehrtem Wege zu erreichen suchte. Sie ist, soweit sie offizielle Partei war, damit immer mehr zur großen Form geworden. Es fehlte am Trotz, am Glauben, an der lebendigen Seele, an diesem großen, geheimnisvollen Etwas, das die große, heilige Sache mit sich bringen sollte, und mit dem sie den Einzelnen zu einem leiden-

---

sie an jedem Tage aufs neue erfahren, die deutsche Sozialdemokratie weiß sich eins mit ihnen in dem Gedanken, daß sie nicht nur für ihre ureigenen Interessen, nicht nur für ihren Stand und ihre Klasse kämpfen, sondern auch, daß der steile Weg, den sie jetzt gehen müssen, zu den Höhen der Zivilisation der Menschheit führt.

In diesem Bekenntnis liegt gewiß keine Auflehnung gegen das Prinzip der Internationale."

Und Cunow: „In der Tat, wenn es ein Mittel gäbe, den internationalen Befreiungskampf des Proletariats gegen den Kapitalismus auf Jahrzehnte zurückzuwerfen, so wäre es der Niederbruch des Deutschen Reichs in diesem Kriege gegen England."

schaftlichen Vertreter werden läßt. Das Aeußere gewann immer mehr die Herrschaft über den Geist, das Unfreie über die Freiheit. Die Revolution war mechanisch geworden. So brauchte es nicht mehr viel, um die Revolution zu streichen und die Maschine zu einem anderen Zwecke funktionieren zu lassen. Sie war technisch so wunderbar organisiert, daß es dann gleichwohl ging. Man spürte nicht einmal viel davon, daß eine andere Hand den Betrieb leitete. Die Maschine gehört dem, der sie zu gebrauchen weiß. Die große, aber geistlose Form dient dem, der seinen Geist hinein tut. Auch wenn es ein teuflischer Geist ist. So ist es dem Sozialismus mit dem Nationalismus und dem Militarismus ergangen.

VI.

Die Entwicklung des Marxismus als Symptom.

Die ganze Wendung, die der jetzigen Stellungnahme der Sozialdemokratie zu Grunde liegt und zum Zusammenbruch geführt hat, ist klassisch verkörpert in der Entwicklung des Marxismus und in seiner Stellung zur Gesamtbewegung und zu ihren einzelnen Strömungen.

Der Marxismus ist eines dieser seltenen Gebilde, in denen sich das ganze Streben einer Zeit nach Befreiung, nach Ueberwindung ihrer Konflikte verkörpert. Wille, Sehnsucht, revolutionäre Leidenschaft werden sich selber gegenständlich und wirken durch diese Verkörperung ihres reinen Selbst, befreiend, anregend. Das ist der Marxismus für den proletarischen Befreiungskampf des Proletariats und damit für den Befreiungskampf der modernen Kultur überhaupt. Er ist der klassische Ausdruck der revolutionären Stimmung gegen die unpersönlichen, verheerenden Mächte des Kapitalismus und Militarismus. Auf einzigartige Weise hat er die einzigartige Wendung zu formulieren verstanden, durch die die moderne Welt den Sieg über sich selber erringen und damit die Befreiung der Menschheit durchführen könnte.

So ist er das Selbstbewußtsein des Proletariats geworden, das Selbstbewußtsein einer Zeit, die sich nicht aufgibt und ihre tragische Lage als Anlaß benützt, etwas nie Dagewesenes zu schaffen.

Und nun ist dieser klassische Ausdruck des revolutionären Willens einer der revolutionärsten Zeiten der Geschichte durch eine seltsame Entwickelung zum Ausdruck der steigenden Erlahmung der revolutionären Leidenschaft geworden. Die Entwicklung des Marxismus ist die Krankheitsgeschichte der Sozialdemokratie. Es gibt auch auf sozialem Gebiet progressive Paralysen. Eine Entwicklung, die mit Marx' Appell an die Empörung gegen den autoritären Staat begonnen, endet damit, daß man sich bei der servilsten Haltung dem Staat gegenüber auf Marx beruft. Nie hätte Marx mehr Grund gehabt zu sagen: „Ich selber bin nicht Marxist", als heute.

Die Entwicklung des Marxismus, die ein so charakteristischer Ausdruck der geistigen Erlahmung und die Vorgeschichte des jetzigen Zusammen-

bruchs ist, ist freilich nicht eine einfache Degeneration. Der Marxismus enthält Elemente, an welche die Degeneration, die progressive Lähmung anknüpfen konnte. Er ist die Revolution unter Hemmungen. Er ist die leidenschaftliche Empörung in mechanischer Gestalt. Das Charakteristische an der Deformation, zu welcher die Sozialdemokratie ihn gebracht hat, besteht darin, daß gerade die unfreien Elemente das Uebergewicht über die andern bekamen. Der Marxismus gab der Sozialdemokratie die Revolution in unfreier Form. Sie konnte die Revolution von der unfreien Form befreien, das wäre die richtige Entwicklung des echten Marxismus gewesen. Nun hat sie im Gegenteil die unfreie Form auf Kosten der revolutionären Seele so sehr gestärkt, daß die Revolution selber zur Form geworden ist. Nur muß sie nicht meinen, daß dies die notwendige Entfaltung des Marxismus war. Es ist das Zerrbild seiner wahren Entwicklung und damit das Selbsturteil über die Entwicklung, die man befolgte.

Die — zum Teil freilich ganz schlimmen — Ansätze, die schon dem Marxismus etwas Unfreies verleihen, der historische Fatalismus, der Materialismus, und der seltsame Wahn, daß ökonomische Ziele auf politischem Wege erreicht werden können, sind von der offiziellen Sozialdemokratie mit einer Treue und warmen Vorliebe gepflegt worden, die sie den wahrhaft großen Errungenschaften Marx' niemals gewidmet hat. Sie hat daraus Dogmen, Kirchenlehren gemacht. Das Unfertige hat sie kanonisiert, das Unfreie hat sie zu einem Bekenntnis umgestempelt. Für das Erlahmende am Marxismus hat sie sich gegen Ketzer gewehrt und Ketzergerichte veranstaltet. Aus Treue zu Marx hat sie Marx vernichtet. Der historische Materialismus ist ihr zu einem Mittel geworden, sich völlig an das Bestehende und seine Entwicklung zu verlieren. Sie hat die „historische Entwicklung" vergöttert, angebetet, sie hat die letzten Konsequenzen des historischen Materialismus gezogen. Sie steht nun vor ihm wie der gläubigste, devoteste aller Wähler vor dem Abgeordneten, den er soeben in die Behörde gesandt hat.

Daß man die Geschichte delegiert und ihr die Verwirklichung des Sozialismus anvertraut, ist die Folge des konsequent gedeuteten historischen Materialismus. Freilich dann auch, daß man alle ihre tollsten Streiche mitmacht. Es geht doch zum Ziel. Freilich auch, daß man sich in den Abgrund stürzt, wenn die große Gottheit es verlangt, geht es doch zum Ziel. „Genossen, wir haben die beste Geschichtsphilosophie. Sie deutet alles, sie erklärt alles, sie zeigt wieso alles hat kommen müssen, zeigt aber auch, daß alles anders kommen muß." Man hat von der Prädestination und ihrem eisernen Trost nie überzeugter geredet, als die marxistischen Wanderapostel vom ökonomischen Materialismus.

Desgleichen mit dem Klassenkampf. Der echte, revolutionäre Marx, der Marx der „Heiligen Familie", der „Kritik der Hegelschen Philosophie", der „Judenfrage" hat noch einen gewaltigen, freien Be-

griff vom Klassenkampf. Er weiß freilich, daß das Proleteriat seinen Befreiungskampf führt, gezwungen ist, sich selber zu befreien, um die Menschheit zu erlösen. Aber er weiß auch, daß dieser Kampf der ganzen Menschheit gilt, und das hohe Ziel gibt auch seinem Klassenkampfbegriff etwas unendlich Weites und Hohes.

Aber man hat es besser verstanden, als er. Es war viel bequemer, den Klassenkampf nur zur Befreiung des Proletariats zu führen; ohne sich durch das weitere, größere Ziel stören zu lassen. Führt nur euren Kampf, auf die Art, die euch behagt, ohne euch groß durch weitere Rücksichten stören zu lassen, wenigstens in der Praxis; es liegt ja in ihm selber die Gewähr, daß er die Erlösung der Menschheit bringen wird. So konnte der große, ideale Zweck der allgemeinen menschlichen Befreiung immer mehr zum Anhängsel werden. Und dem Anhängsel konnte man schließlich einen Fußtritt geben, als die Klasseninteressen es erforderten.

Das hat man nun getan. Als das nackte, egoistische Klasseninteresse das Eintreten für den nationalen Staat, die nationale Industrie nahe legte, hat man die weiteren Ziele, die Menschheitsziele mit Füßen getreten. „Zuerst die Nation", schrieb man. Und dachte: „Zuerst die Macht für mich." Man hat noch mehr getan. Noch schlimmeres. Man hat zu beweisen versucht, daß das Eintreten für den nationalen Imperialismus, im letzten Grund die Ziele der Internationale fördern und verwirklichen soll. Verbeugt euch! Ein Rekord ist erreicht. Nie hat man die psychologische Konsequenz so genau und gewissenhaft befolgt. Der deutsche Industrialismus schafft im Dienste des Sozialismus. Der Großindustrielle und der Junker sind unbewußte Marxisten. Warum sollte ihnen der bewußte Marxist Achtung und Mithilfe versagen? Das Unbewußte ist doch die Hauptsache. Die Theologen haben ihnen bereits die Ausbreitung des Gottesreiches anvertraut, warum sollte der Sozialdemokrat sie nicht mit der Verwirklichung des Zukunftsstaates betrauen!

Daß man diese ganze Wendung, mit kirchlicher Intoleranz und Ketzergerichten verteidigt, ist für jeden selbstverständlich, der in Ketzer- und Kirchengeschichte über das ABC hinaus ist.

An Ketzern hat es natürlich während dieser ganzen Entwicklung nicht gefehlt, fehlte es im Moment des Zusammenbruchs nicht, und fehlt es auch heute nicht. Auch eine Erstarrung, ein Zusammenbruch sind nichts Mechanisches. Die Entwicklung, die zum Zusammenbruch der Internationale geführt hat, ist nicht eine einfache Erstarrung des Lebens ohne Gegenwehr des Lebens. Es ist eine äußerst bewegte, lebendige Entwicklung. Es ist nicht die erdrückende, monotone Tragik eines Lebens, das veräußerlicht, mechanisiert wird und damit nur zum Werkzeug des Todes wird. Die Tragik besteht vielmehr darin, daß die Bewegung trotz heftiger, leidenschaftlicher Gegenwehr nicht dem Schlag gewachsen war. Wer die Geschichte der Arbeiterbewegung genau verfolgt, innerlich mitgemacht, wer daran teilgenommen hat,

weiß, was für einen heroischen Kampf die schöpferischen Kräfte gegen Erstarrung und Lähmung geführt haben. Es gab echte Revolution gegen unechte Revolution. Es gab Seele gegen äußere Form, es gab Ketzer gegen Kirchen. Nur waren Revolution, Seele und Ketzer nicht stark genug, um im Augenblicke der Krise den Bankerott des Offiziellen zu vermeiden. Das Schwergewicht lag noch so, daß ein kräftiger Stoß den Fall mit sich bringen mußte.

Der Revisionismus, der mit vollem Rechte und mit richtiger Erkenntnis der Sachlage das Bewußte, das Persönliche, das Ideal mehr in den Mittelpunkt rückte, war zu matt, zu sehr Partei der kleinen Reformen. Er gab den mechanischen Revolutionsbegriff auf, das war seine Größe. Nun gab er damit die Revolution überhaupt auf, und das war seine Schwäche.

Anarchismus und Syndikalismus waren vorhanden, aber noch zu spärlich, oft zu machtlos, noch zu sehr in der Gärung begriffen, ohne Möglichkeit, die Haltung zu bestimmen. All die verschiedenen Strömungen, die der Bewegung mehr Seele, mehr Geist einflößen wollten und stets den Sinn auf das Prinzipielle, auf die geistige Erneuerung, auf das echt Revolutionäre hinlenkten, waren an der Arbeit. Sie hatten bereits neue Sehnsucht geweckt, bereits an der Möglichkeit, das große Ziel auf dem eingeschlagenen Wege zu erreichen, Zweifel aufkommen lassen, bereits eine ganze Erneuerung der Denkart und des Handelns eingeleitet. Es ist das ungeheuer Tragische an diesem Zusammenbruch, daß er nicht das Absterben einer Bewegung ist, die sich ohne Gegenwehr der Umgarnung des Todes hingab. Die große Seele der Arbeiterbewegung wollte leben, mitten in der progressiven Erstarrung. Aber was leben wollte, hatte noch nicht dermaßen über das, was für den Tod reif war, das Uebergewicht davon getragen, als sich der Tod präsentierte.

So ist, auch bei der vollen Anerkennung alles dessen, was in der Sozialdemokratie groß, schöpferisch, heldenmütig gewesen ist, keine Möglichkeit vorhanden, das Urteil über die offizielle, historische Stellungnahme einzuschränken. Für unseren Glauben an die Zukunft, für unsere Hoffnung mag dieses Große alles bedeuten, für die ehrliche Konstatierung des äußeren Bankerottes macht es so gut wie nichts aus.

Das gleiche gilt von all dem Leben, das jetzt noch in der Tiefe gährt, und in kleineren und größeren Eruptionen von seinem Vorhandensein Zeugnis gibt. Wir wissen, daß in den verschiedensten Ländern die Mißbilligung der offiziellen Haltung zunimmt. Wir wissen, daß die Jugend ganz anders denkt als die Führer, die sich zur Preisgabe der Ideale, die sie für sich und für ihre Bewegung vertreten mußten, hinreißen ließen. Was Liebknecht und Ledebour in Deutschland getan, haben Monatte und Keir Hardie in Frankreich und England getan. Russische Genossen sind nach Sibirien gewandert, weil sie die Kriegskredite nicht bewilligen wollten. Im Kampfe gegen Schikanen und Zensur erscheint in russischer Sprache, in Frankreich ein

beherztes Blatt, das gestern „Golos", heute „Nasche Slowo" heißt und morgen vielleicht einen anderen Namen tragen wird, aber stets die unentwegte, charaktervolle Haltung vertritt. Dies alles wissen wir und schätzen wir. Es gibt uns Hoffnung und Freude. Es macht uns die Hoffnung und das Weiterarbeiten, es macht uns die unentwegte Treue zu unserer Bewegung zum Recht und zur Pflicht. Aber wir können es bei der Gesamtbilanz der historischen Stellungnahme der zweiten Internationale nicht bewerten. Erst für die Zukunft, erst für den Voranschlag kommt es in Betracht.

VII.

Schlussbilanz.

So lautet die Schlußbilanz: Bankerott. Freilich nicht in dem Sinne, in dem die Gegner der radikalen, prinzipientreuen Sozialdemokratie nun schadenfroh und hämisch ihren Zusammenbruch konstatieren oder ihr zu ihrer Mauserung gratulieren. Auch nicht in dem Sinne, in dem viele Sozialdemokraten kleinlich und unwürdig vom Zusammenbruch reden, und dabei die Schuld bei den andern, bei den Führern, bei andern Nationen, anderen Gruppen suchen. Auch nicht im Sinne einer hoffnungslosen Lage, die nur Verzweiflung auslöst.

Je mehr wir zu einem weiteren geschichtsphilosophischen Ueberblick über die Krise der Sozialdemokratie kommen, desto mehr können wir auch ehrlich, männlich den Zusammenbruch konstatieren, ohne das Opfer einer kleinlichen, ungerechten, hämischen Beobachtungsweise, ohne das Opfer der Verzweiflung zu werden. Der Zusammenbruch der Internationale im Weltkrieg ist der Bankerott einer Bewegung, die großes geleistet, Leben geschaffen und den Kampf des Lebens gegen seine Hemmungen und Erstarrungen oft mit bewundernswerter Leidenschaft und Energie geführt hat. Den Bankerott konstatieren, heißt hier einfach sagen: Der Geist war noch nicht Herr über das Aeußere, die Seele nicht Herrin der Form. Das große Ziel wurde nicht mit den Mitteln erstrebt, die es zur Wirklichkeit werden lassen konnten. Es war zu wenig Freiheit, zu wenig Leidenschaft, zu wenig Persönlichkeit, zu viel Anpassung, zu viel Kompromiß, zu wenig heilige, aufopfernde Begeisterung da. Man erstrebte die höchsten Lebensformen, ohne die Beziehung zu dem, was dem Leben seine ganze Spannung und heilige Wucht verleiht, gefunden zu haben.

Die Internationale war wohl auf dem Papier. Sie war auch in dem Gemüte, solange nicht allzu schwere Anforderungen an sie gestellt wurden. Zum gemeinsamen Kampf gegen gemeinsame Feinde hatte man sich schon aufgerafft. Aber es fehlte an einer ganz tiefbegründeten Solidarität, die im ärgsten Sturm standhalten konnte. Wenn das Internationale eine wahre Lebensmacht gewesen wäre, hätte man nicht so rasch den Weg des Nationalismus wieder betreten.

Wäre man konsequent antimilitaristisch gewesen, so würde man sich nicht so servil vor dem Militarismus verbeugt haben.

Da waren die Hemmungen noch zu stark. Man war zu viel an das Bestehende verkauft, zu abhängig von der Entwicklung, zu devot gegen die bestehenden autoritären, politischen Formen, zu sehr mit ihnen kompromittiert, um dann, als die größte Kraftprobe verlangt wurde, diese Probe leisten zu können. Es hat an der internationalen Revolution gegen den Krieg gefehlt, weil es an einer auf Initiative, Heldenmut, Opfer und Charakter, völlig geistigen, vom bestehenden losgelösten Internationale fehlte. Es gab keine Internationale des Trotzes, darum hat es auch keine wahrhaft antimilitaristische Internationale geben können. Es gab keine revolutionäre Internationale, darum ist die Internationale in nationale Gruppen zerfallen. Und damit war ihr Schicksal besiegelt.

Die Tragik der Internationale ist nicht eine einfache, monotone Erstarrung. Verblödung ist nichts Tragisches. Die Tragik war, daß auch das Leben in ihr nicht lebendig genug war, um der Umklammerung des Todes zu entgehen und schließlich zu einem Werkzeug des Todes werden mußte. Der Zusammenbruch der Internationale ist eines der größten historischen Beispiele dafür, daß das Leben nie an seinem Lebenswillen, sondern an seinem Mangel an Leben zu Grunde geht. Das höchste Ziel ist immer am meisten gefährdet, weil es ganz auf das Höchste angewiesen ist, wenn es die Welt erobern will.

Es ist die Tragik und damit der Sinn des Lebens, daß das Leben, wenn es auf seine volle Spannung verzichtet, nicht Leben bleibt, sondern zu einem Werkzeug der Verheerung wird. Daß der Sozialismus, die Organisation und Steigerung der schöpferischen Kräfte der Menschheit, zum Kriegssozialismus und damit zur Organisation der Zerstörung geworden ist, ist nur in ungeheurem Maßstab das, was uns jede tiefere Psychologie lehrt. Wir gehen an den Gestalten zu Grunde, die wir selber schaffen, sagt Goethe. Wir gehen zu Grunde und reißen andere in den Untergang, wenn wir an die Stelle unserer absoluten, heiligen Bestimmung etwas Relatives, Kleinliches setzen. Wir fallen umso tiefer, je mehr wir mit ungenügenden Mitteln zu steigen suchen.

Das ist der tiefere Sinn des Zusammenbruchs einer Bewegung, die wir scharf bewerten und beurteilen müssen, nicht nur, weil wir ihr selber angehören, sondern weil sie gerade wegen ihres hohen Ideals eine scharfe Bewertung herausfordert, sobald sie das Ideal verkleinert, und weil nur die Schuld uns die Hoffnung des Neuaufbauens wieder geben kann.

So reiht sich der Zusammenbruch der Internationale den düsteren weltgeschichtlichen Wendungen an, die aus einer schöpferischen eine zerstörende Kraft werden lassen.

Die größte zeitgenössische Parallele ist der Bankerott der christlichen Kirche im Weltkrieg. Wie auch die Erstarrungen des christlichen

Lebensimpulses, die Verheerungen, Unterdrückungen, derer sich die zur autoritären Form, zur „Kirche" gewordene christliche Lebenskraft schuldig macht, die auffallendste Aehnlichkeit mit der Leidensgeschichte des Sozialismus haben. Die Sozialdemokratie verhält sich vielfach zum Sozialismus, wie die Kirche zum Christentum. Das heißt, wie der Ausschnitt zum Ganzen, wie die Form zum Inhalt. Wie das eingedämmte Gewässer zur lebendigen Quelle.

Vor bald zwei Jahren erklärte mir ein deutscher Sozialdemokrat: „Die deutsche Sozialdemokratie hat nun die größte Aehnlichkeit mit der Kirche zur Zeit Konstantins. Sie ist zur großen, wunderbar organisierten, technisch tadellos funktionierenden Form geworden. Aber es fehlt der Geist, die Seele. Sie wartet auf den Cäsar, der die Form so brauchen wird, wie er will." Der Cäsar hat nicht lange auf sich warten lassen. Es war kein persönlicher Imperator, aber der nationale Machtgedanke. Und dies gilt nicht nur von Deutschland.

In diesem Sinne den Bankerott konstatieren, schließt Pflichten und Rechte in sich.

Einmal die rücksichtslosesten Pflichten: Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit. Die Bereitwilligkeit, Fehler zuzugeben, anzuerkennen, daß man geirrt, gefehlt hat und umlernen muß. Es gibt gegenwärtig nichts Widrigeres, als die Haltung der Sozialdemokraten, die sich jeder Einsicht, jedem Schuldgefühl verschließen. „Nichts lernen und nichts vergessen" ist nun für den Sozialisten ein Verbrechen an seiner großen Sache. Trostprediger und Trostbüchlein sind Gift und Giftspender, wenn sie den Blick von den Fehlern und Fehltritten abzulenken suchen und eine Bewegung, die nun umlernen muß, durch Phrasen und Dogmen in eine falsche Sicherheit einwiegen, die nur eine gleich schlimme Krise zur Folge haben kann.

Den Zusammenbruch konstatieren, wie wir es hier zu tun versucht, heißt darum auch die Bankerotterklärung auf alle Versuche ausdehnen, welche auf ungenügende Art an die Arbeit des Wiederaufbauens treten.

Wir sind weit zurückgegangen, als wir die Gründe untersuchten, die zum Zusammenbruch geführt haben. Dies gibt uns wohl das Recht, bei unserer Bewertung der jetzigen Krise auch ein Stück Zukunft ins Auge zu fassen und zu sagen: Der gleiche Bankerott wird auch alle Versuche, den Sozialismus auf eine Art zu beleben, die nicht seiner Größe entspricht, unerbittlich treffen. Zum Tode verurteilt ist von vornherein ein Sozialismus der kleinen, matten Reformarbeit, der verschämten Stellungnahme. Der Sozialismus kann nicht als Anhängsel der heutigen Kultur leben. Die jetzige Krise hat gezeigt, daß er jede Hoffnung aufgeben muß, seinem Prinzip zum Siege zu verhelfen, wenn er sich grundsätzlich mit den bestehenden Kulturformen einläßt und sie als Ausgangspunkt benützt. Das Todesurteil erstreckt sich auch auf die Versuche, eine unechte, unfreie Revolution in den Mittelpunkt zu stellen. Leben kann nur eine Revolution mit revolu-

tionärer Seele. Tod ist die Revolution der Phrase, der papierenen Resolutionen. Bankerott, bevor sie ihr Geschäft recht entfaltet, ist die Revolution, die immer wieder alles von außen erwartet, die Revolution des großen geheimnisvollen X., die mechanische Revolution, die nicht bis zu den Tiefen das Ich aufwühlt, und neuen Geist, neuen Willen schafft, bevor sie an die Umwandlung des Aeußeren geht. Die größte Gefahr für die Sozialdemokratie ist jetzt nicht ihr Tod, sondern ihr Lebenswille, wenn sie, ohne wahres Leben zu haben, wieder leben will.

Eine wahrhaft geschichtliche Bewertung des Zusammenbruchs kann darum nicht bei der Betrachtung der Vergangenheit Halt machen, sondern muß kurz zu den Bewegungen Stellung nehmen, die angeblich leben wollen aber in sich den Keim des Zerfalles tragen. Sie sind nur Ausläufer des welthistorischen Zusammenbruches der Internationale.

Erst wenn diese Pflichten — so widerwärtig sie sind — erfüllt sind, erhebt sich das Recht, das sich aus der Konstatierung des Zusammenbruches ergibt. Das heilige Recht, neu anzufangen, neu zu beginnen, sich neu zu begeistern und an die Arbeit zu gehen. Einen solchen Bankerott auf eine gemeinsame große Schuld zurückführen, heißt die Garantie geben, daß ein neuer Kollektivangriff, von einem neuen Geist beseelt, gelingen kann, wo der frühere trotz allen Anstrengungen mißlingen mußte.

Das Leben ist nicht bloß Erstarrung, nicht bloß Entfaltung des Geistes. Das Leben ist der Kampf des Geistes mit seinen Erstarrungen. Und wenn die Erstarrung den Tod gebracht, hat die Stunde für einen neuen Geist geschlagen.

Wenn die Darstellung hier abbricht, und selber nicht vom Rechte Gebrauch macht, das sie allgemein postuliert, so ist es, weil sie nur eine erste Anregung sein möchte das Problem auf einer weiteren Grundlage zu lösen, und wegen der Bedeutung der Frage, möglichst viele andere zu Worte kommen lassen wollte. Ihr Zweck ist erreicht, wenn sie durch einen redlichen Versuch, ohne kleinliche Rücksichten, ohne Schönfärberei und Vertuschen Fehler und Mängel aufzudecken, aus der Tiefe des Versagens, auf ihre bescheidene Art, einen neuen, kräftigen Willen anzuregen vermag. Ich darf sagen, daß sie die schwere Pflicht des Urteilens und Kritisierens, als *schwere* Pflicht empfunden hat und mehr als einmal nahe daran war, sie als zu schwer und zu antipathisch von sich zu weisen.

So darf ich vielleicht hoffen, daß sie, indem sie die Pflicht scharfer Kritik und ehrlichen Geständnisses betont, zugleich dazu anregt, von dem Recht Gebrauch zu machen, das sie erringen möchte. Vom Recht, nun weiter zu hoffen und neu anzufangen.

J. Matthieu.

Neues Leben.

In den Herzen und Köpfen der Anhänger der modernen Arbeiterbewegung und des Sozialismus, besonders in den Ländern, die bisher von dem Wahnsinnshauch des Patriotismus verschont geblieben sind, beginnen allmählich, nachdem die innere Erschütterung über das totale Versagen und den Zusammenbruch der Internationale einer ruhigen Nachdenklichkeit Platz gemacht hat, Gefühle und Gedanken aufzusteigen, die den Ruf auslösen: Aufwärts zu neuem Wollen, zu neuer Arbeit, zu neuem Leben.

Man verurteilt die Haltung der Arbeiterklasse im allgemeinen und die der Sozialdemokratie im besonderen, stürmische Reden werden gehalten gegen die Arbeitervertreter in den Parlamenten, die sich dazu hinreißen ließen, den Patriotismus der Junker und profitsüchtigen Bourgeois mitzumachen, neue Zeitschriften erscheinen, die, wenigstens dem Klange des Ausdrucks nach, Front machen wollen gegen alle Orthodoxie und Bevormundung, die sich in der Bewegung breitmacht. Also an Symptomen der Unzufriedenheit und an ehrlicher Sehnsucht nach Neuem und Vorwärtsstrebendem fehlt es gewiß nicht, aber so erfreulich diese innere Gärung und der sehnsüchtige Drang nach Neugestaltung auch sein mag, man kann sich eines gewissen Gefühls des Skeptizismus kaum erwehren, wenn man nach näherem Hinschauen die Beobachtung machen muß, daß dieses unsichere Tappen und Suchen nach einer neuen Spur, sich noch in unendlicher Weite bewegt von dem Wege, den die Zukunftsbewegung der Arbeiterklasse einschlagen muß, um endlich herauszukommen aus der sie immer wieder festbannenden Einkreisung der häßlichen, bürgerlich-kapitalistischen Welt. Denn jene, welche wirklich neue Bahnen weisen in Wort und Schrift, und sich überall Mühe geben auch praktisch etwas Neues zu tun, das sind diejenigen, welche auch vor dem Kriege schon ein wenig abseits standen, und wenn auch mehr denn je ihre Propaganda bei der großen Masse Anklang und Anerkennung findet, so hindert uns das nicht, auch zu sehen, daß die offiziellen Propagandisten, auch diejenigen, die es ehrlich genug meinen, nicht nur nichts Neues gelernt haben, sondern im Gegenteil nach Kräften bemüht sind, das Alte und fast schon Abgestorbene aufs neue zu konservieren.

Und doch liegt diesen sonderbaren Galvanisierungsversuchen einer gleicherweise unmöglich gewordenen Weltanschauung wie Taktik der proletarischen Bewegung, wie hier nicht verkannt werden soll, ein ehrliches Streben zu Grunde. In Erinnerung an die Zeit vor zwanzig Jahren, als besonders die deutsche Arbeiterbewegung noch rein ihre Prinzipien vertrat, als man den verderblichen Kuddelmuddel und die Kompromisselei, die nachmals die Politikanten angerichtet haben, noch nicht kannte, glaubt man heute, die Bewegung in jene verlassenen Bahnen wieder zurückdrängen zu müssen. Man erkennt ganz richtig,

daß die äußere Größe und Bedeutung einer sozialen Bewegung, allein noch keineswegs zu großen Handlungen den Anstoß geben kann, sondern daß die Tatkraft abhängig ist von dem Geiste, der sie beseelt. Aber die Folgerungen, die man von jener Seite aus dieser Erkenntnis zieht, die gilt es, in ihrer Verkehrtheit zu beleuchten.

Man sagt nämlich, die Arbeiterbewegung Europas stand nicht mehr, nach einer anderen Lesart heißt es, noch nicht auf dem Boden der marxistischen Weltanschauung, darum mußte sie versagen. Ergo: Tun wir in Zukunft alles, um der Masse diese Anschauungen auseinanderzusetzen, geben wir jedem ein klares Wissen von den ökonomischen Zusammenhängen der kapitalistischen Gesellschaft, bis auch der letzte Arbeiter die Einsicht gewonnen hat, daß seine materiellen Interessen nicht mit den kapitalistischen identisch sind. Die Art dieser Propaganda, die angeblich neu sein soll, kommt am deutlichsten zum Ausdruck in einer seit kurzem in der Schweiz erscheinenden Monatsschrift, die den gleichen Titel trägt wie dieser Aufsatz.

Es ist nun hier nicht der Ort, uns mit den Anhängern des Marxismus im Großen kritisch auseinanderzusetzen und wir wählten den obigen Titel nicht in dem Bewußtsein, etwas Neues sagen zu können. Nur ein paar allgemeine Gedanken, die längst schon da waren, aber in Vergessenheit geraten sind, unserer Meinung nach durch den Marxismus in Vergessenheit geraten sind, möchten wir hier von neuem auffrischen und den Marxisten entgegenhalten.

Alle Menschen, die gelebt haben und noch leben, und die nicht sowohl äußerlich, als vielmehr innerlich unter den sie umgebenden Zuständen gelitten haben und leiden, wußten es und wissen es heute wieder: Damit auf der Erde wirkliche Kultur und ein freudiges Miteinanderleben der Menschen möglich ist, ist es nicht allein nötig, daß die äußere, sondern vor allem, daß die innere Welt eine andere werde, ist es nicht nur nötig, daß wir arbeiten mit der raffiniertesten Technik und den gewaltigsten Maschinen, sondern vor allem, daß wir andere Menschen haben. Das wissen auch die Anhänger der materialistischen Geschichtsphilosophie, und doch besteht zwischen ihrer und unserer Auffassung ein gewaltiger Unterschied. Jene sind nämlich der Annahme, daß mit der Entwicklung und Veränderung der Produktionsverhältnisse auch die geistige und seelische Entwicklung gleichen Schritt halten müsse. Es genügt der Appell an das materielle Interesse der Arbeiter um die bestehenden Verhältnisse umzuwälzen. Das neue Menschenprodukt einer Zukunftswelt wird dann wie von selbst aus dieser Umwälzung heraus geboren werden.

Diese mechanistische Auffassung vom Gange der inneren Entwicklung fängt längst an, einer weiteren Aufwärtsbewegung des Proletariats hinderlich zu werden. Von der Entwicklung der äußeren Welt und dem Appell an die materiellen Interessen erwartet der Marxismus alles. Und es soll hier gar nicht verkannt werden: Gewiß bildet der materielle Egoismus des Proletariats auch in unserer Zeit

noch eine gewaltige Triebkraft auf dem Wege zum Sozialismus, aber keineswegs kann er die einzige bleiben. Von außen her allein, haben wir für die innere Kultur nun und nimmer das Heil zu erwarten.

Solange das Proletariat noch im tiefsten Elend steckte, genügte es, die materielle Begehrlichkeit zu wecken, die „verdammte Bedürfnislosigkeit" der Massen, wie Lassalle sich ausdrückte, zu zerstören, sie genügte solange, als der Arbeiter noch nichts anderes zu sein brauchte, infolge seiner gänzlichen Machtlosigkeit nichts anderes sein konnte, als Negierer und Zerstörer des Bestehenden. Aber einige Jahrzehnte organisatorischen Kampfes haben die materiellen Daseinsbedingungen wesentlich verbessert, die Bewegung ist in die Breite gewaltig gewachsen, sie repräsentiert eine Macht, und mit dem Klassenbewußtsein und Klassenkampf ist es allein nicht mehr getan. Niemals wird uns der Sozialismus erstehen als Produkt einer äußeren Entwicklung oder einer Katastrophe, sondern er setzt zuerst andere Menschen voraus, die „mit vollem Bewußtsein und klarer Erkenntnis ihre Geschichte selber machen" wie Friedr. Engels sagt, Menschen, in denen der Drang lebt, nach schöpferischer Tätigkeit und neuer Kultur. Mehr und mehr kommt es in unserer Zeitperiode darauf an, an Stelle des reinen Klassenbewußtseins das Menschheitsbewußtsein zu wecken, an Stelle des Nur-Klassenkämpfers den Kulturmenschen zu erziehen.

Es kommt darauf an, den Arbeiter innerlich umzuwandeln, ihn loszulösen und vollkommen unabhängig und frei zu machen von all den alten bürgerlichen Anschauungen und Vorurteilen; und nicht nur in seinem Denken, sondern vor allem in seinem Fühlen. Heute ist es nämlich noch so, daß die Mehrzahl der Arbeiter noch wesentlich das gleiche Innenleben führen, wie die Spießer und Bourgeois; kalter Egoismus, Streben nach Geld und Macht, Ehrgeiz und Herrschsucht, Neid und Mißgunst, sind hüben wie drüben die gleichen Untugenden. Dabei soll gewiß nicht übersehen werden, daß der Arbeiter im allgemeinen infolge seiner Klassenlage und dem Leiden von Jugend auf, das den Sinn veredelt hat, an Drang nach gegenseitiger Hilfe und dem Mitfühlen mit dem Nächsten, vor dem Bourgeois schon viel voraus hat, aber das starke seelische Bedürfnis nach einer idealen, sozialistischen Kulturgemeinschaft ist nur noch in geringem Maße entwickelt.

Wie einst Lassalle darauf ausging und in seiner Zeit nur darauf ausgehen konnte, die materiellen Bedürfnisse der Arbeiter zu wecken, so ist es die größte Aufgabe unserer Tage, die geistigen, die seelischen Bedürfnisse in Bewegung zu setzen. Und wie es damals nötig war, daß man die äußere Welt ins Zentrum der Betrachtung rückte, um daran die ganze Unsinnigkeit der kapitalistischen „Ordnung" zu dozieren (das tat der Marxismus, und war insofern geschichtlich notwendig), so kommt es heute darauf an, die innere Welt, die Seele des Arbeiters zu analysieren, zu erkennen, wie die Welt aussehen soll, die unserem innersten Wollen entspricht, uns klar zu werden

über unser seelisches Wesen, über die edlen Triebe, die wir entwickeln müssen, um sie in den Dienst der Kulturbewegung zu stellen und über die schlechten, durch jahrhundertealte Tradition ererbten, die der Entwicklung zu wahrem Menschentum im Wege stehen, und die wir beseitigen müssen.

Längst schon ist in den entwickelten proletarischen Schichten der Drang vorhanden, nicht mehr nur die äußere, sondern auch die innere Welt klarer zu erfassen, umzugestalten und neu zu bereichern. Die gewaltige sozialdemokratische Literatur über die Auseinandersetzung der wirtschaftlichen Zusammenhänge und über nationale und weltwirtschaftliche Probleme läßt immer kälter, man liest psychologische und philosophische Bücher, strebt darnach, auf künstlerischem Gebiete genießen zu können und selbst etwas zu leisten.

Aber alles das, was uns die Literatur der Vergangenheit, von Sokrates bis auf Schopenhauer, über die Innenwelt zu sagen hat, bezieht sich auf das Innenleben der Menschen, die einmal *waren*, der proletarische Kulturmensch von heute hat neue Bedürfnisse, neue Empfindungen. Diese aus dem Unterbewußtsein herauszuheben und verstandesgemäß klar werden zu lassen, wird die nötige Vorarbeit sein, um Menschen zu schaffen, die eine neue Welt in sich tragen, die innerlich losgelöst sind von der schmutzigen Gemeinheit der kapitalistischen Gesellschaft, die das Bild einer Zukunftswelt vor ihrem geistigen Auge haben und klar sehen, wohin sie wollen, die imstande sein werden, die Selbstsucht, die Streberei und den Egoismus, in welcher Form und Gewandung sie auch auftreten mögen, zu erkennen, die losgelöst sind von dem Gängelbande jedes Pfaffen- und Führer- und Politikantentums, die festumrissene, trotzige, individuelle Persönlichkeiten sind.

Nur so wird es der Arbeiterklasse möglich sein, eine Zukunftsbewegung zu schaffen, die im Zeichen des Kulturwillens steht, und die die Fähigkeit haben wird, eine *wirklich neue* Welt aufzubauen.

H. Kötting.

Vom Glauben an die Menschen.

Wenn wir uns eine große, heilige Aufgabe gestellt haben, wenn wir davon reden, es müsse einmal anders und besser werden in der Welt, und die Gerechtigkeit müsse das Unrecht besiegen, dann begegnen wir fast regelmäßig bei unsern Mitmenschen einem Kopfschütteln und einem Lächeln. Man nennt uns Schwärmer und Idealisten, wobei man unter Idealismus so etwas wie Verrücktheit versteht, und wir müssen uns belehren lassen, daß es immer so gewesen sei in der Welt, daß es Recht und Unrecht, Licht und Schatten, Glück und Unglück gegeben hat, daß das Schlechte meistens stärker war als

das Gute, und daß es auch immer so bleiben wird, und auch wir es nicht anders machen werden. Aus solchen Reden unserer Mitmenschen kommt dann oft eine große Mutlosigkeit und Verzagtheit über uns, besonders dann, wenn die, welche so zu uns reden, Leute sind, von denen wir wissen, daß sie mit uns diese bessere Welt wünschen, aber alle Hoffnung auf die Möglichkeit der Erfüllung ihres Wunsches aufgegeben haben.

Es sind die dunkelsten Momente in unserm Leben, diese Stimmungen, wo wir daran zweifeln, ob unsere Ideale nicht wirklich nur Utopien, Phantastereien, herrliche Luftschlösser sind, die vor der Wirklichkeit jämmerlich zusammenfallen müssen; aber diese dunklen Stunden haben das Gute, daß sie uns zwingen, ernstlich darüber nachzudenken, woran es wohl liegt, daß es allen Menschen und damit auch uns selbst so furchtbar schwer, ja fast unmöglich scheint, daß das Beste und Höchste, was wir hoffen und wünschen können, verwirklicht werden könne. Wenn wir dann genug über alle Hindernisse geklagt und gejammert haben, die das heutige Leben, die Gesellschaft, die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse, die Erziehung und ich weiß nicht, was noch alles, uns in den Weg legen, dann kommen wir schließlich, wenn wir ehrlich und aufrichtig sind, zu der Erkenntnis, daß eigentlich nur unser eigenes Ich schuld daran ist, wenn es nicht besser werden kann.

Wir haben große, schöne Ideale, herrliche Gedanken von einer Welt der Wahrheit, der Liebe, der Gerechtigkeit; aber sie sind nur in unsern Köpfen und zu einem ganz kleinen Teil in unsern Herzen und unserm Leben. Was wir davon im Leben verwirklichen, ist nicht mehr als das Almosen, das der Besitzende den Armen schenkt; und so wenig man mit Almosen die sozialen Mißstände beseitigen kann, ebenso wenig können wir mit den Almosen unserer Menschenliebe ein Gottesreich schaffen.

Ich glaube, daß die Stelle in der heiligen Schrift, wo Christus zu dem reichen Jüngling sagt: „Verkaufe alles, was Du hast, und gib das Geld den Armen" gewiß auch auf unsere Ideale angewendet werden kann. Wie der Jüngling alle seine Reichtümer verkaufen, d. h. in Geld — in etwas umwandeln soll, das jeder brauchen kann, um es dann denen zu geben, die dessen bedürfen, und nichts davon für seinen persönlichen Genuß zurückbehalten soll, so sollen auch wir unsern ganzen Reichtum an Idealen umwandeln in Menschenliebe, in Leben, und ihn wie im Gleichnis allen denen geben, die seiner bedürfen, wenn wir damit auch auf persönliche Wünsche, auf die Befriedigung persönlicher Eitelkeit und Eigenliebe verzichten müssen. Und wie es jenem Jüngling ging, von dem es heißt: „er ging betrübt von dannen; denn er war sehr reich!" so geht es eben dann auch uns sehr oft. Auch wir sind schon viele tausend Male betrübt von dannen gegangen, weil uns unsere Ideale so wunderbar groß und schön erschienen, weil wir unsere eigene Erhabenheit darin bewunderten und vergötterten, und es

uns viel zu wenig schien, dieselbe in kleine gangbare Münze umzuwandeln, um sie denen zu geben, die sie nötig haben. Unser großes, leuchtendes Ideal, das die Menschen bestaunen und preisen, ist uns noch immer lieber gewesen, als die kleinen, unscheinbaren Liebestaten, in die wir es ummünzen sollten und die die Menschheit so bitter nötig hat.

Und es ist nun kein Wunder, wenn jeder an sich selbst sieht, wie sein Ideal in der Luft hängt, und er davor zurückschreckt es in Taten umzusetzen, daß man den Glauben an sich selbst verliert. Und wie sollte der, der an sich selbst nicht einmal glaubt, an die andern, an die ganze Menschheit glauben können? Denn fast jeder ist doch für sich überzeugt, daß er allen guten Willen in sich habe, was gut und recht ist, zu tun, und wenn er dann seine eigene Schwäche einsieht, gibt er sich selbst und damit zugleich auch die ganze Menschheit auf, da er überzeugt ist, so ehrlich wie irgend einer gekämpft zu haben und doch unterlegen zu sein. Es ist daher klar, daß ein Glaube an die Menschheit, daran, daß das Gute in der Welt siegen werde, sich nur aufbauen kann auf dem Glauben an uns selbst. Jesus hat diesen Glauben gehabt und deshalb hat er trotz aller Leiden und Enttäuschungen sein Ziel nicht aufgegeben.

Wenn nun auch wir entschlossen sein wollen, nicht zu lassen von unserm Ziel, von unsern Idealen, so gibt es auch für uns dazu nur einen Weg. Wir müssen lernen, an uns selbst zu glauben. Dieser Glaube kann uns nur aus der Ueberzeugung kommen, daß wir imstande sind, „alle unsere Reichtümer den Armen zu geben." Und die Kraft, die uns dazu fähig macht ist der Wille zur Tat. Wir müssen das Gute tun wollen und zwar absolut, bedingungslos, ohne Einschränkung, ohne Wenn und Aber im Großen und im Kleinen, ohne irgendwelche Konzessionen an unsern Egoismus. Und sollte es denn nicht möglich sein, zu sagen: „Wir wollen!" Es zu sagen da, wo es sich unserer eigenen Ueberzeugung nach um das Größte und Beste handelt?

Wir Sozialisten haben es doch schon lange eingesehen, daß ein Haufen Gold, das in einer Kiste aufgespeichert wird, totes Kapital ist und daß es erst Lebenskraft erhält, wenn es in die Hände der Leute kommt, die es bedürfen, um daraus Arbeit und neue Werte zu schaffen. Sind nicht auch die Ideale in unserm Kopf ein ebenso totes Kapital, das auch glänzt, wie das Gold in der Kiste, aber wie dieses erst Kraft und Wert bekommt, wenn wir es ins Leben stellen und dort wirken lassen? Und ist nicht gerade das Sozialismus, Menschenliebe, Religion, daß wir die idealen Werte ins Leben umsetzen?

Und es bedarf dazu durchaus nicht nur großer Heldentaten. Wir müssen im Kleinen, im Alltäglichen anfangen, überall da, wo wir einen Gegensatz, einen Widerspruch spüren zwischen unserm Ideal und den geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen der Gesellschaft, versuchen, nach dem Ideal zu handeln und dürfen uns nicht einschläfern, nicht betäuben, nicht betören lassen durch die Gewohnheit, die Bequem-

lichkeit und unsern Egoismus. Wir müssen ehrlich und gewissenhaft unser eigenes Herz fragen, was in jedem Falle Recht oder Unrecht ist, was Menschenliebe und was Eigenliebe, und wir müssen auf seine Antwort hören und einzig und allein darnach handeln, unbekümmert darum, ob die öffentliche Meinung, oder selbst die uns Nahestehenden damit einverstanden sind. Wir müssen die Liebe leben!

Und wenn wir damit einmal angefangen haben, wenn wir nur ein paar Beispiele an uns selbst erlebt haben, daß wir Herr geworden sind über die Schwäche in uns, und Liebe geübt haben in jenem Sinne, daß wir unser Ich einmal vergessen haben über einer Tat für etwas Großes und Hohes, dann fangen wir auch an, an uns selbst zu glauben; das glückliche Bewußtsein erwacht in uns, daß wir an der unendlich großen Arbeit, das Reich Gottes auf Erden zu schaffen, doch auch ein ganz kleines, winziges Stück mitarbeiten können. Und helfen zu können, daß das Ganze einmal groß und herrlich geschaffen wird, ist gewiß noch viel schöner, als wir es uns heute in unsern Idealen vorstellen können, da wir dem Höchsten und Besten ja noch zu ferne stehen, um es in seiner ganzen Kraft und Klarheit voraus zu ahnen.

Und zugleich mit dem Glauben an uns selbst, kommt auch der Glaube an die Menschheit überhaupt. Denn wer über alle Zweifel und Versuchungen hinweg, doch in sich selbst den Willen zur Tat, zum Guten gefunden und aufrecht erhalten hat, der weiß auch, daß so gut wie er jeder andere die Möglichkeit dazu in sich trägt und deshalb berufen ist am Reiche Gottes auf Erden mitzuarbeiten; und wenn wir mit dem Auge der Liebe das Fünkchen Gotteskraft in allen unsern Mitmenschen suchen und verehren und unsere ganze Lebenskraft dafür einsetzen, alle diese Fünkchen, die wir so entdecken, zu einem großen Feuer zu vereinigen, so wird einst von dem hellen Schein, der von diesem Feuer ausgeht, die Selbstsucht verblassen, und das Reich der Liebe wird triumphieren über das Reich der Macht und Gewaltherrschaft! P. L.

Das verlorene Paradies.

Wir haben seit Jahren so etwas wie eine religiöse Bewegung gehabt. Ein Zug nach religiöser Vertiefung und Verinnerlichung geht durch die Gegenwart. Ein neuer, religiös gefärbter Idealismus erhebt sich wie ein Phönix aus der Asche und dieselben Menschen, die noch vor kurzem über alles spotteten, was sich mit den fünf Sinnen nicht wahrnehmen und mit dem Verstande nicht ergründen und erklären ließ, besuchen heute spiritistische Sitzungen und lauschen den geistreichen Ausführungen der Theosophen; dieselben Menschen

die für alles Uebersinnliche und Unsichtbare nur ein mitleidiges Achselzucken und ein überlegenes Lächeln übrig hatten, erinnern sich wieder an das Wort aus Shakespeares „Hamlet": „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden als unsere Schulweisheit sich träumen läßt."

Freilich: Diese ganze idealistische Neu-Orientierung der Gegenwart ist noch allzusehr angekränkelt von des Gedankens Bläße. Es ist mehr ein unbestimmtes, unbewußtes Ahnen und Träumen, denn ein festgegründetes, lebendiges Glauben und Hoffen. Wie ja trotz allem unser Geschlecht im großen und ganzen dem christlichen Glauben und der Kirche recht ferne steht. Wir dürfen uns da durchaus keinen Täuschungen hingeben. Unsere Zeit war seit langem eine fast ausschließlich diesseitig orientierte Zeit. Wenn sich auch immer deutlicher eine idealistische Richtung anbahnte und der theoretische Materialismus auch wissenschaftlich eigentlich längst überwunden ist, so ist es doch der praktische Materialismus noch lange nicht. Während es in den Kreisen der Gebildeten allmählich zu dämmern und sich zu erhellen beginnt, so lagert doch auf den Massen, auf dem Volke, noch dunkle, finstere Nacht.

Das kommt daher, weil unser Geschlecht Gott aus den Augen verloren hat. Man hat sich immer entschiedener und entschlossener von ihm losgelöst. Man wollte nichts mehr von ihm wissen. Man erwartete allen Fortschritt, alles Gute, alles Wünschenswerte, alles Begehrenswerte von den glänzenden Erfolgen der menschlichen Kultur. Von den Fortschritten in Wissenschaft und Technik erwartete man den Anbruch einer neuen Zeit. Was brauchte man da noch einen Gott, dessen Gebote einem doch nur lästig fielen und in die Quere kamen? Was brauchte man noch einen Himmel, wenn man das Paradies auf Erden haben konnte?

So dachten die Menschen. So haben sie gerechnet. Aber eines Tages, da haben sie einsehen müssen, daß ihre Rechnung falsch war. Da haben sie erkennen müssen, daß sie in ihrem Weisheitsdünkel und in ihrem Fortschrittsfieber die alte Wahrheit vergaßen, die in dem Wort Hiltys ausgesprochen liegt: „Alle wirksame Verbesserung und Hebung der Menschen ohne Religion ist eine bloße Illusion." Da hatten die Menschen nicht nur ihren Gott verloren; da verloren sie auch das Paradies. Denn da kam der Krieg . . .

Und nun geht es den Menschen mit dem Frieden wie es ihnen etwa mit der Gesundheit geht: man erkennt ihren unschätzbaren, unersetzlichen Wert gewöhnlich erst, wenn man sie verloren hat. So lange es Friede war schien es uns eigentlich ganz selbstverständlich und natürlich, daß es immer so bleiben müsse. Und jetzt liegt diese Zeit wie ein verlorenes Paradies hinter uns. Und uns will scheinen, als ob wir es zurückerobern, zurückgewinnen müßten, sobald einmal der Tag erscheint, da es die Glocken

mit Jubelton allem Land und allem Volk wieder künden werden: Friede auf Erden!

Täuschen wir uns aber nicht! Wir haben das Paradies nicht erst mit Ausbruch des Weltkrieges verloren: Wir verloren es längst zuvor! Wir haben ja seit Jahrzehnten den Kampf und Krieg der sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze. Und diesem unblutigen Krieg sind schon unendlich viel mehr Menschen zum Opfer gefallen, als der ganze gegenwärtige Weltkrieg, auch wenn er Jahre dauern sollte, an Gefallenen fordern wird. Wie die Keime einer Krankheit oft jahrelang im menschlichen Organismus vorhanden sind, bis dann eines Tages plötzlich und unerwartet die Krankheit ausbricht, so war es auch mit dem gegenwärtigen Kriege. Die Ursachen liegen Jahrzehnte zurück. Wir haben die Keime nirgends anders als in unsern so verkehrten politischen und gesellschaftlichen von Gott losgelösten Verhältnissen zu suchen. Es ist eine selbstverschuldete Krankheit, die wir uns zugezogen haben, es ist ein selbstverschuldetes Gericht, das über uns hereingebrochen ist; ein Gericht aber auch, in dem ganz unzweideutig und unmißverständlich Gottes Urteil offenbar werden wird.

Das Gericht aber führt uns zur Buße hin. Wir müssen umdenken. Wir müssen umlenken. Wir müssen umkehren von den verkehrten Wegen, auf denen wir bisher gewandelt sind. Nicht nur die politischen Zustände, nicht nur die gesellschaftlichen Verhältnisse, auch die Menschen müssen von Grund aus anders werden, wenn in der Völkerwelt ein dauernder, bleibender, wahrhaftiger und aufrichtig gemeinter Friede Einkehr halten soll. —

Ludwig Fulda hat ein soziales Drama geschrieben: „Das verlorene Paradies." Er stellt darin der reichen Fabrikantenfamilie Bernardi die Arbeiter von Bernardis Fabrik gegenüber und hält darin speziell den Begüterten, den obern Zehntausend einen Spiegel vor. Die Forderung der Fabrikarbeiter um Lohnerhöhung fällt zeitlich zusammen mit der Verlobung von Bernardis Tochter Edith mit dem Baron Richard von Ottendorf. Dieser hat als junger Lebemann sein ganzes väterliches Erbe verjubelt und sucht nun durch die reiche Heirat seine zerrütteten Finanzen wieder ins Gleichgewicht zu bringen. So tritt er als Teilhaber in die Fabrik seines zukünftigen Schwiegervaters ein, fest entschlossen die berechtigten Forderungen der Arbeiter abzuweisen. Er braucht ja den Gewinn für sich — um seiner zukünftigen Gattin das Paradies zu erhalten, das die Eltern ihr in ihrem Heim seit den Tagen der Kindheit geboten hatten. In einer seltsamen Laune kommt da eines Tages Edith — zum ersten Mal in ihrem Leben — in die Fabrik. Sie erschrickt ob dem ohrenbetäubenden Lärm der Maschinen, ob der drückenden Stickluft der Fabrikräume und ob den kümmerlichen Verhältnissen, unter denen die Arbeiter bei kargem Lohn ihr sonnenarmes Dasein fristen müssen; sie lernt eine Seite

des menschlichen Lebens kennen, die ihr, die in Luxus, umgeben von Reichtum und Schönheit, aufgewachsen, bis dahin völlig fremd geblieben war. Dabei wird sie Zeuge einer heftigen Auseinandersetzung ihres Verlobten mit einer Deputation der Arbeiter, deren Forderungen er rücksichtslos und schroff ablehnt; sie wird Zeuge davon, wie Ottendorf den verdienten Leiter des ganzen Betriebes, der Kraft und Gesundheit in den Dienst der Fabrik gestellt und nun zu vermitteln sucht, indem er die berechtigten Ansprüche der Arbeiter verteidigt und in königlicher Hoheit über den Parteien steht, seine Wege gehen heißt. Da bricht der Streik aus. Edith ist vom Gesehenen und Gehörten ergriffen und erschüttert. Sie wirft sich ins Mittel. Sie bricht das Verlöbnis mit Ottendorf und bittet ihren Vater die Forderungen seiner Arbeiter zu erfüllen. In wahrer Seelengröße ist sie bereit das Paradies zu verlieren, das ihr die Eltern geboten hatten, das aber nur aus dem ungerechten Gut ausgebeuteter Menschenarbeit aufgebaut war. — Das Stück Fuldas ist nicht neu. Daß es die sozialen Verhältnisse wahr und lebendig schildert wie sie heute noch sind, beweist, wie wenig wir trotz aller Reformen in den letzten Jahren vorwärts gekommen sind. Zweifellos sind die Gegensätze in der Handlung etwas zu stark betont; auch in den Charakteren sind wohl die Gegensätze etwas zu scharf herausgemeißelt. Dennoch ist das Stück lebenswahr bis in jede Einzelheit. Wenn auch der Schluß mehr idealistisch als realistisch gefärbt ist, so sind doch die Gegensätze in nacktem Realismus geschildert wie sie in Wirklichkeit sind, während man sie im gewöhnlichen Leben beschönigt und verschleiert und die brutale Härte mit einem schönen Mäntelchen salbungsvoller Worte drapiert. Da bringt uns Fuldas Stück eben Wahrheit.

Er zeigt uns Menschen, wie wir sie alle Tage antreffen können. Der brutale Egoist von Ottendorf, der die Rechte seiner Mitmenschen mit Füßen tritt und in pietätlosem Ehrgeiz sein Leben oberflächlichem Genießen opfert, ist ebenso lebenswahr geschildert, wie Bernardi, der im Grunde gutmütig ein weiches Herz hat, sein Idol aber die einzige Tochter ist und der sich über seine ungerechte Handlungsweise gar nicht Rechenschaft gibt. Nicht minder lebenswahr ist der Charakter von Frau Bernardi, die aufgehend in Toilettenfragen und gesellschaftlichen Anlässen für tiefere Lebensfragen kein Verständnis hat, sowie der im Stück auftretende Poet, der im Suchen nach immer neuen Eindrücken seine Zeit verbummelt und im Leben nicht vorwärts kommt. Besonders aber haben wir etwas zu lernen aus dem Verhalten Ediths. Es machen's viele Menschen wie sie. Sie kümmern sich nicht um die Verhältnisse ihrer Mitmenschen. Sie wollen nichts wissen vom sozialen Elend, das sie umgibt; sie gehen achtlos daran vorbei; sie verschließen die Augen; denn sie wollen sich nicht stören lassen im Lebensgenuß. Mancher würde sich zur sozialen Frage vielleicht anders

stellen, wenn er sich nur einmal Zeit nähme die traurigen Wohnungs- und Familienverhältnisse zu studieren, in denen Jahr um Jahr Tausende und aber Tausende von Menschen körperlich und seelisch zu Grunde gehen. Mancher würde da vielleicht das Paradies der Wohlhabenheit und der gesicherten Existenz dahingeben um mitzuhelfen, daß aller Not und allem Elend endlich einmal gründlich abgeholfen wird.

Dazu brauchen wir vor allem Menschen, wie sie uns der Dichter im technischen Leiter der Fabrik schildert. Menschen, die einstehen für Recht und Wahrheit. Menschen, die über den Parteien stehen. Menschen, die Brücken bauen herüber und hinüber . . .

Wir brauchen Menschen, die uns das verlorene Paradies zurückerobern. Wir *haben* es ja verloren. Und zwar die Reichen und Begüterten mit ihrem Leben voll Lebenüberdruß und öder Langeweile vielleicht noch vielmehr als diejenigen, welche in harter Arbeit stehen. Wir haben das Paradies verloren, denn wir verstehen überhaupt nicht mehr zu arbeiten. Alles Arbeiten ist nur noch ein Hasten und Jagen bei viel zu langer Arbeitszeit. Es ist ein unerbittlicher Kampf ums Dasein. Es ist eine Existenzfrage für Unzählige. Es liegt kein Segen auf unserer Arbeit mehr.

Wir haben das Paradies verloren, denn wir haben kein rechtes Heimgefühl mehr. Auch das Familienleben droht mehr und mehr in die Brüche zu gehen. Und auch das ist eine Folge der sozialen Not: denn auch darauf lastet die Geldsorge, die bange Sorge ums Dasein.

Und weil es so für Tausende und aber Tausende kein „zu Hause" mehr gibt, weil sie kein Heim mehr haben, so berauschen sie sich nun an dem ganz falsch aufgefaßten Begriff „Vaterland". Denn etwas muß der Mensch haben, an dem er sich aufrichten, an dem er sich begeistern, oder doch wenigstens berauschen kann. Ist es nicht der Alkoholgenuß, so muß das Vaterland dazu herhalten. So wird das Vaterland, dessen heilige Fahne das Symbol unserer höchsten und größten Ideale ist, das wir lieben mit der innersten Kraft unseres Herzens, zum gemeinen Götzen erniedrigt. Aber ist es nicht so: Mußte es nicht für Tausende von Arbeitern wie eine Erlösung sein, aus der Enge und Aermlichkeit ihrer kleinlichen Verhältnisse herauszukommen und sich hineingestellt zu wissen in den großen Kampf für eine große Sache? Hatten sie etwas Unersetzliches zu verlieren, wenn sie ihrem eintönigen Beruf Valet sagten, wenn sie ihre düstere, sonnenarme Wohnung verließen, um sich als Freie hineinzustellen in den Kampf um die Zukunft des Vaterlandes? Hatten sie nicht viel mehr zu gewinnen? Galten sie im bunten Waffenrock und in der feldgrauen Uniform im Felde nicht viel mehr als zu Hause im abgeschabten, schmutzigen

Arbeitskittel? Liegt hier nicht auch eine der Mitursachen des Krieges verborgen?

In gewaltiger Weise haben so die sozialen Mißstände den Krieg vorbereiten helfen. Wir können daher auch keinen wahren Frieden gewinnen, ohne daß die sozialen Verhältnisse umgestaltet werden. Neue bessere Verhältnisse bekommen wir aber nicht ohne neue bessere Menschen. Deshalb haben wir in allererster Linie eine religiöse Erneuerung nötig und zwar eine religiöse Neubelebung des Volksganzen. Weil die Menschen Gott verloren hatten, hatten sie auch den Frieden verloren; denn es ist eine alte Wahrheit: Die Gottlosen haben keinen Frieden.

Die rein humanistische Friedensbewegung, als deren geistige Führerin wir wohl Bertha von Suttner betrachten dürfen, hat völlig versagt. Die sozialistische Weltverbrüderung hat Bankerott gemacht. Die Kirche hat das rollende Rad nicht zum stehen bringen können. Die Christenheit hat sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt.

Zeigt das alles nicht mit aller wünschbaren Deutlichkeit, daß wir von innen heraus eine Umgestaltung nötig haben, daß wir einer religiösen Wiedergeburt von Gott her bedürfen?

Wir haben eine Reformation nötig. Eine Reformation wie zur Zeit Luthers. Unsere Verhältnisse sind heute gar nicht so viel anders als sie damals waren. Damals hieß es: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeur springt." Und heute heißt es: „Der Erfolg rechtfertigt alles, es ist alles erlaubt, wenn es sich nur rentiert und Geld einbringt." Heute schreibt eine vielgelesene Schriftstellerin: „Es ist überall das gleiche, ob der protestantische Herr seine Arbeiter aussaugt und ihre wirtschaftliche Unselbständigkeit ausnutzt oder der Priester die Dummheit und Unwissenheit des Volkes." Wir sind allesamt viel zu sehr Geldmenschen geworden. Wir wissen gar nicht wie sehr wir vom Geld abhängig sind, wie sehr das Geld unser ganzes Tun und Handeln beeinflußt, wie sehr es die Triebfeder unseres Tuns und Handelns ist. Im Grunde genommen ist auch die Sozialdemokratie nicht weniger mammonistisch als der von ihr so sehr verschrieene Kapitalismus. Da erhebt sich nun allerdings die Frage: Darf eine religiöse Neubewegung sich aber überhaupt mit so äußerlichen Dingen abgeben, wie das Geld es ist? Wir antworten mit der Gegenfrage: Haben es die Reformatoren nicht getan? Haben sie nicht mit aller verfügbaren Macht gegen den Ablaßhandel gekämpft?

Freilich wir dürfen uns nicht verlieren in Nebensachen. Wir müssen uns und unsere Kräfte konzentrieren auf die Hauptsache hin. Noch tun wir es nicht. Es ist wie allenthalben auch beim Kriege so: Wir disputieren über die Frage der Verwendung von Nebensachen; wir disputieren über die Frage der Verwendung von Dum-Dum-Geschossen oder der Benutzung neutraler Flaggen; wir

streiten über die Frage angeblicher Verletzungen völkerrechtlicher Abmachungen. Und wir vergessen darüber die Bekämpfung der Hauptsache des Krieges überhaupt. Den gilt es zu bekämpfen. Krieg dem Kriege! soll die Losung sein. Kommt es uns nicht oft selbst wie eine blutige Ironie vor, wenn wir hören und lesen mit welcher Sorgfalt und Schonung die Verwundeten gepflegt und behandelt werden, was für Unsummen geopfert werden um aller Kriegsnot zu steuern und die Wunden zu heilen, während es doch so viel einfacher wäre keine Wunden zu schlagen und das unsinnige Völkermorden einzustellen? Ist es nicht ein seltsamer Widerspruch? Und doch: Haben wir es eigentlich vor dem Kriege nicht ganz gleich gemacht? Haben wir nicht in ganz gleicher Weise gehandelt? Wir steuerten ja allen Auswüchsen sozialer Not; wir linderten und halfen, wo die sozialen Krebsschäden auch gar zu offensichtlich zu tage traten; wir gaben Almosen und schöne Worte; wir fabrizierten soziale Gesetze und Vorschriften die schwere Menge; es schien oft fast als sei uns der fortschrittlichste Fortschritt nicht fortschrittlich genug. Aber damit sind wir an der Peripherie stehen geblieben statt ins Zentrum zu gehen. Statt die Wunden zu heilen haben wir bloß Pflästerchen aufgelegt. Statt das Uebel an der Wurzel zu fassen haben wir uns mit einer bloß oberflächlichen Heilmethode begnügt. Und oft haben wir die Hände einfach in den Schoß gelegt und den Dingen ihren Lauf gelassen; haben geglaubt, daß die „Entwicklung" die neuen, bessern Zeiten ganz von selber heraufführen werde. Gilt da nicht das Wort des Dichters:

„Die Zeit zum Handeln jedesmal verpassen
Nennt ihr: die Dinge sich entwickeln lassen.
Was hat sich denn entwickelt, sagt mir an,
Das man zur rechten Stunde nicht getan?"

Gewiß: Man hat Spitäler und Anstalten gegründet. Man hat Erziehungs-, Invaliden-, Altersheime ins Leben gerufen. Wir haben christliche Vereine und christliche Schulen. Und deshalb glauben wir nun wie fromm, wie wohltätig, wie christlich wir eigentlich seien! War das alles aber wirklich im Sinn und Geist Jesu Christi gehandelt? Hat er Spitäler, hat er Anstalten gegründet? Hat er Almosen gegeben? Hat er Arme mit Versprechungen, hat er Kranke mit schönen, salbungsvollen Worten getröstet? Hat er nicht vielmehr die Kranken geheilt und den Armen das Himmelreich zugesprochen? Hat er nicht allen Menschen das Evangelium verkündigt?

Man verstehe mich nicht falsch. Nicht, daß ich nicht einsehe, daß wir Spitäler und Anstalten heute sehr nötig haben. Nicht, daß ich das, was christliche Nächstenliebe getan und vollbracht hat, geringschätze. Aber, daß wir das alles noch so sehr nötig haben, daß wir so sehr noch darauf angewiesen sind, beweist doch nur, wie weit wir noch von dem entfernt sind, was Jesus gewollt hat.

Wie wir ihn oft falsch oder nur halb verstanden haben. Wie sehr unser ganzes Leben nach andern Gesichtspunkten orientiert war als nach denen des Evangeliums. Und deshalb sage ich: Wir haben eine Wiedergeburt, eine Umkehr, ein Neuwerden, wir haben eine Reformation nötig. Freilich: Da müssen wir uns auf Jesus zurückbesinnen. Da müssen wir uns in seinen Dienst stellen. Da müssen wir mit seinen Forderungen einmal ernst machen. Da müssen wir sein Evangelium zur Richtschnur unseres ganzen Lebens machen. Denn es gibt auch heute keinen andern Weg zum Frieden als ihn.

Ich weiß wohl, es sind ihrer Viele, die wissen mit Jesus nichts anzufangen. Er ist für sie eine vergangene Größe. Sie lassen ihn links liegen. Sie verhalten sich ablehnend zu ihm. Sein Evangelium ist für sie nichts anderes als eine Unsume unbequemer Verbote und lästiger Vorschriften. Sie halten seine Gebote für veraltet. Sie glauben, daß sich das Christentum überlebt habe. Sie glauben, daß er tot und überwunden sei. Und so stehen sie auch der Kirche skeptisch und gleichgültig, wenn nicht gar verachtend und feindselig gegenüber.

Aber wenn die Menschen ihren Fuß auch nicht mehr in die Kirche setzen, sie leben doch noch im Schatten der Kirchtürme. Sie leben von dem Licht, das Jesus in der Menschheit entzündet, sie zehren, ohne sich vielleicht davon Rechenschaft zu geben, von den Gütern einer Kultur, die einzig und allein auf christlichem Boden möglich geworden. Wer will es auch schildern, was für mächtige, was für gewaltige Wirkungen von Jesu ausgegangen sind im Laufe der Zeiten? Er ist nicht bloß ein religiöses Genie. Er ist nicht bloß ein sozialer Reformer. Er ist nicht bloß der Verkündiger neuer Wahrheiten. Er ist nicht bloß ein Religionsstifter. Er ist viel mehr. Er hat in drei kurzen Jahren des Wirkens die Welt aus den Angeln gehoben. Er hat einer alternden Menschheit neue Impulse gegeben. Er hat eine sterbende Welt vom Untergange errettet. Er hat neues Leben in die Menschheit hineingetragen. Muß nicht auch heute aller Haß und alle Feindschaft gegen Kirche und Christentum nur dazu dienen ihm und seinem Evangelium den Weg zu bahnen? Beweist es nicht, daß die Menschen einfach nicht von ihm loskommen, daß er sie immer und immer wieder vor ein „Entweder-oder" stellt, daß er sie zwingt sich mit ihm auseinanderzusetzen? Tritt er nicht immer wieder vor sie hin mit dem Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!?" Zwingt er sie nicht immer wieder zum Nachdenken? Erweist er sich nicht immer wieder als der Lebendige und Auferstandene? Zieht er nicht immer und immer wieder die Menschen in den Bann seiner überragenden Größe? Nötigt er sie nicht immer und immer wieder in staunende Ehrfurcht vor ihm nieder zu sinken?

Freilich, eins ist sicher: Es kann ihn niemand verstehen und verstehen lernen, als wer ihn wirklich verstehen will. „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Es kann ihn niemand verstehen als wer bedingslos auf seine Seite und damit auch auf die Seite Gottes tritt. „Niemand kann zweien Herren dienen; man kann nicht Gott dienen und dem Mammon." Es kann ihn niemand verstehen, als wer sich rückhaltlos den Einwirkungen seines Geistes öffnet. „So jemand will des Willen tun, der mich gesandt hat, der wird inne werden ob meine Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede."

Es handelt sich ja beim Christentum nicht um weltfremde Abstraktionen und graue Theorien, sondern um erfahrbare Tatsachen. Es handelt sich nicht um Hypothesen und phantasievolle Einbildungen, nicht um Illusionen und Halluzinationen, sondern um die wirklichste aller Wirklichkeiten. Das Kreuz auf Golgatha bedeutet den größten und folgeschwersten Wendepunkt der Weltgeschichte. Und was mit ehernem Griffel im Buche der Weltgeschichte eingegraben ist können wir nicht mehr ungeschehen machen, können wir nicht mehr auslöschen.

Brauchen wir da wirklich noch spezielle Beweise für die Wahrheit des Evangeliums, Beweise für seine unbezwingbare Siegeskraft? Liefern sie uns Vergangenheit und Gegenwart nicht hundertfach? Sagt nicht mit vollem Recht Robert Aeschbacher: „Ist nicht die Reformation der größte weltgeschichtliche Beweis dafür, daß Altes stürzt und neues Leben erblüht, wo man sich auf Jesus zurückbesinnt? Ist nicht das gewaltige Werk der Mission ein je länger je weniger zu überhörendes Zeugnis dafür, daß Jesus trotz aller Feindschaft siegend vorwärts geht und nicht der Vergangenheit angehört, sondern der kommende Mann ist?"

Nun ist es aber nicht damit getan, daß wir in staunender Bewunderung Jesu Größe preisen. Jetzt gilt es vielmehr in seine Nachfolge und in seinen Dienst zu treten um eine neue Welt, die Welt Gottes zu bauen. Jetzt gilt es einen neuen Anfang zu machen. Jetzt gilt es tausend Hindernisse hinwegzuräumen, tausend Widerstände zu brechen. Jetzt gilt es Abgründe des Hasses und Selbstsucht zu überbrücken. Jetzt gilt es Berge von Not und Sorge zu versetzen. Jetzt gilt es eine Welt der Gleichgültigkeit aufzurütteln.

„Unmöglich", sagst du? Ja, sagt aber nicht Carlyle: „Jedes edle Werk ist anfangs unmöglich"? Und sagt nicht Jesus: „Alle Dinge sind möglich, dem der da glaubt?"

Und wir glauben an den Sieg, weil wir unter der Fahne Jesu Christi streiten, weil wir für Gottes Sache kämpfen, weil wir wissen, daß Gott auf unsrer Seite ist und sein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit doch endlich einmal kommen muß. Die Menschen haben sich ja allerdings seit Jahren um Gott ebenso

wenig bekümmert als sie sich um Jesum gekümmert hatten. Sie hatten ihn nicht mehr ernst genommen. Er war ihnen zu einem toten Wort, zu einem leeren, nichtssagenden Begriff geworden. Sie vergaßen ihn ob den hunderterlei Götzen, von denen unser ganzes Leben beherrscht war. Sie *wollten* ihn vergessen. Nun aber redet heute Gott mit gewaltiger, eherner Stimme; redet, daß wir ihn hören müssen, so wir nicht absichtlich unsere Ohren verschließen. Heute können wir ihm nicht ausweichen; heute müssen wir ihm stille halten; heute stehen wir wieder einmal in einer weltgeschichtlichen Entscheidungsstunde — vor der Entscheidung für oder gegen ihn!

Wie wird sie ausfallen? Es ist zweifellos so, daß wir auf dem besten Wege sind uns an den Krieg zu gewöhnen und uns mit der schrecklichen Tatsache seines Daseins „auszusöhnen". Noch stehen wir am Scheidewege. Noch haben vielleicht die meisten den Ernst der gegenwärtigen Stunde nicht begriffen. Noch ahnen viele nicht, was eigentlich heute auf dem Spiele steht. Nicht um Königskronen, nicht um Königreiche, nicht um Weltmacht und Weltherrschaft, um Gottes Sache, um Gottes Reich, um das verlorene Paradies handelt es sich.

Da gibt aber auch nur einen Weg, der richtig ist: Daß wir wie der verlorene Sohn uns aufmachen und zu unserm Vater gehen; daß wir wie der Schächer am Kreuz alle irdischen Stützpunkte fahren lassen und uns lossagen von einer Welt, die von Unrecht und brutaler Gewalt, vom Geld und von der Lüge beherrscht und regiert wird; daß wir erfüllt vom Geiste des Glaubens und der Liebe mithelfen, daß das Weihnachtsevangelium Wahrheit werde: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen."

Dann gilt auch für uns das Wort des Meisters: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!"

Noch ist das „heute" für uns nicht angebrochen. Aber in strahlender, verheißungsvoller Herrlichkeit sehen wir in lichter Zukunft das Ziel

Erst aus der Ferne!

Und jetzt wollen wir uns auf den Weg machen und ihm entgegen gehen!

„Fern ragt ein Land aus Duft und Traum,
Wer diesem Ziel geglaubt,
Dem schüttet der griechische Meeresschaum
Unsterbliche Jugend ums Haupt.

„Verloren ist, wer wankt und weicht
Bevor er den Sturm bestand.
Gewagt und gewonnen! Die Segel streicht!
Wir grüßen dich, Götterstrand!"

Erwin Reinhard.

Der Einfluss der Kriegszeit auf den Kampf gegen den Alkoholismus.

In den Aufzeichnungen des weitblickenden Staatsmannes und Philosophen Justus Möser[1]) finden sich folgende bemerkenswerte Sätze: „Lange, glückliche und wohlfeile Zeiten schläfen den Menschen ein, der Arme wird unerkenntlich, weil ihm leicht geholfen wird; der Philosoph spielt mit der besten Welt, und der Staatsmann mit eiteln Entwürfen. Bloß wollüstige Leidenschaften erheben sich aus der Ruhe und sinken nach einer leichten Befriedigung wieder dahin. Die Tugenden gehen mit Komplimenten ihren ebenen Weg; die öffentliche Vorsorge wird schlapp, und alles geht so gleichgültig wohl, daß auch das größte Genie nur halb entwickelt wird. Wenn die Not hereinbricht, wenn die Gefahr Helden fordert und ein allgemeiner Ruf den Geist aufbietet, wenn der Staat mit dem Untergange kämpft, wenn die Gefahr desselben mit jedem versäumten Augenblicke verstärkt wird, wenn die schrecklichste Entscheidung nur mit der größten Aufopferung abgewandt werden kann: dann zeigt sich alles wirksam und groß! Die vorhin in ihrer Ruhe angebeteten Götzen verschwinden, und der Mensch zeigt sich als ein der Gottheit würdiges Geschöpf. Wie mancher Same der Tüchtigkeit käme vielleicht nie zum Keimen und noch weniger zur Reife, wenn Not und Unglück nicht wären! . . . Sollten nicht auch unsere Landleute den Wert der Mäßigkeit und Sparsamkeit besser als vorhin einsehen und manche eine Menge von Sachen entbehren gelernt haben, welche ihnen sonst durchaus notwendig erschienen? Ich erwähne nichts von dem politischen Nutzen der Landplagen ꝛc. Wie nützlich, wie lehrreich sowohl für das Herz als den Verstand ist also nicht die jetzige Teuerung! Die gütige Vorsicht scheint es mit Fleiß so geordnet zu haben, daß dergleichen wenigstens eine in jedes Menschen Alter fallen muß. Ohne diese Erweckung würden viele ein sehr dummes Leben führen“ . . .

Diese Worte, geschrieben vor 140 Jahren zurzeit einer Hungersnot, muten uns heute an wie eine Prophezeiung. Auch heute in der überaus schweren Not, die über ganz Europa hereingebrochen ist, bleibt diese Betrachtungsweise vollständig gerechtfertigt, welche (in modernerer Fassung) sagt: Wir gewöhnen uns so leicht an die Schattenseiten unserer Kultur, daß es einer gewaltigen Aufrüttelung bedarf, um uns von ihnen nur einigermassen zu befreien. Die Hauptgefahr unserer heutigen Zivilisation liegt in dem gesteigerten Egoismus, der sich im modernen Geschäftsbetriebe mit aller Rücksichtslosigkeit auslebt.

---

[1]) Justus Möser, geb. 1720, leitete als Justitiar und königl. Referendar in gemeinnützigster Weise die Staatsgeschäfte des geistlichen Fürstentums Osnabrück (vergl. J. M. von Dr. R. Schulze, Verlag Käsel, 1914).

Die schönste Blüte, die uns anderseits die schwere Zeit gebracht hat, ist die Opferwilligkeit, die heldenhafte Selbsthingabe, wie wir sie bei allen kämpfenden und leidenden Völkern bewundern. Diese Blüte erweckt in uns die Hoffnung auf eine bleibende Frucht dieser Kriegszeit, die darin bestehen möge, daß die Selbstlosigkeit mehr als bisher zur allgemeinen Lebensauffassung werde und nicht nur im Dienste des eigenen Volkstums, sondern auch im Verkehr mit andern Völkern zum leitenden Prinzip werden möge. In Sonderheit hoffen wir aber, daß eine soziale Auffassung mehr und mehr das Geschäftsleben durchdringen werde. Industrie und Handel müssen sich ja heute schon in mancher Beziehung dem Interesse der Volksgemeinschaft unterordnen. Wäre es nicht denkbar, daß auch späterhin die rücksichtslose Ausbeutung im alleinigen Dienste der eigenen Vermögensvermehrung bei Vielen einer höheren Auffassung Platz machen wird? Daß ferner die Allgemeinheit sich mehr als bisher aufrafft, den schlimmsten Auswüchsen dieser egoistischen Geschäftsauffassung gesetzliche Riegel zu schieben?

Wohl eine der schlimmsten Erscheinungen unseres modernen Geschäftslebens ist der Alkoholkapitalismus. Wir haben die feste Zuversicht, daß sich auch diesem gegenüber die Folgen vermehrten Verantwortlichkeitsgefühles werden geltend machen müssen.

Viele von unseren Lesern haben das Problem des Alkoholismus schon seit Jahren in seiner großen Bedeutung erkannt. Sie werden mir beistimmen, wenn ich sage: Falls uns dieser Krieg im Kampfe gegen die Alkoholsucht ein Stück vorwärts zu bringen vermag, so wird das für uns und die Generationen nach uns ein großer Segen sein.

Wir leben allerdings so sehr unter dem Eindruck des schrecklichen Elendes, das der Weltkrieg über unsere Völker gebracht hat, daß es fast gewagt erscheint, heute an das Unglück des Alkoholismus erinnern zu wollen. Und doch scheint es mir gerade jetzt die Zeit dazu zu sein, darauf hinzuweisen, daß alle diese unsere Leiden sowohl was die Ursache als was die Wirkung anbetrifft, recht nahe miteinander verwandt sind. Gerade jetzt, da uns das katastrophale Hereinbrechen des Kriegselendes wie noch nie die Augen geöffnet hat für das Leiden, sind wir mehr als sonst vorbereitet auch auf anderen Gebieten menschlichen Unglückes mit zu fühlen und mit zu hoffen. — Man berechnet die Zahl der schweren Trinker für Deutschland allein auf 400,000 Menschen; in den andern Ländern mag sie wohl noch größer sein. Welche Summe von Armut und Verbrechen, von Krankheit und Irrsinn, von elendem Siechtum unschuldiger Kinder ist in dieser einzigen Zahl inbegriffen! Möchte es doch auch hierin anders werden. Möchten doch bei uns allen andere Anschauungen mächtig werden in Bezug auf Alkoholgenuß und Alkoholgewerbe.

Die folgenden Zeilen sollen uns zeigen, inwiefern der Kriegszustand jetzt schon von Einfluß gewesen ist auf die Abwehr der Alkoholgefahr.

Von ganz besonderem Interesse ist es für uns, welche Stellung das deutsche Volk unter dem Drucke des Krieges zum Alkoholproblem einnimmt: Deutschland, unser nächster Verwandter bei den Kriegführenden, Deutschland, mit seiner energischen Nüchternheitsbewegung und mit seinem unternehmenden Kapitalismus, Deutschland, mit seinen durch die alte Tradition „geheiligten" Trinksitten, Deutschland, mit dem ausgebildeten Verantwortlichkeitsgefühl der staatlichen Organe.

Was wir in Deutschland in dieser Beziehung erleben, ist nicht ein ruhiger Zustand, sondern das Ringen zweier sich widerstreitenden Bestrebungen. Am Anfang schienen die fortschrittlichen sozial denkenden Elemente den Sieg davon zu tragen.

Alkoholfreie Mobilisation, war das nicht die konsequente Folgerung aus der Ansicht, welche der Kaiser schon bei manchem Anlasse öffentlich vertreten hatte (z. B. in der Rede an die Marinefähnriche zu Mürwik, 1910)? Wir wissen auch, daß eine Anzahl einflußreicher Generale dieselbe Stellung einnehmen. Ein guter Anfang, aber die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten. Wir gehen jedenfalls nicht fehl, wenn wir den Umschwung, der sich schon im zweiten Kriegsmonat in Deutschland (wenigstens in der Presse) bemerkbar machte, auf den Einfluß des Großkapitals zurückführen, das sich scheinbar als mächtiger erwiesen hat als die guten Elemente, mächtiger selbst als der Kaiser. In geschickter Weise hat er sich die alten Vorurteile und den alten Hang des Deutschen zum Trinken zu Nutze gemacht und damit die „drohende Gefahr" für diesmal abgewendet und die Dividenden gerettet. Wir kennen alle aus der Tagespresse das unglückselige Telegramm des Kronprinzen: „Kronprinz bittet sofort schleunigst umfangreiche Sammlung und sofortige Absendung von Rum und Arrak in Wege leiten." Auf welche Einflüsse diese Kundgebung zurückzuführen ist und wie sie gemeint war, das werden wir wohl nie erfahren. Wie sie praktisch ausgenützt wurde, mögen einige Beispiele illustrieren:

Die Zeitung „Der Landgasthof" schreibt am 30. September: „Das Kronprinzentelegramm ist ein wertvolles Dokument für alle Zeiten für das Brauerei-, Brennerei- und Gastwirtgewerbe und niemand wird wohl noch in Zukunft dem Märchen vom Volksgift Glauben schenken." Die „Gastwirtschaftliche Wochenschrift" schreibt: „Für die durch den Deutschen Kronprinzen angeregte Sammlung von Rum und Arrak für unsere im Felde liegenden Truppen hat der Verband deutscher Spiritus- und Spirituosenintereſſenten seine gesamte Organisation zur Verfügung gestellt; überall im Reiche werden Sammelstellen eingerichtet, von denen aus die Liebesgaben den Truppen zugeführt werden. Mehrere bekannte Firmen der Spirituosenbranche sind mit namhaften Spenden vorangegangen. Auch das Privatpublikum nimmt bereits lebhaften Anteil, da ihm durch die Einrichtung zahlreicher Annahmestellen in Gastwirtschaften und Läden die Möglichkeit geboten ist, sich

ohne Unbequemlichkeiten an der Versendung dieser neuen Gattung von Liebesgaben zu beteiligen."

Auch die Brauerorgane und die Weinhändlerzeitungen äußerten sich ähnlich. Nach einer Notiz der „Schweizerischen Weinzeitung" werden als „Liebesgaben" des deutschen Weinhandels aufgezählt: 200,000 ganze und 38,200 halbe Flaschen deutschen, 58,260 ganze, 10,200 halbe Flaschen ausländischen Weines, ferner über 100,000 ganze und 7320 halbe Flaschen und 40,000 Krügelchen Spirituosen. Die Folgen dieser Wendung der Dinge wurden denn auch bald von der Front gemeldet. Inwiefern schlimme Vorgänge an der Front[1]) (wie von einigen Seiten gemeldet wird) auf Alkoholismus der einen oder der andern Seite zurückzuführen sind, können wir heute nicht entscheiden. Als Beweis dafür, daß der Alkoholgenuß wenigstens bei einzelnen Truppenteilen sehr nachteilige Folgen hatte, will ich eine Stelle aus einem Feldpostbrief von Freiherr Leo von Egloffstein anführen: „Gerne würde ich von andern Dingen reden; aber der innere Erbfeind macht uns hier weit mehr zu schaffen als der äußere, wenigstens bei den Kolonnen dicht hinter den fechtenden Truppen. Der Anfang war schön. Das Alkoholverbot beim Aufmarsch zeigte, daß sich die verrottetsten Sitten bei gutem Willen meistern ließen. Wie dankbar wären die Soldaten und gerade die trinkenden gewesen, wenn's so weiter gegangen wäre, aber es kam anders. Die französischen Weinkeller winkten. Jede gute Soldatenart hat nur dann Bestand, wenn der Offizier mit gutem Beispiel voran geht. Das geschah nicht, oder höchstens bei den jüngsten und am wenigsten bei den höheren Stäben; man erkennt ihren Sitz schon an dem regen Wirtschafts- und Nachtbetrieb. Nirgends lassen sich aber auch die Mannschaften so häufig zu Einbrüchen in Weinkeller und übeln Saufereien verleiten, als in der Nähe der höhern Stäbe und ihrer Bagagen. Beinahe alle die kleinen Zwischenfälle, die falschen Alarme, das nächtliche Schießen auf eigene Posten und Truppen, die verschlafenen Ueberfälle, denen schon Tausende zum Opfer gefallen sind, haben den Trunk zur Ursache; und wenn ich als Kolonnenkommandeur gegen meine Soldaten streng sein muß, so trägt immer nur das Saufen die Schuld. Leider wurde der Trunk auch noch uniformiert und reglementiert, denn laut Divisionsbefehl muß auf militärärztlichen Antrag jedem Mann ein bestimmtes Gemäß Wein oder Schnaps verabreicht werden." (Vergl. „Hellauf", Novembernummer.) Aus diesem Bericht geht hervor, daß neben den Machenschaften des Alkoholkapitals (oft durch dieselben bedingt und dieselben wiederum erleichternd) die rückständigen Anschauungen der maßgebenden Kreise dem Alkoholismus Vorschub leisten. Ein anderer Kenner der Verhältnisse schreibt in der „Deutschen Monatsschrift des Blauen Kreuzes":

[1]) Das „Berliner Tageblatt" meldet, daß in Beveren bei Antwerpen 150 bayrische Soldaten innert zwei Stunden 1495 Liter Bier getrunken hätten, d. h. jeder rund 10 Liter; nicht weniger Schlimmes wird übrigens auch von Franzosen und Belgiern erzählt.

Das deutsche Volk ist vom Gedanken der völligen Enthaltsamkeit von allen berauschenden Getränken durchaus noch nicht durchdrungen, sondern nur berührt und zwar recht oberflächlich erst. Am schlimmsten ist uns das in den „nach Bildung und Besitz maßgebenden Kreisen" entgegengetreten[1]). Da ist die Unwissenheit und Unklarheit in dieser Sache fast ebenso groß, wie wenn man anfängt über Christentum und Bibel zu sprechen. Auch die höhern und niedern Offiziere stehen naturgemäß ganz in den Anschauungen über Alkohol und Lebensgenuß, die in den Gesellschaftskreisen bestehen, aus denen sie hervorgegangen sind."

Wie sehr gerade in Deutschland, wo man gewohnt ist alles Gute von den regierenden Kreisen zu empfangen, die allgemeine Meinung irre geleitet worden ist, zeigte mir die Aeußerung einer süddeutschen Magistratsperson. Dieser Herr sagte: „Ja, die Enthaltsamkeit hat scheints in der Armee vollständig versagt." In der „Internationalen Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus" äußert sich ein Kenner dieser Verhältnisse im Anschluß an die Besprechung des Kronprinzentelegramms folgendermaßen: „Es ist vorauszusehen, daß mit diesen Gedankengängen die deutsche Alkoholbekämpfung noch Jahrzehnte lang zu tun haben wird. Ein unberechenbarer Schaden wird daraus entstehen."

Ich möchte allerdings die Hoffnung nicht aufgeben, daß alle Reaktionsbestrebungen die Entwicklung der Nüchternheitsbewegung in Deutschland nicht wesentlich werde aufhalten können. Dagegen werden dieselben hoffentlich manchem Skeptiker die Augen öffnen.

Gerade in letzter Zeit werden uns auch erfreuliche Tatsachen gemeldet, welche uns zeigen, daß auch die Einsichtigen nicht erfolglos arbeiten. In einem Aufsatz: „Eindrücke aus dem Guerillakrieg im Wasgenwalde", wird die Alkoholenthaltsamkeit des Offizierskorps rühmend hervorgehoben. Auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz sollen (wie man mir erzählt hat), verschiedene Truppenkörper beinahe enthaltsam leben. Das Generalkommando des siebten und des neunten Armeekorps haben durch Erlaß gegen den „Mißbrauch mit einem Wunsche des deutschen Kronprinzen" Stellung genommen. In ver-

[1]) In der deutschen medizinischen Wochenschrift lesen wir: „Besser hat es schon der Arzt im Feldlazarett. Da sitzt man dann nach der Arbeit abends im Quartier beisammen . . .; da auch an Wein in der Regel kein Mangel ist, so können solche Stunden oft zu unvergeßlichen Eindrücken werden . . . Noch eine Stunde weiter und wir finden hinter dem Operationsgebiet das Kriegslazarett. Da gibt es natürlich auch ein Kasino, wobei der vorhandene, meist gute Wein seine glückliche, alles nivellierende Kraft, wie auch in Friedenszeiten nicht verfehlt . . . Ein stolzes, freudiges Hurrah begleitet jedesmal die Verlesung der Siegesdepeschen, ein donnerndes Hoch gilt den Spendern von Liebesgaben, besonders wenn diese in Form von Bierfässern in Erscheinung treten. Da kann es manchmal recht spät werden, langsam schlich sich schon einer nach dem andern davon, und nur die Ritter von der Gemütlichkeit rücken zuletzt noch enger aneinander, um bei einer ganz alten Flasche den letzten Punkt oder richtiger Gedankenstrich hinter das Tagewerk zu setzen."

schiedenen Gegenden wurde durch die Kommandanten das Branntweinverbot verhängt.

So ist das Bild kein einheitliches, gute und böse Mächte streiten auch auf diesem Gebiete um Leib und Seele der Kämpfenden. Nach meiner Ansicht hängt von dieser Entscheidung für die Zukunft des deutschen Volkes mehr ab als vom politischen Ringen. Das deutsche Volk ist von hartem Stoff, es braucht wohl eine harte Notwendigkeit, um die altehrwürdigen Trinksitten zu stürzen. In diesem Zusammenhang fällt mir C. F. Meyers Wort ein:

„Den ersten Menschen formtest du aus Ton,
Ich werde wohl von härterm Stoffe sein;
Da brauchst Du Mächt'ger Deinen Hammer schon.
Bildhauer Gott schlag zu! ich bin der Stein."

Eine kulturelle Entwicklung, wie sie die Loslösung vom Alkoholismus bedeutet, wird nicht von einem Volke allein und unabhängig von andern erlebt, sondern von den Völkern derselben Kulturgemeinschaft mehr oder weniger gemeinsam erworben. Ja, es scheint, daß selbst Völker, welche im Kriegszustand gegen einander leben, sich in solchen Dingen gegenseitig beeinflussen. Daß diese Bewegung eine gemeinsame ist, zeigt uns eine kurze Betrachtung der Bestrebungen für und gegen den Alkohol, wie sie uns in dieser Zeit auch bei den andern Völkern bemerkbar sind.

In dem Weinland Frankreich, in dem die Antialkoholbewegung noch sehr wenig Fuß gefaßt hat, hat die Kammer unter dem Druck der Verhältnisse ohne wesentliche Opposition das Verbot von Herstellung und Verkauf des Absinth angenommen. Wenn wir auch dieser Maßnahme allzu großen praktischen Nutzen nicht beimessen wollen, indem sie sich ja nur einseitig auf ein Produkt beschränkt, so zeigt sie uns doch den prinzipiellen Fortschritt, daß die französische Volksvertretung sich ernstlich mit dem Gedanken einer gesetzlichen Einschränkung des Alkoholkonsums vertraut macht. Vor kurzem hat die Kammer sogar mit großem Mehr eine Gesetzesvorlage angenommen zur Verminderung der Wirtschaften, welche in Frankreich eine besonders große Rolle spielen, soll doch hier auf 80 Einwohner eine Wirtschaft kommen (in der Schweiz auf 150 Einwohner eine Wirtschaft). Bei der Mobilisation wurden an den meisten Bahnhöfen nur alkoholfreie Getränke abgegeben. Auch an der Front wurde durch Verbote wenigstens der Branntweingenuß einzuschränken gesucht. Es ist nicht zu verwundern, daß auch bei der Armee viel Alkoholismus vorkommt, da ja auch in Frankreich der Alkoholaberglaube offiziell gestützt wird, indem noch regelmäßig Wein und Branntwein zur Tagesration verabfolgt werden. Von einem Kampf zwischen Abstinenten und Alkoholinteressenten kann in Frankreich nicht gesprochen werden, da die Antialkoholbewegung noch viel zu wenig erstarkt ist und sich deshalb auch ihre Gegner in ihren Interessen nicht gefährdet fühlen.

In England äußern sich die Bestrebungen gegen den Alkoholismus mehr auf dem Gebiete der Freiwilligkeit, als auf dem der Gesetzgebung. Wie zu erwarten, sind die kräftigen Organisationen der Alkoholgegner nicht müßig. Daß diese Bestrebungen auch an leitender Stelle Verständnis finden, zeigt uns folgende Aeußerung von Lloyd George (anläßlich einer Rede in Bangor): „Eines der besten Mittel, die Produktion der Fabriken zu erhöhen, würde sein, den Gebrauch der alkoholischen Getränke zu beschränken. Die Regierung wird zu diesem Zwecke von allen Mitteln Gebrauch machen, welche das Gesetz zu ihrer Verfügung stellt.“[1]) Bekannt ist auch die abstinenzfreundliche Stellung des Kriegsministers Lord Kitchener, dessen Schwester an der Spitze einer Organisation für alkoholfreie Soldatenunterhaltung steht. Ueber das Verhalten der englischen Truppen in dieser Beziehung fehlen uns Nachrichten. Daß das Alkoholgewerbe es auch hier an Propaganda nicht fehlen läßt, trotz des Krieges, zeigen die bunten Annoncen der „Whisky Distillers“ in den englischen Zeitungen, die noch immer neben den Kriegsbildern prangen.

Die größte Wendung auf dem Gebiete der Bekämpfung des Alkoholismus hat sich in Rußland vollzogen. Nachdem die Regierung schon im Mai 1914 Maßnahmen ergriffen hatte, um den Alkoholismus in der Armee zu bekämpfen, ging sie beim Kriegsausbruch sofort energisch vor. Der alkoholfreien Mobilisation folgte nicht wie in Deutschland die Reaktion, sondern das Verbot, die gänzliche Aufhebung des monopolisierten Branntweinverkaufes. Es zeigte sich hier, daß das Schnapsmonopol, welches bis jetzt nur in rein fiskalischem Interesse ausgeübt worden war, einer einsichtigen Regierung die Unterdrückung des Alkoholhandels ungemein erleichterte. Man hatte es hier nicht mit einer starken Partei der Alkoholkapitalisten zu tun. Der ungeheure Ausfall ging auf Kosten der Reichsfinanzen und die Regierung war der Ansicht, daß das Land trotzdem nicht Schaden, sondern Nutzen von dieser Maßregel ernten werde. Diese Strömung gegen den Alkohol findet offenbar auch unter der Bevölkerung weitgehendes Verständnis. Auf allgemeinen Wunsch wurde den Gemeinden und Distrikten das Recht eingeräumt, den Verkauf sämtlicher alkoholischer Getränke zu verbieten. Davon wurde ausgiebiger Gebrauch gemacht, u. a. auch in den großen Städten. Entgegen den Verdächtigungen, das Verbot sei nur formell, werde aber nicht durchgeführt, bestätigen uns zahlreiche persönliche Nachrichten aus den verschiedensten Teilen des Reiches das Wunder, daß das russische Volk sozusagen nüchtern geworden ist und alle sprechen die Hoffnung aus, daß es so bleiben möge. Ein Berichterstatter schreibt in der „Neuen Zürcher-Zeitung“: „Ist es der russischen Regierung mit allen ihren Versprechungen so ernst wie mit der Ausrottung der Schnapspest, dann heißt es: sein Urteil über Rußland revidieren.“

[1]) Das englische Parlament ist zurzeit im Begriffe, auf Antrag der Regierung sehr hohe Steuern auf alkoholische Getränke einzuführen.

Es wäre nicht das erstemal in der Geschichte der Antialkoholbewegung, daß die Letzten die Ersten geworden sind. Man denke an die Wandlungen, welche sich in den früher verschnapsten skandinavischen Ländern und in den amerikanischen Neuenglandstaaten vollzogen haben.

Indes bleiben die „Kulturstaaten" zurück und halten eine Besserung nach Pharisäerart für überflüssig.

Fast scheint es, als ob dies auch bei uns in der Schweiz der Fall sei. Sozusagen die einzige erfreuliche Maßnahme auf diesem Gebiete war die Einstellung der bei uns monopolisierten Branntweinbereitung aus Getreide und Kartoffeln. Die Schnapsbereitung aus Obstabfällen dagegen ist frei und die Bauern waren eifrig bemüht, in diesem obstreichen Jahr den Ausfall des Bundesschnapses durch vermehrte Produktion zu decken. In der letzten Zeit taucht nun auch der Plan auf, durch Ausdehnung des Schnapsmonopols auf die freien Brennereien und durch Einführung einer Biersteuer den Bundesfinanzen etwas aufzuhelfen. Das wäre schon ein kleiner „Nutzen der Teuerung", aber wie kleinlich muten uns diese Versuche an im Vergleich mit den Maßnahmen Rußlands. An die Truppen wird bei uns glücklicherweise reglementarisch kein Alkohol verabfolgt. Erfreulich sind die Erfolge der alkoholfreien Soldatenstuben, welche wohl manchem Wehrmann die Ueberzeugung beibringen werden, daß man ohne Alkohol gesunder und billiger leben kann. Trotz diesen Bestrebungen muß man leider konstatieren, daß auch in unserer Armee erschreckend viele junge Leute den Gefahren des ringsum lauernden Alkoholgewerbes zum Opfer fallen.

Wir wollen hoffen, daß auch bei uns die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die Kunde von der Not der Nachbarländer das Verantwortlichkeitsgefühl besonders bei den tonangebenden gebildeten Kreisen zu stärken vermögen. Dann wird es auch bei uns, ohne daß uns Kriegsnot dazu zwingt, im Kampfe gegen den Alkoholismus vorwärts gehen.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich eine vollständige Uebersicht über den Stand der Bekämpfung des Alkoholismus nicht gegeben habe.[1]) Ich hoffe aber gezeigt zu haben, daß es neben den politischen Kriegen noch andere Kämpfe gibt, welche die Völker miteinander gegen gemeinsame Feinde ausfechten müssen. Wir hoffen, daß solche ethische und soziale Probleme, durch die Kriegsnot angeregt, dazu beitragen werden, unter den Völkern wieder Einigkeit zu schaffen. Zu diesen Bewegungen gehört auch der Kampf gegen den Alkoholismus.

Dr. E. K.

---

[1]) Falls mir Leser des Blattes persönliche Erfahrungen auf diesem Gebiete mitteilen können, welche dazu beitragen, das Bild zu vervollständigen, bin ich dankbar dafür und bitte, solche Mitteilungen durch Vermittlung der Redaktion zu senden.

Rundschau.

Zum Gedächtnis zweier Edlen. In dieser Zeit der ungeheuren Todesernte betrauern wir den ganz unerwarteten und allzufrühen Hingang zweier Mitstreiter in unserem Kampf, die uns auch persönlich nahe gestanden sind.

Schon im September ist Fernando Linderberg von uns geschieden. Der Sache, die wir verteten, konnte in den nordischen Ländern nicht leicht ein schwererer Schlag versetzt werden. Die Verbindung zwischen dem Sozialismus und dem Reich Christi war seine Lebensaufgabe geworden. Er diente ihr mit Klarheit und Stetigkeit und zugleich mit einem brennenden Enthusiasmus. Fest auf dem Boden des Gottesglaubens im Sinne Jesu stehend, bekannte er sich zu einem undogmatischen, aber entschiedenen Sozialismus. Der Umstand, daß er nicht Theologe war, verlieh seinem Wesen und Wirken eine erquickende Natürlichkeit und Einfachheit. In diesem Geiste tat er ein großes Werk als Direktor des „sozialen Sekretariates" und der diesem angeschlossenen Bibliothek in Kopenhagen, als Organisator religiös-sozialer Arbeit und als Schriftsteller über Gegenstände der Sozialreform und des religiösen Sozialismus. Es war freilich nicht leicht, im Lande Kierkegaards eine sozialistische Auffassung des Christentums zu vertreten. Darum schloß er sich freudig den Gesinnungsgenossen in andern Ländern an, besonders auch uns Schweizern, denen es ihrerseits eine Freude war, durch ihn mit den uns so sympathischen und in mancher Hinsicht verwandten nordischen Völkern in Beziehung zu treten. Der geplante Basler Kongreß für soziales Christentum lag ihm sehr am Herzen; er war auch einer der dafür bestimmten Redner. Freilich wußte er nicht, ob seine Gesundheit ihm erlauben werde, dabei zu sein. Aus dem Kriegssturm des Sommers kam eine Mitteilung von ihm, daß er sehr krank gewesen sei, sich aber in der Genesung befinde, dazu einige Fragen in Bezug auf den Krieg — und dann die Todesnachricht. Wir haben Grund zu der Vermutung, daß Schmerz und Erregung über das furchtbare Ereignis seine noch nicht recht erholte Kraft gebrochen haben. Sein Name wird als der eines edlen Pioniers einer großen Sache fortleben und uns stets teuer bleiben.

Noch härter und unerwarteter hat uns der zweite Verlust getroffen. Kurz nach Ostern haben wir Paul Sublet verloren. Ein Schlaganfall hat den erst Dreiundvierzigjährigen urplötzlich dahingerafft. Es wurde uns schwer, diese Kunde zu glauben. Das „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" ist uns noch nicht oft so erschütternd entgegengetreten und zu einem „Warum" hätten wir wieder einmal überreichlichen Anlaß. Denn ein Werk und ein Mensch von seltener Reinheit und Schönheit sind mit Sublet von uns genommen. Das Werk gewann immer mehr im „Essor" seinen Mittelpunkt. Man konnte sich keine edlere Vertretung unserer Bestrebungen wünschen, als sie durch dieses Blatt geschah. Mit einer Tapferkeit, die so selbstver-

ständlich aussah, daß sie oft als solche kaum auffiel, wurden hier Wahrheiten gesagt, die sonst nicht leicht einen Mund fanden, dabei stets zugleich in einem Geiste der Mäßigung, Gerechtigkeit und Liebe. Der Ton gehässiger Polemik gegen Sachen oder Personen blieb den Spalten des „Essor" fern und besonders behandelte sein Leiter alles, was an Verkennung und Anfechtung an ihn selbst kam, mit bewundernswerter Ruhe. Hier war klar, daß einer Sache gedient wurde, nicht einem persönlichen oder parteimäßigen Machtinteresse. Ein tiefgegründeter Christusglaube vereinigte sich mit einer hohen Freiheit des Geistes, die auch wieder wie selbstverständlich wirkte. Das Soziale quoll aus dem Religiösen, das Reich der Gerechtigkeit und Liebe war der Wille des Gottes, der uns in Christus sein Herz aufschließt. Gerade weil diese Innerlichkeit echt und gesichert war, brauchte sie sich nicht davor zu fürchten, auch auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens zu treten. Der beste Geist des reformierten Christentums kam in der ganzen Art dieses Mannes zu einem herrlichen Ausdruck. Dazu war in allem, was Sublet sagte, jene geistige Lebendigkeit und Feinheit der Form, vor der wir allemannischen Schweizer uns so plump und grob vorkommen. Ueberhaupt konnte uns gerade an diesem Manne klar werden, wie viele Vorzüge französisches Wesen vor dem unsrigen besitzt und wie viel wir von ihm lernen können. Er selbst war freilich umgekehrt aufs Höchste bereit, unsere Art (die reichsdeutsche inbegriffen) gelten zu lassen und aus ihr das Beste herauszuholen. Wir haben es ihm nicht immer leicht gemacht. Der dies schreibt, hat während mancher Komiteesitzung und Konferenzdiskussion, wo die Geister nicht gerade auf die erfreulichste und anmutigste Weise sich geltend machten, einen Zug des freundlichen Leidens auf dem feinen Gesicht des anspruchslosen Mannes bemerkt, der doch mehr als ein Anderer uns wieder zusammenzubringen verstand. Denn er besaß etwas ganz Seltenes: wirkliche, nicht nur gepredigte, Selbstlosigkeit. Das ist für mich doch das Allergrößte an ihm gewesen. Da war kein fromm maskiertes Suchen seiner selbst, kein Sichspiegeln in religiösem Tiefsinn, keine selbstbefangene Künstlichkeit, sondern ein schlichtes, ehrliches, treues Arbeiten und Dienen. Da konnte man aufatmen in Freiheit, Wahrheit und Liebe. O könnten wir dir, edler Freund, sagen, wie wir dich geschätzt haben! O hätten wir es dir noch deutlicher gezeigt!

Auch Sublet ist, wie Linderberg, von dem Eifer um das Reich Gottes verzehrt worden. Wer an seine Stelle treten soll, wissen wir nicht; wir mögen auch nicht danach fragen. Es ist die Zeit des ungeheuren Zusammenbruchs. Wir müssen hergeben, was wir besessen: Menschen, Werke, Gedanken. Es wird uns alles, was daran groß und gut war, von der Tiefe her wieder gegeben werden. Was Männer wie Sublet und Linderberg gewesen sind und gewirkt haben, ist in jenen großen Kraftquell geflossen, aus dem nach dieser Katastrophe die Erneuerung hervorgehen wird; sie sind uns Bürgen dafür, „daß der Tag dem Edlen endlich komme!"

L. R.

Büchertisch.

Die Klassiker der Religion. Herausgegeben von Lic. theol. Gustav Pfannmüller. Berlin-Schöneberg. Protestantischer Schriftenvertrieb.

Diese Sammlung setzt sich zur Aufgabe: „Den religiös interessierten Menschen unserer Zeit mit dem Innenleben der wahrhaft schöpferischen Genien aller Religionen, insbesondere der christlichen Religion bekannt und vertraut zu machen. Dies soll aber nicht auf dem Wege biographischer Darstellung geschehen, vielmehr sollen die Heroen der Religion selbst in ihren eigenen Werten und Werken zu uns sprechen und an ihrem unerschöpflichen Innenleben soll sich unser eigenes religiöses Leben entzünden und nähren."

Dem Zweck entspricht die Anlage des Werkes. Eine kurze Einleitung führt in das Wesen der religiösen Persönlichkeit ein, und sucht im Zusammenhang mit ihrer Zeit, ihren Kämpfen, ihrer Entwicklung ihre Eigenart zu würdigen. Dann folgen, methodisch und übersichtlich geordnet, reiche Excerpte aus den Werken selber, die einen Ueberblick über die verschiedenen Gebiete, auf dem die betreffende Persönlichkeit tätig gewesen ist, zu vermitteln suchen.

Es ist ein sehr schweres Problem, wie man sich prinzipiell zu solchen Sammlungen von Auszügen und ausgewählten Abschnitten stellen soll. Es ist unbestreitbar, das sie eine starke Gefahr bilden und als bequeme Mittel gebraucht werden können, sich ein eingehendes persönliches Quellenstudium zu ersparen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, das sie niemals die Lektüre der Werke selber ersetzen können, wenn es sich um ein tieferes Eindringen in die ganze Art und Bedeutung der Persönlichkeit handelt. Aber diese Einführungen wollen dies auch gar nicht ersetzen. So weit ich sie bisher verfolgt habe, scheinen sie mir eher dazu geeignet, den Wunsch anzuregen, die Quellen im Zusammenhang kennen zu lernen. Sie sind jedenfalls so angelegt, daß die von ihnen vermittelte methodische Uebersicht das Quellenstudium in größerem Maßstab erleichtert und dazu anregt. Dann darf man auch nicht vergessen, daß es oft nicht leicht ist, sich die betreffenden Quellen zu verschaffen, und in diesem Fall können diese ausgewählten Abschnitte, die aus allen in Betracht kommenden Quellen schöpfen (Briefe, Memoiren, Werke, Gedichte 2c.) gute Dienste tun.

Die Sammlung ist groß angelegt und wird die religiösen Persönlichkeiten der verschiedenen Zeiten und Gebiete umfassen.

Ein Ehezuchtbüchlein, von Hermann Oeser. Verlag bei Eugen Salzer in Heilbronn. Mit Bildern von R. Schäfer. Mk. 1. 50. Geb. Mk. 2. 50.

„Wer ein Ehezuchtbüchlein schreibt, schreibt eine Selbstanklage", ist das Schlußwort des Oeserschen Büchleins. Dem Leser mag es wohl anders scheinen; denn solch tiefe und feine Gedanken über das Zusammenleben und Zusammenwachsen der Eheleute über ihr Sich-dulden und Sich-tragen kann nur einer aussprechen, der sich heiß um ein richtiges Erfassen und Erleben der Ehe gemüht hat. Und doch wirft gerade dieses Schlußwort sein eigenes Licht über das ganze Büchlein, weil, wenn es zugleich Selbstanklage ist, es den Leser auch wieder viel mehr zur Selbstanklage führt als wenn es bloß Anklage, Anleitung oder Belehrung sein wollte. Auf jeden Fall dürfen wir dem Verlag dankbar sein, daß er uns diese Gedanken wieder zugänglich gemacht hat. Die feinen zeichnerischen Umrahmungen R. Schäfers geben ihm noch seinen besondern Wert auch als Geschenkbüchlein für junge und alte Eheleute und solche die es werden wollen. C. R.

Heinrich Lhotzky: Im Reiche der Sennerinnen, Roman. 1913. (Verlag Haus Lhotzky, Ludwigshafen am Bodensee und Leipzig.)

Ein eigenartiges, geniales, seltsames Büchlein. Zunächst ist es für den Verehrer Lhotzkys etwas Ungewohntes, hier die Wahrheiten des „Reiches Gottes" aus dem „Reiche der Sennerinnen" erstehen zu sehen. Schon über diesen etwas nach Sensation riechenden Titel kann man sich nur mit einiger Mühe hinwegsetzen. Und auch die unnatürlich ideale und zugleich oft sehr realistische Schilderung dieser Töchter der Berge wird nicht jeder Leser gleich bereitwillig in den Kauf nehmen — zumal von Lhotzky

nicht. Wer aber dieses mit der Romanform zusammenhängende „notwendige Uebel" verwindet, der entdeckt tiefsinnige Wahrheiten, eigenartig starke Gedanken, die deutlich an frühere Schriften des Verfassers gemahnen. Freilich in neuer Beleuchtung stehen diese Gedanken. Die Geheimnisse der Natur geben dem durch die Kultur zerrissenen und unnatürlich gewordenen Menschen seine Einheit wieder und „wer die Einheit im Leben erfaßt hat, der steht im Leben selbst, hat ewiges Leben." Da aber so die Natur Offenbarerin Gottes und des ewigen Lebens ist, kann es nicht anders sein, als daß die sittliche, rein geistige Art des christlichen Gottesglaubens verflüchtigt wird zu Gunsten einer naturhaften, pantheistisch gefärbten Religion. Die alten Wahrheiten Lhotzkys in neuer Beleuchtung, aber durch diese neue Beleuchtung von der Höhe des christlichen Glaubens herabgezogen ins mystische, unbestimmte Naturleben — damit wäre dieses neueste Büchlein Lhotzkys charakterisiert.

Das deutsche Volk, dem der Roman gewidmet ist, lernt darin eine neue „Geheimreligion der Gebildeten", nicht aber die herbe, strenge, erhabene und doch so tröstliche Größe des Evangeliums kennen. Wer bereits auf dem Boden des Evangeliums steht, der mag mit Genuß und ohne Schaden an diesen tiefen Gedanken über die Natur sich erquicken, wer aber erst zur Religion erzogen werden soll, für den besteht die Gefahr, daß Lhotzkys Buch ihn stecken läßt im „Reiche der Sennerinnen", in diesem christlich gefärbten Naturpantheismus. B. Pfister.

Es sind folgende Bücher bei uns eingegangen. (Die Redaktion kann sich nicht zu einer Besprechung verpflichten.)

P. Wurster und **M. Hennig**: Was jedermann heute von der innern Mission wissen muß. Eugen Sazler, Heilbronn.

August Webel: Die Bibel in der christlichen Gemeinde. Detmold, 1914. Mayer'sche Hofbuchhandlung.

Otto Feuerstein: Das Geheimnis der Person Jesu. Verlag des Verfassers. Degerloch bei Stuttgart, 1914.

M. E. Sure: Die Gottesidee. Henienverlag, Leipzig, 1913.

A. Kind: Unser Glaube an eine göttliche Vorsehung. Evang. Verlag, Heidelberg, 1912.

E. Sachse: Evangel. Homiletik. Leipzig, Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, 1913.

Ernst Boehme: Schauen und Glauben. Evangel. Verlag, Heidelberg, 1914.

Martha und Adolf Wedel: Das höhere Leben. Leipzig, Oswald Mutze, 1913.

P. Gastrow: Pfleiderer als Religonsphilosoph. Protestant. Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg, 1913.

Heinrich Planck: Aus dem Buch der Erfahrung. D. Gundert, Stuttgart, 1913.

Th. Christen: Die großen Seuchen unserer Zeit. Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes, Basel.

G. Kruger: Albrecht Thaaw und die Erziehung des Menschengeschlechts. Mohr, Tübingen, 1913.

W. Herrmann: Die Wirklichkeit Gottes, Die christliche Religion unserer Zeit I. Mohr, Tübingen, 1914.

Nikolaus von Knes: Von Karl Paul Hesse. (Aus „Religion der Klassiker".) Protestant. Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg.

Kierkegaard und Nietzsche. Von Pfr. Dr. Sodeur. (Religionsgeschichtliche Volksbücher V. 1914). Mohr, Tübingen, 1914.

G. Wobbermin: Zum Streit um die Religionspsychologie. Protestant. Schriftenvertrieb. Berlin-Schöneberg, 1913.

H. Holzinger: Register zur Uebersetzung des Alten Testamentes von E. Kautzsch. Mohr, Tübingen, 1912.

A. Schall: Das neue preußische Irrlehregesetz als Anstoß zu einer esoterischen Religionsfortbildung im Protestantismus. Leipzig. Oswald Mutze, 1914.

W. Bornemann: Frankfurt am Main eine Universität ohne theologische Fakultät? A. Töpelmann. Gießen, 1913.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. J. C. B. Mohr, Tübingen.
Confucius: von Dr. R. Stübe, Leipzig.
Die Kirche im Urchristentum: von Prof. Dr. Otto Scheel, Tübingen.
Monismus: von Pfr. Lic. Emil Fuchs, Rüsselsheim.

Die Religion der Klassiker. Herausgegeben von Liz. Gustav Pfannmüller.
Giordano Bruno: von Prof. Dr. L. Kuhlenbeck.
Emerson: von Johannes Herzog, Stadtpfarrer in Eßlingen.
Die Propheten: von Liz. Theol. Pfannmüller.

Monismus und Protestantismus. Drei Vorträge von Liz. G. Traub, Dortmund. Herausgegeben vom Hamburger Protestantenverein. Protestant. Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg.

Meine Gotteserkenntnis durch Häckel, Tolstoi, Christus.[1]) Von Karl Frick, Kilchberg, Zürich. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld. Preis 3 Mark.

Monistische Sonntagspredigten, von Wilhelm Ostwald. III. Reihe. Akadem. Verlagsgesellschaft Leipzig.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge: Heft 69 und 70. Mohr, Tübingen.
Lessing und das Christentum", von Dr. Paul Wernle, Prof. in Basel.
Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte von Dr. Paul Mezger, Prof. in Basel.

Die Religion, Frankfurter Vorträge, VII. Reihe, Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt.
1. Ist Gott eine Wirklichkeit? von Pfr. Dr. Förster.
2. Wie kommt es zu persönlicher Frömmigkeit? von Prof. Dr. Bornemann.
3. Ist Religion etwas Krankhaftes? von Pfr. Liz. Lueken.
4. Hat Beten Sinn? Pfr. Veit. Zusammen 92 Seiten.

Die XVII. christl. Studentenkonferenz in Aarau 1913 (95 Seiten).
Ein leitender Bericht
Zu Hans Bachofner: Predigt über Gott suchen und finden.
Prof. Heitmüller: Jesus von Nazareth und der Weg zu Gott.
Dr. A. Barth: Ethik und geltendes Recht in den Kämpfen um die Macht.
Dr. Gottfr. Bohnenblust: Aesthetische Anschauung und religiöses Leben.
Pfr. Liz. M. Haller: Jahwe, Baal und wir. Bern, Verlag von A. Francke.

Ueber Arbeiterseelsorge, Briefe an einen städt. Vikar, von Dr. Joseph Beck, Prof. in Freiburg (Schweiz). 1909.

Soziale Gedanken eines schweiz. Arbeitgebers vor 40 Jahren, von Dr. Fried. Buomberger. (95 Seiten.) Orell Füßli, Zürich.

Die Konsumgenossenschaft als Freundin und Helferin der Hausfrau, von Frieda Schweitzer (31 Seiten). Buchdruckerei Rahm in Hallau (Schaffhausen), 1912.

---

[1]) Ein monistisches Glaubensbekenntnis.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Die zwei Wege.[1]

Matth. 6, 25—33.

Liebe Gemeinde! Ist es Unbedachtheit oder Kühnheit, wenn wir in den Tagen, wo der Kanonendonner und der Schrei des Hasses unser geistiges Ohr betäuben, gerade diese zartesten und lieblichsten Worte der Bergpredigt, diese Worte, die wie aus einer andern Welt zu stammen scheinen, vor uns aufsteigen lassen? Aus einer andern Welt stammen sie — das ist in der Tat richtig und damit ist auch schon gesagt, was ihr letzter Sinn ist: wir haben hier den Gegensatz zweier Welten vor uns. Man hat ja über den Sinn und die Wahrheit dieser Worte viel gesonnen und gestritten, oft auf recht verkehrte Weise. Man hat sich an die einzelnen Bilder gehalten, die der Herr braucht, um das, worauf es ihm ankommt, auszudrücken. Man hat sie, wenn ich so sagen darf, schulmeisterlich behandelt, hat Dogmen daraus gemacht, hat die paradoxe Art nicht verstanden, womit der Meister die Wahrheit des Gottesreiches darzustellen pflegt. Man hat gefragt: „Müssen denn nicht auch Lilien des Feldes verdorren, weil es ihnen an Tau oder an Erdreich fehlt? Werden sie nicht vom Fuß des Menschen zertreten? Und müssen nicht auch Vögel des Himmels verhungern oder erfrieren? Wie können sie uns denn ein Beispiel dafür sein, daß wir nicht sorgen müssen? Wohin kämen wir, wenn wir nicht arbeiteten und dafür sorgten, daß wir und die Unserigen das Nötige bekommen?“ Als ob er, der sich uns überall so realistisch zeigt, so nüchtern im höchsten Sinne des Wortes, der Welt und Menschenwesen mit so scharfem Auge betrachtet, so billige Weisheit nicht gekannt hätte! Als ob er meinte, daß wir nicht arbeiten und Fürsorge üben sollen! Als ob er vielleicht gar die Unnötigkeit sozialer Reformen hätte behaupten wollen! Nein, so aus der Welt heraus führt uns Jesus nicht. Aber das ist freilich richtig: er zeigt uns eine andere Welt, als die, worin die Meisten von uns leben und unser Wesen haben. Zwei Arten zu leben gibt es, sagt er uns. Da ist einmal die Art der reinen Kinder der Welt.

[1] Predigt, gehalten am 6. Juni in der Kirche von Oberstraß in Zürich.

Sie leben für die Welt und von der Welt. Ihr Bemühen ist auf die natürlichen Güter des Lebens gerichtet, die doch schließlich am kürzesten und besten durch die Frage beschrieben werden: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?" Es sind ja die wirtschaftlichen Dinge, die das natürliche Leben der Menschen in solchem Maße beherrschen, daß man auf die Meinung kommen kann, es gebe neben ihnen überhaupt keine Mächte und Kräfte mehr, die für die Gestaltung des Menschendaseins ernstlich in Frage kämen. Gewiß erhebt sich des Menschen Herz noch höher: es begehrt Freude, Glück, Ehre, Macht, Liebe — aber es bleibt dabei doch verzweifelt stark an jene Elemente des Lebens gebunden, besonders an das Geld. Es wird zur Bedingung alles Uebrigen, zur allbeherrschenden Macht, zum Gott, kurz: es wird Mammon. Er ist der Gott der Welt; die Welt regiert ganz gewiß er — darin hat das Sprüchwort Recht. Aber ob nun Geld oder höhere Güter, jedenfalls sind es Güter der Welt. In diese sind die Menschen, die Jesus im Auge hat, verstrickt. Er nennt sie einfach „Heiden". Damit will er wohl nicht sagen, daß kein Heide etwas Besseres kenne, sondern bloß, daß bei ihnen diese Art begreiflich und natürlich sei. Denn sie kennen keinen Gott, der mehr wäre als die Welt. Er tadelt diese Heiden auch nicht eigentlich, er sagt bloß, daß sie sich in Sorge verzehren müssen. Sie sind in dem Trachten nach diesen natürlichen Gütern gefangen, kommen darin nicht zu Atem und sind in aller Freude und Herrlichkeit Sklaven. Und wie leicht geschieht es, daß ihnen diese Freude und Herrlichkeit über Nacht zunichte wird! Denn es waltet ein Gericht über allem, was bloß von der Welt ist; es wird vom Glutwind der Vergänglichkeit verzehrt. — Es gibt aber einen andern Weg und er ist's, den Jesus mit diesen viel mißverstandenen Worten zeigt. Es ist der Weg höchster Freiheit, den die Bürger des Gottesreiches, die Söhne und Töchter des himmlischen Vaters, gehen. Sie leben nicht von der Welt, wie sie auch nicht für sie leben. Sie kennen eine höhere Wirklichkeit, an die sie gebunden sind: das ist der Vater selbst und sein Reich. Ihr Gott ist nicht, wie der Heiden Gott, nur das letzte Wort der Welt, nur ein anderer Ausdruck für Natur und Naturordnung oder Schicksal, er ist der, der die Welt in der Hand hält, der im Regimente sitzt, der lebendige Gott, der helfen kann, der treue Vater, der helfen will, der Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt und der die Haare auf ihrem Haupte gezählt hat. Sie aber sind seine Kinder, seine Söhne und Töchter, von seinen Engeln umgeben, von seiner Treue getragen, der Ewigkeit teilhaftig und von unendlichem Wert. Wenn sie das wissen, wenn dieser Gott ihnen eine Wirklichkeit, ja die Wirklichkeit ist, dann sind sie in der Lage, ein völlig anderes Leben zu führen, als die Heiden. Sie leben von Gott und für sein Reich. Zwar leben auch sie in der Welt, selbstverständlich. Sie müssen essen, trinken, sich kleiden. Sie müssen arbeiten, fürsorgende

Gedanken walten lassen. Vollends ist ihnen das soziale Problem wichtig genug. Es scheint da auf den ersten Blick kein Unterschied zu sein. Und doch ist er da und ist riesengroß: das Schwergewicht liegt jedesmal auf der entgegengesetzten Seite. Die Kinder des Reiches — die, die es wirklich sind — kennen jene Sorge nicht, die die anderen bindet. Sie arbeiten und sinnen, aber sie wissen, daß zuletzt doch nicht sie es sind, die mit ihrem Sorgen und Sinnen die Dinge machen. Welch eine Torheit, zu meinen, daß wir unser Leben machen! Alles wirkliche Leben wird geschenkt, unser Geschick kommt aus großer Tiefe! Wir werden nicht im Stiche gelassen. Es wird für uns gesorgt. Und zwar ist dies in dem Maße der Fall, als wir entschlossen das Leben leben, das allein wahres Leben ist: als wir aus Gott leben und für sein Reich. Es wird uns dann einfach gegeben, was wir brauchen: Gesundheit, Leben, Kraft, Nahrung, Liebe, Freude. Wir werden vom Mammon, dem Gott der Welt, frei, und frei von der Sorge. So ereignet sich das hohe Wunder: während den Kindern der Welt, den „Heiden", ob all ihrem Sorgen schließlich doch entschwindet und zu Trümmern geht, um was sie sorgten, wird den Bürgern des Reiches, die nicht darum sorgen und gerade weil sie nicht darum sorgen, alles hinzugefügt, was sie von der Welt brauchen. Es wird ihnen das Sklavenjoch abgenommen und der Weg zu einer seligen Höhe der Freiheit gezeigt.

Und nun, liebe Freunde, stehen wir nicht erschüttert vor der Möglichkeit, die sich hier vor uns auftut? Wenn es eine solche Welt gibt und einen solchen Weg, und wir diesen Weg betreten könnten — das wäre ja eine ungeheure Umwälzung unseres Lebens, das wäre ja eine Erlösung ohnegleichen, ob der unsere Seele aufatmete und aufjauchzte! Denn wer von uns möchte nicht das Joch der Weltgefangenschaft abwerfen und den Weg der Freiheit gehen, der Freiheit von der Sorge und vom Mammon? Aber nicht nur um uns Einzelne handelt es sich — wenn das, was Jesus uns zeigt, Wahrheit ist, dann muß es, sobald damit Ernst gemacht wird, zu einer Revolution dieses Weltwesens führen, mit der verglichen alle politischen, sozialen und andern Revolutionsgedanken ein Kinderspiel sind. So hätten wir also in diesen Worten Jesu nicht etwas wie ein schönes Märchen, ein freundliches Gedicht, eine edle Schwärmerei vor uns, sondern einen gewaltigen Angriff auf unsere Welt, einen Posaunenstoß, der einen neuen Menschheitstag verkündigt, die mit ungeheurer Wucht gestellte Frage des wahren Lebens. So wären wir auf einmal vor eine Wahl, eine Entscheidung gestellt, je nach deren Ausfall unser Leben eine ganz verschiedene Gestalt annehmen müßte.

Ja, liebe Freunde, das ist es und nichts Anderes! Wir sind, vielleicht ohne es zu ahnen, ins Zentrum der Gottes- und Menschenfrage gelangt. Das sind die Dinge, auf die es letztlich ankommt. Das ist der Ernst und die Gewalt der Sache Jesu. Warum aber reden wir gerade heute davon? Wir reden davon, weil

wir damit auch mitten in das Zentrum des Kampfes geführt werden, der heute die Welt bewegt. Und nun müssen wir zuerst wiederholen, was wir zum Beginn unseres Weges festgestellt haben: die Welt, wie sie sich uns heute darstellt, ist das Gegenteil der Welt, die Jesus uns zeigt. Was heute die Menschen zum Weltkrieg gegen einander führt, zu diesem Weltkrieg, der nicht nur einer der Kanonen und Bajonette, sondern auch einer der Seelen ist, das ist das Trachten nach dem Reiche der Welt und seiner Gerechtigkeit. Was für Beweggründe auch die einzelnen Völker und Menschen dabei haben mögen, die letzte Ursache des Zusammenstoßes ist doch der Kampf um die Macht. Die Völker wollen groß sein; sie wollen sich entfalten, wollen einen möglichst ausgiebigen Anteil an dem Reiche der Welt. Dabei stellen sich aber Unterschiede ein in den Beweggründen, aus denen man Macht erstrebt. Es gibt Naturen, vielleicht auch ganze Völker, die nach Macht dürsten einfach um der Macht willen oder auch, weil Macht auch Reichtum gewährt und allen Genuß, der mit dem Reichtum verbunden ist. Wir können sie die Realisten der Macht nennen. Es ist der Geist Roms, der dem natürlichen Menschen mehr oder weniger stets innewohnt. Da ruft man uns zu: „Die Menschengeschichte ist nun einmal, nicht anders als die Naturgeschichte, ein Kampf um die Macht. Jeder nimmt davon, was er kann und der Stärkere hat recht.“ Aber über diese Art erheben sich die, die ich die Idealisten der Macht nennen möchte. Sie erklären uns: „Wir begehren die Macht keineswegs bloß um der Macht willen, sondern um eines höheren Zweckes willen. Reine Macht ist auch uns verhaßt und der Kampf um die Macht auch uns etwas Schreckliches. Aber dieses Schreckliche ist nötig, weil es den Weg zu Höherem und Höchstem bildet. Denn über dem Fundament der Macht und Gewalt erhebt sich die Selbständigkeit und Freiheit des Volkes und noch mehr als dies: es kann sich, wenn einmal die materiellen Vorbedingungen verwirklicht sind, eine höhere Kultur entwickeln, Kunst, Wissenschaft, höhere Menschlichkeit. Es muß zuerst ein Leib da sein, damit die Seele sich entfalten kann. So müssen sich die einzelnen Völker zuerst national entfalten, nachher mögen sie sich dann zu einer Menschheit zusammenschließen. Es muß vielleicht ein Volk die andern mit Gewalt zu einer gewissen Einheit, einem Imperium, zusammenfügen und muß dies tun durch den Hammer, der Schwert heißt; auf dieser Grundlage mag dann das Haus des Weltfriedens errichtet werden.“ So reden auch die Christen, besonders die Theologen. Man merkt ihnen wenig an, daß sie die Bergpredigt gelesen haben. Noch viel leidenschaftlicher als die Andern verteidigen sie das Trachten nach der Welt: „Das Gottesreich“, sagen sie, „mag das letzte Ziel der Geschichte sein, aber wir gelangen zu ihm nur dadurch, daß zunächst die einzelnen Völker für sich selbst sorgen, stark und groß werden. Wenn sie zu diesem Zwecke Krieg führen, so ist dies eine heilige Sache und auch im Sinne des Christentums. Es heißt Gott widerstreben, wenn man einen

andern Weg vorschlägt." Das heißt mit andern Worten: diese Christen und Theologen erklären den Weg Jesu für einen Irrweg. Nicht soll es nach ihnen heißen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige hinzugefügt werden", sondern: „Trachtet zuerst nach dem Reiche der Welt und seiner Gerechtigkeit, so soll euch das Gottesreich hinzugefügt werden." Aehnlich redet man übrigens nicht nur in Bezug auf die nationale, sondern auch auf jede andere Macht. Man spricht: „Wir wollen eine sozialistische Macht schaffen, so gut wir können. Wir wollen die Menschen da fassen, wo wir sie fassen können und sie zunächst als Bausteine dieser sozialistischen Macht benützen. Da man die Menschen aber am sichersten haben kann, wenn man mit ihrem Egoismus rechnet, so wollen wir sie hier fassen. Haben wir aber einmal die Macht, so soll dann auch der sozialistische Geist an die Reihe kommen." Oder man sagt: „Wir wollen eine genossenschaftliche Gesellschaft aufbauen, eine Gesellschaft, die nicht beherrscht wird durch den Trieb nach gegenseitiger Ausbeutung, sondern durch das Verlangen nach gegenseitiger Hilfe und treue Arbeit für einander; aber weil die meisten Menschen hiefür nicht reif sind, so wollen wir zuerst einmal versuchen, sie bei ihrem kurzsichtigen Gewinnstreben zu fassen, möglichst viel Mitglieder zu bekommen, möglichst viel wirtschaftliche Macht zu gewinnen — später muß man dann sorgen, daß genossenschaftlicher Idealismus diesen Leib beseelt." Und so fort.

So ist der Weg der Welt und des gewöhnlichen Christentums dem Weg Jesu entgegengesetzt. Man geht von der Welt aus und lebt von den Kräften der Welt; von da aus kommt man dann vielleicht zu Gott und seinem Reich. Man erwartet vielleicht, daß Gott diesen Weg segne. Man fügt der Weltlichkeit eine Religion hinzu, die im Grunde nur eine Verklärung der Welt ist. Gott soll die höchste Befriedigung des natürlichen Verlangens der Herzen sein. Er soll für Brot und Macht sorgen, wo man selbst nicht mehr weiter kann; er soll Sieg geben, wo die Kanonen ihn nicht zu verschaffen vermögen; er soll der Welt ihren Willen tun; er soll den Menschen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit geben, nachdem sie sich doch dem Versucher verschrieben haben.

Liebe Gemeinde! Wer behält recht, der Weg Jesu oder der Weg der Welt?

Werden wir wohl behaupten, daß der Weg der Welt unter allen Umständen sein Ziel verfehle? Nein, das wäre viel zu schablonenmäßig geurteilt. Es mag der Welt gelingen, die Welt zu gewinnen. Wer sein Herz an das Geld gesetzt hat, mag Geld bekommen, wer an die Ehre, mag Ehre bekommen. Wo ein Volk von einem gewaltigen Machtdurst beseelt ist, da mag es schließlich diese Macht erobern. Die Welt gibt ihren Dienern bis zu einem gewissen Grade, was sie zu geben hat. Der Ausläufer auf der Straße von New-York, der ein hundertfacher Millionär zu werden trachtet, mag, wenn er kein Mittel

scheut, eines Tages diese hundert Millionen in den Händen haben, genau wie einst Rom, das machthungrige, die Weltherrschaft genommen hat. Auch werden wir zugeben, daß Gott schließlich auch die niedrigen, aus der bloßen Natur stammenden Triebe und Werke der Einzelnen, wie der Völker für den Aufbau seines Reiches brauchen kann. Er hat dafür Assur, Babylon und Rom gebraucht, er kann dafür auch den heutigen Weltkrieg brauchen. Aber das ändert nichts daran, daß über diesem Wege Gericht ist. Daß es nicht sein Weg ist, zeigt sich besonders an Einem: Die Welt gibt mit all ihren Geschenken eine Zugabe — die Sorge. Unendlich viel Mühe kostet es, diese Dinge zu bekommen und vielleicht noch mehr, sie zu behalten. Das Wort von den Sorgen des Reichtums ist keine Lüge; sie sind verzehrender Art, und Menschen, die des Reichtums wirklich froh würden, wirst du nicht leicht antreffen. Aehnlich verhält es sich mit der Ehre. Es gibt nicht leicht eine schwerere Last. Wie viel Angst um die Erhaltung seines Rufes, seiner Stellung, wie viel heimliche oder offene Kränkung, wie viel Furcht vor vielleicht aufkommenden Nebenbuhlern und Eifersucht gegen vorhandene ist damit verbunden! Es ist ein Gesetz: Welt und Sorge gehören zusammen. Sorge aber ist Knechtschaft. Nun treibt die Sorge aber dazu, immer mehr von den Gütern der Welt zu gewinnen, damit man die Sorge ledig werde, immer mehr Geld, immer mehr Ehre — und der Erfolg ist, daß man nur immer tiefer in Sorge und Knechtschaft gerät. Das gilt aber nicht nur von den Einzelnen, sondern auch von den Völkern. Wie viel Sorge haben sie um die Gewinnung und Erhaltung ihrer Macht! Unaufhörlich haben sie auszuspähen, wo ihnen ein Vorteil winke oder eine Gefahr drohe, unaufhörlich müssen sie Angst haben vor der überlegenen Kriegsrüstung der Andern oder vor einem Bündnis, das sie mit einander schließen könnten. Diese Sorge treibt sie an, immer mehr Macht zu gewinnen, weil sie meinen, mit größerer Macht sei größere Sicherheit gewonnen — bis sie erfahren, daß damit vielmehr die Unsicherheit gewachsen ist. So ist es die Sorge, die sie zuletzt in den Krieg treibt. Wir wissen, daß der Weltkrieg viel weniger deswegen entstanden ist, weil die Völker üble Absichten gegen einander wirklich gehabt, als weil sie sich solche gegenseitig zugetraut haben. So ist das Ende dieses Weges doch der Bankrott.

Und das ist das Zweite, was wir von dem Weg der Welt sagen müssen: er hebt sich selbst auf. Es ist nicht eine fromme Redensart, sondern eine der Grundwahrheiten, die in aller Wirklichkeit waltet, daß das reine Weltwesen in sich eitel ist. Wer den Lebenslauf von Familien verfolgt, die wesentlich auf den Reichtum gestellt sind, der wird in neunzig von hundert Fällen beobachten, wie schon im Leben der erstens großen Geldanhäufer selbst ein gewisser Zerfall eintritt, der dann gewöhnlich schon bei ihren Kindern sehr offenbar wird. Das Gleiche ist bei denen der Fall, deren Hauptleidenschaft der Ehrgeiz

war. Mag das Gebäude der Ehren und Erfolge noch so stattlich gewesen sein, es bekommt eines Tages Risse; vielleicht daß ein Erdbeben es plötzlich und völlig umwirft und der Mann, der vor einigen Wochen noch ein fast allmächtiger Gebieter war, geschmäht und verachtet in die Einsamkeit wandern muß. Und nicht anders geht es im Leben der Völker. Ein großer Teil der Geschichte erzählt uns von Aufstieg und Fall von gewaltigen Reichen, die die Hand nach der Krone der Weltherrschaft ausstreckten, um nach kurzem Glanz zusammenzubrechen. Babylon, Ninive, das Werk Alexanders, die Reiche, die das Schwert des Islam gegründet, sie sind mit merkwürdiger Schnelligkeit von der Höhe des Erfolges in die Tiefe gestürzt. Nicht anders ist es der spanischen, dem portugiesischen, der holländischen Macht und dem Reiche Napoleons gegangen. Und vor allem Rom — das Urbild dieser Reiche! Es ist, als in aller Weltmacht ein Gericht arbeitete, das sie jäh zu Falle bringt, wenn sie's am wenigsten denkt; es ist, als ob ein Tieferes, das in der Menschengeschichte wirkt, der menschlichen Anmaßung, die sich in solcher Machtanhäufung kund tut, spotte und jeden Turm von Babel mit Lust umwerfe. Auch bei modernen Weltreichen können wir die Beobachtung machen, wie genau mit der Steigerung ihrer Macht eine gewisse Verderbnis über sie kommt und mitten in den Sommertag ihrer Herrlichkeit der Schatten der Nemesis fällt. Es ist etwas Dämonisches in dieser Herrlichkeit und der Dämon ist immer unheimlich. Das gilt von allen solchen Gebilden, die auf dem Weg der Welt zustande gekommen sind. Ein Sozialismus, dessen Streben einseitig auf Machtgewinnung gerichtet war, stürzt über Nacht zu Boden, eine Genossenschaftsbewegung, die diese Bahn ginge, würde das gleiche Schicksal erleben. Haben wir es nicht in riesigem Maßstabe an unserer ganzen Kultur erlebt? Die tiefste Meinung dieser Kultur war ohne Zweifel die, durch eine ungeheure Entfaltung der Kräfte der Welt ein Reich des Glückes und der Herrlichkeit auf Erden zu schaffen. Es ist uns auch gelungen, ein Weltreich der Kultur aufzurichten mit seiner besonderen Gerechtigkeit, mit seiner Anbetung des Erfolges, seiner Ueberschätzung der bloßen Technik des Lebens, seiner Verkennung der Seele — und nun erleben wir, daß im Donner der Kanonen, in einer Weltkatastrophe, die ein Weltgericht ist, dieses Reich der Welt, dieses neue Rom, zusammenbricht.

Aber wir hätten eigentlich auch ohne diese Erfahrung wissen können, wohin dieser Weg führt. Ist sie nicht eine Torheit und aller tiefern Lebenswahrheit zuwider, die Meinung, daß man zuletzt zum Gottesreich gelange, wenn man nur entschlossen den Weg der Welt gehe? Sollte es wirklich möglich sein, zum Frieden dadurch zu gelangen, daß man mit einer Menschenabschlachtung beginnt, die unerhört und unausdenkbar gräßlich ist? Ist es denkbar, daß man zum Internationalismus dadurch gelange, daß man den Nationalismus pflegt? Wird eine Anhäufung von Egoismen den Sozialismus ergeben, eine

Sammlung von Profitberechnungen die Genossenschaft? Wird eine Entfesselung der Weltleidenschaft wirklich eine Vorbereitung auf das Gottesreich sein? Das ist jedenfalls nicht die Meinung Jesu. Wer nach ihm ins Gottesreich eingehen will, der muß umkehren. Er muß einen neuen Sinn bekommen, ein neues Wesen annehmen. Das geht keineswegs im Spiel; es kostet Kampf, Selbstüberwindung, Absterben. Das Gottesreich kommt nicht als natürliche, selbstverständliche Folge der Weltentwicklungen, es fordert eine Wiedergeburt der Welt und des Einzelnen und an seinem Wege ragt das Kreuz. Und so tönt uns aus dem Gerichtswetter dieser Zeit die Losung entgegen, die heißt: Umkehr auf einen andern Weg!

Liebe Zuhörer! Wenn der eine Weg falsch ist, so muß der andere recht sein: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches zufallen." Und nun lasset mich gestehen, daß nach meiner tiefsten Ueberzeugung und Erfahrung dies die oberste Regel ist, die über allem menschlichem Tun stehen muß, daß dies in allen Dingen, die immer ein Mensch zu erledigen haben mag, ohne Ausnahme der Weg ist. Von oben mußt du anfangen, nicht von unten, von der Seele, nicht vom Leib, vom Geist, nicht von der Masse, von Gott, nicht von der Welt. Wenn du den größten Erfolg haben sollst, so darfst du am wenigsten nach dem Erfolg fragen; wenn du sicher sein willst, daß du den richtigen Weg gehst, so bekümmere dich ausschließlich darum, welches der Weg des Rechten und Guten, welches Gottes Weg und Wille ist. Tue Gottes Willen und frage entschlossen nach nichts anderem; gehe auf Gottes Weg, so wie du ihn verstehst, und alles andere wird gut.

Lasset uns wenigstens in Kürze andeuten, was für eine Umwälzung der Welt sich aus dieser Taktik ergibt. Sie bedeutet, auf die Völker angewendet, daß sie an die Stelle der Frage: „Was muß ich tun, um zu Macht und Ehre zu gelangen?" die andere setzen: „Wie werde ich den Aufgaben gerecht, die mir durch die Geschichte gestellt sind? Habe ich überhaupt eine Aufgabe, die mir ein Daseinsrecht vor Gott und vor den Menschen gibt?" Da wird ein Volk dann, anstatt einen Krieg zu beginnen, der ihm eine sogenannte Großmachtstellung erhalten oder verschaffen soll, sich besinnen, ob es nicht wichtiger wäre, zunächst einmal seine sozialen Verhältnisse im Geiste der Gerechtigkeit zu ordnen; es wird bedenken, ob wohl eine Großmachtstellung einen Sinn hätte und Bestand verspräche, wenn in einem Volke ungesunde Zustände herrschten, und ob nicht umgekehrt ein Volk, das zunächst einmal selbst im Zentrum seines Lebens gesund und stark geworden wäre, ganz von selbst auch den Einfluß im Rate der Völker bekäme, den es verdiente. Es ist eine seltsame Verirrung, wenn heute auch geistig bedeutende Männer behaupten, der „Gedanke" ihres Volkes müsse in der Welt mehr bedeuten, und dies geschehe, wenn das Volk mehr Macht gewinne. Als ob es sich nicht umgekehrt so verhielte, daß in dem Maße, als in einem Volke große und starke

Gedanken wachsen, auch die Bedeutung dieses Volkes für das Leben der Menschheit zunimmt. Am meisten aber haben bis jetzt in der Geschichte die Völker bedeutet, wenn sie sich selbst vergaßen und die großen Aufgaben des Menschentums oder des Gottesreiches ergriffen. Welches Volk ist denn das einflußreichste der Geschichte geworden? Etwa die Assyrer oder Babylonier mit ihrem kriegerischen und kulturellen Glanz, oder Rom, das weltgebietende? Nein, vielmehr jenes Völklein, das in seiner Kleinheit und Schwäche immer wieder unter den Fuß dieser Weltmächte geriet, wo sich aber in entscheidenden Augenblicken immer wieder ein Mensch oder ein ganzer Kreis von Menschen fand, die sich Gottes großen Gedanken zur Verfügung stellten und ihnen Treue hielten in Not und Sturm und Finsternis. So ist Israel mehr geworden als Rom. Aus diesem Israel ist an der Wende der Zeiten der Mensch hervorgegangen, der als ein Einzelner, ohne Macht und Glanz, in Knechtsgestalt wandelnd ein kurzes Leben lebte und einen Tod der Schande starb, von allen Weltmächten, auch einer weltlichen Religion, befeindet und getötet, der aber Eines tat, was keine der Weltmächte tat: der Gott im Menschen vertrat und verkörperte, Gottes Kraft und Leben aufschloß, sein Reich aufleuchten ließ auf Erden. Dieser Mann ist stärker geworden als alle Weltreiche, sein Leben und Sterben die Erlösung der Welt vom Bann der Todesmächte, seine Niederlage der größte Sieg. Vor diesem Manne am Marterholz erblaßte der Cäsar auf seinem goldenen Thron. Der Geist, der von diesem Manne ausging, erhielt das, was an dem Werke Roms des Lebens wert war und rief eine neue Welt ins Leben. Wo dieser Geist ein Volk berührte, da blühte es auf und wurde auch als Volk groß. Was hat Deutschland seine wahre Größe gegeben? Nicht seine kriegerischen Taten, alte und neue, sondern die Tatsache, daß es mehr als einmal seine Seele an eine Sache hingab, die Sache der Menschheit, die die Sache Gottes war, und daran sein Leben wagte, besonders jene eine Tat, daß es im sechzehnten Jahrhundert sich dem Werk der Erneuerung des Geistes Christi hingab und im siebzehnten Jahrhundert während dreißig furchtbaren Kriegsjahren dafür beinahe verblutete. Daraus ist ihm bis auf diesen Tag sein bestes Leben gequollen. Wie ist das englische Weltreich entstanden? Etwa durch die bloße Gunst des Schicksals oder eine Reihe von Taten der List und Gewalt? Nein, vielmehr durch die Tatsache, daß namentlich im siebzehnten Jahrhundert im englischen Volke eine religiöse Erhebung stattfand, deren heilige Glut und gewaltige Kraft bis auf diesen Tag nachwirkt. Was ist's, das unsere Schweiz, der kleinen, ihre Größe verliehen hat? Etwa unsere Freiheitsschlachten? Auch diese haben ihr Verdienst gehabt, aber was uns geistig gehoben und getragen hat bis zu dieser Stunde, das ist der Geist und das Werk von Zwingli und Kalvin, dem unser Volk sich zum Träger hergegeben hat. Was unsere Geschichte an Werken der Kultur, an äußerem Gedeihen, an Stunden der Ehre und des Glückes aufzuweisen

hat, ist zum größten Teil aus dieser tiefsten Quelle geströmt. Gewaltig predigt uns die Geschichte die Wahrheit: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige zufallen."

Und es ist auch heute so: das Volk, dessen Name am hellsten in der Geschichte strahlen wird, wird nicht das sein, das am meisten Siege auf dem Schlachtfelde erringt, sondern das Volk, das sich einem großen Gottesgedanken, einer großen Gottesaufgabe der Gegenwart oder Zukunft hingibt, dafür streitet und leidet. Welches Volk wird es sein? Und wer will seinem Volk Führer auf diesem Wege sein? Heute meinen so viele von denen, die zu einer geistigen, ja religiösen Führung ihres Volkes berufen sind, sie müßten durch Dick und Dünn mit ihrem Volke gehen, müßten für seine Weltreichstellung eintreten, seine Tugenden preisen und seine Fehler entschuldigen oder leugnen. Sie nehmen sogar die Wahrheit des Gottesreiches und stellen sie in den Dienst des nationalen Machtstrebens. Wenn sie den Weg gehen wollten, den die wirklichen Gottesmänner des alten und neuen Bundes gegangen sind, dann müßten sie das Umgekehrte tun: ihr Kampf müßte sein, daß ihr Volk nicht im gewollten oder gefundenen Gewinn der Welt Schaden leide an seiner Seele, sie würden gegen den Rausch der Welt Gottes Sache vertreten — vielleicht unter schwersten Leiden — aber so ihrem Volke den höchsten Dienst tun, den es gibt.

Es leuchtet ein, wie von hier aus auch das Zusammenleben der Völker umgestaltet werden müßte. Auf diesem Wege wäre der Weltfriede gesichert. Denn nun wäre jene Sorge von den Völkern genommen, die sie gegen einander hetzt. Nun auch der unruhige Machtdrang. Denn nun ruhten sie sicher und froh in dem Glauben, daß sie, solange sie redlich an der Lösung ihrer göttlichen Aufgabe arbeiteten, darin besser geborgen seien, als im Schutz von Riesenflotten und Millionenheeren. Das ist wirklicher Gottesglaube, Glaube an den lebendigen Gott, den Gott Christi. Das ist der Gott, der nicht bloß das letzte Wort der Leidenschaft der Welt ist, sondern der Gott, dessen Wille die einzige wahre Macht ist, der Gott, der dem Menschen nicht einfach zu willen ist, wenn er auf seinem weltlichen Wege nicht mehr weiter kommt, der aber dem Menschen, der auf seinem Wege geht, die unbedingte Gewißheit gibt, daß er in dem, was er braucht, nicht im Stiche gelassen wird. Dieser Gott ist unser Friede, während der andere Krieg erzeugt.

Das ist aber der Weg überhaupt für jede gute und große Sache. Nicht um des Erfolges willen das Große, das man will, verleugnen, sondern in dessen treuer Bewahrung den Erfolg suchen! Nicht meinen, daß das Höhere von selbst komme, wenn man das Niedrigere pflege, sondern glauben, daß vom Höheren her auch das Niedrigere gesegnet werde! Sich nicht der Natur ausliefern, in der Meinung, sie führe von selbst zum Geist, sondern den Geist suchen, der die Natur erlöst! Nicht zuerst die Welt suchen, um auf ihren Stufen zu Gott zu ge-

langen, sondern Gott suchen, der aus seiner Schöpfertiefe immer wieder Welten schafft! Wenn wir zum Internationalen kommen wollen, so können wir es dadurch, daß wir alles Menschenverbindende heute dreimal so stark als sonst betonen. Wenn wir zum Frieden gelangen wollen, dann müssen wir alles tun und alles sagen, was aus dem Frieden stammt und das Reich des Friedens baut. Wenn wir Sozialismus wollen, dann haben wir damit zu beginnen, daß wir aus dem Geiste des Sozialismus handeln. Wenn wir Genossenschaftlichkeit wollen, dann laßt uns zuerst dafür sorgen, daß Genossenschaftsgeist unter uns sei. Wenn wir das Gottesreich wollen, dann müssen wir die Kräfte des Gottesreiches in möglichster Reinheit zur Geltung bringen. *Dann wird das Uebrige hinzugefügt!* Das ist das Gesetz der Welt Gottes. Dann kommt zu seiner Zeit auch die Macht, die gut und nötig ist. Dann kommt auch äußeres Gedeihen. Von innen strömt der Segen nach außen. Der Geist baut sich den Körper. *Vom Gottesreich her blüht alles natürliche Leben auf.* Ohne die Sorge des reinen Weltdienstes wird es hinzugefügt. Während auf dem Weg der Welt auch die Welt verloren geht, gehört dem Gottesreich *zuletzt* auch die Welt.

Aber wenn die Welt auf diesen Weg kommen soll, müssen zuerst *Einzelne* ihn gehen. Er ist nicht leicht. Wenn auch dieser Weg eine sichere Verheißung hat, so können ihn doch nur tapfere Seelen betreten. Es bedarf dazu des Vertrauens. Wir müssen dazu vieles aufgeben können, vielleicht die ganze bisherige Existenz. Aber wie, wenn dieser Weg gerade auch für jeden Einzelnen *seine* Erlösung wäre?

Ich meine tatsächlich, liebe Freunde, daß mit unserer Lösung nicht nur für die Welt im Allgemeinen, sondern auch jedem von uns für sein persönliches Leben das gesagt sei, worauf es ankommt. Es enthüllt sich von da aus das Geheimnis unserer Verirrungen und Mißerfolge. Ich will nicht von denen reden, die sich ganz und gar auf den Weg der Welt begeben haben und nun seine Sorge und sein Gericht ernten. Wir wollen nicht zu ihnen gehören, sonst wären wir ja nicht hier. Aber *einen* großen Fehler haben wir vielleicht doch gemacht und machen ihn fortwährend: *wir wollen zwar Gott dienen, aber zuvor die Welt in Ordnung bringen;* wir wollen nach dem Reiche Gottes trachten, aber es soll nicht *zuerst*, sondern, wie sich ziemt, *zuletzt* kommen. Ganz besonders bleiben wir dabei am *Gelde* hängen. Wir wollen uns nicht dem Gelde verkaufen, aber soweit müssen wir doch für uns sorgen, daß wir nicht ganz auf's Unsichere gestellt sind. Wenn wir mit unserm Trachten nach dem Gottesreiche bis zu dem Punkte kommen, wo wir hier völlig auf's Unsichere stoßen, so kehren wir um. Und so tun wir in andern, verwandten Dingen. Was aber ist die Folge dieser Halbheit? Daß wir weder der Welt noch Gottes froh werden. Gewöhnlich verlieren wir auch die Welt. Darf ich nicht an eine der tiefsten Lebenserfahrungen

erinnern, die gewiß nicht Wenige von uns gemacht haben? Wir sollten einen Weg gehen, von dem wir wußten, daß er der rechte sei. Aber auf diesem Wege warteten gewisse Nöte, gewisse Schwierigkeiten. Auf einem andern schienen diese zu vermeiden. Wir betraten ihn und was erfuhren wir? Wir erfuhren, daß auf diesem Weg sich jene Nöte und Schwierigkeiten erst recht einstellten. Wir verloren das Höhere und bekamen das Andere nicht. Und haben wir nicht auch das Gegenteil erfahren: daß wir auf einen Weg traten, den wir für den rechten hielten, wo uns aber die schwersten Gefahren drohten, und siehe, diese Gefahren ließen sich überwinden oder erwiesen sich als nicht vorhanden, üble Verstrickungen lösten sich, Wege der Hilfe taten sich auf, alles wurde zuletzt gut. Haben wir uns ob solchen Erfahrungen, den guten und üblen, nicht immer wieder Eines gesagt: Nur auf dies käme es an, daß wir ganz und fest würden im Rechten, und alles würde recht; nur auf dies käme es an, daß wir Gott unbedingt trauten und die Welt läge unter unsern Füßen. Wir gingen mit Siegerhaltung, wo wir jetzt unter einem Joche schreiten. Nur Gottes Wirklichkeit trauen und du erlebst immer wieder das hohe Wunder, das Wunder, daß er ist und regiert! Wie ganz anders würde von da aus unser Verhältnis zu den Menschen; wie ganz anders behandelten wir unsere Gesundheit, unser Geld! Wie hätten wir Fülle, wo wir jetzt arm sind; wie wären wir frei, wo wir jetzt Sklaven sind! Es ist nun einmal so: wie die Welt ihren treuen Dienern ihre Gaben, so gibt das Gottesreich den seinen, aber nur wenn sie ihm ganz dienen! Aber wer ihm wirklich dient, der wird dadurch, daß er sich der Sache Gottes hingibt, selbst erlöst.

Liebe Zuhörer! Die zwei Wege liegen nun vor uns, wir haben zu wählen. Aber nicht nur jeder von uns als Einzelner, sondern die ganze Welt ist heute vor diese Entscheidung gestellt: entweder geht sie den jetzigen Weg weiter und dann ist das Ende der Abgrund, oder sie kehrt um, dann blüht sie, die verheerte, aus den Tiefen Gottes her wieder auf und es beginnt ein neuer Tag Gottes und des Menschen. Die Entscheidung der Welt besteht aus Entscheidungen der Einzelnen und diese hängen zusammen mit der Krise der Welt. Es ist eine furchtbare Krise, ein Sterben, aber wir wollen dafür dankbar sein, daß wir vor die Frage gestellt werden, ob wir wahrhaft leben wollen oder nicht. Wie aus der sinkenden Titanic tönt es aus dem Zusammenbruch unserer Kultur: „Näher, mein Gott, zu Dir!“

L. Ragaz.

Sozialistischer Pfingstglaube.[1]

Selma Lagerlöf, die schwedische Dichterin, schildert in ihren „Christuslegenden" die Erlebnisse des zwölfjährigen Jesusknaben im Tempel. Verständnisloses Staunen bringt er allen Herrlichkeiten entgegen, die sonst der Menge besonderen Eindruck machten, aber nicht trennen kann er sich von drei geheimnisvollen Dingen, die ihm einzig schön erscheinen: von den zwei schwarzen, dicht aneinandergefügten Marmorsäulen, die Pforte der Gerechtigkeit genannt, durch welche nur der sich hindurchdrängen könnte, der rein und ohne Sünde sei; von der langen, scharfen Stahlklinge, die über die Kluft als Brücke führte, und dem, welcher sie zu überschreiten vermochte, das Paradies verhieß; und von dem riesigen Kupferhorn, der „Stimme des Weltenfürsten", das niemand heben und ertönen lassen konnte; wer es aber fertig brächte, der würde alle Völker der Erde unter seine Gewalt sammeln. Und der kleine Knabe, der stundenlang vor jenen Geheimnissen saß und sich nicht träumen ließ, ein Wundertäter zu sein, er verrichtete Wunderdinge in dem Augenblick, als er sah, daß er dadurch Menschen wohltun, Menschen retten konnte. Da wichen die starren Säulen vor ihm zur Seite, die Stahlklinge trug ihn sicher über die Kluft und die Stimme des Weltenfürsten gehorchte dem Kinde, das nur an die anderen, an die armen Menschen dachte und sich selbst vergaß.

Liegt da vielleicht die Lösung so mancher schwerer Rätsel? Der Sozialismus hat noch fester gefügte Dinge, als Marmorsäulen es sind, ins Wanken zu bringen; er hat mehr als einen Abgrund zu überschreiten, und fern noch ist er davon, die Völker der Erde unter seine Herrschaft zu sammeln. Da stehen denn wir, seine schwachen, noch immer vereinzelten Träger und Anhänger, vor diesen Riesenaufgaben! Und während um uns her alles andere eher als der Sozialismus zu siegen scheint, alles unseres Glaubens spotten will, Dunkelheit und Untergang droht, während noch einmal laut und lauter die Stimmen des Hasses und Krieges alle Friedenstöne überbieten dürfen, halten wir uns zweifelnd und mutlos, wie die Pfingstapostel hinter verschlossenen Türen, und wagen an unsere Sache, an die große Botschaft von Frieden und Menschenliebe, von Wahrheit und Treue fast selbst nicht mehr zu glauben. Fern, fern sind wir davon, Wundertaten zu vollbringen!

Aber Kleinglaube ist der beste Bundesgenosse aller feindlichen Mächte. Und der feste Glaube an den endlichen Sieg des Geistes, an seine unbezwingliche Macht, ist ein großer Schritt in seine Zukunft hinein. Wenn wir doch nur nicht immer die Worte von „Utopie", „Unmöglichkeit", von den „Umständen, mit denen man

[1] Aus der Pfingstnummer des „Grütlianers", des sozialdemokratischen Zentralorgans der Schweiz.

rechnen muß", von der „Welt, wie sie nun einmal ist", hören müßten, wenn wir sie doch selbst nie brauchen, nie denken wollten! Sie hängen sich wie schwere Ketten an unsere Füße und lähmen unsere Kraft. Wenn wir lernen könnten, zu glauben. Wie aber das?

Indem wir von uns selber ganz abzusehen lernen. Solange wir immer unsere Kraft, unsere Zahl, unsere Organisationen an den unendlichen Dingen messen, die es zu verwirklichen gilt, solange müssen wir lahm und mutlos bleiben. Daß uns doch die Augen aufgingen und wir merkten, daß unsere Sache, daß ihr Geist selbst Kraft und Sieg ist, daß er viel größer und mächtiger ist, als alle seine Verkünder und noch so gewaltige Organisationen. Er wirkt, er siegt, und wir sind nur seine Diener. Wenn wir auch selbst nicht viel sehen, die Kraft ist da und schafft in und durch uns und überall. — Dieser Glaube sprengte einst am Pfingsttag die verschlossenen Türen und gab dem ängstlichen, unbedeutenden Häuflein Menschen den Bekennermut, zu reden, und hinaus in alle Welt zu ziehen.

Dieser Glaube wurzelt aber nur in der Gesinnung jenes Knaben in Selma Lagerlöfs Legende. Solange man an sich und Parteiinteressen denkt, solange Ehre und Ansehen das wichtigste bleibt, vermag niemand, Wunderdinge zu verrichten. Denn der Geist, der besiegt werden soll, wird im eigenen Herzen großgezogen. Aber Berge können versetzt, Wunder können vollbracht werden, wenn jener Geist in uns Wahrheit wird, der nur an andere denkt und für andere wirkt, denen er helfen möchte. Solcher Geist zweifelt nicht mehr an eigener Kraft, er mißt sie gar nicht und rechnet keine Zahlen aus; aber er bringt Marmor zum Wanken, schlägt sich über Klüfte eine Brücke und er wird einmal als Weltenfürst die Völker der Erde unter seine Herrschaft sammeln.

S.

Sozialdemokratie, Anarchismus und Krieg.

Ihr Anarchisten habt ja auch versagt; da habt Ihr wenigstens keinen Grund, uns Sozialdemokraten etwas vorzuwerfen!" Wie oft ist nicht, seit Kriegsanfang, diese blöde Phrase an mich gerichtet worden, meist begleitet von einem überlegenen, höhnischen oder mitleidigen Lächeln. Es gilt ja heute fast für eine Schande oder für Ueberhebung, nicht „versagt" und „umgelernt" zu haben, aber dennoch: Wir Anarchisten haben zwar auch versagt, meinetwegen, aber nicht in dem Sinne, wie das offizielle Christentum und die Sozialdemokratie. Das Christentum (ich spreche hier, wie überhaupt im Folgenden, hauptsächlich von Deutschland) erkennt den Krieg als berechtigt an, ihre Priester segnen Fahnen, Mordinstrumente und Mörder ein, und nur wenige rühmenswerte Ausnahmen halten fest am Gebote: Du sollst

nicht töten. Die Sozialdemokratie lieferte Zehntausende ihrer Anhänger ans Messer, Zehntausende, die sie hätte retten können durch eine entschiedene sozialistische Haltung, nicht nur im gegenwärtigen Falle, sondern schon jahrelang. Daß sich das offizielle Christentum so ganz und gar unchristlich gebärdet, hat doch wohl niemand verwundert. Seine kriegerische Haltung entspricht durchaus sowohl seiner geschichtlichen Tradition, als auch seiner von Staat und Kapitalismus abhängigen Stellung. Die Sozialdemokratie ist nie entschieden antimilitaristisch gewesen und konnte es nicht sein. Sie hat immer nur die Auswüchse des Militarismus bekämpft, gegen die Soldatenmißhandlungen gewettert, das System des stehenden Heeres zugunsten der Miliz, des Volksheeres angegriffen, aber es ist ihr kaum in ihrer sozialistisch angehauchten Jugendperiode eingefallen, den Militarismus an sich zu verwerfen. Ihr Ziel ist ja die Eroberung der politischen Macht, der Staatsgewalt; sie erstrebt den Staatssozialismus, eine Gesellschaftsform von selbständigen, vielleicht föderierten Staaten, die, auf dem Prinzip der Demokratie aufgebaut, ein Machtmittel nötig haben, um (von äußeren Gefahren ganz abgesehen) die Beschlüsse der Mehrheit durchführen und wahren zu können. Ob man dieses Machtmittel nun Polizei, Miliz oder stehendes Heer nennt, bleibt sich ziemlich gleich; jedenfalls muß es eine Institution sein, die stets bereit ist, das Aeußerste, d. h. rohe Gewalt anzuwenden, wenn es einigen einfallen sollte, der Volksmehrheit, oder richtiger gesagt, der Beamtenkaste, die gerade am Ruder ist, zuwiderzuhandeln. Wenn sich nun heute die Sozialdemokratie ihre bisher errungenen Positionen, ihren Einfluß auf das Volk, sowie ihre Partei- und Gewerkschaftsbureaukratie als Keimzellen des sozialdemokratischen Zukunftsstaates sichern will, indem sie mit der herrschenden Macht Waffenstillstand, ja Kompromisse schließt und einer Invasion von (nach ihrer Meinung) entwicklungsgeschichtlich zurückgebliebenen Völkern vorgreift, so handelt sie zwar nicht sozialistisch, wohl aber sozialdemokratisch. Diejenigen, die so empört tun über den angeblichen Verrat der Sozialdemokratie, tun ihr höchst unrecht und verkennen ihr Wesen ganz und gar. Man hört jetzt vielfach die Meinung, selbst von Marxisten, die ernst genommen werden wollen, daß die Partei jetzt notgedrungen die alten revolutionären Ideale ihrer Jugendzeit wieder ausgraben müsse. Kann, nach Hegel und Marx, eine Bewegung zu einer längst vergangenen, von ihr selbst überwundenen Phase zurückkehren? Wenn ein Teil der Proletarier nach dem Kriege einen revolutionäreren Weg als bisher einschlagen sollte, dann sicher nicht mit der sozialdemokratischen Partei als Führerin und dem Zuchthausideal, dem Staatssozialismus, als Ziel. Gewiß wird die Sozialdemokratie noch lange leben, wahrscheinlich steht ihr sogar noch ihre höchste Blüte bevor; aber eine moralische Existenzberechtigung als Vertreterin von Recht und Menschlichkeit, als Führerin des Proletariates, wird ihr außer ihren Anhängern niemand mehr zusprechen wollen.

Die Anarchisten nun haben nicht in dem Sinne versagt, daß sie, wie die Christen und Sozialdemokraten, aus ihren Ideen und Anschauungen etwas wie eine Rechtfertigung dieses Krieges herausgequetscht hätten. Sie sind im Gegenteil nie internationaler, nie vaterlandsloser gewesen als jetzt. Darin aber haben sie versagt, daß sie die Mittel, mit denen sie einen Krieg im Keime ersticken wollten, nicht angewandt haben, daß sie auch nicht den geringsten Versuch machten, als die berühmte berufene „revolutionäre Minorität" das Volk mitzureißen und zum Widerstand zu veranlassen. Darin, und nur darin haben sie versagt. Dieses Versagen der revolutionären Kraft als Lebenskern des Anarchismus, hat mehrere schwerwiegende Gründe. Die deutschen Anarchisten, die nicht nur gegen Staat und Kapitalismus, sondern auch gegen den Terrorismus der Sozialdemokratie ankämpfen mußten, haben eben wegen dieses Zweifrontenkampfes nie einen nennenswerten Einfluß auf die deutsche Arbeiterbewegung gehabt. Trotz des Vernichtungskreuzzuges, der gleichsam mit Schwert und Feuer gegen sie geführt wurde, haben sie nicht nur ihre Bewegung ausgebreitet, ihre Presse hochgehalten, sondern auch mit inneren Krisen und Entwicklungen zu ringen gehabt, die zum Teil überwunden sind, zum größten Teil aber noch der Klärung und Ausreife entgegensehen. Sodann wurde sofort bei Ausbruch des Krieges ein großer Teil der tätigsten und führenden Genossen verhaftet, die Presse unterdrückt, so daß von vorneherein jedes Aufbäumen einer Antikriegsbewegung zu einer schwächlichen Geste herabgedrückt worden wäre. Im Angesicht der mächtig auflodernden sozialdemokratischen Kriegsbegeisterung hielten es auch die meisten für ein nutzloses Aufopfern, auch nur die Hand zum Protest zu erheben. Etliche suchten, zum Teil mit Erfolg, ins Ausland zu entkommen, und einige folgten resigniert der Einberufungsorder: Besser tot oder gefangen, als ein paar Jahre im Zuchthaus zu sitzen. Immerhin mag es bedauerlich erscheinen, daß die Anarchisten zu solchen Schlapphänsen herabgesunken sind und auch nicht einen Putschversuch gemacht haben. Für mich ist das aber nur ein Zeichen dafür, daß sie eine gewisse Entwicklungsstufe bereits überschritten haben. Es sind im allgemeinen nicht mehr die gleichen Typen wie im Anfange der Bewegung, es sind nicht mehr dieselben unbekümmerten Propagandisten von anno Reinsdorf und Most. Die Bewegung befindet sich seit Jahren in einem Gärungsprozeß, und es ist möglich, wenn auch nicht gewiß, daß der jetzige Krieg sein großes Teil beiträgt zur Klärung der Ideen.

Man hat den Anarchisten von berufener Seite wiederholt das Kompliment gemacht, sie wären die schärfsten und folgerichtigsten Kritiker. Es trifft aber in der Regel nur zu, soweit es sich um die Beurteilung des Staates und der Sozialdemokratie handelt. Kommen die eigenen Ideen, Anschauungen und Handlungen in Betracht, dann ist der Anarchist merkwürdig einseitig, unlogisch und unkonsequent. Die Mittel und Wege, die er anwendet, um zur Verwirklichung seiner

Ideen zu gelangen, stehen oft mit diesen Ideen in schreiendem Widerspruch. Um diesen Widerspruch, den fast alle Anarchisten fühlen, aber nur wenige klar sehen, zu heben, werden die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht. Die ganze Bewegung ist in so viele Sekten zersplittert, als Abstufungen da sind in der Auffassung von dem Weg ins Himmelreich. Um was handelt es sich eigentlich? Die Anarchisten wollen jenes alte, wunderbare Traumbild verwirklichen, nach dem die Geknechteten und Uebervorteilten seit Jahrtausenden verlangend die Arme strecken. Was ist denn das anarchistische Ideal anders als ein Weltreich der Gerechtigkeit und Nächstenliebe? Als eine höhere menschliche Ordnung, die nicht von vorneherein gegeben ist von der Natur, sondern von den Menschen gewollt und darum herbeigeführt; gleichsam als erste, größere Frucht der Arbeit und tiefinnersten Sehnsucht aller großen Menschen seit Jahrtausenden. Aber — und das ist gerade das Tragische — sie, die an dieses Ideal als an eine nahe Wirklichkeit glauben, sie, die um seinetwillen Haß und Verfolgung leiden müssen, oft gehetzt von Ort zu Ort, als „Entartete" meist aus der Familie verbannt, was tun sie, welchen Weg gehen sie, um das, was die besten bisher vergeblich erhofft haben, zu erreichen? Ihre übergroßen Sehnsüchte verdichten sich zur heftigen, oft überschäumenden Ungeduld, die törichterweise durch ein letztes, großes Unrecht: die gewaltsame Revolution, zur weltumfassenden Gerechtigkeit kommen will. Das ewige Reich der Nächstenliebe predigen sie und — verherrlichen den Tyrannenmord. Krieg und Todesstrafe verabscheuen sie als Rudimente einer barbarischen Vergangenheit, aber — sie predigen selbst den sozialen Krieg, den Klassenkampf, die Revolution, den bewaffneten Aufstand, den Barrikadenkampf, den sozialen Guerillakrieg. Sie wollen die Gewalt durch die Gewalt abschaffen. Der Haß gegen die alte Welt hat sie so geblendet, daß sie zur Karrikatur eben dieser Welt geworden sind.

Die Anarchisten haben versagt, nicht weil sie von ihrem Ideal zu Gunsten des Nationalismus etwas abgehandelt hätten, sondern weil sie ihre Wege nicht ernst nahmen, weil die Mittel, die „Taktik" der Idee konträr gegenüberstanden, weil also ihre Mittel und Wege zum Ziel keine innere Wahrhaftigkeit besaßen. Die inneren Gärungen und Kämpfe der letzten Jahre haben zum größten Teil hier ihren Ursprung. Wenn sich auch noch alles in Umbildung und Neubildung befindet, so kann man doch immerhin bestimmte Richtlinien feststellen. Es gibt vorwiegend zwei Arten von Anarchisten. Die ersten erwarten alles von einer gewaltsamen Revolution als Folge des Generalstreiks. Den andern sind diese meist blutigen aber fast immer unfruchtbaren Mittel mehr oder weniger ein Greuel. Sie sehen alles Heil in der moralischen Umwälzung der Menschheit und behaupten, daß es heute schon möglich sei, sozialistisch zu leben, sogar in allen Lebenslagen, ja, daß dies Sozialistisch-Leben überhaupt der einzige Weg sei zu einer sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Der Revolutionär und Barrikadenkämpfer bestreitet dagegen auf das Entschiedenste, daß man innerhalb des heutigen Staates auch nur einen halbwegs erfolgreichen Versuch machen könne, sozialistisch zu leben. Erstens würde kein Staat es ruhig mitansehen, wie man praktische Versuche machte, ihn zu überwinden, und wie man unter seinem Schutz Staatsverächter züchtete; zweitens müßte auch der beste Anfang auf eine belanglose, herabwürdigende Halbheit hinauslaufen, denn auch die in sich abgeschlossenste Inlandsiedelung oder Kommune würde immer noch mit tausend Fäden an den heutigen Kapitalismus gebunden sein (z. B. durch den Bezug vieler Rohprodukte); drittens würden so die besten Kräfte lahmgelegt und dem großen Befreiungskampf entzogen. „Mit nichten, ihr kurzsichtigen Idealisten", antworten darauf die friedlichen Freunde den Revolutionären. „Wir haben den garstigen Pessimismus überwunden, der Alles vernichten will, weil Nichts vollkommen ist, der sich nach Erlösung sehnt, aber sie nie erreichen kann, weil immer wieder eine Revolution davor steht und den Weg versperrt. Wir haben die Feigheit und Furcht vor dem Leben niedergerungen, wir können nicht warten bis zum Tage nach der Revolution, um in Gerechtigkeit zu leben. Der Geist der Gemeinsamkeit und Liebe ist so stark in uns, daß er hervorquellen will, um jetzt schon neue Lebensformen zu schaffen, unbekümmert, ob man es ihm erlaubt oder nicht. Der mit dem Industrialismus ins Gigantische gewachsene Materialismus fordert auch von der anarchistischen Bewegung seinen Tribut. Mancher ist unfähig, im Leben mehr zu sehen als den siebenten Himmel Mohamets: ein Leben voller Freuden an schwerbeladenen Tischen und mit feurigen Huris. Die Arbeiterbewegung ist ihm nichts als Kampf um mehr Brot. Darum seine große Freude, wenn er im Streik ein paar Rappen mehr errungen hat. Daß die Ware, die er herstellt, dafür im Verkauf teurer wird, das sieht und fühlt er nicht sofort, das kann also seinen Triumph nicht abschwächen. Er glaubt „gottseidank" an keinen Gott und ist stolz darauf, daß es nichts gibt zwischen Himmel und Erde, was ihm unbekannt wäre; denn er kennt die Naturwissenschaft, die Entwicklungstheorie in ihren Grundzügen; er kennt John Most's „Gottespest" auswendig, da kann ihm selbst Nietzsches Mahnung, daß in seinem kleinsten Finger mehr Weisheit stecke als in seinen größten Ideen, keine religiösen Schauer auf den Buckel zaubern. Selbstverständlich ist er Anhänger der „freien" Liebe. Sein Weib daheim bekommt es alle Tage zu hören, daß er für das „freie Weib" schwärmt, und daß er auch so unglücklich sein muß, sich an ein so kreuzdummes Mensch gebunden zu haben, die von alledem keine Ahnung habe und nur die Kinder verziehe. Viele haben diesen Revolutionär des Aeußerlichen in sich überwunden. Sie fangen an einzusehen, daß alle Schuld, wenn man überhaupt von „Schuld" reden darf, nicht das Privilegium des Staates und der Kapitalistenklasse ist, sondern fast ausschließlich im rein Persönlichen wurzelt. Mit dieser Erkenntnis verliert gewöhnlich der Klassenkampf und alles, was

damit zusammenhängt, jede Bedeutung. Wozu andere bekämpfen und vernichten, ja auch nur kritisieren, wenn man sich selbst so viel vorzuwerfen hat? Der Lauf der Welt wird nicht dadurch bestimmt, daß alles Alte und Ueberlebte möglichst schnell und gründlich vernichtet wird, sondern daß das Junge und Bessere emporkeimt und wuchert, bis das Alte schließlich vor Scham und Schande selbst abstirbt. Reine Hände haben, reine Mittel anwenden, heute schon sozialistisch leben wollen, das ist jetzt die Losung. Neue moralische Epochen in der Entwicklung der Menschheit werden nicht einfach am Tage nach einer siegreichen Revolution eingeführt, sondern allmählich erlebt, erlernt und eingelebt. Uebrigens lehrt uns dieser Krieg doch wohl deutlich genug, daß uns die herrschenden Klassen heute und so lange als große Teile des Volkes nationalistisch fühlen, an physischer Stärke weit überlegen sind. Liegt da nicht die Erkenntnis nahe, daß wir, wenn wir nicht wie die sozialdemokratischen Vertreter an der heutigen Schandwirtschaft herumflicken und bessern wollen, wenn wir nicht den Weg der politischen Prostitution gehen wollen, daß wir dann notgedrungen die moralische und religiöse Aufrüttelung und Umwälzung der Arbeiter als unsere nächste, große Aufgabe betrachten müssen? Gewiß, es ist unmarxistisch, das Volk bessern zu wollen und davon eine Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu erwarten. Aber die Anarchisten sind bekanntlich immer schlechte Marxisten gewesen (besonders Tolstoi) und werden es immer bleiben. Auch unter den Sozialdemokraten macht sich jetzt eine starke Strömung bemerkbar, die darauf hin arbeitet, als Gegengewicht zu Politik und Materialismus „die Arbeiter mehr zu Persönlichkeiten zu erziehen" wie das Schlagwort lautet.

Man darf aber wohl die Frage aufwerfen: Ist es möglich, innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung die Menschen zu Persönlichkeiten zu erziehen? Das demokratische System der Zentralisation verlange Disziplin, ja Kadavergehorsam[1]). Das Vertretungssystem ist der Tod der Persönlichkeit. Das Prinzip der Sozialdemokratie steht eben der alten Welt, den Kirchen nicht konträr gegenüber, sondern ist erst recht eigentlich ihre Erfüllung. Wie die Pfaffen den Vermittler machten zwischen Laien und Gott, so ist der Parlamentarier, der Vertreter, der Partei- und Gewerkschaftsbeamte der Mittler zwischen Gott,

[1]) So schrieb Robert Albert im schweizerischen „Buchbinder" anläßlich des belgischen Generalstreiks unter anderem: „Dieses Zurückpfeifen im entscheidenden Moment — das ist es, was wir in der Schweiz noch lernen müssen. Das Niederlegen der Arbeit auf den Ruf der Führer — das war ein Gebot, das diktiert war vom Zorn gegen die Klerikalen, von der Begeisterung und Kampfeslust, die eine gerechte Sache verleiht. Aber das schnelle Aufhören des Streiks, die gehorsame Wiederaufnahme der Arbeit in einem Augenblick, da lange nicht alle Kämpfenden von der Notwendigkeit des Aufhörens überzeugt waren — das war ein Gebot höchster gewerkschaftlicher Klugheit, ein Triumph vorsichtiger Ueberlegung, kurzum: das war Strategie! Das war eine Kunst der Heerführung, die leider noch nicht überall gelehrt wird, ja, die vielfach noch gar nicht begriffen wird." Dies Beispiel ist typisch dafür, wie die Sozialdemokratie ihre Anhänger zu „Persönlichkeiten" zu erziehen sucht.

Staat und Prolet, er ist gleichsam der Schlüssel zum sozialdemokratischen Paradies, dem Zukunftsstaat. Haben Persönlichkeiten Vertreter nötig zwischen sich und ihren Wünschen, Idealen und dem Gegenstand ihres Glückes? Beruht nicht gerade darin das Wesen der Persönlichkeit, selbst die handelnde Person zu sein, selbst jede Aufgabe zu erfüllen, selbst zu leben, anstatt einen Andern dafür zu bezahlen, die eigenen Ideale zu verwirklichen und so den Sinn und die Seligkeit des Daseins zu verschleudern?

Wenn für uns Sozialisten der Ausblick in die Zukunft ein einigermaßen tröstlicher sein soll, so muß er uns die Gewißheit geben können, daß bei einer Katastrophe, wie die gegenwärtige, nicht die Massen versagen oder tun was die Führer befehlen, weil sie diesen ja das Führerpatent und das Monopol des Handelns übertragen haben, oder daß die Führer im entscheidenden Moment „zusammenklappen" und kompromisseln, aus Furcht vor der Verantwortung, sondern daß jeder Einzelne, unbekümmert um das Verhalten der Andern, seinen Weg geht und sich als verantwortlicher und bewußter Vollstrecker des in ihm nach Gestaltung strebenden Gottwillens fühlt. G. M. Sch.

Die Internationale und der Krieg.[1]

Der Zeitpunkt des Anfangs der Friedensverhandlungen zwischen den kriegführenden Staaten wird wohl in höherem Grade von der militärisch-politischen Situation, als von den Wünschen der sozialistischen Internationale bestimmt. Umso mehr, als diese jetzt, gespalten, noch nicht zu einheitlicher Aktion fähig und nur bruchstückweise in den vom Kriege nicht direkt betroffenen Ländern existiert. Die Internationale ist zur Zeit mehr Begriff als Tatsache; sie braucht eben das Ende des Krieges, um wieder Tatsache zu werden.

Dennoch ist es nicht allein die militärisch-politische Lage, die über das Ende des Krieges entscheidet. Diese Lage und die ungeheuren Begleiterscheinungen, die moralischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Krieges in allen beteiligten Ländern (und kein Land ist vollkommen unbeteiligt), wecken Stimmungen und Tendenzen in den Volksmassen, die in einem gewissen Moment ebenso unwiderstehlich zum Frieden drängen können, als die nationalen Gefühle und Leidenschaften vor neun Monaten zum Kriege gedrängt haben. Eben das Ungewisse und Unbestimmte der strategischen Lage, das Unentschiedene in den politischen Verhältnissen,

[1] Wir drucken diesen Aufruf ab, den Dr. Troelstra, der jetzige Leiter der sozialistischen Internationale, in deren Korrespondenz erscheinen ließ.

die dieser Krieg schafft, scheint besonders geeignet, diese Stimmungen zu fördern, hüben und drüben, in allen beteiligten Völkern, an allen Fronten, bei allen Volksgruppen und Parteien, die an dem Krieg nur als Teil ihrer Nation, also nicht als Privatpersonen, interessiert sind. Gegenüber diesem Unentschiedenen, diesem Fehlen von großen, die nationalen Gefühle spannenden und anfeuernden Momenten, wobei kein Volk sich als Sieger fühlt und kein Volk — das belgische ausgenommen — auf die Dauer den Krieg als einen Kampf um seine nationale Existenz betrachten kann, stehen wirtschaftliche und kulturelle Zerstörung, Elend von hunderttausenden Familien, steht der Verlust an Menschenleben, die Verkrüppelung eines Teils der Blüte der Nation. Wenn die feindlichen Brüder der Reihe nach von einander sagen, daß bei dem andern wachsende Kriegsverdrossenheit herrsche, so mögen sie alle Recht haben. Damit eben fängt der Krieg an, psychologisch und innerpolitisch zur Unmöglichkeit zu werden.

Als Sozialdemokrat, als Pazifist und Internationalist habe ich von Anfang an den Verlauf des Krieges in dieser Richtung als das am meisten Erwünschte erachtet. Ich erkenne die Notwendigkeit an, daß die sozialistischen Arbeiter sich so lange die vitalsten Interessen ihres Landes es erheischen, auf nationalen Boden stellen und ihr Blut dem Vaterlande opfern. Meines Erachtens aber hat der Verlauf dieses Krieges schon zur Genüge gezeigt, daß die Parteien einander gewachsen sind. Von gewisser Seite wird die Einmischung bisher neutraler Staaten in den Krieg erstrebt, um dadurch dem Feinde überlegen zu werden. Man richtet zu dem Zwecke seine Blicke nach den Mittelmeerstaaten. Es ist aber nicht anzunehmen, daß diese sich einmütig für die eine Partei gegen die andere erklären; vielmehr lassen die vielen verwickelten Gegensätze auf dem Balkan und die zwischen Italien und den slavischen Staaten erwarten, daß, wenn einer sich zur Entente schlägt, dies den andern Deutschland in die Arme führen wird. Keine Verkürzung, nur weitere Komplizierung und Ausbreitung des Krieges, Verstärkung des Moments der Ungewißheit und Vermehrung der Chancen auf Teilsiege und Teilniederlagen bei jeder der Parteien wäre die Folge. In einer solchen Lage aber fällt das nationale Interesse mit den internationalen Friedenswünschen zusammen und wird es nationale Pflicht, auf internationale Verständigung hinzuarbeiten.

Internationale Verständigung! Denn die Zwangslage, darin sich jede einzelne Nation befindet, solange der Krieg aller dauert, erheischt gemeinsames Vorgehen der Friedenselemente aller kriegführenden Völker. Und dabei ist das notwendigste, daß diese Elemente sich auf ein gemeinsames Friedensprogramm einigen können.

Wenn auch die sozialistische Internationale sich zurzeit nicht voll betätigen kann, so ist ihr Geist in den sozialistischen Parteien,

auch der kriegführenden Länder, doch wirksam genug geblieben, um dies Programm in Hauptzügen zustande zu bringen. Die Schweizer und Italiener sind in Lugano, die Skandinavier und Holländer in Kopenhagen, die Engländer, Franzosen und Belgier in London, die Deutschen und Oesterreicher in Wien zusammengekommen und diese vier Sonderkonferenzen haben vier Friedensprogramme erzeugt, die sich in Uebereinstimmung befinden mit der Kopenhagener Resolution von 1910: *Systematische internationale Abrüstung, obligatorische Schiedsgerichte, Demokratisierung der auswärtigen Politik, Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts jeder Nation und Verwerfung jeder Annexion* — eine internationale Friedenplattform, die tatsächlich von allen sozialistischen Parteien akzeptiert worden ist.

Das Programm ist also da; was bis jetzt noch fehlt, das ist die Sammlung dieser Parteien zur tatsächlichen Verwirklichung dieses Programms. Das Exekutivkomitee des internationalen sozialistischen Bureaus im Haag, als Instanz zur Vorbereitung dieser Gesamtaktion, ist sich seiner Aufgabe vollkommen bewußt und bemüht sich, die dem Bureau angegliederten Parteien aller kriegführenden Länder zu Sonderkonferenzen mit dem Komitee heranzuziehen, um die Hemmnisse gegen eine allgemeine Konferenz kennen zu lernen und, wenn möglich, zu beseitigen. Bis heute ist wohl das stärkste Hemmnis, daß eine Mehrheit der *französischen* geeinigten Partei es als ihre nationale Pflicht ansieht, sich, sei es auch nur indirekt, nicht mit den sozialistischen Parteien der feindlichen Länder in Verbindung zu setzen, solange der französische Boden nicht von den Feinden ihres Landes geräumt worden ist.

Obwohl ich meine, daß dieser Standpunkt *irrig* ist, weil er das Verhältnis des Proletariats der kriegführenden Länder gänzlich mit dem der Regierungen identifiziert und den inneren Gefühlen der sozialistischen Massen keine Rechnung trägt, so ist kaum zu leugnen, daß der erste Schritt zur Verständigung am schwersten ist für die Parteien jener Länder, die im strategischen Sinne die erst — und meist — Angegriffenen sind und deren Boden am meisten von feindlichen Truppen besetzt ist. Dieser Umstand kann jedoch auf die Dauer vom sozialistischen Standpunkte kein Grund sein, sich jeder Verhandlung mit den Bruderparteien anderer Länder zu entziehen, besonders wenn diese den Beweis liefern, daß bei ihnen ein *wirkliches Friedensbedürfnis*, im Sinne der in Kopenhagen, London und Wien aufgestellten Prinzipien, vorhanden ist.

Von deutscher Seite scheint es mir immerhin unangebracht, das bis heute ablehnende Verhalten der französischen Sozialisten ohne weiteres als Vorwand für eine Politik des Durchhaltens zu benutzen. Wie die Sache jetzt steht, kann die deutsche Sozialdemokratie sich eine zum Frieden drängende Politik eher leisten

als die französische und könnte sie meines Erachtens eine eventuelle Propaganda zur Fortführung des Krieges ruhig der bürgerlichen Presse und den offiziellen Behörden überlassen. Schon hat sie durch ihr friedensfreundliches Auftreten in den letzten Sitzungen des Reichstages und des preußischen Landtages viel zur Verbesserung der internationalen proletarischen Beziehungen beigetragen und ein weiteres Durchhalten in dieſem Sinne wird das wirksamste Mittel zur endlichen Erreichung der Sammlung des europäischen Proletariats zum Friedenswerke sein. Das Proletariat wird alle seine Kräfte dransetzen müssen, sich vom kommenden Frieden nicht so überrumpeln zu lassen, wie es vom Kriege überrumpelt worden ist.

Wie verschieden auch in den herrschenden Kreisen die Tendenzen hinsichtlich der zu stellenden Friedensbedingungen sein mögen, so wird sich die Sozialdemokratie keines Landes einfach damit begnügen können, die eine bürgerliche Clique oder Gruppe wider die andere zu unterstützen. Denn in allen jenen Tendenzen spiegelt sich das allgemeine imperialistische Bestreben der herrschenden Schichten wieder, und wenn dies auch oftmals einen berückend internationalen Anschein trägt, so ist dies nur die Maske für einen Uebernationalismus, der den proletarischen Idealen und Forderungen vollkommen zuwider läuft. Wenn wir den Frieden von den Generalen oder den Diplomaten machen lassen, wird er die europäische Staatengesellschaft nur auf einer breiteren imperialistischen Basis festigen und der Anfang einer Periode des verstärkten Militarismus und neuer Kriege sein.

Inwieweit es möglich sein wird, durch unseren Einfluß den kommenden Frieden zu einem Wendepunkt in der steigenden Kurve des Militarismus, zu dem Anfang einer Periode der allmählichen Abrüstung zu machen, läßt sich nicht vorher sagen. Wohl ist es wahrscheinlich, daß dieser Krieg in weiten Kreisen aller Völker, nicht nur in den proletarischen, die psychologische Vorbedingung zu einer allgemeinen Volksaktion für einen endgültigen Frieden schaffen wird, wie sie in der Welt noch nie dagewesen. Wahrscheinlich gehen wir dem psychologischen Moment entgegen, wo die sozialistische Internationale, falls sie bereit und entschlossen ist, und wo in jedem Lande die Sozialdemokratie, wenn sie sich dem Augenblick gewachsen zeigt, im Kampfe wider den Imperialismus Gewaltiges leisten kann. Wenn aber dieser Augenblick verpaßt wird, dann ruht die für das, was dann kommen wird, auch auf der Sozialdemokratie, und die Internationale, die sich jetzt langsam wieder erhebt, könnte durch einen so zustande gekommenen Frieden eher getötet werden, als durch den Krieg selbst.

Alle nationalen Differenzen, alle Auseinandersetzungen über Vergangenes, alle „Richtungen" verlieren ihre Bedeutung angesichts dieses Problems, das die Zeit uns stellt. Mögen alle Genossen und alle Parteien sich ihrer Verantwortlichkeit in dieser

gewaltigen Frage bewußt sein, damit alle Energie und Macht, über die das Proletariat verfügt, dem großen Werke gewidmet werden! J. P. Troelstra.

Die Frau und der Friede.[1]

Verehrte Anwesende! Heute Nachmittag haben wir darüber gesprochen, was für einen Einfluß der Krieg auf die Frauenbewegung habe. Heute Abend lautet die Fragestellung gerade umgekehrt: „Was für einen Einfluß hat die Frau auf die Friedensbewegung?" Heute Nachmittag haben wir gleichsam unsere Kräfte geprüft, unsere Lage erwogen, die Bilanz des Jahres gemacht. Heute Abend fragen wir uns: „Wie wird das, was wir erobert haben oder erobern möchten, der Menschheit zugute kommen?" Denn das ist ja sicher, daß wir in unserm Streben nach mehr Selbständigkeit und mehr Recht, oder, besser gesagt, nach Selbständigkeit und Recht, nicht bloß das Unsre suchen, sondern auch wieder dem Ganzen dienen möchten.

Nun scheint wohl manchen die Beantwortung der Frage recht einfach. „Selbstverständlich gehören Frau und Friede zusammen; selbstverständlich wird die zu ihrem Recht gelangte Frau allen ihren Einfluß darauf verwenden, künftige Kriege unmöglich zu machen." Ja einige ganz „rechtgläubige" Verfechterinnen des Frauenstimmrechtes werden uns sogar sagen: „Selbstverständlich wäre auch dieser Krieg nicht ausgebrochen, wenn wir Frauen das Recht der Mitentscheidung gehabt hätten." Es ist ja überhaupt merkwürdig zu beobachten, wie kaum eine der vielen Bewegungen und Bestrebungen unserer Zeit sich nicht bemühte, darzutun, daß sie und gerade sie die Katastrophe hätte verhindern können oder zum mindesten eine neue verhindern könnte, wenn sich nur alle guten Kräfte bei ihr gesammelt hätten oder sammeln wollten. Nicht nur die großen Bewegungen: Sozialismus, Genossenschaftswesen, Frauenbewegung, Friedensbewegung erwarten von der Stärkung ihrer Sache eine Förderung des Weltfriedens, nein, jede kleine und kleinste Reformbewegung macht darauf Anspruch und möchte aus den Trümmern der großen Weltkatastrophe Bausteine sammeln, um gerade für ihre Theorie einen Tempel zu bauen. Und noch merkwürdiger ist, daß sie alle Recht und alle Unrecht haben. Gewiß ist jede Bewegung, die darauf ausgeht, Menschen zu gemeinsamer Arbeit an irgend einem gemeinsamen Menschheitsziel zu sammeln, eine För-

---

[1]) Referat, gehalten an der Generalversammlung des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht in Biel.

derung des Friedens, aber sie ist es denn doch nur in dem Maße, als sie selbst wieder bereit ist, sich in das große Ganze einzuordnen und ihm unterzuordnen, ihr kleines Tempelchen dem großen Tempelbau anzugliedern. Ein Sozialismus, der nur nach Herrschaft und Gewalt einer Klasse strebte, eine Genossenschaftsbewegung, die nur den materiellen Gewinn ihrer Mitglieder im Auge hätte, eine Frauenbewegung, die nur Frauenrechte wollte, eine Friedensbewegung, die nur auf die Abschaffung des Krieges, nicht aber seiner tiefern Ursachen hinarbeitete, sie alle könnten noch nicht den Anspruch darauf erheben, Menschheitsbewegungen im tiefsten Sinne und damit wirkliche Friedebringer zu sein.

Wie steht es nun aber mit der Frauenbewegung? Ich habe vorhin gesagt, daß sie in ihrem Streben nach Recht und Selbständigkeit der Frau nicht bloß das Ihre gesucht habe, sondern durchaus bereit gewesen sei, dieses Recht und diese Selbständigkeit wieder in den Dienst des Größeren zu stellen. Und gewiß dürfen wir das mit gutem Grund behaupten. Die besten unserer Führerinnen haben das immer und immer wieder ausgesprochen, und wir andern haben diese ihre Wegleitung mit Anerkennung und Zustimmung angenommen und haben uns bemüht, das, was uns an Rechten eingeräumt wurde, jeweilen zum Wohl der Allgemeinheit zu verwenden, ja sogar trotz aller Hemmungen, die uns unsere politische Rechtlosigkeit auferlegte, uns in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Wir können ja gerade jetzt auf glänzende Leistungen der Frau in der Organisations- und Hilfsarbeit hinweisen.

Und dennoch könnte ich jenen nicht zustimmen, die meinten, wenn wir Frauen das Stimmrecht gehabt hätten, wäre die Katastrophe des Weltkrieges nicht über uns hereingebrochen. Ja, ich gestehe es offen, die Frau ist mir eine große Enttäuschung gewesen. In dieser Zeit des allgemeinen Zusammenbruches ist auch da etwas zusammengebrochen. Vielleicht tue ich ihr Unrecht, aber dann nur, weil ich sie zu hoch eingeschätzt habe. Ich habe ja nicht alles von ihr erwartet; aber ich habe mehr von ihr erwartet. Daß sie, schwach und politisch rechtlos, mangelhaft orientiert und organisiert, wie sie ist, in die mächtigen Speichen des Weltgeschehens nicht einzugreifen vermochte, das ist ihr gewiß nicht zu verargen; aber daß sie diesem Weltgeschehen gegenüber im allgemeinen nicht eine andere Stellung eingenommen hat, das ist tief betrübend. Gewiß sind einzelne Stimmen von Frauen in der Oeffentlichkeit laut geworden, die der Frau alle Ehre machen, Stimmen, die eine Verurteilung des Krieges statt des Gegners fordern, die das Vereinigende statt das Trennende betonen, die Liebe statt Haß predigen, und gewiß haben wir unter der großen Masse der Frauen solche und oft gerade einfache Frauen, die mit einer Leidenschaft und einem verzehrenden Eifer den Problemen

des Krieges nachgehen und über die Mittel zu seiner Beseitigung nachgrübeln, daß man sich ihnen gegenüber seiner Stumpfheit und Lauheit schämt; aber sie sind leider die Ausnahme. Die großen Massen sind andere Wege gegangen. Die Mehrzahl der führenden Frauen und die breiten Massen der Frauen der kriegführenden Länder machen mit oder haben wenigstens mitgemacht in Kriegsbegeisterung, in Bewunderung der Kriegstechnik und Kriegsorganisation, in Haß und Verachtung gegenüber dem Gegner, in der Furcht, ihrem Vaterlande zu schaden, auch wenn sie nur an Friedensberatungen teilnähmen, in der Predigt vom „Durchhalten" bis zum „ehrenvollen Frieden" und wie die schönen Dinge alle heißen. Gewiß haben die Frauen in diesem Sinne Großartiges geleistet an Hilfsarbeit, an Pflegedienst, an Opferbereitschaft; sie haben ihre Männer und ihre Söhne nicht nur ziehen lassen, nein, sie haben sie zum Hinausziehen aufgefordert; sie haben zu Hause freiwillig oder durch die Verhältnisse gezwungen, aber auf jeden Fall ohne Murren, harte Entbehrungen auf sich genommen. Für das alles wollen und dürfen wir ihnen unsere Bewunderung nicht versagen. Nein, sie haben Großartiges geleistet, ich sage es noch einmal in voller Ehrlichkeit — aber sie haben es geleistet für den Krieg, nicht gegen den Krieg.

Wollen wir deshalb, was sie getan haben, verkleinern? Wollen wir über sie zu Gericht sitzen? Nein, gewiß nicht. Namentlich das letztere stünde uns nicht an; denn ich bin fest überzeugt, daß wir Schweizerfrauen, wenn der Krieg über unser Land hereingebrochen wäre oder noch hereinbräche, uns genau gleich verhalten hätten oder verhalten würden. Es wäre die gleiche Opferwilligkeit da, die gleiche Dienstbereitschaft und — die gleiche Widerstandslosigkeit gegenüber der allgemeinen Strömung.

Nur das, meine ich, wollen wir daraus lernen, daß wir Frauen, wenn wir den Krieg als eine Schuld, als etwas, das nicht sein sollte, empfinden, diese Schuld nicht einfach von unsern Schultern auf die Schultern der Männer abwälzen dürfen, sondern daß wir uns eingestehen: „Nein, so wie wir heute sind, hätten wir den Krieg nicht abgewendet, auch wenn wir das Stimmrecht gehabt hätten."

Wir müssen ja sowieso bedenken, daß in keinem Lande die Entscheidung über Krieg und Frieden in den Händen des Volkes, oder, um es ganz richtig auszudrücken, in den Händen der männlichen Bevölkerung liegt. Die Ultimaten werden gestellt und beantwortet, ohne daß die, die mit ihrem Gut und Blut die Kosten der Antwort zu bezahlen haben, darum befragt werden. Weder die Männer noch die Frauen des Volkes bekommen es zu erfahren, was in den Kabinetten und an den grünen Tischen verhandelt wird; sie werden erst vor die vollendeten Tatsachen gestellt. Ja und auch diese Tatsachen sehen in jedem Lande wieder

anders aus; auch von diesen Tatsachen erfährt der brave Bürger und die brave Bürgerin nur gerade, was ihm bekömmlich oder vielmehr, was den Zwecken der betreffenden Regierung dienlich ist. Wir haben ja dieses Schauspiel zur Genüge erlebt, wie die Regierung jedes Landes so rein und unschuldsvoll wie das neugeborenste Kindlein dastand, und das noch viel verwunderlichere Schauspiel, wie auch diejenigen, die früher dieselbe Regierung als eine durchaus nicht unfehlbare Institution angesehen und sich an Kritik und Mißtrauen ihr gegenüber überboten hatten, nun auf einmal jedes Wort, das aus ihrem Munde kam, als unumstößliche und unbezweifelbare Wahrheit hinnahmen und so sich gutwillig überzeugen ließen von der unabwendbaren Notwendigkeit des „heiligen Verteidigungskrieges". Und wie die Männer, so die Frauen! So können wir uns nicht schmeicheln, daß wenn die Völker, ich meine die ganzen Völker, Männer und Frauen, den letzten Entscheid zu treffen gehabt hätten, sie sich gegen den Krieg entschieden hätten. Irre geleitet, wie sie waren, unfähig, Wahrheit und Trug zu scheiden, unfähig, politische Machinationen zu durchschauen, unfähig, sich von alten Denk- und Anschauungsweisen los zu machen, hätten die großen Massen wohl entschieden, wie man's von oben herab von ihnen verlangt hätte, auch wenn in diesen großen Massen die Stimme der Frau mit ihr Geltungsrecht gehabt hätte.

So wäre also das Frauenstimmrecht nichts nütze?

Ja, wäre überhaupt der Kampf um den Weltfrieden nichts nütze, weil Kriege doch immer unvermeidlich blieben?

Nein, Gott sei Dank, sehe ich mit mehr Hoffnung in die Zukunft. Nein, Gott sei Dank, erwarte ich für die Frau und für die Menschheit mehr von der Zukunft.

Darum sage ich: trotz aller Enttäuschung — erst recht den Kampf ums Frauenstimmrecht. Trotz aller Enttäuschung — erst recht den Kampf um den Weltfrieden!

Ja, erst recht den Kampf um das Frauenstimmrecht; denn wenn ich vom Stimmrecht allein auch nicht alles erwarte, so gehört es für mich doch mit zu den Bedingungen einer Aufwärtsbewegung der Frau und der Menschheit.

Warum haben wir Frauen versagt? Weil wir zu wenig wir selbst waren; weil wir zu abhängig vom Manne sind. Weil wir immer noch der Meinung sind, die Welt, wie sie die Männer für uns und für sich eingerichtet haben, sei die einzige zu Recht bestehende; ihre Vorschriften, ihre Satzungen, ihre Anschauungen, ihre Ideale müßten ungeprüft auch unsere Vorschriften, Satzungen, Anschauungen, Ideale sein. Das männliche Ideale sei Mut, Tapferkeit, Trotz, so wurden wir von Jugend auf gelehrt und das weibliche Ideal Sanftmut, Hingebung, Milde. Gut, es sei so! Ich will das heute nicht weiter untersuchen. Aber warum soll

denn die Welt, die aus Männern und Frauen zusammengesetzt ist, nur das Gepräge der männlichen Tugenden haben und sollen bloß Mut, Tapferkeit, Trotz gelten? Könnten nicht in dieser Welt auch einmal die Gesetze der Sanftmut, Hingebung und Milde herrschen? Nein, nicht wahr, das ist eine Utopie, und es ist echt „frauenhaft", einen solchen Gedanken auch nur einen Augenblick in sich auftauchen zu lassen? Da haben wir uns die Rollen ja viel besser verteilt; dem Mann mit seinen männlichen Tugenden der Selbstbehauptung, des Machtdranges, der Eroberungslust sind die Angelegenheiten des öffentlichen Wohles anvertraut und der weniger geistesstarken, etwas zu Sentimentalität geneigten Frau bleibt es dann überlassen, allfällige Härten der Gewaltherrschaft auszugleichen, allfällige Wunden des Lebenskampfes zu verbinden. So ist es in gewöhnlichen Zeiten und so ist es in erhöhtem Maße in Kriegszeiten.

Auch in gewöhnlichen Zeiten ist die Losung, der die Welt gehorcht, Kampf: Kampf ums Brot, Kampf um Macht, Kampf um Licht, Sonne, Freude, und für diesen Kampf ist im Allgemeinen der Mann besser ausgerüstet als die Frau. Er ist der physisch stärkere, von der Natur zu größerer Unabhängigkeit Geschaffene, die Frau durch ihre Mutterschaft die Gebundenere, Abhängigere, mehr auf den Schutz als auf den Kampf Angewiesene. Wird ihr aber darum der Kampf erspart? Wird er ihr erleichtert? Wird die Hilfe, deren sie Bedarf, ihr als schuldiger Tribut für die ihr durch die Mutterschaft auferlegte Mehrbelastung geleistet? Keineswegs. Unsere Welt ist auf Kampf eingerichtet, auf die Herrschaft des Stärkern über den Schwächern, und wenn dieser Schwächere nun zufällig noch durch ungünstigere äußere Verhältnisse benachteiligt ist, umso schlimmer für ihn; dann ist es eben erst recht sein Schicksal, sich dem Stärkeren zu beugen. Ordnung muß sein, und Ordnung besteht darin, daß der Starke seine Kraft zum Herrschen braucht und der Schwache sich unterordne. Ein krasses Beispiel für diese Auffassung ist der uns so oft entgegengehaltene Einwand gegen das Frauenstimmrecht: Die Frau leistet keinen Militärdienst, deshalb hat sie auch kein Recht auf eine Beteiligung am öffentlichen Leben. Das ist der Standpunkt des mittelalterlichen Ritters, der den Bauern Schutz versprach, aber nur auf Kosten ihrer Unabhängigkeit. Ritterlich, edelmännisch gedacht, in dem Sinne, wie wir das Wort heute gebrauchen, ist das aber nicht. Es ist diese Auffassung auch um so unlogischer, als eine Beteiligung der Frau an den Beratungen der öffentlichen Angelegenheiten ja durchaus nicht etwa eine Vermehrung der Kriegsmöglichkeiten bedeuten würde, so daß man ihr etwa sagen könnte: „Du hast kein Recht, uns in Händel hineinzuziehen, die wir dann doch allein ausfechten müssen." Im Gegenteil, eine Verweichlichung und Erschlaffung in der Führung der öffentlichen Angelegenheiten

wurde befürchtet für den Fall, daß die Frau ihre Ansprüche durchsetzte; man hatte Angst, in seinen kriegerischen und kämpferischen Neigungen gehemmt zu werden, sobald die Frau ihr Wort mitzureden hätte; das wurde ganz offen ausgesprochen.

Und darin hatte man Recht: das kriegerische Ideal ist nicht unser eigenstes Ideal. Wir können uns für Heldentum und Kriegstaten des Mannes begeistern, ja wir können uns wohl gelegentlich auch selbst zu Heldentum und Kriegstaten hinreißen lassen; aber unserer Natur entspricht mehr das leidende als das handelnde Heldentum. Wir sind mehr geneigt, uns mit den Dingen, wie sie sind, abzufinden, uns in die gegebenen Verhältnisse zu fügen, mit Jammern und Seufzen vielleicht zu fügen, aber doch zu fügen. Das ist zugleich unsere Kraft und unsere Schwäche, unsere Kraft, weil es uns die Fähigkeit gibt, auszuharren in Verhältnissen, die beinahe unerträglich scheinen, ja nicht nur auszuharren, sondern uns aus allerlei Eckchen und Endchen und Ueberbleibseln irgend ein Schirmdach zuwegzumachen, das uns vor dem ärgsten Hagelgeprassel und Sturmgebraus schützt, so daß wir schließlich unser Los nicht einmal als so besonders hart empfinden. Unsere Schwäche aber ist diese unsere Anpassungsfähigkeit, weil sie uns gerade auch am Kampf um die besseren Verhältnisse hindert.

Es ist aber noch etwas, das uns Frauen zum Kampfe weniger geeignet und geneigt macht. Das ist unser innigeres Verknüpftsein mit den einzelnen Menschen. Das ist ja auch etwas, das man uns vorwirft und wenn wir es als Vorwurf gelten lassen wollen, mit Recht vorwirft, daß wir uns mehr um die Personen, als um die Sachen kümmern. Ich glaube, daß da wirklich ein Unterschied besteht zwischen den beiden Geschlechtern, wenn er vielleicht auch nicht so groß ist, als es die Männer gelegentlich darstellen wollen, da ich meine, daß auch sie die Ideen nicht immer so ganz von den Menschen loslösen. Immerhin ist ein Unterschied wohl da, und auch dieser Unterschied mag wieder unser Vorzug und unsere Schwäche sein: unser Vorzug, wo uns dieses innigere Verbundensein mit den einzelnen Menschen dazu befähigt, sie zu verstehen, uns in ihre Lage und ihre Anschauungsweise hineinzuversetzen und ihnen aus unserm Verständnis heraus Hilfe und Trost zu bringen, unsere Schwäche, wenn es uns zur Verleugnung unserer Eigenart und zur charakterlosen Annahme der Meinungen anderer führt.

Wir sind diesen Gefahren unserer Vorzüge, oder, bescheidener ausgedrückt, unserer besonderen Frauenart, auch im gewöhnlichen Leben vielfach unterlegen. Wir haben uns mit Verhältnissen abgefunden, mit denen wir uns niemals hätten abfinden dürfen. Ich denke an das ungeheure soziale Unrecht der Mißachtung der Frau, das sich in hundertfacher Gestalt und Form äußerte, in der gewissenlosen Ausbeutung ihrer Arbeitskraft, in der Minderbewertung ihrer Arbeitsleistung, in der Vorenthaltung öffentlicher

Rechte, und an den krassesten Ausdruck derselben, die Prostitution. Gewiß haben einige von uns gegen die eine oder die andere Form dieser Mißachtung den Kampf aufgenommen; aber wie oft, wie oft sind wir da auf die vollkommene Gleichgültigkeit gerade unserer Geschlechtsgenossinen gestoßen, ja wie oft haben wir noch bei den fortgeschritteneren Frauen, die vielleicht für die eine Forderung zu haben waren, eine vollständige Verständnislosigkeit für die andern Forderungen und ihre innern Zusammenhänge gefunden. Wie oft hat gerade in solchen Kämpfen die Frau versagt, weil sie ihren Stolz darein setzte, „objektiv" und „unbefangen" und „realpolitisch" und „vorurteilslos" wie die Männer zu denken, statt daß sie ihren Stolz dareingesetzt hätte, wie eine Frau zu denken, zu empfinden und zu handeln.

Das Gleiche ist nun beim Ausbruch und seit Ausbruch des Krieges geschehen. Die Frau von sich aus wäre nicht darauf gekommen, daß der Mord zweier Menschen und wenn es auch gekrönte oder beinahe gekrönte Häupter wären, mit dem Blute ganzer Nationen gesühnt werden müsse; sie hätte nicht gemeint, daß der Widerstreit handelspolitischer Interessen nur durch Waffengewalt beigelegt werden könne und daß die Ehren der verschiedenen Nationen stets durch periodische Blutbäder blank erhalten werden müssen. Die Frau von sich aus hätte nie jubeln können über eine eingenommene Festung, über ein versenktes Kriegsschiff, über eine gewonnene Schlacht; sie hätte als Frau doch immer die einzelnen Menschen gesehen, die da auf beiden Seiten geopfert werden müssen; sie hätte an die Mütter gedacht, die ihre Söhne in dieser Hölle draußen haben und an die Frauen, die täglich und stündlich um das Leben ihrer Männer bangen müssen, und ihr wäre die Festung wertlos erschienen im Vergleich zu den geopferten Menschen, und sie hätte den Sieg verwünscht im Gedanken an das blühende Leben, an die junge Kraft, an die ganze Zukunftssaat, die da auf dem Schlachtfelde vernichtet wurde. Aber sie hat nicht ihre eigenen Gedanken gedacht. Sie hat die herkömmliche Denkweise, die die Denkweise der Männer ist, übernommen; sie hat sich von der breiten Strömung mitreißen lassen und hat mitgejubelt und mitgefeiert und — das ist ganz sicher — ihr reichlich Teil mitgelitten.

Ist das verwunderlich? Nein. Die Frau, die eben von Jugend auf in Abhängigkeit vom Manne gehalten wurde und sich ihrem Platz neben ihm im besten Falle erst erkämpft hat, schaut unwillkürlich zu diesem Mann, der so vieles besitzt, was ihr noch versagt ist, als zu einem Wesen höherer Ordnung auf und setzt darum ihren Ergeiz darein, sich ihm möglichst ebenbürtig zu zeigen und ist versucht, ihre Gleichwertigkeit durch den Beweis ihrer Gleichartigkeit dartun zu wollen. Wir haben die gleiche Erscheinung bei der Sozialdemokratie. Auch dort hat die Darniederhaltung und Unterdrückung, die Mißachtung und Verkennung, die sie immer

wieder erfahren mußte, ein Minderwertigkeitsbewußtsein erzeugt, das zur Verleugnung ihrer selbst und ihres besten Ideals, zur Verleugnung des Gefühls der allgemeinen Verbundenheit aller Leidenden und Unterdrückten führte, das sie vom Internationalismus zum Nationalismus abfallen ließ. Sie, der so oft Vaterlandlosigkeit vorgeworfen wurde, wollte nun gerade zeigen, wie unrecht man ihr getan; sie, die man oft des Materialismus und des Klassenegoismus angeklagt hatte, schwelgte nun darin, durch Drangabe ihrer Menschen und ihrer höchsten Ziele ihre vaterländische Gesinnung und ihre Opferfähigkeit zu beweisen.

Aber damit ist der Menschheit nicht gedient, daß das eine Geschlecht zu Gunsten des andern und die eine Partei zu Gunsten anderer auf ihre besondere Aufgabe, auf ihre besondere Art verzichte. Die Menschheit ist aus Männern und Frauen zusammengesetzt, die Menschheit ist, wenigstens heute und wohl auf lange noch, aus ökonomisch Starken und ökonomisch Schwachen zusammengesetzt; da geht es nicht an, daß die besonderen Gaben und Vorzüge der einen Hälfte der Menschheit im gesamten Aufbau des öffentlichen Zusammenlebens einfach außer Kraft gesetzt werden, und es geht nicht an, daß ganze breite Volksschichten, die aus ihren besondern Nöten und Umständen heraus wieder zu ihrer besondern Erkenntnis und Auffassung gelangt sind, diese Erkenntnis und diese Auffassung in der entscheidenden Stunde einfach bei Seite legen. Wenn irgendwo, gilt hier die Losung: Ein jegliches diene mit seiner Gabe. Wenn wir Frauen nur Gleichartiges wie die Männer zu bieten hätten, dann wäre unsere Beteiligung am öffentlichen Leben lange nicht so wichtig, und wenn die Sozialdemokratie nicht neue weitere und größere Gedanken in das politische und wirtschaftliche Leben hineinzutragen hätte, als die übrigen Parteien, dann eben wäre sie das, was man ihr unter Verkennung ihrer tiefsten Gedanken vorgeworfen hat: eine einfache Klassen- und Kampfpartei; sie hätte auch als solche noch ihr Recht, aber sie hätte nicht dieselbe Bedeutung für die Menschheit, die sie haben könnte, wenn sie an ihren neuen, unter schweren Leiden und Kämpfen errungenen Menschheitsidealen festhielte.

Diese neuen Ideale, die im Grunde genommen zwar nur neu entdeckte alte Ideale sind, berühren sich eigentümlich mit den Idealen, die dem Wesen der Frau am meisten entsprechen. Sie lassen sich eigentlich ganz einfach in die Losung zusammenfassen: Eine höhere Wertung des Menschen. Unsere heutige Wirtschaftsform, ja unser heutiger Staat setzen die Sache über den Menschen: die Industrie muß blühen, der Arbeiter und namentlich das Arbeiterkind kann drob ruhig verwelken. Der Staat muß durch Waffenmacht nach außen und nach innen glänzen und Ehrfurcht gebieten, darum werden in Friedenszeiten für Rüstungen Millionen geopfert und in Kriegszeiten Milliarden aufgebracht, darum müssen in Friedens-

zeiten die Männer Jahre ihres Lebens und in Kriegszeiten das Leben für diesen Staat hingeben, dem für das Ansehen und die Ehre der Nation kein Opfer zu groß ist, der es aber mit dem Ansehen und der Ehre der Nation als durchaus vereinbar betrachtet, wenn die große Masse seiner Staatsangehörigen von einer kleinen herrschenden Schicht zur Erzeugung von Gütern ausgenützt und nachher als unbrauchbar bei Seite geschoben wird. Zur Verteidigung der Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes ist jeder berufen; aber Freiheit und Unabhängigkeit für sich zu verlangen ja, das ist eine andere Sache! Der Waffenrock muß schmuck sein, die Knöpfe müssen glänzen und kein Fleckchen darf sich auf dem Ehrenkleid zeigen, denn das wäre des Vaterlandes unwürdig; ob aber der gleiche Staatsbürger oder ein anderer, der dieses Ehrenkleid herstellt, im täglichen Leben einen Verdienst hat, der ihm das Tragen eines ganzen Rockes erlaubt, das ist eine persönliche Angelegenheit, in die sich der Staat voll zarter Scheu nicht einmischt. Sie mögen verzeihen, wenn ich bitter werde; aber ich habe gerade neuerdings, um nur ein Beispiel zu nennen, mich wieder mit den Verhältnissen in der Heimarbeit beschäftigt und kann angesichts der völligen Gleichgültigkeit, die der Staat diesem durchaus nicht unbedeutenden Arbeitsgebiete gegenüber zu Tage legt, den Vorwurf nicht unterdrücken, daß der Vater Staat zwar von allen seinen Kindern Liebe und Opfer verlangt, aber sich nicht verpflichtet fühlt, ihnen auch allen Liebe und Fürsorge angedeihen zu lassen. Für den Erlaß eines Arbeiterschutzgesetzes, was braucht es da für Ueberlegungen, ob nicht die Rechte und die persönliche Freiheit des Arbeitgebers oder auch sogar des Arbeiters angetastet werde; bei der Ansetzung der Arbeitslöhne für die untern und untersten Angestellten und Staatsarbeiter, wie muß da Rücksicht genommen werden nicht nur auf die eigenen Geldmittel, sondern auch darauf, daß man nicht etwa durch zu hohe Löhne die Arbeitslöhne überhaupt in die Höhe treibe und so dem Handel, dem Gewerbe und der Industrie die Existenz erschwere; wo es sich um soziale Einrichtungen handelt, wie spielen da ein paar tausend Franken eine Rolle; aber wie verschwinden auf einmal alle Bedenken und Rücksichten und Aengstlichkeiten, wenn es sich um militärische Maßnahmen oder Militärausgaben handelt! Und doch trügen die einen Maßnahmen bei zur Erhaltung von Menschenleben, zur Erhöhung der Volksgesundheit und zur Vermehrung des nationalen Reichtums (denn nicht nur die Vermögen und die Kaufkraft der Großen, sondern auch die Vermögen und die Kaufkraft der breiten Massen kommen für den Nationalreichtum in Betracht), das andere aber sind Maßnahmen zur Vernichtung von Menschenleben und zur Vernichtung von Gütern.

Freilich sagt man uns: „Es sind Maßnahmen zur Erhaltung der Existenz des Volkes. Wo wären die Völker heute ohne den militärischen

Schutz, für den sie in den Zeiten des Friedens gesorgt haben? Ja, wo wären sie?"

Wo sind sie heute? Die Blüte der Jugend, die Männer in der Vollkraft ihrer Jahre draußen in den Schützengräben, draußen auf den Schlachtfeldern, draußen auf den Meeren, droben in den Lüften, auf einander lauernd, mit einander im blutigen Kampfe liegend, sich gegenseitig tausend Martern und Qualen aussetzend; Hunderttausende von ihnen schon gefallen und Hunderttausende verkrüppelt, zu Schanden geschossen, physisch und psychisch gebrochen. Und Tausende von Existenzen vernichtet und die Frauen und Kinder in Angst und Sorge und Not zu Hause, oder von Haus und Hof vertrieben, vom Kriegssturm wie ein Haufen dürrer Blätter durcheinander gewirbelt, verweht, wohin es der Zufall gewollt.

Da sind die Völker heute!

Und wo könnten sie sein, wenn sie den Staat nicht zu ihrem Götzen, sondern zu ihrem Diener gemacht hätten? Wenn ihnen nicht der Staatsgedanke, sondern der Menschheitsgedanke am wichtigsten gewesen wäre? Wenn all die Kraft und staatsmännische Weisheit und die Künste der Diplomatie, die aufgewendet wurden zur gegenseitigen Uebervorteilung und Ueberlistung, zur Festigung der Ehre, des Ansehens und der Macht eines jeden Staates, darauf verwendet worden wären, ein neues Verhältnis der Staaten zu einander zu schaffen, Vereinbarungen zu treffen zur Sicherung des Friedens statt durch immer fieberhaftere Kriegsrüstungen den Krieg vorzubereiten?

Wo sind die Völker heute!

Und wo könnten sie sein, wenn sie den lauten Ruf unserer Zeit nach einer Neuordnung der Beziehungen der Menschen zu einander beachtet hätten? Wenn sie denjenigen, die diese Forderung vertreten, gewiß mangelhaft und in viel Schwäche vertreten, aber doch auch in viel ernster Ueberzeugung, tiefer Leidenschaft und Opferbereitschaft vertreten, mehr Verständnis entgegengebracht hätten, statt sie mit Hohn und Mißachtung zu überschütten? Eine starke, sich selbst treue und mit den Genossen der andern Länder festverbundene Sozialdemokratie hätte dieses Morden verhindern können. Aber man hat alles getan, um sie darniederzuhalten, und um sie von der Schändlichkeit ihres Internationalismus zu überzeugen. Deswegen hätte sie doch sich selbst treu bleiben sollen, gewiß, aber schwer gemacht ist es ihr worden; das dürfen wir zu ihrer Entschuldigung sagen.

Wo sind die Völker von heute!

Und wo könnten sie sein, wenn sie der Frau einen Platz eingeräumt hätten im Staatsleben? Wenn sie ihr erlaubt hätten, ihre Art, ihre Denkweise, ihr Empfinden auch in den Angelegenheiten des öffentlichen Wohls zur Geltung zu bringen, statt daß man sie damit auf die Kinderstube verwiesen hat? Ich unterschätze den Einfluß der Frau in der Kinderstube gewiß nicht, und mein Wunsch und meine Hoffnung für die Frau ist, daß eine Zeit komme, wo sie für die Ver-

waltung dieses ihres eigensten und schönsten Reiches wieder mehr Muße, Kraft und Freiheit habe; aber ich meine, einen wirklichen Wert würde dieser Kinderstubeneinfluß erst erhalten, wenn die Kinderstubenmoral auch die Lebensmoral würde. Entweder — oder! Entweder gilt das, was wir die Kinder lehren sollen, Güte, Freundlichkeit, Liebe, Vertrauen, Großmut, Treue, Wahrhaftigkeit, auch im späteren Leben und Zusammenleben, oder sonst hat es auch für die Kinderstube nicht viel Wert; denn der Kinderstube sind die Kinder bald entwachsen, und was sollen sie dann mit diesen Kinderstubenidealen anfangen, die ihnen im Lebenskampf ja nur hinderlich sind? Und noch einmal sage ich: Entweder — oder! Sind wir Frauen würdig und wert und fähig, der weichen, jungen Kinderseele, diesem Wunder der Wunder, zur Bildung und zur Entfaltung zu helfen, dann müssen wir auch würdig und wert und fähig sein, mitzusorgen dafür, daß das spätere Leben wieder Raum zur Weiterbildung und -Entfaltung gewähre. Ich gehöre nicht zu jenen, die meinen, daß wir Mütter, weil wir die Kinder in Liebe und Sorge großgezogen haben, nun gewissermaßen ein „Recht" auf sie hätten. Nein, ich meine, das, was wir an Mühe und Sorge auf sie verwendet haben, das haben sie uns tausendfältig zurückgegeben durch ihr bloßes Dasein, durch die tägliche Freude und Erquickung, die sie uns waren. Nicht ein Recht *auf* sie sollten wir haben, meine ich, aber ein Recht *für* sie, das Recht Lebensverhältnisse für sie zu schaffen, in denen sie körperlich und seelisch gedeihen können.

Das aber haben wir bis jetzt nicht können. Wir haben sie nähren, kleiden, erziehen dürfen, wir haben ihnen das Heim freundlich gestalten und vielleicht auch allerlei Freuden bereiten dürfen, wenn unsere äußere Lebensumstände günstig waren — aber damit war's fertig. Auf Schule, Beruf, Gesetzgebung, Politik hatten wir keinen Einfluß mehr. Dort herrschte der Mann und herrschten seine Ideale.

Zu was uns diese ausschließliche Herrschaft des Mannes geführt hat, haben wir gesehen.

Deswegen, ich betone es noch einmal, möchte ich den Mann nicht anklagen, der einzig Schuldige an dieser Katastrophe zu sein. Ich glaube, daß wir beide gleich schuldig waren und sind und daß wir nur in gemeinsamer Arbeit uns aus diesem furchtbaren Zusammenbruch wieder aufrichten können.

Wir haben beide, Mann und Frau, zu falschen Göttern gebetet, er, indem er Kraft, Trotz, Gewalt zu den obersten Herrschern machte, wir, indem wir uns ihnen beugten; wir haben beide wider das Ideal des freien Menschen gesündigt: er, indem er uns unterdrückte, wir, indem wir uns unterdrücken ließen.

Und es ist heute durchaus nicht so, daß wir allein von dem Einfluß der Frau das Heil zu erwarten hätten. Wenn wir die Menschen an uns vorüber ziehen lassen, die mit der ganzen Kraft ihrer Ueberzeugung und Leidenschaft sich gegen den Wahnsinn des Krieges auf-

lehnen, so finden wir darunter wohl mindestens so viele Männer als Frauen, und Gott sei Dank, daß es so ist; denn, wenn wir für diesen Kampf wieder nur auf die eine Hälfte der Menschheit angewiesen wären, so wäre das ja auch nicht das Richtige; dann würde es im besten Falle eine Unterdrückung der besondern Art des Andern bedeuten. Könnte es nicht vielmehr so sein, daß die Ideale, die der Mann bis jetzt, als ihn im Lebenskampfe hindernd, der Frau zugeschoben hat und deren nicht immer getreue Hüterin sie war, im Grunde genommen doch die Menschheitsideale wären, nach denen sie beide gemeinsam ringen müßten und durch die erst sie miteinander zu ihrer tiefsten Bestimmung gelangten?

Ist es nicht so und sind sie nicht seit zweitausend Jahren dem Namen nach als Menschheitsideale anerkannt worden?

Ja, aber ist es überhaupt möglich, diese Ideale zu verwirklichen?

Ist es nicht Hohn, von Frieden zu reden, wenn immer neue Völker in den Strudel hineingerissen werden?

Ist es nicht Hohn, von einem neuen Bund der Völker zu reden, wenn der Haß und die Erbitterung der Nationen gegeneinander mit jedem Tage wächst und der Kriegswahn und die Kriegswut zu immer unerhörteren und grausameren Mitteln der Kriegführung greift?

Ist es nicht Hohn, von einem neuen Verhältnis der Menschen zu einander zu reden, wenn die Klassengegensätze sich nur noch mehr verschärfen, weil der Krieg noch viel mehr als das gewöhnliche Wirtschaftsleben das Großkapital stärkt und die kleinen Existenzen vernichtet?

Ist es nicht Hohn, von Frauenrechten zu reden, wenn gerade jene Macht triumphiert, die der Frauenbewegung am meisten entgegengesetzt ist, die Macht der rohen Gewalt?

Ja, gewiß, es ist einem etwa einmal, als ob alle Geister der Hölle losgelassen wären und uns nichts übrig bliebe, als vor ihnen zu kapitulieren.

Aber dann wieder hören wir durch den Schlachtenlärm hindurch und aus dem Schlachtenlärm heraus solch einen aus tiefster Seele dringenden Schrei nach Frieden.

Dann wieder wogt uns eine solche Welle der Sehnsucht nach einer neuen Verständigung der Völker entgegen, nach der Erkenntnis dessen, was sie verbindet und nach einer Ueberbrückung der Kluft, die sie scheidet.

Dann wieder begegnet uns ein so aufrichtiger Wille einer Neuordnung der sozialen Verhältnisse und eine so klare Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Mithilfe der Frau bei der Schaffung neuer Grundlagen.

Darum glaube ich, daß nicht nur die Geister der Hölle losgelassen, sondern daß auch alle guten Geister geweckt sind und daß es sich eigentlich nur um ein kräftiges Zusammenfassen dieser guten Geister handelte.

Die Geister der Hölle: Haß, Neid, Eifersucht, Machtdrang, Miß-

trauen sind es ja eigentlich auch, die Bankrott gemacht haben. Das liegt klar genug zu Tage. Gerade in diesem furchtbaren Ringen offenbart es sich, wie eng wir Menschen, wir Völker, wir Männer und Frauen miteinander verknüpft sind: keins kann sein Schicksal von dem des andern loslösen; keins kann dem andern ein Leid zufügen, ohne daß es sich damit selbst träfe; keins kann dem andern Unrecht tun, ohne daß es sich damit ins Gesicht schlüge. Darum wird eine Welt, die auf Kampf, Haß und Mißtrauen aufgebaut ist, immer wieder in solche Katastrophen hineingeraten. Und eine neue Welt können wir nur erwarten, wenn wir den Mut haben, sie auf den Grundlagen der Liebe, des Vertrauens und der Gerechtigkeit aufzubauen.

Dieser Gedanke liegt auch dem Frauenweltbund für den Frieden zu Grunde: Den Haß durch die Liebe verdrängen, das Böse durch das Gute bekämpfen, der Untat die Liebestat gegenüberzustellen.

Aber, ist es nicht etwas ganz Ungeheuerliches, an so etwas zu glauben? Würde die Welt nicht erst recht in Trümmer fallen, wenn wir sie auf solch schwanker Grundlage aufbauen wollten?

Ist sie nicht jetzt in Trümmer zerfallen, wo sie auf dem scheinbar stärksten Instinkt des Menschen, der Selbstsucht, aufgebaut war? Und wenn wir zu Grunde gehen müßten, wollten wir nicht lieber an der Liebe als am Haß zu Grunde gehen?

Aber ich glaube nicht, daß wir zu Grunde gingen.

Es ist, das gestehe ich, eine Sache des Glaubens; aber wollen wir immer nur an das Böse glauben und nicht einmal auch den Mut fassen, an die Macht des Guten zu glauben? Und wären da nicht gerade wir Frauen berufene Trägerinnen eines solch neuen Glaubens? Wir, die wir in der Kinderseele einen solchen Reichtum der Liebe, der Reinheit, des Vertrauens und der natürlichen Güte erkennen dürfen, sollten wir nicht glauben können an die Fähigkeit zur Liebe, zur Reinheit, zum Vertrauen und zur Güte im Menschen überhaupt?

Aber freilich, nur mit dem Glauben allein ist es nicht getan.

So wenig wir das Kind, weil wir in ihm diese reichen Ansätze zum Guten sehen, nun getrost sich selbst überlassen dürften, so wenig genügt es, nun bloß an das Gute im Menschen zu glauben und die Welt im übrigen ihren Lauf gehen zu lassen.

Nein, es heißt aus unserm Glauben heraus handeln und dieses Handeln bedeutet heute wohl nichts anderes als Kämpfen.

Also doch wieder Kämpfen? Ja, kämpfen und zwar einen bittern, schweren, harten Kampf kämpfen. Keinen Kampf *mit* Kanone und Maschinengewehr, Kriegsschiff und Militärluftschiff, aber einen Kampf *gegen* Kanone und Maschinengewehr, Kriegsschiff und Militärluftschiff. Und ich glaube, daß der noch der schwerere sein wird; denn das sind die Götter geworden, denen die Völker ihre Geschicke anvertraut haben, und sie angreifen, heißt heilige Güter angreifen.

Aber noch gegen andere Götter müssen wir kämpfen: gegen den Staat, der um seiner selbst willen da ist, für einen Staat, der um

der Menschen willen da ist; gegen einen Staat, in dem eine Handvoll Männer in einem Augenblick diplomatischer Schwierigkeiten über Millionen von Menschen Not und Tod bringen können, für einen Staat, der seine Entscheidungen im Blick auf das Wohl und Wehe dieser Millionen trifft; gegen einen Staat, der seine Beziehungen zu den auswärtigen Mächten in Dunkel und Geheimnis hüllt, für einen Staat, der seinen Angehörigen Einblick gewährt in seine Geschäfte, deren Risiko sie voll mitzutragen haben; gegen einen Staat, der Ehre und Recht dem bloßen Waffenglück anvertraut, für einen Staat, der Ehre und Recht der Weisheit seiner geistigen Führer anvertrauen kann.

Und auch hier hört unser Kampf nicht auf. Wir müssen um eine Wirtschaftsordnung kämpfen, die Brot und Land, Macht und Recht wieder gleichmäßiger verteilt und nicht durch Anhäufung ungeheurer Schätze in den Händen einiger Weniger diese Wenigen zu den Beherrschern der Märkte und damit zu den eigentlichen Herrschern der Welt macht.

Also Kampf, Kampf und wiederum Kampf!

Wie aber ist dieser Kampf zu führen? Was nützt es, bloß einen Kampf wieder durch einen andern zu ersetzen? Ich meine, das Neue an diesem Kampfe wäre, daß er in einem neuen Geist geführt würde, ein gemeinsamer Kampf, um eine gemeinsame Sache wäre, nicht ein Kampf ums eigene Recht und ums eigene Glück, sondern ein Kampf um Menschheitsrechte, um Menschheitsgüter, ein Kampf, in dem wir bereit sein müßten, uns zu opfern, statt daß wir versuchten, andere zu opfern.

Und schwere Opfer würde er fordern; denn wir haben einen furchtbaren Gegner. Nicht nur, daß er stark und mächtig und wohlorganisiert ist; er ist auch das Bestehende, und das Bestehende hat immer eine große Gewalt über die Menschen, weil es das Vertraute, Gewohnte, von Jugend auf Bekannte ist.

Wir aber müßten ringen um etwas Kommendes, um etwas, das noch nicht greifbar und faßbar ist, das wir den Menschen noch nicht als ein schönes fertiges System, wie den Bauplan eines neuen Hauses, vorlegen können. Wir könnten noch nicht wohlvorgezeichnete Wege weisen, sondern müßten unsere Wege suchen, und könnten nur eins mit Sicherheit von ihnen sagen, daß es dornenvolle und steinige Wege sein werden; wir könnten nicht einmal versprechen, daß wir nicht auch Umwege und Irrwege machten; nur dessen könnten wir sicher sein, daß wir uns immer wieder zurechtfinden würden, wenn wir uns von dem einen Gedanken leiten ließen, dem Gedanken an die brüderliche Verbundenheit aller Menschen.

Wie sind aber wir Frauen zu einem solchen Eroberungszug in Neuland ausgerüstet? Ist nicht der Mann mit seiner natürlichen Kampfbereitschaft und Eroberungslust auch da der gegebene Vorkämpfer? Können wir Frauen da mitmachen? Das Bestehende hat doch namentlich über uns Frauen eine große Gewalt; es geht lange, bis wir uns in Widerspruch mit ihm setzen.

Gewiß, aber wenn wir dann das Neue erfaßt haben, glaube ich, halten wir auch mit einer ganz besondern Zähigkeit daran fest. Darum baue ich doch auch gerade auf uns Frauen in diesem Kampf um den Weltfrieden. Nicht auf uns allein, aber auch auf uns.

Frauenrechte verlangen, heißt überhaupt nicht Männerrechte unterdrücken; Frauenart zur Geltung bringen, heißt nicht Männerart geringschätzen.

Wir meinen nur, daß die Männer und Frauen gemeinsam der Welt ihr Gepräge geben sollen. Wir überschätzen das Frauenstimmrecht nicht; wir wissen, daß die Frau es auch noch im rechten Geiste erfassen und ausüben muß, damit es ihr und der Menschheit zum Segen werde. Aber es wäre für sie ein Symbol ihrer Mitverantwortlichkeit an den Geschehnissen des öffentlichen Lebens, es wäre für sie eine Befreiung aus hemmender Gebundenheit und damit eine Entlastung in ihrer Arbeit, und was noch wichtiger wäre, eine Stärkung ihres Selbstvertrauens und Selbstgefühls; es wäre für die Menschheit die Verwirklichung eines Stückchens Gerechtigkeit und würde sie darum einen Schritt höher führen.

Dabei wissen wir, daß es sich bei diesem Aufstieg der Menschheit, an den wir glauben, nicht um Mann *oder* Frau, sondern um Mann *und* Frau handelt. Ueber dem Frauenideal und über dem Mannesideal steht das Menschheitsideal, und unsere Hoffnung ist, daß die freie Frau mit dem Manne zusammen an der Menschwerdung des Menschen arbeite.

Wenn ich diese Hoffnung nicht hätte, dann hätte auch das Frauenstimmrecht keinen Wert für mich.

Aber ich habe diese Hoffnung, und darum sage ich: Mit dem Manne zusammen durch Kampf und Opfer zum Frieden!

Clara Ragaz.

Rundschau.

„Christentum und Krieg" vor dem Militärgericht.[1]) Der „Zürcher Post" vom 26. März entnehme ich folgenden Bericht über eine Verhandlung des Divisionsgerichtes III:

„Das Divisionsgericht III verurteilte dieser Tage einen Fahrer zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten, ein Jahr Einstellung im Aktivbürgerrecht und zu den Kosten, weil er aus religiösen Gründen dem Mobilisationsbefehl nicht gehorcht hatte. Der Landwirt gehörte der Gesellschaft der ‚Antonianer' an, jener, wie er auseinandersetzte, ‚wahren Gläubigen der Kirche Christi', denen es verboten sei, Militär-

[1]) Infolge eines unliebsamen Zufalls erscheint dieser Artikel erst in diesem Heft, statt im letzten.

dienst zu tun, wenn er die Tötung anderer Menschen im Gefolge habe. Sein Gewissen habe ihm gesagt, das dürfe er nicht tun, eine Kanone laden, oder einen Säbel schleifen, sonst käme sein Geist in die Hölle. Angst habe ihm am 1. August auch der Fahneneid gemacht, der vom Soldaten fordert, daß er Leib und Leben für das Vaterland opfert. Er glaubte, es könne diesmal zum Schießen kommen und man wolle ihn zwingen, das Geschütz zu führen. In seinen heiligen Büchern stehe: Du sollst nicht töten und Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst. — Der Beklagte wurde einer psychiatrischen Begutachtung unterstellt, die aber keine Anzeichen von Geistesstörung oder Anklänge an Wahnideen ergab. Er sei lediglich ein überzeugter Anhänger der Lehre Christi nach den Lehren des Antoni Unternährer (der im siebzehnten Jahrhundert in Unterwalden lebte und lehrte). — Der Verteidiger ersuchte, die Frage zu prüfen, wie es mit der Willensfreiheit des Angeschuldigten stehe. Sie scheine ihm durch erhebliche Umstände beschränkt, was als Milderungsgrund angenommen werden müsse. — Das Gericht anerkannte, daß den Angeklagten rein religiöse Gründe bewogen haben, dem Mobilisationsbefehl nicht zu gehorchen, und daß es ihm mit seiner Auffassung ernst sei; es erachtete es aber als seine Pflicht, eine strenge Strafe auszusprechen, um das Pflichtgefühl gegenüber dem Staate nicht zu schwächen, sondern zu schärfen."

Was veranlaßt uns, nachdrücklich auf diesen Vorfall hinzuweisen? Etwa ein stiller Protest gegen das strenge Verfahren des Divisionsgerichtes? Gewiß nicht. Die Militärgewalt gehorcht lediglich dem Instinkt der Selbsterhaltung, wenn sie rücksichtslos gegen solche Dienstverweigerer einschreitet; das ganze Vorgehen entspricht einfach ihren innersten Prinzipien. Und weshalb sollte der Christ, der sich des Gegensatzes von Liebe und Gewalt, von Christus und Cäsar, von Christentum und Krieg bewußt wurde, nicht willig die Folgen seines Handelns tragen? Erst dieses „Kreuz" gibt ja seinem ganzen Denken den Adel und die — Berechtigung. Erst das Leiden führt aus der Sphäre des interessanten Spieles mit dem Evangelium in die des herben und gefährlichen Ernstes hinüber.

Auffallend aber ist die ganze Art, wie dieser Fall vor dem Militärgericht behandelt wurde. Wie ein seltsames Kuriosum wird der Antimilitarist betrachtet; da seine Ansichten aber auch gar zu wunderlich sind, läßt man ihn erst von einem Psychiater auf seinen Geisteszustand hin untersuchen. (Unwillkürlich denkt man an die ganz analoge Behandlung solcher Dienstverweigerer durch die russische Militärgewalt, wie sie uns Tolstoi in seinem Buch „Das Reich Gottes ist inwendig in euch" erzählt). Doch — der Mensch ist geistig normal, trotz seiner wunderlichen Ansichten! Keine Anzeichen von Geistesstörung, keine Anklänge an Wahnideen, trotz seines wunderlichen Benehmens! Indessen lassen sich diese Wunderlichkeiten daraus erklären, daß er einer gar wunderlichen Sekte angehört, die solch wunderliche Ansichten ihren wunderlichen heiligen Büchern entnimmt, in denen so wunderliche Sätze

stehen, wie: „Du sollst nicht töten" und „Du sollst deinen Nächsten lieben." Wunderlich! —

Solch wunderlichen Dingen gegenüber ist doch auf die allergrößte Wunderlichkeit hinzuweisen: diese Gerichtsverhandlung fand statt im Jahr 1915 christlicher Zeitrechnung, in einem christlichen Staatswesen, vor christlichen Richtern. (Vielleicht war auch ein christlicher Feldprediger zugegen?) Vermutlich würde auch ein Origenes, in dessen „Antwort an Celsus" (Kap. 63) wir die Worte finden: „Es ist wahr, wir dienen nicht unter des Kaisers Fahnen; wir werden auch nicht dienen, selbst wenn er uns dazu zwingen sollte" — innerhalb der heutigen Christenheit als ein Kuriosum betrachtet, über dessen Geisteszustand man erst ein psychiatrisches Gutachten einholen müßte. Könnten wir ein bezeichnenderes Beispiel dafür finden, daß christliche Gedanken für die heutige „christliche" Welt lauter Torheit und Aergernis bedeuten — gerade wie für die Heidenwelt vor 2000 Jahren? Denn, daß der verurteilte Antimilitarist vielleicht wirklich etwas wunderlich war und einer vielleicht etwas seltsamen Sekte angehörte, darf uns nicht über den typischen Charakter des Falles hinwegtäuschen: es waren seine christlichen Gedanken, die diese Behandlung hervorriefen.

Lj.

Die Schweiz und die Kriegsgefangenen. Die Neuen Wege haben letzten Herbst (1914, Nr. 10, Rundschau) im Namen eines verstorbenen Freundes die Anregung gebracht, daß die Schweiz während der ganzen Dauer des Krieges von den damaligen drei kriegführenden Nachbarmächten je 10,000 Verwundete aufnehme und verpflege. Niemand hat unseres Wissens davon Notiz genommen, während über zwei bis drei „antimilitaristisch" klingende Sätze und Anderes der Art Lärm genug erzeugt haben. Nun aber kommt kein Geringerer als der Papst mit dem Vorschlag, daß die Schweiz dauernd 20,000 erholungsbedürftigen Kriegsgefangenen Aufenthalt und Pflege gewähren möge. Wie es scheint, hat der Vorschlag alle Aussicht, angenommen zu werden, freilich so, daß die Staaten, denen diese Gefangenen angehören, selbst die Kosten bezahlen. Nach unserem Vorschlag hätten wir dies selbst tun müssen.

Nun, wir freuen uns, daß etwas von dieser Art geschieht, auch wenn es auf Wunsch des Papstes geschieht. „Wenn nur Christus verkündigt wird."

L. R.

Verdankung.

Für die Belgier. 31 Fr. als Ertrag einer Veranstaltung der Schulkinder von Feldis (Graubünden). Warmen Dank!

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Weltherrschaft und Gottesreich.

Gebet der Jünger nach der Freilassung von Petrus und Johannes:

Herr, der du hast den Himmel gemacht und die Erde und das Meer und alles, was darinnen ist, der du durch heiligen Geist im Munde unseres Vaters, deines Knechtes David gesprochen hast: Was toben die Nationen und sinnen die Völker Eitles? Die Könige der Erde sind erschienen, und die Herrscher haben sich versammelt wider den Herrn und wider seinen Christus. Sie haben sich versammelt in Wirklichkeit in dieser Stadt wider deinen Knecht Jesus, den du gesalbt hast, Herodes und Pontius Pilatus mit den Heiden und den Völkern Israels, zu tun, was deine Hand und dein Rat voraus verordnet hatte. Und nun, Herr, achte du auf ihre Drohungen und verleihe deinen Knechten, mit allem Freimut dein Wort zu reden, indem du deine Hand ausstreckst zur Heilung, und daß Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Knechtes Jesus. Apostelgesch. 4, 25—30.

Im sogen. apostolischen Glaubensbekenntnis heißt es u. a.: „Ich glaube an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen". Was sagen wir heute dazu? Daß es die eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche nicht gibt, daran haben wir uns längst gewöhnt. Aber man tröstete sich mit der unsichtbaren Gemeinschaft der Heiligen; es soll ein unsichtbares Band gemeinsamen Geistes, gegenseitigen Verständnisses, unwillkürlicher Zuneigung unter den wahren Christen aller Welt geben. Wie steht es heutzutage mit dieser inneren, unsichtbaren und ungezwungenen Gemeinschaft der Christen? Die Frage ist keine müßige, sondern kann uns zum Prüfstein für den Zustand der Christenheit dienen. Es ist ja ganz natürlich, daß der Krieg, der alles Sein bis in die Tiefen erschüttert, auch uns vor die Frage stellt: wo stehen wir mit unserer Christenheit, wie ists mit ihrem Zusammenhalt, mit der „Gemeinschaft der Heiligen" bestellt?

Es ist keineswegs Willkür, wenn wir die Gemeinschaft geflissentlich in den Vordergrund stellen. Die Menschen sind nun

einmal in letzter Linie zur Gemeinschaft bestimmt, Existenz und Fortpflanzung beruhen darauf und wir können je länger je weniger ohne Zusammenschluß im großen Stil leben. Auch das Christentum steht und fällt mit der Gemeinschaft, denn sein Ziel ist Auswirkung heiligen Geistes auf die Gesamtheit. Aber gerade im Gemeinschaftsleben liegen die gefährlichsten Klippen verborgen, davon zeugt jede Familie, jeder Verein, jede Anstalt und jede Werkstatt, und es erfordert die größte Kunst und Weisheit, eine Gemeinde, ein Staatswesen zusammenzuhalten. Es würde wohl überhaupt nicht gelingen, wenn nicht die Not das Beste dazu beitragen würde, sie ist die rechte Lehrmeisterin jeder Gemeinschaft.

Das war ja auch in jener ersten Gemeinde der Christen in Jerusalem der Fall, von der uns die Apostelgeschichte erzählt. Unter dem furchtbaren Druck von außen, den beständigen Drohungen und Anfeindungen der Gegner schloß sich das Häuflein der Anhänger Jesu zu einer innigen Geistes- und Gütergemeinschaft zusammen. Eben sind Petrus und Johannes dem Gefängnis entronnen, in das sie der Neid der Feinde geworfen hatte. Da ist große Freude über das Wiedersehen und alle erheben einmütig ihre Stimme zu Gott und beten.

Was aus ihren Worten uns entgegentönt, klingt ganz und gar wie eine Stimme aus unserer Zeit: „Was toben die Nationen und sinnen die Völker Eitles? Die Könige der Erde sind erschienen und die Herrscher haben sich versammelt". Ist das nicht genau das Bild der Gegenwart? Ja, so ist es heute. Da sollte ja auch die Wirkung die gleiche sein wie damals, indem eben diese Not zusammenkittet; und wir sollten entsprechend der unerhörten Bedrängnis eine Einigung und Gemeinschaft in der Christenheit erleben wie noch gar nie.

Nun ist aber tatsächlich das direkte Gegenteil davon eingetreten: wir haben eine Zersplitterung und Verwirrung in der Christenheit wie noch gar nie, so daß sogar die auf ihre Einheit so stolze römische Kirche davon nicht verschont bleibt. Das Schlimmste sind aber nicht etwa die nach Nationen getrennten Lager, sondern die Spalten und Klüfte im Denken und Empfinden der Christen, die Störung des gegenseitigen Verständnisses und Verstehenwollens, die Zertrümmerung irgendwelchen gemeinsamen Bodens. Alte, scheinbar verschwundene Gegensätze tauchen wieder auf und werden mit Leidenschaft verfochten, sodaß auch bisherige Freunde fast nicht mehr miteinander verkehren können. Kurz, die ganze Christenheit bietet das traurige Bild vollständiger Zerrissenheit.

Was ist schuld daran, im Gegensatz zu der ersten Christengemeinde, die dort offenbar durch dieselbe Not geeinigt wurde? Was ist der Grund der Zerstreuung?

Natürlich hört man schon von weitem den Einwand, es sei ja eine großartige Einheit vorhanden, durch die Not zu Stande ge-

kommen. Seht, wie das Volk sich zusammentut und dabei alle Unterschiede von Stand und Beruf und Konfession vergißt, Schulter an Schulter kämpft, arm und reich, gelehrt und ungelehrt — eine wunderbare Einheit und Gemeinschaft. Gewiß, die nationale Einheit ist in erhebender Weise da, aber in demselben Maß schwindet die Einheit und Gemeinschaft der christlichen Gemeinde auf Erden. Hier eben setzen wir ein mit unserer Frage: Muß es so sein und warum ist es so, daß die Kriegsnot die Völker zusammenballt und die Christengemeinde auseinanderreißt?

Nun, es ist klar, der Gedanke an das eigene Vaterland steht im Vordergrund und verdrängt alle anderen Gedanken und Bedenken. Wohl, die Nationen toben und die Völker sinnen Eitles, aber wer denkt daran, daß dies „gegen den Herrn und seinen Gesalbten" gerichtet ist? Sie fühlen so wenig den Gegensatz zwischen ihren Plänen und seinem Ziel, daß sie den Gesalbten, Christum, zu ihrem Verbündeten machen, als ob gar kein Unterschied bestände zwischen ihrem Reich und seinem Reich. Darum, wenn nur die nationale Einheit gewahrt bleibt, mag alle andere menschliche Gemeinschaft darüberhin in die Brüche gehen.

„Aber — ja wahrlich — in Wirklichkeit haben sie sich versammelt wider deinen Knecht Jesus, den du gesalbt hast." Die Reiche dieser Welt haben sich aufgemacht und — wenn man nicht auf schöne Worte, sondern ganz unbefangen auf die Sache selbst sieht, so ist alles, was jetzt vor unseren Augen in Europa vor sich geht, ein gewaltiger Schlag ins Angesicht des Knechtes Gottes, eine ungeheure Auflehnung gegen sein Reich.

Kennen wir denn den Unterschied nicht mehr zwischen Weltreich und Gottesreich? Als der Versucher zu Jesus trat mit den Worten: „Siehe, all diese Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit", da sprach Jesus: „Weiche von mir, Satan!" Und nun werden um diese Macht und Herrlichkeit Ströme von Blut vergossen. Zu seinen Jüngern sprach Jesus einst: „Die weltlichen Fürsten herrschen und die Obrigkeiten haben Gewalt, bei euch soll es nicht so sein!" Und nun huldigt alles dem Grundsatz der Gewalt und opfert das Leben für die Weltherrschaft.

Man kann sich kaum einen schrofferen Gegensatz denken als denjenigen zwischen Jesu Geist und dem, was jetzt in der Welt praktiziert wird: Jesus hat das Erbarmen ins Herz gepflanzt als das ausschlaggebende Motiv, der Krieg zwingt dazu, nicht nur göttliches Erbarmen, sondern auch alles menschliche Fühlen im Keim zu ersticken. Jede Annäherung zwischen Feinden wird als Verrat gebrandmarkt. Jesus war ein Heiland und Fürst des Lebens, der Krieg sät mit Absicht Kummer und Elend und Vernichtung. Von Jesus lernten wir das Wort: „Ja — ja, nein — nein". Der Krieg lebt von der Verdrehung, Verleumdung, Ueberlistung und Lüge in jeder Gestalt, man darf die Wahrheit nicht wissen, soll sie wenigstens nicht sagen.

Um Jesu willen glauben wir an die Macht der Liebe, an den Frieden. Der Krieg vertreibt auf lange Zeit hinaus alle diese guten Geister. Von Frieden reden ist jetzt Schmach und Sünde. Der Krieg zwingt und verleitet die Menschen, gegen ihren Willen zu morden, zu stehlen, rauben, zu lügen und weckt die maßloseste Selbstsucht. So will es der Krieg, das gehört zu seinem Wesen. Und das alles im Namen der Obrigkeit, „von Gottes und Rechts wegen". Mag der Einzelne sich damit entlasten, das Uebel wird dadurch nur umso größer. Soll uns das nicht auch zu Herzen gehen, sind das Dinge, die neben dem Wohl des Vaterlandes gar nicht in Betracht kommen? Ist es denn überhaupt in einer solchen Welt noch eine Freude zu leben? Was wird das staatlich privilegierte Raubsystem einmal für Früchte tragen in den Anschauungen der Völker? Was hat denn bisher unserem Leben Sicherheit, Kraft und Schwung gegeben, wenn nicht die Fundamente des Gottesreiches, auch innerhalb dem vielgepriesenen Vaterland? Ist es nicht der Mühe wert, auch dafür einzustehen, zu leben und zu kämpfen?

Oder sollte die Existenz und Bedeutung dieser Lebensbedingungen nichts mehr gelten, ist Jesus denn zum Anwalt und Schleppenträger der Mächtigen dieser Welt herabgesunken, ist er vom Herrenmenschentum auf die Seite gedrängt worden, sodaß man nichts mehr mit ihm anzufangen weiß? Ja wahrlich, sie haben sich versammelt gegen diesen heiligen Knecht Jesum.

Freilich, „sie tun nur, was deine Hand und dein Rat voraus verordnet hat". Das trifft gewiß heute bei den gegenwärtigen weltgeschichtlichen Ereignissen so gut zu wie vor Zeiten. Wir stoßen immer wieder auf die für uns so widerspruchsvolle Tatsache, daß Gott auch das Widergöttliche umfaßt und in seine Pläne einbezieht. Auch das Böse hat seinen Spielraum und seine Freiheit, geht aber oft daran zu Grunde, daß es sich bis aufs Aeußerste auswirkt. Es ist zuweilen so, wie wenn das Böse vollständig freien Lauf hätte, um dadurch zu Fall gebracht zu werden. Das war bei Jesu Tod so und scheint auch in der Gegenwart der Fall zu sein. Aber deswegen können wir so wenig einwilligen, als die Jünger Jesu damals in das Tun der Pharisäer hatten einwilligen können. Daß Gott es so verordnet hatte, wie es beim und nach dem Tode Jesu gekommen ist, hinderte die Jünger keinen Augenblick, doch diesen selben Gott gegen jene Mörder Jesu herbeizurufen und ihn zu bitten, er möge Einhalt tun: „Achte Du auf ihre Drohungen und verleihe deinen Knechten, mit allem Freimut dein Wort zu reden, und strecke deine Hand aus zur Heilung, daß Zeichen und Wunder geschehen."

Das weist auch uns heute unsere Stellung an: Jünger Jesu haben mit dem ganzen Kampf um Weltmacht, Länderbesitz und Waffenehre nichts zu tun, ihre Aufgabe und ihr Ziel liegt in einer ganz anderen Richtung. Was auch der Krieg nach den wunderbaren

Verkettungen der Weltgeschichte an Fortschritten bringen mag, was auch immer Gott zuvor verordnet haben mag — unsere Sache ist einzig und allein, zu wünschen und zu bitten, daß Gott, der Himmel und Erde und das Meer geschaffen hat, dem grenzenlosen wahnsinnigen Zerstörungswerk sobald als möglich Einhalt tue. Wir haben nur das Eine im Auge zu behalten, daß wir als seine Knechte in allem Durcheinander von äußeren und inneren Kämpfen mit Freudigkeit „sein Wort reden", d. h. mit aller Zähigkeit und Zuversicht die frohe Botschaft der Menschenliebe und des Gottesreiches verkünden und davon zeugen, daß das Wohl der Einzelnen wie der Völker nur darin beruht, daß sie Gott und seinen Geboten treu bleiben, ob es nun Ehre und Vorteil bringt oder nicht. Das allein kann unser Anliegen sein, daß Gott, der Himmel und Erde regiert, seine Hand ausstreckt, daß Heilung und Zeichen und Wunder, d. h. göttliche Gaben und Kräfte kund werden unter den Menschen. Das allein kann uns interessieren, bewegen und freuen, daß Segensquellen des Geistes Jesu sich aufschließen zum Heil der Völker und der Einzelnen; daß, nachdem der Wahnwitz gewütet hat, eine Zeit komme, da ungeachtet der Pläne und Verfügungen der Diplomaten ein Größerer, der Auserwählte Gottes hervortrete und die zerschlagene und zertretene Menschheit zu ihm aufblicke und rufe: „Heile uns, du Sohn des Allerhöchsten, erbarme dich unser, in dir ist Ruhe und Frieden und Gerechtigkeit, dein Geist tötet nicht, sondern belebt und verbindet. Du bist der rechtmäßige Herr über alle Menschen, dir allein gebührt die Weltmacht, deinem Szepter wollen wir uns fügen, wir wollen die blutigen Waffen wegwerfen, die engen dienen." So geschehen Heilung, Zeichen und Wunder durch den Namen des heiligen Knechtes Jesu.

Glaubt ihr, daß die Menschheit, sagen wir bescheiden, unsere mitteleuropäische Bevölkerung hiezu noch nicht reif sei, daß sie auch nach den gegenwärtigen furchtbaren Erfahrungen noch nicht zu dieser Erkenntnis kommen werde; wobei natürlich die religiöse Formulierung keine Rolle spielen muß?

Ob ja oder nein — an uns ist es, diese Erkenntnis zu gewinnen und festzuhalten, darin uns zu stärken, darauf uns die Hand zu geben und in diesen Hoffnungen uns zusammenzuschließen und Gott einmütig anzurufen. Wahrlich die Not drängt dazu, die Not der Christenheit, unsere Not und die der Menschen allerorten. „Wachet auf, erhebet die Blicke, laut mahnen uns die Weltgeschicke, es dränget hart der Brüder Not." Nicht das Vaterland, Christi Reich sollen wir in erster Linie lieben und dafür leben und sterben.

Wenn wir das können, dann gelangen wir wieder zur rechten Gemeinschaft, die sich kreuz und quer über alle Länder und Nationen ausdehnt ohne Rücksicht auf politische Grenzen, dann gibt es wieder eine tiefinnere Verständigung, eine Gemeinschaft im Geist, eine Gemeinschaft der Heiligen. L. Stückelberger.

Von Gottesreich und Weltreich.

Ein Gedankenaustausch.

I.

Verehrter Herr Professor!

Seit unserer Zusammenkunft in Bern hat mich das religiöse Problem des Krieges wieder so mächtig gepackt, daß es mir ein Bedürfnis ist, mit Ihnen die damals geweckten Gedanken noch etwas weiter zu spinnen.

Ich kann mir wohl denken, daß Sie in einem Punkte etwas enttäuscht waren; ich bin es in gewissem Sinne auch. Und doch bin ich für den Abend ungemein dankbar. Denn er hat eben doch die beiden Denk- und Empfindungsweisen, auf die es hier ankommt, in wunderbarer Klarheit gezeigt, und ich glaube, daß Sie mir darin gegenüber X. recht geben werden, daß es mehr als bloß akademisch-theoretisches Interesse hat, sich in diesem Dilemma innerlich, d. h. gedanklich, zurechtzufinden. Denn es ist eben nicht jedermann wie Herrn X. gegeben, sich mit einem innern Zustand zufrieden zu geben, wo das Ideal und die Gesinnung, die schließlich die Tat bestimmt, in diametralem Gegensatz zu einander stehen. Ich kann (innerlich) nicht darauf verzichten, daß mein Ideal auch wirklich zur Norm meines Tuns werde, und daß ein Ideal, das ich aus irgend einem Grunde nicht in Tat umzusetzen wage, in eben diesem Maße kein richtiges Ideal ist.

Denn das scheint mir in der Tat gerade bei uns „Religiös-Sozialen" das Unerquickliche: Das Zurückschrecken vor den letzten Konsequenzen — nicht bloß (was ja begreiflich wäre) äußerlich, sondern auch schon in der Gestaltung des Wollens.

Entweder ist die Tolstojsche Haltung die richtige — dann müssen wir auch den Mut haben, als tolstojsche Märtyrer zu leben, oder doch es zu versuchen. Oder dann ist doch der dunkle Instinkt, der uns davor zurückhält, etwas anderes als bloße Schwachheit und Feigheit, und dann müssen wir versuchen, ihn in klare Prinzipien umzuwandeln und nicht mehr nach dem andern als dem „eigentlich doch höheren" zu schielen, und nicht an denen, die sich, frisch entschlossen, auf diese Seite gestellt haben und ganz dafür leben, herumnörgeln, als ob nun doch das andere das Bessere wäre. Verstehen Sie bitte wohl, das geht gegen mich, nicht gegen Sie. Wenn ich davor zurückschrecke, das tolstojsche Verständnis der Bergpredigt vorbehaltlos zur Norm meines Lebens zu machen, so ist es darum, weil mir das als ein furchtbarer Sprung ins Unbekannte erscheint. Denn selbstverständlich ist, wie Sie ja gerade im letzten Artikel der Neuen Wege betont haben, die Friedensfrage nicht zu isolieren. Sie habens ja auch in Bern gesagt: Kriegsdienst verweigern heißt den Staat preisgeben, Anarchis-

mus. Auf den Staat verzichten aber bedeutet auf Rechtsschutz und all die vielen andern Güter verzichten, die heute den Staat zur notwendigen Voraussetzung haben, z. B. Schulzwang, soziale Gesetzgebung ꝛc. Aber schon die Notwendigkeit, den Rechtsschutz aufzugeben, ist für sich allein genommen ein furchtbarer Schritt. Ich kann einfach den ungeheuren Glauben nicht aufbringen, daß heute sittliches Leben ohne Recht möglich wäre. Recht aber unterscheidet sich vor allem dadurch von der freien Form der Sittlichkeit, daß es dem Willen entspringt, für richtig erkannte Formen des Lebens mit Gewalt durchzusetzen gegen entgegenstrebenden Willen. Es gibt kein Recht ohne Sanktion und Sanktion ist immer irgend eine Form der Gewalt. Und ob sich nun diese Gewalt gegen innen, gegen die „Staatsvertragskontrahenten", oder gegen Außen, z. B. einen andern Staat richtet, ist für die ethische Beurteilung gleichgültig. Polizei- und Militärgewalt stehen und fallen mit dem sittlichen Recht oder Unrecht, um des sittlichen Gutes „Staat" willen, Gewalt zu gebrauchen.

Die gleiche Betrachtungsweise würde aber auch andere kollektive Lebensformen verneinen müssen, z. B. die Arbeiterorganisationen. Auch sie beruhen auf Gewalt, nur in einer etwas komplizierten Form: auf der wirtschaftlichen Isolierung der Nichtorganisierten, die ihrerseits die Sicherheit des Eigentums (sei es des kollektiven oder privaten) zur notwendigen Voraussetzung hat. Dem Nichtorganisierten die Erwerbsgelegenheit rauben (die formale Grundlage der Organisation) hat nur Sinn, wenn garantiert ist — durch die Polizei — daß der Arbeitslose nicht sich einfach stehlen kann, was er wünscht.

Sie werden mir gewiß auch zugeben, daß auch die Familie nicht als allgemeine Lebensform möglich wäre ohne das Recht, die latente Gewalt. Wenn auch die Vertreter der freien Liebe — sofern sie Anhänger der Monogamie sind — das Gegenteil behaupten für das Verhältnis von Mann und Frau, so doch sicher nicht für dasjenige zwischen Eltern und Kindern. Man braucht nicht Vertreter der Prügelpädagogik zu sein, um die Gewalt als unerläßlich für die Erziehung sowohl, wie für die Zusammenhaltung der Kinder im Familienverband unerläßlich zu halten.

Kurz, ich kann nicht umhin, das Recht, diesen Mischling aus Vernunft und Gewalt, als unter den heutigen Umständen sittlich notwendige Institution zu betrachten. Etwas anderes ist es, einen menschlichen Zustand, in dem Recht überflüssig wäre, als sittlich höher anzuerkennen. Das berechtigt mich aber nicht, deshalb das Recht zu diskreditieren. Ist es heute noch sittlich notwendig, so ist es meine sittliche Pflicht an seiner Erhaltung — natürlich auch an seiner Verbesserung — zu arbeiten. Es ist also sittlich notwendig, daß ich auch die ihm notwendige Gewalt als rechtmäßig zuerkenne.

Daneben werde ich das Möglichste tun müssen um den gegenwärtigen, das Recht erfordernden Zustand der Menschheit dem höheren zuzuführen. Damit habe ich aber schon dem tolstoischen Ideal abge-

sagt, — nicht weil es mir zu schwer wäre, sondern weil es mir als das unter den jetzigen Umständen unrichtige, sittlich minderwertige vorkommt, trotz seiner abstrakten — und an und für sich geltenden — höheren Idealität.

Damit scheint mir auch die Frage des Kriegs nach ihrer prinzipiellen Seite hin gelöst: Gewaltsame Verteidigung des Staates ist, solange Gewalt zu seinem Bestehen und damit zum Bestehen der von ihm geschützten Rechtsordnung notwendig ist, sittliche Pflicht. Aber hier erhebt sich nun von Fall zu Fall die Frage, ob jene Prämisse auch zutrifft: daß Gewalt zu seiner Verteidigung notwendig sei. Und die andere, prinzipielle: ob nicht ein Staat denkbar sei, zu dessen Verteidigung nach außen Gewalt nicht notwendig ist. Endlich die dritte, ob die Staaten, die de facto mit Gewalt verteidigt werden, oder insofern sie solche sind, daß sie jetzt nur mit Gewalt verteidigt werden können, auch solche sittlichen Güter seien, die den Gebrauch der Gewalt rechtfertigen.

Es scheint mir klar, daß ebenso notwendig wie für das Recht, so für das Verhältnis von Staaten zueinander die Gewalt Voraussetzung ist. Denn Staat ist nun einmal Abschließung eines Güterkreises gegen (andere) Güterbegehrer, genau entsprechend der Definition des Eigentums. Wie aber im Individuellen ein überrechtlicher und damit gewaltloser Zustand denkbar und sittlich das zu Erstrebende ist, so auch kollektiv ein überstaatlicher, wo die Güterabsonderung aufhört, der Universalstaat. Und der ist auch heute schon sehr wohl denkbar, so gut wie ein Bundesstaat oder Staatenbund. Die Rechts- oder Staatsfunktion nach innen ist damit durchaus nicht aufgehoben. Wer also z. B. aus sittlich-religiösen Gründen auf gewaltsame Verteidigung des Staates verzichtet, verzichtet nicht auf den Staat überhaupt, sondern auf seinen Sonderstaat, ist also nicht dem Verbrecher, der jedes Recht, sondern dem Reformer, der falsches Recht bricht, zu vergleichen.

So ergibt sich also: 1. Aus ethischen Gründen ist es unstatthaft die nationale Verteidigung aus dem prinzipiellen Verbot der Gewaltanwendung zu verbieten. Sie kann im Gegenteil — möglicherweise, vielleicht in Wirklichkeit nie — sittlich gefordert sein.

2. Aber ebenso ist es aus ethischen Gründen gefordert, im einzelnen Fall zu prüfen ob eine ethische Pflicht der Gewaltanwendung bestehe, und wie die Gewalt auf ein Minimum reduziert werden könne.

Daß nun hier das Fragen erst recht angeht, daß auch von hier aus prinzipielle Fragestellungen möglich und notwendig sind, ist klar. Nur eins. Es ist denkbar, daß wir aus ethischen Gründen besondere Formen der Gewalt als unter keinen Umständen zulässig finden würden, und somit zu prinzipiellen Gegnern des Krieges würden; (nur würde dann die ganz allgemeine tolstoische Begründung wegfallen) — oder zu praktischen Gegnern jedes Krieges der Jetztzeit. Auf jeden Fall würden wir auf festerem Boden stehen, wo Konsequenz

möglich wäre, ohne die ganze Kultur aufs Spiel zu setzen; oder umgekehrt, wo wir das Positive des Staates anerkennen und genießen könnten, ohne inkonsequent zu werden.

Doch ich bin jetzt schon zu lang geworden. Ich hoffe, Sie werden es mir glauben und verstehen, daß diese Gedanken für mich keine akademischen sind. Ein anderer mag sich einfacher seine Unklarheiten vom Halse schaffen, aber Klarheit ist doch eine sittliche Notwendigkeit. Wie könnte ich ein gutes Gewissen haben, wie könnte ich zu Gott beten, ohne den Willen, mir über seinen Willen, der mit dem sittlich Notwendigen identisch ist, klar zu werden. Die Leidenschaft hat nicht während des Denkens, sondern vorher und nachher ihren Platz.

Ich verbleibe in tiefster Dankbarkeit

Ihr ergebener

E. Brunner.

II.

Lieber Herr Brunner!

Es ist mir eine Freude, Ihren Brief, wenn auch etwas spät, zu beantworten; denn Ihnen ist es ehrlich und sachlich um die Wahrheit zu tun. Wo man dies spürt, da kann man gut miteinander reden. Es ist ein Jammer, daß man so selten in diese Lage kommt. Wie viel leichter und schöner wäre der Kampf um die Wahrheit, wenn dieser Geist häufiger, wenn unter uns mehr Adel wäre! Daß meine Antwort diesen großen und schwierigen Gegenstand gleichsam systematisch erschöpfend nach allen Seiten hin behandle, werden sie allerdings nicht erwarten, es wäre unmöglich. Aber darauf kommt es weder Ihnen noch mir an. Diese Dinge werden uns noch viel zu schaffen machen. Wer wollte behaupten, daß er damit innerlich fertig sei? Die Hauptsache ist, daß die beiden Denkweisen, die hier aufeinanderstoßen, in ihrem Zusammenhang, Sinn und Recht deutlich heraustreten und wir nachher besser wissen, um was es sich handelt und wo die wahren Streitpunkte liegen.

Da hat nun Ihr Brief das Verdienst, klar und kräftig gerade die Probleme hervorgehoben zu haben, auf die es m. E. ankommt. Es ist ein großer Vorteil, daß ich Ihrer Problemstellung völlig zustimmen kann; so kommen wir rasch zum Kern des Gegensatzes und das ist Gewinn.

Ich bin vor allem darin ganz Ihrer Meinung, daß man das Problem des Krieges von dem Problem der Gewalt (worin das Staatsproblem begriffen ist) trennen muß. Man kann radikal und leidenschaftlich gegen den Krieg sein, ohne daß man jede Art von Gewaltanwendung für falsch hielte oder den Staat ablehnte. Die normalen Anhänger der Friedensbewegung, die sogenannten Pazifisten, sind meistens begeisterte Freunde des Staates

und des Rechtes. Auf das Recht wollen sie den Frieden bauen; das ist ihre Losung, ihr Glaubensbekenntnis. Ihr Staat soll der vollkommene Rechtsstaat sein, das heißt: es soll nicht nur inmitten der einzelnen Staaten ein vollkommener Rechtszustand herrschen und das Faustrecht beseitigt sein, sondern dieser Rechtszustand soll auch das Verhältnis des einzelnen Staates zu den andern beherrschen, so daß auch hier das Faustrecht verschwinde. Erst wenn er diesen Schritt getan hat, wird der Staat völlig Rechtsstaat, auch nach innen. Denn so lange nach außen das Faustrecht besteht, wird dieses auch nach innen abfärben. Oder hört nicht während des Krieges auch innerhalb der kämpfenden Staaten das Recht zum guten Teil auf? Und nicht nur während des Krieges — der Militarismus ist auch während des Friedens der Todfeind alles wirklichen Rechtes. Er ist eben das Prinzip der eisernen Faust. Ich brauche bloß das Wort Zabern zu nennen und sofort ist klar, was ich meine. Wir haben aber leider nicht nötig, ins Ausland zu gehen, um auf diese Tatsache zu stoßen.

Man kann also aus Begeisterung für das Recht und den Staat gegen den Krieg sein. Auch braucht man dabei, wie gesagt, keineswegs alle Anwendung von Gewalt zu verabscheuen; man behauptet bloß, daß die bestimmte Art von Gewalt, die man Krieg nennt, unnötig geworden sei. Man will sie dann wohl durch eine bessere Gewalt ersetzen, etwa durch ein internationales Tribunal mit einer internationalen Polizei, die an Stelle der heutigen Militärmacht zu treten hätte. Auf diesem Boden stehen wieder die meisten „Pazifisten", auf ihm steht auch die Sozialdemokratie. Ihre Führer sind, wie ihre Soldaten, sicherlich in der großen Mehrzahl nicht Leute, die eine besondere Neigung zeigen, demjenigen, der sie auf den rechten Backen geschlagen hat, auch den linken hinzuhalten.

Auf diesem Staats- und Rechtsboden ist sogar ein radikaler Antimilitarismus möglich, wie er in einem Teil der Sozialdemokratie von jeher vorhanden war und nun zweifellos stärker aufkommen wird. Man erklärt dann eben, daß es gelte, gerade im Namen eines wahren Rechtes und wahren Staates den Krieg, das Faustrecht im Zusammenleben der Völker, aufzuheben. Man schreitet, wenn nötig, zu revolutionären Maßregeln fort. Zur Verweigerung des Militärbudgets mag sich die der Militärsteuer und zuletzt die des Wehrdienstes gesellen. Ich denke, Sie würden einem solchen Vorgehen das sittliche Recht nicht grundsätzlich abstreiten. Denn sicherlich gehören Sie nicht zu denen, die schon vor dem Wort „Revolution" erschrecken. Nebenbei: es ist doch eigentümlich, wie die gleichen Leute, die sich vor dem Wort „Revolution" bekreuzen, den europäischen Bürgerkrieg mit seinen Bergen von Leichen und Ozeanen von Blut verteidigen (etwa mit theologischen Gründen!) und daß die gleichen Leute, die uns stets schlecht gemacht haben, wenn wir den Klassenkampf, zwar beileibe nicht als einen an sich wünschenswerten Zustand, sondern

bloß als eine traurige Notwendigkeit, besser: als eine natürliche Frucht falscher Zustände, bezeichneten, nun den greulichen Völkerkrieg ganz in der Ordnung finden. Man sieht da in die wahren Gesinnungen und Beweggründe der Menschen hinein. Wir haben eben immer den Frieden gewollt. Sozialismus und Arbeiterbewegung waren uns auch teuer als Wege zum Frieden und die Aufhebung der Klassenherrschaften und Klassenkämpfe unser Ziel. Dabei kann nicht nur Klassenkampf, sondern auch Revolution unblutig und mit einem Minimum von Gewalt verlaufen, vielleicht sogar ohne jegliche Gewalt. Jedenfalls — um nun zur Hauptlinie unserer Erörterung zurückzukehren — kann ein solches antimilitaristisches Verhalten sittlich nicht angefochten werden. Es ist auch noch nicht Anarchismus.[1]) Die Leute, die so stehen, können, wie gesagt, auf dem Boden des heutigen Staates für einen künftigen kämpfen; sie können sich von einem schlechteren Recht auf ein besseres berufen, ein Weg, ohne den es überhaupt nie zu einem Fortschritt käme. Auch sie brauchen dabei nicht einmal Gewalt anzuwenden; sie brauchen sich bloß zu weigern, Militärdienst zu tun und militärische Einrichtungen zu unterstützen und können sich dafür bestrafen lassen. Freilich können sie sich auch gewaltsam zur Wehr setzen, da sie ja nicht jede Gewalt ablehnen. Beides wird wohl eines Tages in großem Stil geschehen.

So ist das Friedensproblem von dem Problem der Gewalt zunächst zu scheiden. Der Pazifismus kann fest auf dem Boden des Rechtes und des Staates stehen. Der dargestellte Standpunkt ist einfach, klar, sittlich unanfechtbar und der höchsten Achtung wert. Ich gestehe aber, daß mein eigenes Denken noch ein wenig anders orientiert ist. Ich glaube, daß von jenem Boden aus bis zur Höhe Jesu noch ein Schritt zu tun, vielleicht müßte ich sagen: ein Sprung zu machen ist.

Also Tolstoi und die Non-Resistance? „Ihr wisset, daß zu den Alten gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage Euch: Ihr sollt Euch nicht zuwiderstellen dem Bösen, sondern wo Dir einer auf den rechten Backen schlägt, dem biete auch den linken dar."

Hat Tolstoi in diesem Punkte das Evangelium richtig gedeutet? Nein und Ja — freilich mehr Ja! Er hat eine Wahrheit gesehen, die lange zugedeckt war. Diese Wahrheit hat er mit der Einseitigkeit des Entdeckers und Vorkämpfers vertreten; er hat vielleicht den Zusammenhang, worin sie allein ihr gesundes Leben und ihren vollen Sinn hat, nicht immer genügend hervorgehoben; er hat vielleicht den Schein erregt, daß ein Gesetz werden solle, was doch nur als Aeußerung der höchsten Freiheit

[1]) Was ich in Bern von „Anarchismus" gesagt habe, gehört in einen andern Zusammenhang. Davon nachher.

der Seele Wert hat. Aber es bleibt dabei — darin hat Schädelin durchaus recht — daß er Wahrheit aufgedeckt hat, die zum Zentrum des Evangeliums gehört und die nicht nur in einem Jesuswort, sondern implicite in allen enthalten ist. Wir können diese Wahrheit vielleicht am ehesten mit freier Seele erfassen, wenn wir sie zuerst in einer Uebersetzung auf uns wirken lassen. Eine solche gibt uns Paulus in dem Worte: „Laß dich durch das Böse nicht besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute" (Römerbrief 12, 21). Das Wort Jesu verliert durch die Uebersetzung etwas von seiner wunderbaren Kraft, das empfinde ich stark, aber wir bekommen so einen handlichen Schlüssel zu seinem Sinn. Es wendet sich, wie auf der Hand liegt, gegen die tiefwurzelnde Neigung unserer Natur, Böses mit Bösem zu vergelten, das ius talionis. Davon erwartet Jesus keinen Sieg über das Böse. Wer das Böse mit seinen eigenen Waffen bekämpft, der hat sich ihm schon ausgeliefert. Denn er stellt sich mit ihm auf den gleichen Boden, er anerkennt das Prinzip des Bösen; er ist nicht Sieger, sondern Besiegter, und ist am meisten Besiegter, wenn er am meisten Sieger zu sein scheint. Wirklich besiegt wird das Böse nur, wenn wir uns auf einen höheren Boden stellen, wo das ganze Gesetz und Lebensrecht des Bösen nichts mehr gilt, jenen Boden göttlichen Wesens, der auch in der Bergpredigt beschrieben ist, wo man, wie Gott selbst es tut, seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse. Hier allein wird man auch frei. Denn nichts macht den Menschen so zum Sklaven, wie der Trieb nach Rache, der oft auch im Verlangen nach Recht und Gerechtigkeit liegt. Dies allein ist der Weg der Erlösung des Menschen durch die Erlösung Gottes im Menschen. Es ist ja nur eine Art der Entfaltung der Liebe, es ist ja der Sinn des Kreuzes.

Darum ist diese Wahrheit ein Stück jener völligen Umkehrung der Welt, die die Wahrheit des Gottesreiches überall bedeutet, wie ja das Kreuz das große Aergernis der Welt und die Wende der Geschichte ist. Es ist nicht ein vereinzeltes sittliches Fündlein, sondern ein neues Reich; es ist nicht ein Gesetzlein, sondern es ist jenes hohe, freie, adelige Wesen der Söhne und Töchter Gottes, die nicht von der Dürftigkeit der Welt leben, sondern von dem Reichtum des Gottes, der ihr Vater ist.

Fassen wir diese Wahrheit richtig, wenn wir sagen, daß sie auch die Aufhebung der Gewalt bedeute? Wieder Nein und Ja! Wir müssen uns hier in Acht nehmen, Opfer der Worte zu werden. Es gibt eine Gewaltanwendung, gegen die auch die Liebe, die am Kreuze für die Brüder stirbt, nichts einwenden kann, im Gegenteil: gibt es etwas Ergreifenderes, etwas das uns näher an das Kreuz führte, als wenn eine Krankenschwester, eine zarte und milde Frau, mit einem Fieberkranken — vielleicht einem mit ansteckender Krankheit Behafteten — ringt, um ihn mit „Gewalt" zu verhindern, sich aus dem Fenster zu stürzen? Die „Gewalt", die der Schwimmer

braucht, der einen Versinkenden und sich verkehrt Benehmenden retten will, wird kein Mensch mit gesunden Sinnen für „unchristlich" erklären. Auch die geistig geartete „Gewalt", die Eltern gegen Kinder, Lehrer gegen Schüler etwa anwenden müssen, geht gewiß nicht immer gegen den Sinn Jesu.

Freilich wird auch solche Gewaltanwendung etwas Peinliches für uns haben und zwar wird dies in dem Maße der Fall sein, als wir Menschen geworden sind. Denn jede Gewaltanwendung ist, um es stark zu sagen, etwas Unmenschliches, etwas was wir einem zur Freiheit berufenen Wesen lieber nicht antun möchten. Wir können sie darum auch nur dort verantworten, wo wir es nicht mit einem ganzen Menschen zu tun haben, d. h. da, wo der Mensch unmündig oder nicht zurechnungsfähig ist; je mehr wir es mit dem reifen und mündigen Menschen zu tun haben, muß die Gewalt aufhören und zur Menschwerdung des Menschen gehört sowohl in Bezug auf das Einzelleben als auf das ganze Geschlecht die Aufhebung der Gewalt. Dabei spielt die körperliche Gewalt eine besondere Rolle. Sie ist nicht die schlimmste Form der Gewalt. Man kann mit einem gemeinen Wort einen Menschen ärger antasten, als mit einem Faustschlag. Aber sie ist — in ihrer rohen Form — deswegen besonders abscheulich und entehrend für Täter und Opfer, weil sie ein besonders krasser Ausdruck unmenschlichen Wesens ist.

Aber so sehr die volle Menschwerdung des Menschen mit der Aufhebung aller Gewalt verbunden ist, so wird diese doch erst böse, wenn sie sich mit einem bestimmten Geist verbindet. Es gibt in diesem Sinn eben doch zwei Arten von Gewalt. Etwas anderes ist Gewalt und etwas anderes ist Vergewaltigung. Ich glaube, daß diese Unterscheidung uns völlige Klarheit schafft. Zu den stärksten Trieben des natürlichen (und des nur scheinbar wiedergeborenen!) Menschen gehört der nach Vergewaltigung des Mitmenschen. Darunter verstehe ich den Willen, ihn zu beherrschen, ihn, wenn nötig, niederzuwerfen, ja zu vernichten. Dieser Drang kann in gröberen oder feineren Formen auftreten und die feineren sind die schlimmsten. Man kann in religiösen Formen vergewaltigen: wie oft „Religion" nur maskierter Machttrieb von dieser Art ist, liegt heute klarer als je zu Tage, freilich noch nicht klar genug! Man kann aber auch im Namen einer Liebe, die im letzten Grunde Selbstsucht ist, dem Anderen seelisch Gewalt antun. Wie ist die Welt voll von solcher Qual!

Damit ist auch schon das weitere Wort gesprochen, das diese Sache aufhellt: diese Vergewaltigung stammt aus jener Art von Selbstbehauptung, die dem nicht aus dem Geist geborenen Menschen natürlich ist und die wir ruhig Selbstsucht nennen dürfen. Damit aber haben wir den weltweiten Unterschied zwischen Gewalt und Gewalt dargetan: zwischen der Gewalt, die aus der Liebe stammt und die die Freiheit und Ehre des Andern will und der

Gewalt, die aus dem Trieb stammt, sich selbstisch zu behaupten und zu erhöhen und die eben Vergewaltigung ist. Sie sind so wenig das Gleiche, daß sie vielmehr entgegengesetzten Welten angehören; sie sind sich so fremd wie Liebe und Selbstsucht. Im einen Fall ist Gewalt ein Mittel, das man ungern anwendet — wie eine bittere Arznei — um dem Andern zu helfen, im andern Fall ist sie Selbstzweck, ist sie begehrter, süßer Besitz; im einen Fall hilft sie dem Menschen zu sich selbst, im andern entmenscht sie ihn. Es besteht zwischen diesen beiden Arten von Gewalt ein ähnlicher Unterschied wie der zwischen Geld und Geld. Geld kann eine harmlose, ja eine sehr nützliche Sache sein. Man kann Geld im Dienste Gottes verwenden. Die Form des Geldes hat nichts Böses und Gottwidriges an sich. Und doch reden wir, ohne mißverstanden zu werden, von „dem Gelde" als dem großen, ja größten Feind Gottes und des Menschen. Wir meinen dann einen bestimmten Geist, der sich mit dem Gelde verbindet, dem es dient; wir denken an eine Macht. Das Wort gewinnt einen prägnanten Sinn. Eine ganze Welt steht dahinter. Hier haben wir nun glücklicherweise auch ein besonderes Wort, das wir an der Stelle von „Geld" brauchen können, wenn wir „Geld" im zweiten Sinne meinen: wir sagen Mammon. Schade, daß wir für „Gewalt" im verwerflichen Sinne nicht auch ein besonderes Wort haben. Diese Gewalt ist eine ähnliche Macht wie Mammon, wie sie auch mit ihm verwandt und verbündet ist. Wir meinen einen bestimmten Geist, eine bestimmte Welt, eine Macht, wenn wir in abgekürzter Redeweise von der Gewalt (oder auch der „Macht") reden, als von etwas zu Bekämpfendem.

Gegen diesen Urtrieb der Vergewaltigung, gegen die Gewalt, wendet sich Jesus. Damit vollzieht er eine der größten Befreiungen, damit führt er auf die letzte Stufe der Menschwerdung des Menschen. Es ist die Ehrfurcht vor Gott und dem Menschen, woraus Ehrfurcht vor Gott im Menschen wird, die bis zu diesem Punkte führt. Darum versteht jeder von uns Jesus an diesem Punkte genau in dem Maße, als er Ehrfurcht vor Gott und Mensch empfindet, und am allermeisten, wenn die Ehrfurcht zur Liebe wird. Macht und Gewalt (im prägnanten Sinne verstanden) sind unmenschlich und ungöttlich. Das spüren wir vielleicht weniger, wenn wir sie selbst üben, als wenn sie an uns oder den uns nahe Stehenden geübt werden. Wo rohe Gewalt uns oder die uns nahe Stehenden antastet oder niedertritt, da wissen wir, daß Gott nicht dabei ist. Da schreien wir auf zu dem Gott, der ein Richter solcher Gewalt ist. Wo in einem Menschen oder einem Volke dieser Machtdrang stark hervortritt, seis als bloßes Strebertum, seis als Herrschsucht, anmaßender Herrenanspruch, da wissen wir, daß Gott fehlt. Ja, man darf sagen, daß das Maß seiner Ueberwindung des Machtdranges auch das Maß seines wirklichen Lebens mit Gott ist. Gott und „Macht" gehen so wenig zusammen als Gott und

Mammon. Ich gestehe, daß ich in diesem Sinne Macht und Gewalt hasse, mit dem tiefsten Haß, dessen meine Seele fähig ist. Sie ist mir gottloses, ja sehr oft geradezu teufliches Wesen.

Darum wiederhole ich: es erschließt sich in diesem Wort Jesu, das den Sinn der Welt so sehr vor den Kopf stößt, eine andere Welt, eine „neue Welt". Da tritt eben das Gottesreich (das auch das wahre Menschenreich ist) dem Weltreich und den Weltreichen gegenüber. Das ist freilich eine gewaltige Revolution, die gewaltigste von allen, eine Revolution, der gegenüber alles, was bisher so geheißen hat, ein Kinderspiel ist. Es schwindelt uns, wenn wir die Folgerungen aussprechen und doch müssen wir es tun, wenn wir Jesus treu sein wollen. Wohlan denn!

Aus diesem Prinzip des Gottesreiches ergibt sich, daß das Ziel all unserer Arbeit an uns und an Anderen ein Zustand sein soll, wo der Mensch dem Menschen in einer Freiheit begegnet, die aus Ehrfurcht und Liebe quillt. Dieser Zustand liegt über dem Reich der Gewalt (diese immer im zweiten Sinn verstanden). Damit ist aber gesagt, daß er nicht nur über den Krieg, sondern auch über den Staat hinausführt. Was wir unter Staat zu verstehen pflegen, das ruht, wie Sie selbst sagen, auf der Voraussetzung des Zwanges, den man im Notfall anwendet, um das Recht durchzusetzen. Das Gottesreich aber kennt keinen solchen Zwang, es kennt nur das freie Walten des Geistes, es ist vollkommene Freiheit. Ein „christlicher Staat" ist ein Widerspruch an sich selbst, wenigstens wenn man unter „christlich" das versteht, was zum Gottesreich Jesu gehört. Wenn man — um das nächstliegende Beispiel zu nennen — eine geradezu vollkommene soziale Ordnung schaffen könnte, die der Staat als solcher erzwänge und verbürgte, so wäre das noch nicht ohne weiteres Gottesreichsart, denn vielleicht fügten sich Viele nur gezwungen dieser Ordnung, innerlich dagegen knirschend. Aber wo Zwang ist, da ist das Gottesreich nicht. Es führt aber auch über das Recht (im strengen Sinn des Wortes) hinaus. Wer sein Recht sucht, sucht (grundsätzlich geredet!) sich selbst; die Liebe aber sucht nicht sich selbst. In allem Recht liegt, wie bemerkt, etwas vom ius talionis, etwas vom Rachetrieb. Besonders wird das Strafrecht durch das Prinzip Christi aufgehoben. Denn es ruht doch auf dem Prinzip, daß man den „Bösen" dadurch überwinden will, daß man ihm „Böses" zufügt; es lebt Rachegeist darin. Ich gehe aber noch weiter und sage Dinge, die vielleicht einigen etwas auffallend vorkommen: Auch die Arbeiterbewegung geht nicht auf den Bahnen Jesu, soweit sie bloß das Recht anruft und noch weniger, soweit sie der Macht der Anderen bloß die eigene entgegensetzt; ebenso der Klassenkampf, wenn er um seiner selbst willen, geschweige denn, wenn er aus Haß, Neid oder Rachsucht geführt wird. Daß ich dies sage, braucht aber niemand zu überraschen: nie habe ich behauptet, daß die üblichen Methoden der sozialistischen Arbeiter-

bewegung auf der Höhe Christi stünden. Ich habe stets nur das relative Recht dieser Methoden verteidigt und tue dies auch jetzt, nie aber habe ich sie dem Weg Christi gleichgesetzt. Freilich: wer geht denn wirklich den Weg Christi, etwa die „Christen"? Hier wird auch klar, warum ich behauptet habe, daß auch die Friedensbewegung, soweit sie bloß das Recht zur Grundlage nimmt, nicht ganz zur Höhe Christi heranreiche.

Kurz, die Revolutionierung der Welt durch das Prinzip Christi ist so vollständig als möglich. Wenn man für einige Seiten dieser Umwälzung absichtlich Worte wählen will, die anstößig, aber auch paradox sind und so die „Umwertung der Werte" durch Jesus ins schärfste Licht setzen, so mag man allerdings sagen, es folge daraus Anarchismus und Antimilitarismus. Man müßte vielleicht von einem religiösen oder christlichen Anarchismus und Antimilitarismus, oder einem Anarchismus und Antimilitarismus des Gottesreiches reden. Denn es handelt sich hier um etwas, das über alle politischen und sozialen Theorien hinausführt. Es ist eben die „neue Welt", die Welt der Freiheit und der Liebe, die im Reiche Christi vor uns aufleuchtet, und die allerdings nicht mit dem Maße unserer Welt gemessen sein will. Dieser „christliche Anarchismus" bedeutet ja natürlich nicht Gewalttat oder Zügellosigkeit, sondern eine freie, bloß durch den Geist der Brüderlichkeit zusammengehaltene Gesellschaft, dieser „Antimilitarismus" einfach den vollkommenen Bruch mit der Welt, der der Krieg angehört. Das alles mag freilich in den Ohren solcher, die gewohnt sind, das Christentum als eine heilige Inkrustierung alles dessen zu verstehen, was schon lange dagewesen ist und zum eisernen Inventar unseres Weltwesens gehört, abscheulich, ja lästerlich klingen, bei denen aber, die sein echtes Wesen erfaßt hatten, ist darüber eigentlich zu allen Zeiten Uebereinstimmung gewesen. Franziskus und Luther, Georg Fox und Kierkegaard kommen in diesem Urteil zusammen. Allerdings ziehen sie daraus nicht die gleichen Folgerungen, aber desto bedeutsamer ist ihre Einigkeit in dem, was nach ihrer Meinung der Geist Christi und seiner echten Jünger ist.

Nun weiß ich freilich wohl, daß ich mit den von mir gebrauchten Formulierungen den Gegensatz zwischen dem Gottesreich und dem Reich der Welt nur ganz ungenügend dargestellt habe. Ich weiß wohl: man kann Sinn und Wesen des Staates, des Rechtes im allgemeinen, des Strafrechtes im Besondern, und der damit zusammenhängenden Einrichtungen auf eine Art und Weise verstehen, daß der Gegensatz kleiner wird, ja fast zu verschwinden scheint. Man kann das, indem man nämlich gerade das wegnimmt, was ihren besonderen Gehalt ausmacht und an seine Stelle das setzt, was zum Gottesreich gehört. Man behält dann eben bloß leere Gefäße übrig, in die man jeden möglichen Inhalt gießen kann. So ist es sogar möglich, den „Krieg" dem Gottesreich einzugliedern. Aber damit wird doch nur die Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge verwischt. Denn es

handelt sich im letzten Grunde nicht um Formen, sondern um Mächte und Gewalten. Ich betone dies mit aller Kraft, die mir zu Gebote steht. Dieser Streit kommt, wie so mancher andere, zu keinem Ziele, solange er sich um bloße Worte und Begriffe dreht, die jeder so verstehen kann, wie es ihm beliebt; es handelt sich nicht um Worte und Begriffe, sondern um Wirklichkeiten, um Tatsachen. Man kann in die Staatsform allerlei Hohes und Ideales tun, aber „der Staat" im prägnanten Sinne des Wortes ist ein Gebilde von bestimmter, bleibender Eigenart, das, aus gewissen in der Tiefe des Menschenwesens liegenden Wurzeln erwachsend, stets wieder die gleichen Tendenzen zeigt. Das Recht kann zu einem Mittel und Ausdruck für etwas gemacht werden, das weit über das Recht hinausgeht, man kann ja sogar von einem „Recht der Liebe" sprechen, aber das ändert nichts daran, daß „das Recht" ein anderes Reich hat als die Liebe und daß der Geist des Rechtes einen ganz bestimmten Charakter besitzt. So kann man auch dem Begriff des Gesetzes einen beliebigen Inhalt geben, aber wir wissen dennoch, was „das Gesetz" bedeutet. Man kann, wie gesagt, sogar den Krieg vergeistigen, aber der Krieg bleibt — „der Krieg"! Und so kann man, um auf diesen Hauptpunkt zurückzukommen, von Macht und Gewalt in mancherlei gutem und notwendigem Sinne reden, aber wer weiß nicht, was es heißen soll, wenn wir von „der Gewalt", „der Macht" reden? Noch einmal: nicht um Konstruktionen handelt es sich eben, die man beliebig gestalten kann, sondern um Mächte, Gewalten, die ihr eigenes Recht und Leben haben, und diese Mächte und Gewalten sind es, die gegen das Gottesreich stehen. Man kann dies freilich besser fühlen als beschreiben. Die christliche Empfindung hat darin auch trotz allen theologischen Beschwichtigungen stets deutlich gesprochen. Wer unter uns, der im Ernst „Christ" sein will, fühlt nicht eine schwere Hemmung, wenn er etwa gegen eine Beleidigung das Recht anrufen möchte? Wer fühlte sich wohl, wenn er Gewalt brauchen mußte? Wer, wenn gewisse Dinge, die aus dem Geist kommen sollten, durchs Gesetz durchgesetzt werden mußten? Wer spürt nicht, daß gewisse Staatsämter und Jüngerschaft Christi nicht leicht vereinbar sind? Wer sieht gern den Cruzifixus im Strafgerichtssaal? Wer auf den Kriegsfahnen? Wer hat an einem Feldprediger eine ungetrübte Freude? Es gibt ein Gottesreichsgewissen, das uns bei all diesen Dingen beunruhigt.

Das ists, was Tolstoi gesehen und gewaltig empfunden hat; von hier aus hat er im Namen des Christentums seinen Angriff gegen unsere verkirchlichte, verweltlichte, verstaatlichte, militarisierte und verheuchelte Christenheit eröffnet, ähnlich wie es auf seine Art Kierkegaard getan hat. Wenn Sie sein Buch: „Das Reich Gottes ist inwendig in Euch" — um nur dies zu nennen — lesen, spüren Sie den inneren Zusammenhang seiner Stellung und die Notwendigkeit ihres Gegensatzes zu unserer heutigen Welt mit überwältigender

Klarheit. Aber ist es nötig, daß wir, um dies zu erleben, zu Tolstoi gehen? Spricht die Bibel hierin nicht deutlich genug? Ist nicht die Welt der Propheten und vollends die Welt Jesu etwas durchaus anderes als die Welt des Staates, des Rechtes, des Krieges? Man muß das Evangelium schon durch die konservative Brille lesen, um etwas anderes herauszufinden. Ich denke, den besten Kommentar dazu liefert uns doch die älteste Christenheit. Von ihr wissen wir, daß das, was die gewaltigste und ewig typische Ausprägung von Staat und Recht bleibt, das Imperium Romanum, ihr erschienen ist als die Verkörperung des Weltgeistes, die vor dem Reich Christi dahinstürzen muß. Der Gedanke, daß ein Jünger Christi Kriegsdienst tun könnte, blieb ihr jahrhundertelang undenkbar und wurde, sobald diese Möglichkeit auftauchte, den Ernsthaftesten ein Aergernis. Diese Christen waren „Anarchisten" und „Antimilitaristen" des Gottesreiches. Noch sehr spät, im fünften Jahrhundert, in Augustins gewaltigem Buch über den Gottesstaat („De Civitate Dei") wirkt dieser Geist in aller Schärfe und Kraft. Ich werde vielleicht gelegentlich einiges daraus veröffentlichen, zur heilsamen Erinnerung an das, was das Christentum in seiner Kraft immer sein wollte. Aber brauchen wir zu Augustinus zu gehen? Liegt diese Wahrheit uns nicht nahe genug? Was bedeutet denn das Kreuz? Wer hat es aufgerichtet? Hat nicht, neben der Religion, der Staat es getan? Hat nicht das Recht den Sohn Gottes getötet? Ist der, der am Holze hängt, nicht ein von der Gesellschaft Geächteter, Gerichteter, ein Auswürfling? Das Kreuz Jesu steht *außerhalb* der Stadt, wo der Tempel und das Prätorium ist. Das Kreuz ist das Aergernis der Welt und die Weltwende.

Und nun, verehrter Freund, was sagen Sie dazu? Will ich mich mit alledem in einen Gegensatz zu Ihnen stellen? Mit nichten! Ich bin vielmehr so kühn, anzunehmen, daß Sie mir bis hieher in allem Wesentlichen recht geben. Warum habe ich denn dies alles gesagt? Nun, ich meine, es sei großer Gewinn, wenn gezeigt ist, wieweit wir einig sind; es tritt dann der Punkt, wo die Wege sich trennen, mit aller Klarheit hervor, wobei ich übrigens dahingestellt lasse, ob *unsere* Wege sich dort wirklich trennen!

Nun entsteht ja die große Frage: „Was sollen wir tun?" Wir sind — so setze ich also voraus — darüber einig, was das Wesen des Reiches Gottes auf der einen und das Wesen des Reiches der Welt auf der andern Seite ist. Nun fragt es sich, was für uns daraus folgt. Das Problem ist dieses: wir wollen Bürger des Gottesreiches sein und sind doch in das Reich der Welt hineingestellt und damit auf alle Weise verbunden. So ist die Frage, um die sich der Streit bewegt, die nach dem Verhältnis von Gottesreich und Welt, besser, nach dem rechten Verhalten der Bürger des Gottesreiches zum Reich der Welt. Das *ist aber das Zentralproblem der ganzen christlichen*

Geschichte. Soll ich nun versuchen, dieses Problem der Probleme in einem Briefe zu behandeln, der freilich jetzt schon mehr ein Sendschreiben geworden ist, aber doch nicht ins Ungemessene wachsen darf? Ich denke doch, daß ich mir die Aufgabe anders stellen darf und muß. Es ist einmal, wie gesagt, schon ein großer Fortschritt in der Klarheit, wenn wir sehen, daß die Probleme, die uns heute beschäftigen, ein Teil dieses einen Problems sind und daß ihre Lösung von der seinigen abhängt. Es wird so alles einfacher und ernster. Diesen Zusammenhang möchte ich nun noch etwas weiter aufdecken und damit noch weiter klar machen, worum es sich in der heutigen Krise handelt.

Es gibt, so viel ich sehe, zwei Hauptwege, auf denen man versuchen kann, das Verhältnis von Gottesreich und Welt zu regeln: man kann das Gottesreich mit der Welt zu versöhnen trachten oder man kann versuchen, die Welt durch das Gottesreich zu überwinden. Beide Wege sind versucht worden bis auf diesen Tag. Es ist eine Geschichte, die Sie kennen und an die ich nur rasch zu erinnern brauche.

Man hat je und je versucht, die Welt für das Gottesreich zu gewinnen, dadurch, daß man ihr einen Schritt oder mehrere entgegenkam. Man hat sich mit dem Staat verbündet und sich seine Hilfe gesichert, mit dem Hintergedanken, daß er mehr oder weniger christlich werde. Man hat die Rechtsordnung des Standes angenommen und getrachtet, ein christliches Recht zu schaffen. Nachdem man sich so mit den Interessen des Staates solidarisch gemacht hatte, mußte man auch den letzten Schritt tun: man mußte mit ihm in den Krieg gehen, mußte für seinen Waffensieg beten. Man kam dazu, zuletzt so ziemlich alles, was jeweilen zum Bestandteil einer herrschenden Gesellschaftsordnung geworden war, zu rechtfertigen. Auch weiß man ja, was daraus geworden ist. Wir wollen uns zwar nicht mißverstehen. Sie wissen, werter Freund, besonders aus meinen Vorlesungen, welche Ehrfurcht ich vor dem Ringkampf empfinde, den der Geist Christi in einer neunzehnhundertjährigen Geschichte gekämpft und wie viel Siege er nach meiner Ansicht darin errungen hat. Aber Sie wissen auch so gut als ich, daß es auf der andern Seite doch auch wieder eine Geschichte des Abfalls von Christus gewesen ist. Man hat Jesu Erwartung des Reiches Gottes, das zu uns kommt, preisgegeben und das Reich Gottes jenseits des Grabes verlegt. Die katholische Kirche ist im Bestreben, die Welt für Christus zu gewinnen, vielfach selbst auf erschreckende Weise Welt geworden. Der kirchliche Protestantismus hat im Bestreben, Gottesreich und Welt zu trennen, auf die entgegengesetzte Weise Christus der Welt ausgeliefert, und besonders hat dies das Luthertum getan, während sich der Pietismus aller Art zwar von der Welt frei hielt, aber sie auch der Hoffnungslosigkeit preisgab. Heute zeigt sich, wohin dieser Weg zuletzt geführt hat. Die Welt hat gesiegt.

Man ist in Weltverherrlichung, Staatsbegeisterung, Kriegsverhimmelung hineingeraten, alles im Namen Gottes! Und nun tobt sich die Welt furchtbar aus und nimmt für ihre weltliche und teuflische Leidenschaft das Gottesreich in Anspruch. Die „Christen" gehen mit ihren von höchst weltlichen Beweggründen getriebenen Reichen, nicht etwa bloß aus einer Solidarität des Schuldtragens, die auch christlich gerechtfertigt wäre, sondern aus weltlicher Leidenschaft, die sich religiös maskiert, religiös steigert; die Theologen gehören mit den Philosophen, Literaten, Politikern zu den Kriegstreibern, die am meisten „durchhalten". Was sie an sophistischer religiöser Begründung des Krieges und seiner Greuel auftreiben, ist wahrhaft grauenvoll. Wenn einer von ihnen, dazu noch ein Schweizer, schließlich dazu gelangt ist, Jesus an das Maschinengewehr zu stellen, und es als ein Zeichen dekadenter Schwäche zu bezeichnen, wenn man vor diesem Gedanken zurückschaudere, so ist das Bedeutsame daran, daß er damit als enfant terrible nur das letzte Wort einer sehr verbreiteten Denkweise gesprochen hat und daß es nun ausgerechnet ein Theologe sein muß, der diese für mein Empfinden wüsteste Lästernug Christi die mir bekannt ist, eine Lästerung, die sicher kein General aussprechen würde, auf dem Gewissen hat. Das ist der Geist der „Religion", der das Gottesreich verrät, die Leidenschaft der Religion, die sich der Leidenschaft der Welt zur Verfügung stellt. Aehnlich haben übrigens auch Andere geredet, während wieder Andere die einfache Wahrheit durch allerlei religiösen „Tiefsinn" verrieten. Dabei wurden Scharen nicht religiös verbildeter Menschen an Gott irre. So sind wir zu dem furchtbaren Ergebnis gelangt, das aus der ganzen heutigen Weltkatastrophe am deutlichsten hervortritt: dem Zusammenbruch des Christentums, d. h. der ganzen Art, die Sache Christi zu vertreten, die ich vorhin gekennzeichnet habe. Das ist eine viel gewaltigere Tatsache, als ich jetzt zu sagen vermag. Mit erschütternder Gewalt haben es Viele mit mir empfunden: es ist ein unerhörter Abfall von Christus, zum Teil unter der Führung des offiziellen Christentums, ein Abfall vom Gottesreich zum Weltreich, von Christus zu Cäsar, ja sogar zum Antichrist.

Diese Katastrophe hat aber nach meiner starken Ueberzeugung und Empfindung den Sinn, daß wir nun entschlossen auf die andere Seite treten sollen: *Wir müssen nun das Gottesreich in seinem Gegensatz zum Weltreich vertreten.* Nach meiner Meinung kann dies auf zwei Weisen geschehen.

Es ist denkbar, daß ein Mensch, der sich ganz auf die Seite des Gottesreiches stellt, sich doch nicht einfach von seinen in dieser Welt stehenden und leidenden Brüdern trennen will, vielleicht schon darum nicht, weil er fühlt, daß in uns selbst noch so viel „Welt" ist. Er stellt sich also in diese Welt hinein mit ihren mammonistischen, etatistischen, juristischen, militaristischen Ordnungen und macht äußerlich mit, wie die Andern. Aber er tut es mit Protest, mit

tiefem Schmerz, daß es sein muß; er kämpft gegen diese Ordnungen an, wo und wie er kann und hilft so, sie von innen her zu untergraben und bessere vorzubereiten. Aus dieser Gesinnung kann einer auch in den Krieg gehen und all sein Grauen auf sich nehmen, auch das Töten, alles in der Hoffnung und Sehnsucht, damit das Kommen einer neuen Zeit, vor allem die Beseitigung des Krieges, zu fördern.

Ich empfinde vor einer solchen Haltung die tiefste Ehrfurcht; ich segne jeden, der diesen Weg geht. Es ist ein heroischer Weg und führt jedenfalls in unmittelbare Nähe des Kreuzes Jesu: denn was ist mehr jesusgemäß, als die Schuld der Welt mitzutragen? Nur möchte ich sagen: es ist wohl nur ein vorläufiger Weg, er wird vielleicht an einem bestimmten Punkte aufhören. Und ich füge hinzu: man soll aus diesem Weg kein Dogma machen. Es ist nicht der einzige Weg. Es gibt Menschen, die ihn nicht gehen könnten. Ich fühle mich zu dem Bekenntnis verpflichtet, daß ich auch zu diesen gehöre. So wie ich geführt worden bin und innerlich stehe, wäre es für mich geistiger Selbstmord, wenn ich das Gewehr nähme. Ich verleugnete in diesem Augenblick alles, was mein Leben ist. Damit verurteile ich aber Keinen, der anders fühlt und handelt. Auch würde es mir nie einfallen, so wie heute noch die Dinge liegen — später könnte es einmal anders werden — einen Menschen aufzumuntern, den Waffendienst zu verweigern, wohl aber habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, Menschen, die diesen Schritt tun wollten, dringend zu ermahnen, ihn nur zu tun, wenn sie nicht anders könnten, sich seine Tragweite wohl zu überlegen und sich auf die Reinheit und Reife der Beweggründe aufs Ernsteste zu prüfen. Aber gerade darum, weil diese Sache so ernst und heilig ist, glaube ich, daß sie eines Tages noch im Kampfe gegen den Krieg eine entscheidende Rolle spielen wird. Dieser wird erst aufhören, wenn Menschen in großer Zahl einfach nicht mehr Krieg führen können, gerade wie das Menschenopfer erst dann aufhörte, als viele Menschen es einfach nicht mehr ertragen konnten. Dabei werden aber zunächst Einzelne vorausgehen müssen. Es handelt sich um den Kampf gegen eine „Macht" im vorhin geschilderten, neutestamentlichen Sinn. Eine solche wird nur gestürzt durch Martyrium (zu deutsch Zeugnis), das heißt: durch das Leiden der Wahrheitszeugen. Ich weiß nun freilich, daß man auch in Kreisen von mir, wie Ihnen, sonst lieben Menschen im Namen eines scheinbaren religiösen Tiefsinns das Martyrium für eine unnötige Sache erklärt, eine Sache sozusagen für die Oberflächlichen, daß man beinahe über die lächelt, die meinen, daß es zur Nachfolge Christi gehöre, wie man ja fast auch über die Nachfolge Christi selbst lächelt und auch über den Gedanken lächelt, daß man die Bergpredigt leben könnte. Merkwürdig ist, wenn dies in den gleichen Kreisen geschieht, wo man auf das „Zeugnisablegen" sonst ein besonderes Gewicht legt.

Soll dieses denn nur in Worten, beileibe aber nicht in Taten geschehen, und auch nur in solchen Worten, die keine Taten sind? Man fügt etwa noch hinzu, daß es gelte, Gott allein walten zu lassen und auf ihn zu warten.

Es fällt mir schwer, gegen die ganze Art, die zu solcher Verquickung von tiefer Wahrheit mit schlimmem Irrtum führt, nicht bitter zu werden. Denn es ist seit langem deutlich, welche Verwirrung und Zerstörung sie anrichten kann. Diese Methode besteht darin, eine Wahrheit, die nur in einem bestimmten Zusammenhang ihr Recht und gesundes Leben hat, von ihm loßzureißen, sie zu einem Dogma, einem Schlagwort zu machen, vielleicht sogar zu einem Mittel zur Herabsetzung Anderer und damit zu einer schweren Unwahrheit. So wirkt sie in unserem Fall: was Trost einer heroischen Seele ist, kann eine Verführung zur Bequemlichkeit, ja zum Deckmantel der Feigheit werden; was eine Stärkung im Kampfe zum Kampfe sein soll, eine religiöse Rückgratserweichung. Daß es gilt, auf Gott zu warten, weiß ja der am besten, der arbeitet und kämpft, und nur er weiß es; daß Gott waltet, bedeutet ja auch, daß er durch Menschen waltet, die sich ihm zur Verfügung stellen. Was für einen Sinn hätte sonst die Sendung Christi? Daß man das Martyrium nicht suchen soll, weiß ja am besten, wer schon etwa seine Bitterkeit geschmeckt hat, seis auch nur im Kleinen — und wer wäre ihm entgangen, der Gott auch nur ein wenig im Ernste dienen wollte? Aber solche wissen auch, daß das Leiden sich mit mathematischer Notwendigkeit einstellt, wo immer ein Mensch die Gerechtigkeit des Gottesreiches leben will; sie spüren es in allen Fibern und haben es oft genug erlebt, daß keine der dämonischen Mächte, die das Menschenleben verstören, besiegt wird ohne das Kreuz. Wir wollen keinen Kultus des Martyriums einführen, aber wir wollen einer weltselig und leidensscheu gewordenen Christenheit sagen, daß es nicht von selbst weiter geht, daß, wenn an bestimmten Punkten ihres Weges ein „Unmöglich" geschrieben steht, es ein Mittel gibt, es in ein „Möglich" zu verwandeln: das Opfer. Wir fragen uns, woher es kommt, daß Taten eines befreienden Heldentums immer weniger von religiösen Kreisen ausgehen und können nur mit äußerstem Mißtrauen Theorien gegenüberstehen, mit denen der träge und feige alte Adam, wenn er dazu Lust hat, sich so schön drapieren kann. Wir wollen keinen religiösen Epikureismus. Darum verzichten wir auf trügerischen Tiefsinn und bleiben bei der altväterischen Wahrheit vom Kreuze, das die Welt überwindet.

Solches Martyrium nun mag sich heute, soweit der Krieg in Frage kommt, vorwiegend in duldender Form, ich meine: im leidenden Mitmachen, äußern, aber es kann ein Tag kommen, wo die Dinge weiter gediehen sind und es vorwiegend die andere, angreifende Form annehmen wird. Der heutige Krieg bringt uns diesen Tag rascher nahe, als sonst lange Entwicklungen getan hätten. Ob

aber so oder so, wir werden jedenfalls nicht durch Kongresse und Weltbünde, nicht durch Schiedsgerichtsverträge und Zollunionen diesen furchtbaren Feind besiegen, sondern durch ganz persönliche Taten und Opfer. Ich segne alle Versuche, die durch politische, soziale, rechtliche Neuordnung der Welt, durch Aufklärung und neue Erziehung den Völkerfrieden schaffen wollen; sie sind alle durchaus wichtig und nötig; aber die letzte Kraft des Sieges, der letzte Stoß wird nach meiner sichern Empfindung von einer anderen Seite her kommen müssen: von Menschen, die das Gottesreich vertreten bis zum Aeußersten, ohne Kompromiß!

Man mag das „Antimilitarismus" nennen, obschon man dafür ein edleres, positiveres Wort brauchen könnte: Nachfolge Christi! Ich will von diesem „Antimilitarismus" sobald als möglich ausführlich reden. Es ist eine Sache, die sehr besonnen angefaßt werden muß. Nur ein Bedenken will ich heute wenigstens streifen, weil es in Ihrem Briefe eine Rolle spielt: Kann man denn auf diesem Wege zu Ende gehen? Wird nicht, auch wer den Wehrdienst verweigerte und dazu die Wehrsteuer, doch in vielen andern Dingen die weltlichen Ordnungen gelten lassen müssen? Wird er nicht im Staate bleiben, seine rechtlichen Ordnungen, seine Gewalt ertragen und dadurch stützen müssen, ja sie benützen und genießen? Wird er nicht mit jedem Stück Geld, das er ausgibt, dem Mammonismus huldigen, der das heutige Weltwesen durchdringt? Was hat es denn für einen Sinn, an einem Punkte aus diesem Weltwesen herauskommen zu wollen, wenn man doch an allen andern darin gefangen bleibt?

Ich antworte: Nach meiner Meinung sollen wir auch an andern Punkten daraus emporsteigen und können es auch; aber wenn wir es nicht sofort an allen könnten, sollte das heißen, daß wir's an keinem tun sollten? Gehören nicht der Alkoholismus und die Prostitution auch zu den scheinbar notwendigen Bestandteilen dieser Welt? Wer von uns wird deswegen meinen, er müsse daran Teil haben, weil er nicht aus der Welt heraus kann? Zu den Dingen, die jetzt möglich sind, gehört nach meiner Ueberzeugung, und nach der Ueberzeugung Zahlloser, die Beseitigung des Krieges. So wollen wir denn an dieser Stelle durchbrechen und dann sehen, wie's weiter geht. Wer weiß, ob mit diesem zentralen Sieg dann nicht neue Möglichkeiten erschlossen werden? Wir werden das ganze Reich der Gewalt bekämpfen und für das ganze Reich der Liebe einstehen, soweit uns Kraft und Geist gegeben ist. Gewiß werden dabei noch Schranken bleiben, die jetzt nicht zu überwinden sind. Auch ich sehe solche vor mir. Es gibt Dinge des Gottesreiches, die heute noch nicht reif sind. Aber sie werden gerade dadurch reif, daß wir die heutigen Möglichkeiten verwirklichen. Es ist im Kommen des Gottesreiches etwas Wachstümliches und das „Alles oder Nichts" ist, in diesem Sinne verstanden, eine falsche Losung. Wir werden uns auch mit Gesetz, Recht, Staat und andern Weltdingen einrichten müssen, werden ihnen jeden-

falls alles geben, was ihnen gehört. Ein gewisses zeitweiliges Recht streiten wir ihnen nicht ab und auch eine gewisse Ehrfurcht versagen wir ihnen nicht. Wir bilden uns sogar ein, der Welt durch unsere Haltung in einem höheren Sinne mehr zu nützen, als die reinen Diener der Welt. Alles das im Sinne des recht verstandenen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist." Davon werden wir noch öfters und gründlich zu reden haben.[1])

„Also gibt es doch auch für Euch Kompromiß? Wo bleibt dann der Unterschied?" Ich antworte: Es gibt für uns Grenzen, aber keinen Kompromiß. Kompromiß ist da, wo man sich von seinem Prinzip etwas abmarkten läßt, nicht da, wo man kämpft, im Vordringen aber zeitweilig Halt machen muß. Was uns von unsern Gegnern unterscheidet, ist eine andere Orientierung: sie gehen von dem gegebenen Weltbestande aus und halten ihn für im Wesentlichen unveränderlich, wenn auch einige bescheidene Möglichkeiten des Gottesreiches zugebend, ja sie verteidigen ihn auch religiös; wir gehen aus vom Glauben an den Sieg des Gottesreiches über die Welt, müssen aber zugeben, daß wir dabei auf zeitweilige Grenzen stoßen. Das ist ein Unterschied, der, prinzipiell betrachtet, ungeheuer groß ist und „zwei Religionen" schafft. Dabei kommt es, wie mir bei jeder Auseinandersetzung immer wieder von neuem klar wird, auf einen Punkt vor allem an: ob man nämlich das Reich Gottes als etwas faßt, was auf die Erde kommen soll, oder als etwas, das nur jenseits des Grabes eine Stätte hat. Denn schließlich muß doch jeder zugeben, daß das Reich Gottes den Charakter hat, den wir ihm zuschreiben. Wer also glaubt, daß es zu uns kommen soll, natürlich unter Veränderung der vorhandenen Welt, der wird auf unseren Weg gelangen müssen; wer diesem entrinnen will, der muß, wenn er folgerichtig sein will, das Gebet: „Dein Reich komme zu uns" aufgeben. Hier ist der Scheideweg.

In der Austragung dieses Gegensatzes dürfte wohl das Entscheidungsvolle der Entwicklungen bestehen, die nun so drängend geworden sind. Die Zentralfrage der christlichen Geschichte wird in einer Weise brennend, wie seit den Tagen des Urchristentums nicht mehr. Wir stehen nach meiner festen Ueberzeugung an einer Wende der Geschichte des Christentums, so gut wie an einer Wende der Weltgeschichte. Dieser Weltkrieg hat einen gewaltigen Hintergrund. Es ist gut, wenn wir darüber so groß als möglich denken.

Aber wenn wir vor so großen Dingen stehen, vielleicht größeren, als wir ahnen, haben dann solche Auseinandersetzungen viel Wert? Sollen wir nicht lieber schweigen und in diesem Sinne Gott walten lassen, der die Wahrheit zum Siege führen wird?

Damit komme ich zum Schlusse noch auf den Ausgangspunkt Ihres Briefes zurück. Zuerst ein Wort vom Schweigen. Diese

[1]) Vorläufig darf ich in dieser Beziehung wohl auf die Predigt „Zwei Wege" in Nr. 6 und auf die Abhandlung „Christentum und Vaterland", Nr. 9, 1911, verweisen.

Losung ist von allerlei Seiten ausgegeben worden. Sie kann einen guten Sinn haben, aber das Merkwürdige ist, daß gerade solche, die sie am eifrigsten ausgeben, sich in der Veröffentlichung von Predigten, Vorträgen, Aufsätzen und dergleichen nicht genug tun wollen. Diese Leute erinnern mich an jene Anekdote, wo Darwin von Carlyle erzählt, er habe in einer Gesellschaft zwei Stunden lang von — der Heiligkeit des Schweigens geredet, sodaß außer ihm niemand zu Worte gekommen sei. Ich fürchte, diese Losung sei vielfach nur eine Maske gewesen, einer jener Sophismen der Leidenschaft, die in diesen elf Monaten die Welt umnebelt haben! Im Uebrigen bin ich mit Ihnen einverstanden, daß wir ohne eine gewisse Klarheit über unsern Weg nicht handeln können. Sie werden aber Ihrerseits gern zugeben, daß wir nicht alles zu wissen und mit allen Problemen fertig zu sein brauchen, bevor wir ans Handeln gehen. Es genügt oft ein inneres Licht, dem man gehorcht, dem Verstand zum Trotze. Sehr oft gelangt man nur durch Handeln in der Erkenntnis weiter, ja, es schafft eigentlich nur das Handeln Erkenntnis. „Im Anfang war die Tat." Der Fluch unserer Kreise, in denen soviel von Unmittelbarkeit ge—redet wird, ist die Ueberreflektiertheit. Sie ist schuld daran, daß wir auch neuerdings wieder dringende Aufforderungen zum Handeln versäumt haben. Es fehlt uns an Einfachheit und Natürlichkeit, darum können wir das Reich Gottes nicht erfassen und laufen Gefahr, als dummgewordenes Salz weggeschüttet zu werden. Wenn diese Auseinandersetzung einen Nutzen hat, so hoffe ich, daß sie helfe, die Nebel der religiösen Künstlichkeit zu zerstreuen, die die so einfache Wahrheit des Gottesreiches zu verhüllen drohen.

Ich kann aber nicht schließen, ohne noch etwas zu sagen, was zwar selbstverständlich genug ist, dessen Fehlen aber sicherlich falsch ausgelegt würde. Ich habe versucht, die Wahrheit des Gottesreiches zu entfalten, wenigstens einige ihrer Seiten, um die es sich hier allein handelte. Ein Anderes aber ist Erkennen, ein Anderes Vertreten. Ich möchte weder von mir, noch von Andern, die meine Auffassung teilen, den Eindruck erwecken, als ob wir nun etwa meinten, mit unserm Tun und Wesen auf der Höhe Christi zu stehen. Es handelt sich, mit Kierkegaard zu reden, darum, die „Ideale" klarzulegen, nicht persönliche Leistungen abzuwägen. Auch die Leute, die die hier vertretenen Gedanken teilen, können zunächst nur solche sein, die sich zu einem bestimmten „Ideal" bekennen; wie weit sie in der Verwirklichung gelangen, ist eine Sache für sich. Ich hoffe allerdings und traue ihnen zu, daß sie nicht mit „Idealen" spielen, sondern wissen, daß „Ideale" eine gefährliche Sache sind und sich die Kosten rechtzeitig überlegt haben. Auch glaube ich, daß sie nicht zum Luxus sich „Ideale" geschaffen haben, sondern auf dem allein rechtmäßigen Wege zu ihnen gelangt sind: von Gott und von der Not aus. Im übrigen habe ich auch hier, wie immer, nur in meinem eigenen Namen

gesprochen, ein persönliches Credo abgelegt, nicht mehr und nicht weniger.

Eins ist ja gewiß: das Reich Gottes ist überall nur in dem Maße da, als Gott da ist. Nur in dem Maße, als Gott zu uns kommt, kommen wir gegen die Welt vorwärts. Aber wie schade wieder, daß man dies besonders sagen muß, wenn man nicht in den Verdacht kommen will, es ohne Gott machen zu wollen! Hier möchte ich gern wieder eine Klage aussprechen, die in diesen ganzen Zusammenhang gehört: Wann werden wir einmal aufhören, Gott zu brauchen, um uns selbst groß und Andere klein zu machen? Wann werden wir aufhören, zu meinen, er sei da am meisten, wo man am lautesten von ihm redet, überhaupt am ehesten da, wo man von ihm redet? Da muß noch eine große Befreiung kommen, auch eine der Befreiungen von der „Religion" durch das Gottesreich. Der wirkliche Gott allein kann uns davon, wie von allem andern, erlösen, er, der über all unseren menschlichen (auch frommen) Nebeln steht. Ja, das ist selbstverständlich auch meine Meinung: ihn zu suchen und zu finden, das ist die Lösung aller Probleme und die Einheit aller ehrlich Streitenden.

Ich habe, so gut ichs vermochte, gesagt, was ich sagen mußte. Und nun Gott befohlen!

Ihr L. Ragaz.

Vergangenheit und Zukunft.

1. Einleitung.

In seinem Artikel „Der Zusammenbruch der Internationale" in Nr. 5 der Neuen Wege zitiert Prof. J. Matthieu die folgenden Worte eines deutschen Sozialdemokraten: „Die deutsche Sozialdemokratie hat nun die größte Aehnlichkeit mit der Kirche zur Zeit Konstantins. Sie ist zur großen, wunderbar organisierten, technisch tadellos funktionierenden Form geworden. Aber es fehlt der Geist, die Seele. Sie wartet auf den Cäsar, der die Form brauchen wird, wie er will. Und der Verfasser fügt hinzu: „Der Cäsar hat nicht lange auf sich warten lassen. Es war kein persönlicher Imperator, aber der nationale Machtgedanke."

Diese Worte enthalten die Wahrheit. Aber wie die christliche Religion eine lange Zeit der Abwärtsentwicklung brauchte, bis zu ihrer Preisgabe an die herrschenden Mächte zur Zeit Konstantins, so hat auch der Sozialismus von den Tagen des kommunistischen Manifest's an, bis auf unsere Zeit seine eigene Entwicklung durchgemacht.

Bis die ursprünglich große Ideenwelt, durch die Umstände bedingt, so verunreinigt war, daß im praktischen Handeln der Bund mit den alten, herrschenden Gewalten zustande kam. Jene Entwicklung, die Bedingungen unter denen sie vor sich gehen mußte, ihre Ursachen, die äußeren Verhältnisse und die allgemein-menschlichen Triebe die sie begünstigten, zu schildern, soll die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein. Nachdem wir uns dann klar darüber geworden sind, woher wir kommen, wird es uns möglich sein, die Zukunft ins Auge zu fassen, um zu sehen, wohin wir zu gehen haben.

Aber nur um einen Versuch kann es sich hier handeln. Es wird wohl einmal eine Zeit kommen, wo über die Probleme, die hier nur angedeutet werden konnten, eine ganze Literatur entstehen wird. Der mag es vorbehalten sein, die Einzelheiten zu zeichnen, in einer kürzeren Arbeit ist es natürlich nur möglich, die allgemeinen Umrisse herauszuarbeiten.

2. Der Revisionismus als notwendiges Produkt des Marxismus.

Um eine typische Demonstration der Entwicklung der Arbeiterbewegung, der langsamen Veränderungen der Anschauungen und der aus diesen resultierenden Taktik zu geben, nehmen wir als das beste Beispiel die deutsche Sozialdemokratie. Die gegenwärtige Katastrophe hat die Gegensätze der Anschauungen, soweit solche bestanden, verwischt, aber bis vor dem Kriege standen sich in Deutschland innerhalb der Bewegung immer noch zwei Strömungen gegenüber, von denen man die eine „marxistisch", die andere „revisionistisch" nannte. Allerdings führte die radikal marxistische Strömung auch die letzten Jahre vor dem Krieg nur noch ein Scheindasein; daß man gegenwärtig nichts mehr von ihnen hört, kann nur jene in Verwunderung bringen, welche trotz der offensichtlichen Tatsache das langsame Hinsterben des reinen Marxismus ableugneten. Und doch gab es einmal eine Zeit, wo jene Anschauungen Gesamtgut der Partei waren, bis Mitte der neunziger Jahre der aufsteigende Revisionismus anfing, langsam aber sicher den ganzen stolzen Bau des marxistischen Systems zu unterminieren. — Wer für die Wirklichkeit offene Augen hat, der kann heute nicht mehr verkennen, daß vom Marxismus soweit er als Weltanschauung (nicht als exakte Wissenschaft) in Frage kommt, nur noch gesprochen werden kann als von einer verschwundenen geschichtlichen Erscheinung.

Die Ursachen dieser Erscheinung und dann weiter die Ursachen ihres allmählichen Verschwindens haben wir hier zu untersuchen. Man mißverstehe uns jedoch nicht! Wenn hier von Marxismus die Rede ist, so meinen wir nicht die wissenschaftlichen Ergebnisse der Analysierung der kapitalistischen Produktionsweise, die in seinen ökonomischen Lehren enthalten sind, und die selbstverständ-

lich, solange es einen Kapitalismus gibt, das wertvollste Hilfsmaterial bieten werden, sondern den Marxismus *als Weltanschauung, als Philosophie der Geschichte der Vergangenheit und besonders der Zukunft.*

Wir müssen uns hier damit begnügen, die allgemeinen Gedankengänge der marxistischen Weltanschauung wiederzugeben: Der nächste Schritt, den Marx über die Hegelsche Philosophie hinaustat, war die Feststellung, daß die Veränderungen des Denkens und Wollens des Menschen ausschließlich zurückzuführen seien, auf die Veränderungen der Produktionsweise. „Es ist das reale Sein, welches das Denken bestimmt, und nicht umgekehrt." Aber diese philosophische Feststellung war nicht das, was das Denken des Proletariats in den ersten Dezennien der Bewegung am bedenklichsten beeinflußte, welches entscheidend wurde für die Taktik des Kampfes. Hier kommen wir vielmehr auf das, was einmal am Marxismus das Größte war — wir werden noch sehen warum —, was aber heute längst zu einem lästigen und gefährlichen Inventar in den Arbeiterhirnen geworden ist. Der materiellen Basis der Gesellschaft, der Produktionsweise wurde von Marx ein *eigenes, ihr innewohnendes ökonomisches Gesetz* zugesprochen, welches in der Zeit des Kapitalismus sich so äußert: Die Produktionsart unserer Tage drängt immer mehr und mehr zu rein maschinellen, welche zur Folge hat den Ruin des Kleinbetriebes in Handwerk und Landwirtschaft und die Konzentration des mobilen und immobilen Kapitals in immer weniger Hände. Dieser Zustand verschärft sich bis zur vollkommenen Sinnlosigkeit: auf der einen Seite die große verelendete Masse, auf der andern ein paar Ausbeuter. Dann aber kommt der große Zusammenbruch der bestehenden Gesellschaft, und aus ihm wird das Reich der Schönheit und des Glückes, der Sozialismus, erstehen.

So definierte Marx den Entwicklungsgang der Oekonomie für die Zukunft. Der Untergang der bürgerlichen Gesellschaft war schon durch diesen Gang absolut sicher bestimmt. Aber Marx wußte, daß eine Veränderung der materiellen Grundlagen der Gesellschaft auch ein anderes Denken erzeuge, und die allgemeine Hypothese, die sich daraus ergab, war folgende: Der Kapitalismus muß den Klassenkampf erzeugen; jede emporsteigende Klasse hat im Laufe der Geschichte nach der Eroberung der Staatengewalt gestrebt und in unsern Tagen fällt diese Aufgabe dem Proletariat zu. So wurde der Klassenkampf das Mittel zur Beschleunigung des Unterganges der bürgerlichen Welt. Die immer größer werdenden Massen der expropriierten Bauern und Handwerker zum politischen Kampf zu organisieren, wurde das vorläufige, die Eroberung der politischen Macht das *letzte* Ideal. Aber immer sollte dieser Kampf nur das Mittel sein, den katastrophalen Zusammenbruch zu beschleunigen, unter keinen Umständen eine Taktik des Kompromisses, keine Kon-

zessionen, sondern die Dinge auf die Spitze treiben, das sind, ganz allgemein gesprochen, die eigentlichen Grundanschauungen des Marxismus.

Aber längst ist dieses gewaltige Gedankengebäude in sich zusammengebrochen, bis auf einige wenige, welche von der alten Ideologie nicht loskommen können, die sich Marxisten nennen, wo es doch längst unmöglich geworden ist, Marxist zu sein, darum, weil eben jene ökonomischen Voraussetzungen, die doch stets bedingend bleiben für die Taktik, sich nicht erfüllt haben. Und wenn auch jene Annahmen vollauf sich bestätigt hätten, heute, nachdem über ein halbes Jahrhundert seit dem Auftauchen jener Ideen dahingegangen ist, kann man ruhig sagen, daß solche Voraussagen für die Zukunft sich nur durch prophetische Gaben hätten rechtfertigen lassen.

Aber nicht nur Karl Marx glaubte daran, sondern die gesamte Arbeiterbewegung der ersten Jahrzehnte teilte diese Anschauungen, die so recht lebendig zum Ausdruck kamen, in den periodisch wiederkehrenden Prophezeiungen August Bebels vom baldigen nahen Kladderadatsch. Gerade diese Zukunftsspekulationen wirkten ungeheuer fascinierend auf die geistig entwickelten Arbeiter, und diese Idee war es, welche die Begeisterung hineintrug in die Massen. Und warum war es so, warum mußte es so sein?

Noch jede große geschichtliche Bewegung hat die nötige Exaltation, die Begeisterung, um vollkommene Hingabe an das Ideal zu erzeugen, nur aus einem gewaltigen Glauben schöpfen können. Gleichwie die ersten Christen den Mut zum Martyrium nur finden konnten im Glauben an den bevorstehenden Weltuntergang, so brauchten auch die Proletarier der damaligen Zeit das Vertrauen auf eine äußere Macht, die ihnen in ihrer Schwachheit zu Hilfe kam! Auf der einen Seite sah das kleine Häuflein der Anhänger der Bewegung die unorganisierte, ungebildete und undisziplinierte Masse, auf der andern Seite die brutale Polizei- und Militärmacht, verbündet mit dem wirtschaftlich allmächtigen Kapitalismus. Dazu kam ihr eigenes gedrücktes, elendes Dasein. Wie hätte man da den Glauben aufbringen können, aus eigener Kraft allein vorwärts zu kommen? Der Drang und das Bedürfnis nach Sicherheit im Menschen, das Anlehnungsbedürfnis an eine große Macht, die einem in seiner Schwachheit zu Hilfe kommt, erzeugte jenen gewaltigen Glauben, dessen Größe und Wucht fast beispielslos dasteht.

„Die ökonomische Entwicklung wird die Welt erlösen“: das war der messianische Ruf des Marxismus, und er fand ein gewaltiges Echo.

Man verfügte in Deutschland für Staat und Kommune nur über ein sehr beschränktes Wahlrecht, und vorläufig war nicht daran zu denken, durch eine Vertretung in jenen Körperschaften nennenswerte Erfolge zu erzielen. Jene Stätten sollten nichts anderes sein, als Mittel zur Propaganda. Durch die Presse sollte

der Widerhall der oppositionellen Reden draußen ins Land hinausgetragen werden, um die Massen anzufeuern zur Organisation. Man kündigte den herrschenden Klassen das Todesurteil an, man wollte keine Reformen durch Kompromisse und taktisches Vorgehen, sondern im Bewußtsein, daß die Tage der bürgerlichen Welt gezählt seinen, forderte man. Aber die Welt blieb, wie sie war, und die herrschenden Mächte drohten den unartigen Lümmeln mit dem Polizeisäbel. Im Jahre 1878 entstand unter dem Bismarkschen Regime das Sozialistengesetz. Dieses ist bekannt. Es dauerte bis 1891.

Inzwischen aber hatte die Bewegung ein Wachstum durchgemacht, welches einzig dasteht in der Geschichte, und das war der Macht jener Idee, die wir oben auseinandergelegt und den aus ihr hervorgehenden Methoden zu danken. 1891 gab man sich auf dem Erfurter Parteitag das bekannte Programm, welches ganz im Sinne des kommunistischen Manifestes verfaßt war, und es fand allgemeine Zustimmung.

Dann aber ging es nur noch wenige Jahre und schon meldeten sich die ersten Anzeichen, die im Widerspruch standen zu den bisherigen Anschauungen, und von da an datiert das siegreiche Vordringen des Revisionismus. Der erste und bis heute bedeutendste Vertreter der neuen Richtung ist Eduard Bernstein. Er setzte ein mit der Kritik des Marxismus und endete mit der Forderung einer andern Taktik der Partei. Er veröffentliche seine Angriffe zunächst in sozialwissenschaftlichen Organen, fand aber bei der Parteipresse den stärksten Widerstand. Vor dem Forum der Gesamtparteivertretung entwickelte er seine neuen Anschauungen zum ersten Male auf dem Parteitag zu Lübeck 1901. Den zusammenfassenden Ausdruck seiner Kritik gab er dort in folgenden Sätzen: „Ich trete auf das Bestimmteste der Anschauung entgegen, als ob wir unser ganzes Tun auf eine große wirtschaftliche Katastrophe einzurichten hätten. Ich halte jene Theorie für unrichtig. Ich verurteile jede Spekulation auf eine Katastrope... Früher glaubte man, daß wir trotz all unserer Bemühungen doch nicht vorwärts kommen, daß wir im Allgemeinen einer Verschlechterung entgegengehen, bis wir schließlich eines Tages vor dem Roten Meer stehen, jenseits dessen das gelobte Land winkt. Ich habe eine andere Auffassung. Die Geschichte geht einen hoffnungsvolleren Weg... Wenn wir zurückschauen, sehen wir, daß wir aufwärtsgestiegen sind . . " (S. Parteit. Prot. 1901).

Das war die tatsächliche Wahrheit, was Bernstein sagte, und es konnte gar nicht anders kommen; der alte Glaube mußte, wenn auch langsam, zu Grunde gehen.

Es entstanden die bekannten Forderungen der Revisionisten: Eine andere Taktik des politischen Kampfes; Anschluß an die einmal gegebenen Verhältnisse; Aufgabe des reinen Negationsstandpunktes, praktische Mitarbeit in Parlament und Kommune; Eroberung jedes erreichbaren Fortschrittes durch einen Kompromiß mit den linksbürgerlichen Parteien; möglichst beschleunigter Ausbau und Unterstützung der Konsum-Vereinsbewegung; kurz, Anwendung jedes einmal gegebenen Mittel zur Erringung von Partialfreiheiten. Der süddeutsche Sozialdemokrat Dr. Eduard David bestritt die Richtigkeit der bisherigen Anschauungen in Bezug auf die Landwirtschaft und forderte ein besonderes agrarpolitisches Programm.

Natürlich wurden all diese Forderungen zunächst auf das schärfste bekämpft, aber die neuen Ansichten gewannen mit der Zeit an Boden. Zunächst in den Süddeutschen Halbdemokratien Württemberg und Baden, und in den letzten Jahren waren sie über das ganze Reich verbreitet.

Woher nun dieser Umschwung?

Eine politische Partei muß, will sie große Massen dauernd hinter sich haben, auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung dahin streben, möglichst viele Bedürfnisse aller ihr anhängenden Schichten zu befriedigen. Solange sie noch machtlos ist und nur aus einem kleinen Häuflein besteht, werden die Idealisten und Bedrängten, die nichts zu verlieren haben, zu ihr kommen, um vielleicht ihr Leben in die Schanze schlagen, um der Idee zum Siege zu verhelfen. Aber mit dem Zeitpunkt, wo die Massen Anhängerin der Opposition geworden, wo die Partei eine Macht geworden ist, muß sie eben allen Anhängern etwas bieten können. Zunächst einmal den deklassierten Intellektuellen und fortgeschritteneren Arbeitern. Findet die Partei auf ihrem Betätigungsfeld die Demokratie von vernherein vor, dann braucht sie nur große Massen zu ihren Anhängern zu machen, und sie kann die wichtigsten Triebe im Menschen, den Selbsterhaltungstrieb und den Willen zur Macht, für die erwähnten Schichten vollauf befriedigen. Die Demokratie hat Stellen zu vergeben mit auskömmlicher Besoldung; man kann seinen Ehrgeiz befriedigen, denn man kann hoher Beamter werden.

Der geistig entwickelte Arbeiter will heraus aus seiner Misere, das ist sein erstes, sein intensivstes Bedürfnis. Hat man aber, wie vor zwanzig Jahren in der deutschen Militärmonarchie noch nicht die Möglichkeit, jene Bedürfnisse zu befriedigen, dann werden naturgemäß jene erwähnten Elemente dahin streben, diese Möglichkeit zu gewinnen.

Dazu aber war zunächst die Erringung von politischer Freiheit in ihren verschiedenen Formen nötig: als demokratisches Wahlrecht für alle gesetzgebende und verwaltende Körperschaften, Koalitionsfreiheit, Preßfreiheit. Die gewinnt man nur dadurch, daß man möglichst große Massen mobil macht. Aber die große Masse der

Nichtanhänger ist nicht allzu revolutionär. Man muß behutsam vorgehen, wenn man große Schichten des Kleinbürgertums nicht vor den Kopf stoßen will. Dann muß man ferner dafür Sorge tragen, daß man Anschluß findet an all jene Institutionen, die bedachtsam schon in unserer Zeit eine Besserung der proletarischen Lage herbeiführen, an Konsum- und Genossenschaftsbewegung, Krankenkasse u. s. w. und tut die Partei das, dann wird ihre Popularität bei den befähigteren Genossen, die es auf die direkte Verbesserung ihrer materiellen Lebenslage abgesehen haben, zunehmen, weil sie da Pöstchen und Aemtchen zu vergeben hat.

Dann die große Masse! Die besteht nicht aus lauter geborenen Revolutionären und Idealisten. Der genügt es auf die Dauer nicht, daß man sie vertröstet auf den großen Tag, an dem sich alles, alles wenden muß. Sie ruft nicht in erster Linie nach Freiheit, sondern nach Stillung der ordinärsten Lebensbedürfnisse, und wenn man große Opfer gebracht hatte für Wahlkampagnen, wenn man eine stattliche Anzahl Vertreter hineingebracht hatte in Parlament und Kommunal-Verwaltung, dann wollte man Erfolge, direkte Erfolge, sehen.

Solange man sich aber auf den reinen Negationsstandpunkt stellte, den der radikale Marxismus propagierte, konnten die bürgerlichen Parteien immer wieder sagen: „Seht da, wir haben euch Arbeiter Versicherungsgesetze, Arbeiterschutzgesetze gegeben, gegen die — Sozialdemokratie." Das konnte auf die Dauer nicht gehen. Man mußte ganz einfach die gewonnene Macht praktisch ausnützen, man mußte den Weg der politischen Reform einschlagen.

Natürlich konnte sich dieser Prozeß nur langsam vollziehen. Gerade die von der Natur begeistertsten Anhänger, die Idealisten in der Partei, gerade diejenigen, denen es nicht so sehr auf ein paar Pfennige mehr Lohn, sondern auf Menschheitsbefreiung ankam, mußten, solange die Enttäuschung keine allzugroße war, noch lange an der alten Ideologie festhalten.

Aber jenes anfänglich so nötige Element der marxistischen Anschauung, eben die Katastrophen-Theorie, der große Glaube an die ökonomischen Mächte, der mußte allmählich verschwinden, einfach darum, weil die Hoffnungen sich nicht erfüllten, weil der große Tag nicht kommen wollte. Wir können hier nicht die ganze weitere Entwicklung schildern, es ist interessant an Hand der Parteitagsprotokolle der letzten zwei Jahrzehnte, den allmählichen Verfall dieser Ideen zu studieren. Wir erwähnen noch den Parteitag 1903 in Dresden, den man einen Jungbrunnen nannte. Man faselte vom Tode des Revisionismus, doch der lebte ruhig weiter.

Bis in diese Jahre hinein hatten die Anhänger des Radikalismus die alten Ideen rein erhalten, auf dem Parteitag 1905 in Jena kam dann etwas ganz Neues hinzu. Die aus dem alten Glauben hervorgehende passive Resistenz und das Nurkritisieren

gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft mußten einmal aufhören. Es ist klar, daß das ungeheure Wachstum der gesamten Arbeiterbewegung in Partei und Gewerkschaft bei manchem die Ueberzeugung reifen lassen mußte, daß man selber eine Macht geworden, und die feurigsten Elemente mußten allmählich die Geduld verlieren. Der innere Zusammenbruch des Kapitalismus ließ eben zu lange auf sich warten und die Gedanken des Angriffs auf das Bestehende, der Aufgabe des Negationsstandpunktes und der Anwendung des Generalstreiks als Mittel zur Erbrobung neuer Rechte, politischer und ökonomischer Natur traten auf dem Parteitag 1905 mit aller Deutlichkeit hervor. Man mußte in Deutschland, wenn man im Herzensinnern noch Begeisterung für den Sozialismus hatte, notwendig der parlamentarischen Verblödung durch den Revisionismus ein Gegengewicht schaffen; man erkannte, daß durch die ewige Rücksichtnahme auf die politischen Kleinerfolge die Masse langsam in den Schlaf gelullt wurde. Es mußten neue Gedanken zur Vorbereitung des Handelns in die Hirne hineingebracht werden: Nicht durch die Bettelei in den Parlamenten und Körperschaften, sondern aus eigener Kraft nehmen wir, was wir brauchen. Das war die neue Parole. Es waren die Marxisten der alten Schule, welche diese Gedanken zu den ihrigen machten.

Aber dabei haben diese bis auf den heutigen Tag noch immer nicht gemerkt, daß dies eben etwas *Neues* war, was mit der ganzen *überkommenen Weltanschauung im Widerspruch stand*. Man wollte neue Kampfformen, eine neue Taktik in Verbindung bringen mit einer Weltanschauung, die ihre Daseinsberechtigung längst eingebüßt hatte. Hätten im letzten Jahrzehnt die Marxisten sich frei machen können von den alten Ideologien, ja dann hätte ihr Tun ein fruchtbares werden können, *aber eben weil die ganze überkommene Ideenwelt ihr Denken nicht frei werden ließ*, hatte der untergehende Marxismus das tragische Geschick zu erleben, daß er stets das Gegenteil von dem erzeugen und begünstigen half, was er eigentlich wollte.

Das Endideal, die Eroberung der politischen Staatsgewalt, das hatten die Marxisten und Reformisten *gemeinsam*. Während aber die Reformisten sich den Wirklichkeitsbedingungen anpaßten und konsequent auf das Ideal losgingen, durch die Gewinnung von mehr politischem Einfluß, warfen die Marxisten durch ihre revolutionäre Phraseologie, das Erbteil einer vergangenen Zeit, ihnen andauernd Knüppel zwischen die Beine, *aber tun mußten sie dasselbe*, solange jenes erwähnte Endideal *ein ausschließliches* blieb. Und darin liegt ja eben die Gefahr der Marxisten, soweit es solche heute noch gibt, daß sie revolutionär reden und schreiben, aber nichts Revolutionäres *tun*, nicht tun *können*, weil sie die Welt in dem verzerrten Spiegelbild einer Weltanschauung betrachten, die ihre Daseinsbedingungen verloren hat!

3. Das Neue.

Es hat in der europäischen Arbeiterbewegung in den letzten Jahrzehnten niemals an Stimmen gefehlt, die die ganze Bewegung kritisierten, die laut verkündeten, daß ein ganz neues Ferment hineinkommen müsse, daß eine große Umgestaltung des Gesamt-Denkens und Handelns erforderlich sei.

Es sei beiläufig bemerkt, daß in verschiedenen Ländern die neue Propaganda bescheidene Wirkungen gezeitigt hat, besonders in Frankreich (die Auseinanderlegung des Warum würde zu weit führen). In Deutschland und der von ihr in der Arbeiterbewegung stark beeinflußten Schweiz zeigt ihre Wirkung sich erst in den ersten Keimen.

Es war in einer Versammlung am 3. August 1904 als der frühere Genosse Dr. Friedeberg in Berlin vor 3000 „Unzufriedenen" unter gewaltigem Beifall eine Rede hielt, die in der Kritik des Bisherigen aufs Ganze ging und deren Schlußsätze so lauteten: „Nicht von Gesetzen, nicht von der Entwicklung der Verhältnisse, haben wir das Heil für das Proletariat zu erwarten, sondern in erster Linie von uns selbst, von der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, von der Entwicklung zur Persönlichkeit der Kinder des Proletariats."

Dann wurde zum Schlusse eine Resolution angenommen, in welcher es hieß, „daß die nur indirekt nützende, ungeheure Opfer an geistiger und materieller Kraft erfordernde, politisch-parlamentarische Tätigkeit zurückgedrängt, alle Kräfte direkt auf die geistige und sittliche Hebung des Proletariats, und auf den wirtschaftlichen Kampf verwendet werden sollen." Dann weiter die Forderungen: Selbständige Organisation der Konsumenten und Produzenten, Massenaktionen, Erziehung der Massen zu großen wirtschaftlichen Aktionen und zum Generalstreik."

Das war die Kriegsansage an das Tun der Revisionisten, und der Bruch mit den Anschauungen der Marxisten. Es war wesentlich dasselbe, was wir auch hier in der Schweiz seit Jahren kennen, und unter dem Namen der „Brupbacher-Propaganda" bekannt ist. Jenes Neue hatte bis heute soweit Einfluß ausgeübt, daß es die rein instinktive Anerkennung großer Arbeiterschichten erlangt hatte, aber das gewaltige Hindernis, das dem im Wege stand, war einerseits der Widerstand des ganzen politisch-reformistischen Führertums, der seine Wurzel hat im rein privaten Egoismus, und andererseits der ganze Ballast von traditionellen Anschauungen, den das Proletariat aus der Vergangenheit des Marxismus noch mit sich schleppt. Diese Dinge gilt es zu beleuchten.

Die Idealisten der marxistischen Bewegung der ersten Jahrzehnte, hatten den unerschütterlichen Glauben, daß ihr aufgestelltes Programm nichts anderes sei, als die logische Folgerung aus

ihrer neuen und absolut richtigen Wissenschaft. Das „Kapital" war zu einer Art Bibel geworden, an deren Inhalt niemand zweifeln durfte. So und so waren die ökonomischen Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise, so und so mußte sich das Denken der Menschen infolge der veränderten Verhältnisse umgestalten, und jedem, der es hören wollte, konnte man historisch-materialistisch beweisen, wie es im Allgemeinen in der Zukunft kommen müsse. Es war einfach ganz klar: nachdem die Menschheit den dornenvollen Weg durch den Kapitalismus zurückgelegt hatte, mußte mit einem Male der Tag kommen, wo die Klassengesellschaft aufhörte, wo es keine Ausbeutung mehr gab, wo jede Bevormundung des Menschen durch den Menschen ausgeschlossen war. Und selbst die proletarische Staatsgewalt, die sollte nur eine beschränkte Aufgabe zu erfüllen haben, am Tage nach der sozialen Revolution mußte sie überflüssig sein.

„Der erste Akt der proletarischen Staatsmacht wird gleichzeitig auch ihr letzter sein, am Tage nach der Expropriation der Expropriateure wird man die Staatsmaschinerie dahin stellen, wohin sie gehört, ins Museum der Altertümer, neben das Spinnrad und die bronzene Axt (Fr. Engels „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates").

Es kam aber doch ein wenig anders. Wir haben in den vorhergehenden Artikeln gesehen, wie sich aus dem Marxismus der Revisionismus entwickelte, und da, wo er Gelegenheit hatte, sich sehr stark auszubreiten, in den demokratischen Ländern, da sehen wir, daß allmählich innerhalb der Arbeiterbewegung eine neue Klasse hochkommt, die von Neuem das größte Interesse daran hat, die Massen zu bevormunden und geistig zu beherrschen. In der Demokratie ist ohne weiteres der Weg gegeben, auf welchem der geistig entwickelte und willensstarke Arbeiter zu Einfluß und Ansehen emporsteigen kann. Man muß Massen in Bewegung setzen, die zur Wahlurne gehen, die ihre Vertreter wählen in Gewerkschaft und Genossenschaft, man muß den breiten Massen das Gefühl beibringen, daß die kapitalistisch-bürgerliche Herrschaft etwas häßliches und unwürdiges sei, daß man innerhalb der bestehenden Ordnung seine Lage umgestalten könne, durch die Delegation von Arbeitervertretern in die Tausende von offenen Pöstchen und Aemtchen, die im demokratischen Staate zu besetzen sind. Aber man darf beileibe nicht weiter gehen. Soll der Wille zur Macht bei jener erwähnten Schicht sich ausleben können, dann darf man das Prinzip der Herrschaftsnotwendigkeit nicht mehr allzusehr antasten, man darf das Selbstbewußtsein der Arbeiter nur bis zu einem gewissen Grade wecken, die Respektlosigkeit gegenüber jeder Herrschaft, die könnte eben sehr gefährlich werden. Intellektuell und seelisch hochentwickelte Persönlichkeiten, die sich erlauben, eine von der Schablone abweichende Meinung zu haben, die kann man nicht mehr brauchen. Für den Durchschnitt der Führer ist die Bewegung

in erster Linie Mittel geworden, zur Vertretung persönlicher Interessen, und die werden dann am besten gewahrt sein, wenn die Masse der Arbeiter über die Verwirklichungsziele ihres letzten und innersten Wollens im Unklaren bleibt. Denn je mehr der Arbeiter sich zur Persönlichkeit entwickelt, je mehr er dahin kommt, nicht nur materiell, sondern auch geistig und seelisch unter den heutigen Zuständen zu leiden, desto früher wird ihm die Erkenntnis aufgehen, daß die schon teilweise eingetretene Sozialisierung durch Staat und Kommune seinen innersten Bedürfnissen keineswegs entspricht. Und darüber ist doch wohl niemand im Zweifel, daß die Sozialisierung der Produktionsmittel niemals vor sich gehen wird nach dem alten marxistischen Schema. Nicht durch den plötzlichen Akt der Eroberung der Staatsgewalt mit darauf folgender Entstaatlichung gelangen wir in den Besitz der Produktionsmittel, sondern dieser Prozeß wird, falls der Weg zur Sozialisierung ausschließlich über den Staat gehen sollte, ein unendlich langer und schwieriger sein.

Aber je mehr die Verstaatlichung und Kommunalisierung vorwärtsschreitet, desto größer wird auch die Zahl der aus der Bewegung heraustretenden Elemente, die innerhalb der bestehenden Ordnung die Aufgabe haben, eine gewisse Vermittlerrolle zwischen Bourgeoisie und Proletariat zu spielen, desto größer wird die Zahl von Staats- und Kommunalbeamten, die ursprünglich zur Arbeiterklasse gehörten, nun aber die Welt von einer ganz andern Seite betrachten als vorher. Das ist nur etwas ganz Natürliches. Ehrgeiz und Wille zur Macht sind unendlich starke Triebe im Menschen, und nur wenige werden sie überwinden können. Es ist also freilich ein Stück Bestätigung der materialistischen Geschichtsphilosophie, die ja auch im Grunde nur erklärt, daß das Fühlen und Denken des Menschen sich mit der Aenderung seiner materiellen Lage und Interessen umgestalten muß. Aber der ehrliche Revolutionär kann eben diese wirkliche Entwicklung der Dinge nicht ruhig mitansehen. Ist beim Arbeiter endlich einmal der Glauben an die Richtigkeit der ökonomischen Voraussetzungen des Marxismus verschwunden, ist ihm durch die offenen Tatsachen der nüchterne Blick für die Wirklichkeit endlich aufgegangen, dann wird sein Bestreben dahin gehen, die Bewegung in neue Bahnen zu lenken, um die geschilderten Schäden zu beseitigen.

Die oben zitierten Ansprüchen des früheren Genossen Dr. Friedeberg enthalten in grober Form, in allgemeinen Umrissen, das neue Wollen, die neuen Forderungen, die der erwähnte Arbeiter an die Bewegung stellt. „Weitere Entwicklung des Denkens und Fühlens der Arbeiter über das Klassenbewußtsein hinaus zum allgemeinen Menschheitsbewußtsein," „Erziehung zur Persönlichkeit," „Mehr Autonomie in der Bewegung," „Zurückstellung des politischen Machtideals und Konzentration der Hauptkraft des Proletariats auf

den wirtschaftlichen Kampf und auf die direkte Gewinnung von wirtschaftlicher Macht."

Aber, wie wir gesehen haben, die materiellen Interessen der führenden Schichten der Bewegung mußten sich dem entgegensetzen, und man hat das Möglichste getan, die Entwicklung in jenem Sinn zu unterbinden. Und begünstigende Momente für die Stagnation lagen in der Massenpsyche selber. Die rein materiellen Bedürfnisse, die in den Anfängen der Bewegung für die große Masse die alleinige Triebkraft des Klassenkampfes ausmachten, waren zum Teil befriedigt worden. Das Leiden unter der äußeren Misere hatte nachgelassen. Und innere, seelische Bedürfnisse waren noch zu schwach entwickelt, als daß sie revolutionäre Handlungen hätten auslösen können.

Dazu kam, daß die Arbeiter, besonders in Deutschland, in ihrem positiven Handeln noch zu sehr bestimmt wurden durch die zwar revolutionäre, aber ihrem innersten Wesen nach der Vergangenheit angehörenden Ideologie des Marxismus. Es mußten notwendig die Bestrebungen von jener Seite, der weiteren Entwicklung eine andere Richtung zu geben, erfolglos bleiben. Eine Weltanschauung, die in so vielen Punkten mit der Wirklichkeit nicht mehr in Zusammenhang steht, kann unmöglich die Kraft haben, etwas Neues und Großes zu schaffen. Das positive Ergebnis aller Anstrengungen der Marxisten in Deutschland, der Bewegung neue Impulse zu geben, ist das gewesen, daß der Revisionismus den Marxismus verschlungen hat.[1])

4. Die wichtigsten Aufgaben der Zukunft.

Wir kommen nun zurück zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtungen. Die vorausgehenden Ausführungen sollten ein Versuch sein, in allgemeinen Umrissen den bisherigen Gang der Arbeiterbewegung als geschichtlicher Notwendigkeit zu illustrieren, bis zu dem Zeitpunkt, wo der Sozialismus aus einer Frage des Kommenmüssens wieder zu einer Frage des Wollens wird. Der Appell an das nur ökonomisch-materielle Interesse der Arbeiter erzeugte das Klassenbewußtsein, und solange das Proletariat nicht „aus dem gröbsten Dreck heraus war" genügte das. Aber die proletarischen Organisationen der letzten Jahrzehnte haben die materiellen Daseinsbedingungen wesentlich verbessert und dem nur negativen Ideal der Zerstörung der bürgerlichen Gesellschaft gesellt sich immer mehr ein positives Ideal bei: den Aufbau einer neuen, proletarisch-sozialistischen Kultur selber aktiv an die Hand zu nehmen. Mit andern Worten: der Menschentypus, den Friedrich Engels erst am Tage nach dem Zusammenbruch der bürgerlichen Welt erstehen sah, der den großen Sprung macht „aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit", „der

[1]) Wir erlauben uns hier die Bemerkung, daß der Verfasser nach unserer Meinung dieses Moment der „privaten Interessen" der Führer etwas übertrieben hat, natürlich in besten Treuen. Es handelt sich wohl mehr um andersartige Befangenheit des Blickes. Die Red.

mit voller Erkenntnis und vollem Bewußtsein seine Geschichte selber macht", das ist der neue Typus des proletarischen Kulturmenschen. Diesen neuen Menschen gilt es zu schaffen, der im allgemeinen den Glauben an die selbsttätigen ökonomischen Kräfte aufgegeben hat, den nicht mehr bloß der Drang, weniger zu arbeiten und mehr Lohn zu haben, vorwärts treibt, sondern in dessen Innern ein klares Bild von seinem innersten Wollen lebt, der die neue Welt, wie er sie haben möchte, deutlich vor seinem geistigen Auge sieht. Im Keim war dieser neue Proletariertypus schon mit dem Augenblick vorhanden, als der aus dem Marxismus hervorgehende reine Negationsstandpunkt aufgegeben wurde und die, wenn auch erst geringe, positiv aufbauende Arbeit an seine Stelle trat. Aber gleichzeitig haben wir gesehen, wie die weitere Entwicklung durch den Widerstand der Führerklasse ihre Hindernisse fand. Mittel und Wege zu finden, die Hindernisse zu beseitigen, die wir oben geschildert und die dem revolutionären Drang nach Neuschaffung im Wege stehen, gehört mit zu den neuen Aufgaben der Bewegung.

Neue und gewaltigere Kampfesmittel als die bislang betätigten werden in einem entwickelten Proletariat der Zukunft zur Anwendung gelangen, von der allgemeinsamen bis zur individuellsten Aktion. Der Wortrevolutionarismus der frühmarxistischen Periode hatte durch den Revisionismus seine Korrektur bekommen. Handlungen und Worte waren mehr in Einklang gekommen. Darin lag eben die Größe des Revisionismus, daß er die Wirklichkeit objektiver betrachtete, die Kräfteverhältnisse zwischen Bourgeoisie und Proletariat genauer prüfte und abwog als der orthodoxe Marxismus. Aber damit verlor er sich vollkommen an das Bestehende und geriet in den Sumpf des Opportunismus. So konnte es von da aus auch zu keinem starken Internationalismus kommen; im Gegenteil, soweit ein solcher als Erbteil einer vergangenen Epoche noch lebendig war, suchte man ihn zu zerstören. Hier zu allernächst muß Wandel geschaffen werden. Die proletarischen Aktionen müssen internationalen Charakter bekommen.

Von großen und mächtigen Streiken haben wir in den letzten Jahren sehr viel gehört. Es sei hier nur erinnert an die gewaltigen Demonstrationen in Preußen zur Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts. Die Massen zeigten bereits eine gewisse Entschlossenheit zu Opfermut und frischem Wagen, aber der Politikantenklüngel sorgte dafür, daß man im gegebenen Augenblick wieder bremste. Wohl haben einige Marxisten des alten Schlages damals den Ruf ertönen lassen, daß man die Massen immer und immer wieder rufen müsse, daß die Demonstrationen auf einen Werktag verlegt werden sollten, daß man Eintagsstreike inszenieren solle u. s. w. Doch das waren vereinzelte Stimmen, die lautlos verhalten. Aber die Generalstreiksidee lebt; Aufgabe der zukünftigen Propaganda wird es sein, sie groß und stark zu machen.

Hand in Hand mit der internationalen Solidarität und der Massenaktion wird die individuelle und persönliche Aktion kommen müssen. Was nützen alle Proteste und Resolutionen des Proletariats gegen den Militarismus, gegen den Krieg, wenn wir selber Militärdienst leisten, selber Granaten und Mitrailleusen fabrizieren?! — Was alle Proteste gegen den bürgerlichen Staat, wenn wir ihm willig unsere Steuern entrichten? Hier ist es Aufgabe einer Zukunftspropaganda, bei großen Massen Entschlossenheit für die Verweigerung dieser Dinge zu wecken. Wenn dann so auf der einen Seite die Negation des Bestehenden schärferen Charakter annimmt, so muß anderseits alles darauf abzielen, im Proletariat Kräfte zu entwickeln, die, über die Nur-Negation hinausgehend, auf Schaffung von sozialistischen Lebensformen gerichtet sind. Wortrevolutionarismus und Warten auf den großen Tag, an dem sich alles wenden muß, müssen radikal aufhören.

Gewiß ist möglich, daß durch die Entwicklung der äußeren Verhältnisse die großen Tage der allgemeinen revolutionären Erhebung kommen können, aber da wir keine Propheten sind, können wir davon nichts wissen, und immer wird es für die Aktionskraft des Proletariats von Uebel sein, von der Zukunft wie von etwas bereits vorher Feststehendem zu reden. Unser allgemeiner Grundsatz sollte dieser sein: Kommen wird nur ein Sozialismus, den wir langsam, Stück für Stück, innerhalb der bürgerlichen Welt aufbauen. Auch heute schon könnte das Proletariat mit den gegebenen Mitteln durch die ökonomische Selbsthilfe rationelle und von sozialistischem Geiste getragene Einrichtungen schaffen. Die ersten Ansätze dazu sind in unsern Tagen in der Konsum- und Produktivgenossenschaft bereits vorhanden. Aber einmal ist diesen Gebilden von der Bewegung aus überhaupt viel zu wenig Beachtung geschenkt worden, und dann verhindert eine autokratische Zentralisation in der Verwaltung dieser Vereinigungen die persönliche Initiative ihrer Mitglieder und die Durchdringung mit wahrhaft sozialistischem Geiste. Aber das wird sich ändern mit dem Tage, wo das Proletariat zur Einsicht gelangt, daß die genossenschaftliche Betätigung eine ganz andere und bedeutungsvollere Aktion darstellt, als die Abgabe eines Stimmzettels.

Dann sei ferner hingewiesen auf die unzweckmäßige, unnütze Opfer an Energie erfordernde Art der heutigen proletarischen Haushaltung. Wie viel könnte da bei einiger Einsicht der Genossen an Kraftvergeudung erspart werden, wie viel rein materieller Nutzen könnte entstehen, wenn man zur Gründung von Haushaltungsgenossenschaften, Küchengenossenschaften überginge? Und was das Wichtige wäre: auf dieser materiellen Grundlage könnte der neue, menschenverbindende Geist erwachsen, den der Sozialismus braucht. Von selber kommt der nicht, und es ist eine alte Erfahrung, daß man nur im Wasser das Schwimmen lernt.

Und unsere Gewerkschaften hätten gleichfalls für den heutigen Tag die dringendsten Aufgaben zu erfüllen, an die man bisher noch kaum gedacht hat.

Die offiziell-sozialdemokratische Auffassung ist die, daß die Gewerkschaften nichts anderes sind und sein können als notwendige Zubehörteile der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Ihre Aufgaben sollen sich darauf beschränken, bis zu dem großen Tage, wo das Proletariat als Träger der politischen Gewalt den Kapitalismus aufhebt, dem Unternehmer möglichst viel an Mehrwert zu entreißen. — Dieser Auffassung entsprechend sehen wir denn auch, daß die gewerkschaftliche Tätigkeit sich darauf beschränkt, durch den Abschluß günstiger Tarifverträge die materielle Lebenshaltung des Arbeiters zu heben. Wenn aber der Arbeiter zu begreifen anfängt, daß das Warten auf den großen Umsturz ein schöner Traum ist, wenn er sieht, daß die politische Gewalteroberung nur schrittweise vor sich geht, wenn er fühlt, daß die durch die hierauf bewirkte Verstaatlichung und Kommunalisierung herbeigeführte Produktion durch den Staat mit einer idealen sozialistischen Produktion noch wenig zu tun hat, dann geht das nur-politische Machtideal allmählich flöten; dann wird die Zeit kommen, wo der Gedanke von der Uebernahme der Produktion durch die Berufsverbände zum Zentralpunkt der gewerkschaftlichen Ideologie wird. Man wird dann einsehen, daß Schritt für Schritt die Arbeiter sich die Fähigkeit der kommerziellen und technischen Leitung der Betriebe erobern müssen, daß wir aus der Anfangszeit des modernen Kapitalismus zu lernen haben, wie wir selber es anfangen müssen, um auf allen Gebieten in Produktion und Konsum einzudringen. Diesmal aber auf der höheren Stufe einer sozialistischen Wirtschaftspolitik. Gewiß werden sich dem gewaltige innere und äußere Hindernisse entgegenstellen, aber die werden den Charakter der Unüberwindlichkeit mit dem Augenblick verlieren, wo der Wille zur schöpferischen Tätigkeit anfängt, Wurzeln zu schlagen.

Was hier gesagt wird, können natürlich nur erste Anregungen sein. Der Einzelne kann sich über diese Probleme keine Klarheit verschaffen. Nicht so wird es kommen, daß eine gewerkschaftliche Zentralinstanz festlegt, dies oder jenes hat jetzt zu geschehen, sondern eine gewaltige Arbeit von gemeinschaftlichem Denken wird nötig sein, um im Einzelnen die Hindernisse kennen zu lernen, die zu überwinden sind, um im Einzelnen die Mittel zu finden, die zur Ueberwindung nötig sind.

Und nicht nur auf dem materiellen Gebiete versucht der moderne Arbeiter positiv-sozialistische Arbeit zu leisten, sondern auch auf dem geistig-seelischen Gebiet. Längst schon konzentriert sich das geistige Leben nicht mehr allein auf das Gebiet des Kampfes, sondern über den Kämpfer hinaus will der Arbeiter möglichst ganzer Mensch sein. Die ganze schöngeistige Literatur, die Kunst, die

Philosophie nimmt mehr und mehr sein Interesse in Anspruch. Das Beste und Größte, was die Weltliteratur bietet, will er in sein Fühlen und Denken aufnehmen. Er versucht sich klar zu werden über sein eigenes Wesen, sucht sich einzuleben in das Gefühls- und Triebleben der andern Menschen; es lebt in ihm der Wille, sein Innenleben zu kultivieren, daß er fähig wird, schon in unserer Zeit in möglichst hohem Grade sozialistisch zu leben.

Und damit Hand in Hand geht die direkt neuschöpferische Tätigkeit einer großen Zahl von Arbeitern auf allen Gebieten der Kunst und Literatur. Wohl haben wir bis heute etwas ganz Großes von einer proletarischen Kunst noch nicht bekommen, aber die Ansätze dazu sind überall da. Und während bei so vielen Produktionen aus der bürgerlichen Welt sich unverkennbare Symptome der Entartung zeigen, beginnt das Proletariat das Beste aus der Vergangenheit in sich aufzunehmen, umzugestalten und neu zu bereichern.

Längst haben schon alle diese Bestrebungen bestanden, aber die Bewegung ist dem nur in geringem Grade entgegengekommen. Die Gründe dafür haben wir kennen gelernt. Aber jeder, der es ehrlich meint, wird an dieser Stelle einsetzen müssen. Die Vorbedingung für ein klares aktives Handeln den Interessen der bürgerlichen Welt gegenüber und für Schaffung einer neuen Kultur, ist heute nicht mehr nur das reine Klassenbewußtsein, sondern das Menschheitsbewußtsein; das Gefühl, als Mitglied der aufsteigenden Klasse mitverantwortlich zu sein für den weiteren Gang der Geschichte. Dieses neue Bewußtsein, diese neuen Gefühle gilt es zu wecken.

Wir müssen abkommen von der historisch-materialistischen Denkweise in Bezug auf die Zukunft. Mag sein, daß die Menschen der Vergangenheit im Wesentlichen ihr Fühlen und Denken an ihren materiellen Bedürfnissen und Interessen orientiert haben; für die Zukunft soll und darf der materielle Egoismus nicht mehr die alleinige Triebkraft sein. Vielleicht wird man an dieser Stelle den Einwand machen wollen, daß die Kämpfertugenden leiden könnten, wenn die Arbeiterbewegung sich die Aufgabe stelle, das Individuelle, das Persönliche im Menschen zu wecken und zu fördern. So ist es aber gewiß nicht. Ein wirklicher, ganzer Mensch wird die materielle Misere und die Abhängigkeit in der bürgerlichen Welt noch viel stärker empfinden als der Nur-Kämpfer. Der Klassenkampf wird dadurch keineswegs ein retardierendes, sondern ein beschleunigendes Element hinzubekommen. Die Widerstandskraft gegenüber den Interessen der Bourgeoisie wird eine um so größere sein, je mehr seelisch und geistig hochentwickelte Persönlichkeiten wir in der Masse haben.

Bis heute war die Bildung innerhalb der Bewegung größtenteils eine Bildung nach der Schablone. Der weitaus größte Teil der bisherigen sozialistischen Literatur behandelt nationalökonomische

Tatsachen, Theorien und Probleme, und noch heute besteht vielfach die Ansicht, daß man ein guter Genosse nur dann sein könne, wenn man die ganze Kautsky'sche Literatur in sein Hirn aufgenommen habe. Diese Art der Bildung hat neben einigem Guten ihre größten Schattenseiten. Ihre Einseitigkeit führt dazu, eine aufgeblasene Wissenschaftlerei zu züchten, die alle Weltprobleme gelöst zu haben glaubt; zur Veredelung und Verinnerlichung, zur seelischen Entwicklung trägt sie nur in geringem Masse bei. Soweit die ökonomischen Erkenntnisse des Marxismus uns für den praktischen Kampf ein *wirkliches* Hilfsmaterial bieten, soweit mag man sie den Arbeitern vermitteln: aber darüber hinaus erwächst der Bewegung die Pflicht, den individuellen geistigen Bedürfnissen des Einzelnen in möglichst hohem Grade Rechnung zu tragen. Erfüllt die Bewegung diese Aufgabe, dann wird in den Massen immer stärker der Trieb erwachen, ihr Persönlichstes und Bestes zu entwickeln, aus dem Nur-Kämpfer wird der auch geistig genießende Arbeiter, aus dem Nur-Revolutionsmenschen der Kulturmensch. Und die weitere Folge davon wird sein, daß das Wollen der Arbeiterklasse sich auf eine *bestimmte* Richtung wendet: auf die Schaffung von neuen Lebensformen. Das Wesen von einer neuen Ordnung, von der man *nicht mehr glaubt*, daß sie kommen *müsse*, sondern die *man machen will*, wird deutliche und klare Formen annehmen. All die Schäden, die die Bewegung gezeitigt hat, wird man beseitigen, weil die Masse losgelöst wird von dem Gängelbande des Führertums, weil sie sich klarer als heute geworden ist über das, was sie will. Der anfängliche Glaube, den wir geschildert, der ist dem Proletariat schon längst abhanden gekommen, ein Ersatz dafür war bis heute nicht da. Aber das Fühlen, daß es *in der* Bewegung an etwas fehle, daß Neues und Großes kommen müsse, um statt des verschwundenen alten Enthusiasmus einen neuen zu erzeugen, existiert schon lange. Vielleicht geht man nicht fehl in der Annahme, daß gerade das vollständige Fehlen jeder Zielklarheit die Hauptschuld trägt an diesem vollständigen Versagen der Internationale in der jetzigen Krise. Alle ökonomischen Theorien haben es nicht vermocht, im Proletariat auch nur ein Quintchen Widerstand gegen den Lauf der Dinge zu erzeugen. Das sollte der Grund sein, daß auch der letzte Marxist und all die andern, die es ehrlich meinen, zu der Ueberzeugung kommen, daß wir wieder *einmal* umsatteln müssen, daß für die Zukunft unser *Hauptlehrsatz* nicht mehr lauten kann und darf: durch andere Verhältnisse zu andern Menschen, sondern: durch andere Menschen zu andern Verhältnissen. Oder, um auf ein anderes Wort von Friedrich Engels zurückzukommen, daß es unsere Aufgabe sein muß, möglichst viele Menschen zu schaffen, die den Sprung machen, aus „dem Reich der Notwendigkeit in des Reich der Freiheit". Aber nicht erst in einer fernen, erträumten Zukunft, sondern heute noch.

H. Kötting.

Was der Krieg leistet und was nicht.[1]

In den vorangehenden Ausführungen ist mehrfach die Ueberzeugung ausgesprochen, daß sich zwischen dem Deutschland, das künftig aus den Schützengräben zurückkehren wird, und dem daheimgebliebenen Deutschland eine große Kluft auftun werde: Der Krieg als Erlebnis und der Krieg als Zeitungslektüre sind eben doch zwei grundverschiedene Dinge. Während so viele unserer Gelehrten fortfahren, von der sicheren Stube aus der Menschheit den ewigen Granatenhagel als unentbehrliches Kulturmittel zu verordnen, hören und lesen wir immer wieder ganz anderes von denen, die seit Monaten das ganze Grauen, und gerade auch das Grauen des Einander-töten-müssens, mit dem eigenen Leibe und der eigenen Seele durchmachen. Auf der einen Seite wird ihre männliche Festigkeit im Durchhalten und ihre Siegeshoffnung immer stärker — auf der anderen Seite geloben sie sich alle im stillen: „Dies darf nie wieder geschehen, dies muß das letztemal gewesen sein, dies ist und bleibt ein Fluch und ein Entsetzen vor Gott und allen guten Geistern!" Dieses Bekenntnis und diese Entschlossenheit spricht ja auch untrüglich aus dem ehernernsten Gesichte unseres Kaisers. Tiefergreifend kommt dieser Ausblick auch zu Worte in den Sätzen, die der auf dem Felde gefallene Hauptmann Marschall von Biberstein vierzehn Tage vor seinem Tode aus dem Schützengraben an eine deutsche Zeitschrift[2] gesandt hat:

„Wer diesen Krieg in vorderster Linie mitkämpft, wer sich vergegenwärtigt all das Elend, all den unsagbaren Jammer, den ein moderner Krieg einesteils durch die entsetzlichen Geschoßwirkungen unserer heutigen Waffen aller Art, anderenteils indirekt durch den wirtschaftlichen Ruin von Hunderttausenden hervorruft, der wird sich zu der Ueberzeugung durchringen müssen, falls er sie nicht schon vorher gehabt: Die Menschheit muß den Krieg überwinden lernen, es ist nicht wahr, daß der ewige Frieden ein Traum sei und noch dazu kein schöner, es muß, es wird eine Zeit kommen, die den Krieg nicht mehr kennt, und diese Zeit wird gegenüber der unsrigen einen gewaltigen Fortschritt bedeuten. Wie menschliche Gesittung den Kampf aller

[1] In dieser Zeit, wo offenbar wird, was in den Menschen ist, wo nicht nur ganze Bewegungen, sondern auch sehr viele Einzelne, die man als Führer anzusehen gewöhnt war, versagen, indem sie sich vom Rausch der Tagesleidenschaft mitnehmen lassen und alles verleugnen, was sie bisher vertraten, ist es erquickend, solche zu sehen, die nicht umgefallen sind. Zu ihnen gehört Prof. Förster, der nun in München Wirkende. Er hat mit einer seltenen geistigen Tapferkeit und Freiheit von Anfang an einen Boden behauptet, der über dem Krieg liegt, seinen Landsleuten unerschrocken heilsame Wahrheiten gesagt und Christus Treue gehalten. Die wertvollsten seiner gedruckten Aeußerungen zu dem großen Thema sind zusammengefaßt in der Broschüre: „Die Jugend und der Weltkrieg" (Furche-Verlag, Kassel). Wir drucken mit gütiger Erlaubnis des Verfassers daraus den Schlußteil ab, der auf eine, wie uns scheint, außerordentlich treffende und tiefdringende Weise mit den Verherrlichern des Krieges abrechnet. Er wird von Vielen gehört werden, die wir nicht erreichen. Hoffentlich schämt sich da und dort auch ein kriegsbegeisterter Theologe vor ihm. Wir empfehlen die ganze Schrift von Herzen allen denen, die an dem Problem: „Christus und der Krieg" sich abmühen. Die Red.

[2] „Friedenswarte", Novemberheft.

gegen alle überwunden, wie der einzelne sich hat gewöhnen müssen, sein Recht beim Staate zu suchen, nachdem der allgemeine Landfriede Blutrache und Einzelfehde abgelöst, so wird auch die Entwicklung im Leben der Völker Mittel und Wege finden, um die auftretenden unvermeidlichen Konflikte, anstatt in den Formen des Krieges, in irgend welchen geordneten Verfahren zu erledigen, gleichgültig, wie wir uns die Einzelheiten denken wollen."

„Gleichgültig, wie wir uns die Einzelheiten denken wollen." Das Vermächtnis dieses gefallenen Helden wird in der Tat nicht durch die auf der Hand liegenden Einwände gegen ein internationales Schiedsgericht widerlegt. Die Einigung der Völker kann gewiß nicht bloß durch eine von außen kommende Instanz erreicht werden. „Leges sine moribus vanae." Die äußere Einigungszentrale muß von einem überwältigenden Willen zur Verständigung getragen werden. Wir dürfen aber hoffen, daß der innerste Wille der Völker zu solcher Verständigung durch die Erfahrungen dieses Weltkrieges, durch die die Größe und Dringlichkeit der nach internationalem Zusammenwirken rufenden Kulturaufgaben, so stark und so entgegenkommend werden wird, daß blutige Lösungen ganz von selbst unmöglich werden. Mit Recht sagt ein schweizerischer Dichter:

„Wer diese Hoffnung gab verloren,
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren;
Denn lebend ist er schon im Grab!"

Solche Hoffnungen werden natürlich um so mehr in den Hintergrund gedrängt, je mehr gerade die geistig leitenden Kreise der Kulturnationen den Krieg leicht nehmen. Und da muß nun doch einmal das größte Erstaunen ausgesprochen werden über die Art, wie sich viele deutsche Kulturträger heute in Zeitungen und Zeitschriften in uneingeschränkter Kriegsbegeisterung ausschwelgen. Ich meine nicht die berechtigte Begeisterung über die Großtaten unserer Truppen und unserer Heerführer. Ich meine vielmehr die ganz maßlose und kopflose Anbetung der religiös-sittlichen Kulturbedeutung des Krieges im allgemeinen. Das muß ja auch unsere Krieger ganz verwirren. Sie sind ausgezogen, ihrem Vaterlande und der Welt einen dauerhaften Frieden zu erkämpfen, in dem sich deutsche Kulturarbeit ungestört nach allen Seiten entfalten kann. Nun hören sie von tausend Zungen, welch unfruchtbares Elend doch der Friede sei und welche unerschöpflichen Segensquellen statt dessen der Krieg in sich trage. Ja, wofür sollen sie dann nun eigentlich kämpfen? Glauben die abstrakten Enthusiasten des ewigen Völkertotschlags denn, daß lebendige und beseelte Menschen dieses Zerstörungswerk monatelang ertragen können, wenn sie nicht ein ganz erhabenes Ziel im Auge haben: einen durchgreifenden Sieg der Kultur über die Barbarei, des Aufbauens über das Zerstören, der Gerechtigkeit über die Leidenschaft? Es kann sehr wohl sein, daß die menschliche Leidenschaft zu unergründlich tief gewurzelt ist, als daß jenes Ziel wirklich erreicht werden könnte — aber um so zielbewußter müssen dann doch eben alle Vertreter der Vernunft und der Religion dafür

arbeiten, dafür reden und dafür schreiben, daß der Krieg in seiner ungeheuren negativen Bilanz so klar erkannt werde, daß nur die gottentfremdete Leidenschaft ihn noch zu verherrlichen und zu begünstigen vermag. Gewiß sind viele Pazifisten selber schuld an der Abneigung tiefangelegter Naturen gegen die moderne Friedenspropaganda. Sie haben gegen den Krieg protestiert nicht im Namen von etwas unbedingt Höherem, als es der Krieg ist, sondern nur im Namen jenes bloßen „grünen Weideglücks", das Nietzsche mit Recht verspottet hat. Und eben weil sie nicht von einem heroischen Ideal ausgingen und dem Kriegsgeiste gegenüber einen noch universelleren und konsequenteren Heroismus vertraten, als es der kriegerische ist, so vermochten sie auch den sittlich positiven Seiten des Krieges nicht wirklich gerecht zu werden. Ich habe im Vorangehenden versucht, dieses Positive deutlich ins Licht zu setzen. Aber man kann in der Hervorhebung jener positiven Werte auch weit über das Ziel hinausschießen. Das ist in den letzten Monaten leider geschehen. Statt jenes Positive nur als leisen Trost inmitten des Unabänderlichen gelten zu lassen, oder als Elementarschule des Opfers und der Disziplin in Zeiten, in denen die allein lebenspendende Wahrheit noch nicht erschienen oder durchgedrungen war, hat man aus dem Kriege den eigentlichen Bringer jenes Opfersinnes gemacht, den das Christentum vergeblich verkündigt habe. Die ungeheuerlichen Illusionen, die sich viele Stubenmenschen in Bezug auf die sittlich-religiösen Gaben des Krieges machen, gehen in der Tat noch weit über den Utopismus hinaus, in dem auf der Gegenseite die extremsten Pazifisten schwelgen. Vielleicht lassen sich jene Kriegsenthusiasten künftig von den Heimkehrenden etwas mehr in die Wirklichkeit der Dinge einführen. Sie sehen nur den Opfergeist, die gewaltige Zusammenfassung der Willenskräfte, die ergreifende Einigung der Geister in der Stunde der Gefahr — sie denken aber nicht daran, wozu alle diese edlen Kräfte gebraucht werden, sie sehen nicht, daß diese Uebung im Dienste des Zerstörens, Tötens und Verstümmelns denn doch der menschlichen Natur — und vor allem den innerlich Haltlosen und Gefährdeten — ganz unvergleichlich größeren Schaden zufügt, als alle Disziplin und aller Heroismus wieder gut machen können. Auch dürfen wir die charakterstärkenden Wirkungen des Krieges schon deshalb nicht übertreiben, weil es sich um Opfer und um Willensleistungen handelt, die unter der Hochspannung gewaltiger Erregungen geschehen, die aber noch keineswegs die Gewähr geben, daß der Mensch nun auch ohne den äußeren Druck exzeptioneller Antriebe den Versuchungen des Lebens standhalten werde. Viele abstrakte Menschen, die ihr deutsches Volk vorher nie wirklich beobachtet haben, sind zweifellos durch die Eindrücke der Kriegszeit dazu verführt worden, alles dem Kriege zuzuschreiben, was an sittlichen Kräften längst im deutschen Volke lebendig war, was gerade in den Arbeitszeiten des Friedens gereift war und was durch den Krieg nur auf die große Bühne gebracht wurde. Wie unend-

lich viel Selbstlosigkeit, Disziplin und Idealismus, gerade auch der kleinen Leute, steckte doch in der jährlichen Arbeitsleistung des deutschen Volkes und ist nicht erst durch den Krieg erweckt worden, sondern lange vorher im Heroismus täglicher unscheinbarer Pflichterfüllung zutage getreten! Und man gebe sich nur ja nicht der Illusion hin, daß der Krieg mit all seinen großen Erregungen diesem Heroismus des Alltags förderlich werden wird. Vielleicht kann gerade das Gegenteil der Fall werden, wenn nicht große religiös-sittliche Kräfte gegen diese Gefahren aufstehen. Ueberhaupt werden mit der Zeit in den Tiefen des Volkslebens alle die geheimen destruktiven Wirkungen sichtbar werden, die der Krieg, auch der gerechteste, in den Tiefen des Volkslebens und der Volksseele hervorruft: Die furchtbare Erregung aller Haß- und Racheinstinkte, die Abstumpfung des Gefühlslebens, der nur sehr stark beseelte Naturen widerstehen, und endlich auch jene Umkehrung aller gewohnten Empfindungsweisen und Lebensgewohnheiten, die das Gewissensleben vieler Menschen so schwer und dauernd erschüttert. Hieraus erklärt sich auch, daß nach großen Kriegen so oft die sexuelle Moral ganz besonders verhängnisvoll gelockert erscheint. Kurz — die zweifellos vom Kriege geweckten und im Kriege betätigten großen sittlichen Kräfte sind auf die Dauer den durch den Krieg entfesselten dämonischen Gewalten in keiner Weise gewachsen. Daher weiß ja auch die Weltgeschichte niemals von einem sittlichen Aufschwung nach großen Kriegen zu erzählen, sondern fast immer nur vom Gegenteil — selbst nach Kriegen, die aus idealen Motiven geführt wurden. Wer daher den wirklichen, dauerhaften sittlichen Aufschwung seines Volkes will, der muß sich durchaus auf tiefere Einwirkungen stützen, als sie der Krieg hervorzubringen vermag, — jede übermäßige und einseitige Verherrlichung der versittlichenden Kräfte des Krieges aber lenkt von dieser Aufgabe ab und verleitet uns, von äußeren Schicksalen zu erwarten, was nur durch tiefdringende Innenarbeit ins Leben gerufen und am Leben erhalten werden kann.

Diese Betrachtung drängt zu einem Worte über die Stellungnahme vieler Bekenner des Christentums gegenüber dem Krieg. Gewiß war die Haltung vieler maßgebender Männer beider Konfessionen durchaus ernst und würdig. Und ganz besonders erfreulich waren die echt christlichen Worte des gegenwärtigen Papstes und recht geeignet, viele Modernisten des Kriegsrausches im kirchlichen Lager zur Besinnung zu bringen. Denn leider muß es gesagt werden, daß viele gläubige Christen in dieser Frage eine ganz unbegreifliche und mit dem Geiste ihres Bekenntnisses gänzlich unvereinbare Stellung eingenommen haben. Nicht etwa in ihrer Beurteilung gerade des deutschen Krieges, seines Rechtes und seiner Helden. Wohl aber in der allgemeinen Beurteilung des Krieges und seines Verhältnisses zur christlichen Verkündigung. Sie haben in einer Weise von der Wirkung des

Krieges auf Religion und Charakter geredet, daß man sich gestehen mußte: Nun, wenn das so ist, dann mag der Krieg zwar ein materielles Uebel sein; aber er ist dann doch der eigentliche Bringer des idealen Lebens, ja er vermag das, was der „Gottmensch" nicht vermochte, er ist also ein mächtigerer Gesandter Gottes, als der Stifter der christlichen Religion, und die richtige Konsequenz wäre dann doch, an Stelle der Liebe, die das Evangelium verkündigt hat, den großen Pädagogen „Krieg" ununterbrochen auf die Menschheit loszulassen. Schon im Vorangehenden wurde gezeigt, warum diese Bewertung des Krieges auf schweren Illusionen beruht. Wir alle haben wohl im Anblick der herrlichen Bewährung unseres Volkes in Waffen uns eine Zeitlang dazu hinreißen lassen, die ethischen Einflüsse des Kriegsgeistes weit zu überschätzen und die Kehrseite des Ganzen ebenso sehr zu unterschätzen. Es wird aber jetzt allgemach Zeit, daß wir wieder zur Vernunft kommen. Viele Christen haben es anscheinend ganz aus ihrem christlichen Gewissen verloren, daß dieser Weltkrieg eine ungeheure Blutschuld der Menschheit ist, für die jeder zur Rechenschaft gezogen werden wird, der irgendwie an ihr beteiligt ist. Uns ist durch das Leben und Leiden Christi die Liebe des Menschen zum Menschen, der Kampf mit unseren feindseligen Leidenschaften und Instinkten, als der einzig mögliche Weg zu Gott und zur Rettung unserer Seele offenbart worden: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet; dies ist mein Gebot, daß ihr einander liebet; dies gebiete ich euch, daß ihr einander liebet." Es heißt nun doch wirklich mit dem Heiligsten freventlich spielen, wenn man es so hinstellt, als gelte diese Offenbarung nicht auch als Forderung, Maßstab und Gericht für den Umgang der Völker. Als ob das Leben und Tun der Völker sich außerhalb der Einzelseele abspielte! Wir sind Gott für den Zustand unserer und unserer Brüder Seele verantwortlich, und wir wissen, was der Krieg aus unseren Seelen macht. Auch wenn heute Tausende Unschuldiger durch ihren Opfertod oder ihr Ausharren Heil für ihre Seele gewinnen, ja zur Religion geführt werden, so ist dieser geistige Gewinn doch mit so ungeheurem Schaden für zahllose schwächere Seelen draußen und drinnen verbunden und mit so unbeschreiblichem Leide für andere Menschen, daß man es nur Gott überlassen darf, aus solchem Geschehen Heil entstehen zu lassen. Der Mensch aber, der den Krieg leicht nimmt, der sich und andere nur an seiner Lichtseite berauscht — wahrlich, der hat den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist verloren, auch wenn er alles geistliche Wissen der Welt auf sich vereinigte. Nur wenn wir die Schuld des Krieges bis ins Mark unserer Seele empfinden und für unsere leiseste Mitschuld erbeben, nur dann werden wir uns auch wirklich vor jedem leichtfertigen Kriege hüten und in uns und in den Unsrigen jeden Uebermut unterdrücken, der uns am Ausbruch eines Kriegsbrandes mitschuldig machen könnte.

Die korsikanische Blutrache ist zweifellos eine größere Schule der

Tapferkeit, als unser modernes Gerichtswesen. Ist das ein Grund, die Blutrache beizubehalten oder bei uns einzuführen? Nein, wir müssen nach vorwärts, nicht nach rückwärts, wir müssen die ewigen Quellen des Heroismus flüssig machen, die im Christentum liegen, wir müssen vom Heroismus des Tötens zum Heroismus der Liebe und der Selbstbezwingung fortschreiten und von dort aus das Weichliche und Kleinliche in unserer Natur zu überwinden trachten. Wir müssen uns auch klar machen, daß hinter all dem übertriebenen Jubilieren so vieler Daheimgebliebener über die Kulturgaben des Krieges nur scheinbar eine heroische Lebensauffassung steht — in Wirklichkeit ist gerade das Gegenteil vorhanden. Oder ist es nicht in der Tat der Ausdruck eines bedenklichen Mangels an heroischer Kulturkraft, wenn man meint, alles das, was doch nur durch mühsame und gründliche Arbeit an den Seelen wirklich zu einem Kulturbesitz gemacht werden kann, das werde uns jetzt durch den Krieg wie durch einen deus ex machina geschenkt werden? Einigkeit, Opferkraft, Idealismus? Viele Christen sind heute in der Tat ganz aus dem Gleichgewicht gebracht worden dadurch, daß sie die geringen Resultate ihres jahrelangen mühsamen Wirkens mit all dem vergleichen, was der Krieg in drei Tagen aus dem deutschen Volke gemacht haben soll. Nur ruhig Blut! Die Riesenaufgabe des Krieges hat an den Tag gebracht, was im deutschen Volke steckte. Aber es kann sein, daß er, der große Vernichter, auch Vieles zerstört von dem, was sich ihm an sittlichen Kräften geweiht hat, und daß er viele Illusionen gründlich enttäuscht. Und daß wir uns jedenfalls in keiner Weise darauf verlassen können, daß er Aufgaben wirklich löst, die wir im Frieden noch nicht zu lösen vermocht haben. Warten wir ab, wie es mit der Einigkeit nach dem Kriege aussieht und ob die mächtig erregten Kampfleidenschaften nicht stärker sind, als die Erinnerung an die große nationale Weihestunde. Warten wir ab, wie es mit dem Opfergeist nach dem Kriege stehen wird. Der Heroismus des Schlachtfeldes ist etwas ganz anderes, als das Opferleben und die Selbstdisziplin des Alltags in Familie, Beruf und Gesellschaft. Was die religiös-sittliche Arbeit an uns selbst und an anderen im Frieden nicht zustande gebracht hat, das wird uns auch durch den Krieg nicht in den Schoß geworfen werden. Statt dessen werden aus den Tiefen der Kriegsfurie ganz ungeahnte Verhängnisse kommen, denen gegenüber wir alle heilenden Kräfte religiöser und ethischer Friedensarbeit ans Werk rufen müssen. Nicht durch den Krieg wird uns die Erneuerung des religiös-sittlichen Lebens geschenkt werden, nein, ganz im Gegenteil, erst wenn unser Christentum vom Kriegsrausch genesen sein wird und wenn wir in heilsamer Ernüchterung und Beschämung unsere Illusionen von Grund aus als solche erkannt haben werden — erst dann werden die Mächte des Evangeliums ihre Wunder zu entfalten beginnen. Und selbst die großen ethischen Kräfte, die zweifellos durch die Kriegsnot in Uebung gesetzt werden, auch sie können nur durch die

christliche Religion vor Entartung bewahrt und zum Siege über die auflösenden Gewalten des Völkerkampfes gebracht werden — und vor allem, sie können nur durch die Heiligungen und Uebungen der christlichen Religion zu wirklichem inneren Besitz der Seelen gemacht werden. Kurz, die Utopisten des Krieges, die den Krieg als den unentbehrlichen Erzieher der Menschheit feiern, sie übersehen ganz, wie äußerlich doch die Pädagogik des Krieges immer bleibt, wie sehr sie uns von ganz außergewöhnlichen Erregungen und Notwendigkeiten abhängig macht und wie verhängnisvoll sie dadurch doch im letzten Grunde unsere geistig-sittliche Initiative in der Bewältigung des normalen Lebens herabsetzt. Und sie übersehen, daß die disziplinierenden Kräfte des Krieges doch auf die Dauer unausbleiblich von den auflösenden Kräften überwogen und überwunden werden — denn der Krieg stammt ja doch letzten Endes aus dem Gegenteil von Disziplin, aus ungebändigten Leidenschaften und Instinkten, und diese seine Herkunft wird auch in der Gesamtbilanz seiner erzieherischen Leistung schließlich immer den Ausschlag geben. Und wer wollte bezweifeln, daß die erstaunliche Disziplin unseres kämpfenden Volkes doch weit mehr aus den vierzig Jahren intensiven und geordneten Arbeitslebens stammt, als aus dem Kriegsgeiste? Damit soll nicht zurückgenommen werden, was über die charakterbildenden Einflüsse der Kriegstradition gesagt wurde — aber man darf diese nicht überschätzen und die disziplinierenden Kräfte intensiver Kulturarbeit nicht unterschätzen.

Es ist gewiß ungeheuer schwer, über das Heil zu sprechen, das aus einem Unheil kommen kann. Gott bedient sich ja auch nicht selten der Schuld, um einen Menschen der inneren Stagnation zu entreißen. Werden wir deshalb die Schuld herbeiwünschen, sie für uns oder andere erstreben? Das wäre der sicherste Weg, ihrem Fluche auf ewig zu verfallen. Es ist nur Gottes Geheimnis und Kraft, selbst das Böse dem Guten dienstbar zu machen. Wir dürfen nur das Grauen vor der Schuld kennen. Nur dann vermögen wir aus der Schuld gerettet und geläutert herauszukommen. Genau so ist es mit der Weltschuld des Weltkrieges. Gewiß steht auch hinter ihr der allmächtige, allgegenwärtige Gott, der alles zu unserem Besten lenkt — wenn wir ihn in unserm Gewissen hören wollen. Aber wehe, wenn wir ihn nicht hören, den Sinn seiner Führung nicht erfassen wollen, ihn nicht da suchen, wo er wirklich waltet, nämlich in unserer Zerknirschung, im Schuldbewußtsein, in der Selbsterkenntnis, in der gemeinsamen Erschütterung des ganzen Menschheitsgewissens! Wehe uns, wenn wir statt dessen in pantheistischer Weise Gott mitten in der Weltschuld suchen, d. h. die Weltschuld in Weltsegen und Gottessegen und Gottesgabe umlügen! Wehe uns, wenn wir im Weltkriege nicht den ganzen unermeßlichen Abfall der Menschheit von Gott erfassen, wenn wir nicht ehrlich nach unserer fernsten und verborgensten Mitschuld suchen und uns innerlich von ihrem Fluche befreien!

Nur wenn wir in diesem Sinne unsere Seele ganz reinigen von allem Kriegsjubel, allem Kriegsrausch und aller verstohlenen Liebe zum Kriege, nur wenn wir ganz schlicht im Geiste des Notwehr-Krieges bleiben — nur dann können wir *in* unserem Kriege und *nach* unserm Kriege mit den höchsten sittlichen Mächten verbunden bleiben und ihres Segens teilhaftig werden!

In den vorliegenden Ausführungen ist das Deutschland vor der Front und das Deutschland hinter der Front mehrfach einander gegenübergestellt worden. Es scheint mir von größter Bedeutung, daß wir die ganz verschiedenen nationalen Aufgaben auseinander halten, die diese beiden Deutschland zu erfüllen haben: Das Deutschland *vor* der Front, das muß heute mit hart zusammengeschlossenen Lippen den ihm aufgedrungenen Zerstörungskampf durchführen bis zu einem ehrenvollen Abschluß. Das Deutschland *hinter* der Front, das hat eine ganz andere Aufgabe zu erfüllen. Wir haben die heilige Pflicht, die alte deutsche Kultur, für die unsere Krieger ihr Leben opfern, *in unserer Seele lebendig* zu erhalten, wir müssen ihre Würde, ihren Großmut, ihre völkerverbindende Kraft und Freiheit unangetastet bewahren und von der Kriegsfurie rein erhalten. Nur so wird die deutsche Kultur imstande sein, nach dem Frieden ihre Weltarbeit mit erhöhter Energie und Zielsicherheit in Angriff zu nehmen, nur so wird sie den gewaltigen sittlichen Aufgaben gewachsen sein, die die kommende Zeit an sie stellen wird.

Also mitten im Kriege stehen, dem Kriege das Seinige geben und doch die ewigen Güter der Seele und der Kultur hochhalten — das ist die Aufgabe unseres Tages. Und nur von da aus ist es möglich, auch aus dem Kriege ewigen Gewinn zu ziehen für die Seele und für die Kultur.

Fr. W. Förster.

Wintersonnenwende.

Der kürzeste Tag und die längste Nacht, das ist die Zeit der Sonnenwende. Tief und dicht lagern die Nebel über Stadt und Land. Die Sonne verbirgt sich hinter Schleiern: „Es ist nicht Nacht, es ist nicht Tag, es ist ein dämmernd Grauen." Aber unvermerkt, geheimnisvoll wendet sich die sonnenflüchtige Erde dem mütterlichen Gestirn wieder zu. Und der Sohn des Nordens weiß es trotz türmender Schneemassen und ragender Eiswände: es geht der Frühlingsblütenpracht entgegen. So auch im Leben der Völker. „Mitternacht heißt diese Stunde", aber die Mitternacht kündet den Morgen. Die Posaune des Weltkriegs soll der Hahnenschrei werden, der den Tag ansagt. Freilich, kein Hüter kann uns sagen, wie lang die Nacht noch währen soll. Und sie ist tief, die Nacht der Trauer

und des Todes. „Es war einmal", so lautet ein altes deutsches Märchen, „ein junger Fant, der Vater und Mutter verließ, um in die Welt hinauszuziehen. Da kam er in eine große Stadt, die war ganz mit schwarzem Tuch behangen, das Königsschloß, das Rathaus, die Kirche und alle Häuser waren schwarz verhüllt, denn es war eine große Trauer in derselbigen Stadt." So sieht es jetzt in den Ländern aus, die vom Krieg getroffen sind. Fast kein Haus, aus dem nicht gleichsam schwarze Schleier wehten. Alles leidet. Was der Mensch sein eigen nennt, ist in Frage gestellt: Gut und Blut, Geist und Seele und alles, was man die Schönheit des Lebens nennen könnte. Es ist eigentlich überflüssig, das weiter auszuführen. Oder soll ich von den wirtschaftlichen Schäden des Kriegs handeln, von den 80 Milliarden Mark, die der Krieg am Schluß des ersten Jahres gekostet haben wird, und von dem Elend der Arbeitslosigkeit, von den verschleierten Bankerotten, von den ungeheuren Schäden, die durch Verwüstung der Fluren, durch Zerstörung menschlicher Wohnstätten herbeigeführt werden? Soll ich von den Millionen junger, blühender Menschenleben reden, von unseren hoffnungsvollen Söhnen, die in den Sand gestreckt werden, als ob es taube Blüten wären? Ellen Key hat die Kriegsmaschinen, die jetzt ihre unheimliche Tätigkeit entfalten, mit landwirtschaftlichen Mechanismen verglichen: eine Sämaschine ist in Gang gesetzt, aber sie sät nicht Körner, sondern totbringende Kugeln, eine Erntemaschine fährt durch die Halme, aber was sie erntet, das sind nicht Garben, sondern Menschenleichen. Soll ich von den geistverwüstenden Folgen des Kriegs reden, von der Verrohung der Sitten, von dem nationalen Größenwahn, von diesem Götzendienst, wie er mit der jeweiligen Regierung getrieben wird, als ob auf sie das Wort angewendet werden könnte: „Treu ist sie und kein Böses an ihr, gerecht und fromm ist sie"? Oder soll ich die Kriegspsychose schildern, die Greuelgeschichten erfindet und glaubt, aber z. T. auch wirklich tut, sofern die Tobsuchtsanfälle nun einmal zu den möglichen Kriegserscheinungen gehören? Soll ich endlich klagen über die Zerstörung der Schönheiten des Lebens? Es ist wahr, die Kultur als solche läßt sich nicht mehr vernichten. Wir werden auch nach dem Krieg in Häusern wohnen, uns in Kleider hüllen und mit Löffeln essen, aber die Feinheiten der Kultur, das aromatische Bouquet des Kulturweins dürfte zum Teufel gegangen sein. Nicht nur prachtvolle Denkmäler und unersetzliche Kunstwerke werden zerstört; die ganze Geistesart der Zeit wird, wenn nicht bald die Sonnenwende kommt, eine andere, rauhere, wildere geworden sein. Kraftprotzentum auf der einen, mattherzige Mutlosigkeit auf der andern Seite wird der Zeit ihr Gepräge geben; und ein verzerrter Zug wird noch lange um den Mund der Menschheit spielen. Man hat dem Krieg auch schon luftreinigende Wirkung zugeschrieben, als ob er uns von allerhand Miasmen befreite. Wenn er nur nicht schlimmere Bazillen erzeugt, als diejenigen, die er wegnimmt!

Wir könnten den Jammer nicht mit ansehen, wenn wir nicht die Hand zum Himmel heben und den Schwur leisten dürften, alles daran zu setzen, um einen Damm zu bauen, der dem Meer des Verderbens Halt gebieten müßte. Wie wird es aber werden, wenn es dem friedliebenden Teil der Völker nicht gelingt, seine Meinung durchzusetzen? Dann wird der Weltkrieg wieder durch einen Gewaltfrieden beendigt werden, wobei der Sieger dem Besiegten den Fuß auf den Nacken setzen und Dinge von ihm verlangen wird, die als Demütigung und Verletzung geheiligter Menschenrechte empfunden werden, und also den Keim zu neuen Kriegen in sich schließen. Dann wird auf der einen Seite der Siegerübermut sich breit machen, auf der andern wird der Rachedurst wie die Gewitterschwüle über dem grünverschlammten Dorfteich brüten. Und dann wieder Kriegsvorbereitung und Kriegsausbruch, bis die Menschheit sich wirklich ihr eigenes Grab gegraben haben wird.

Die Hoffnung, daß eine direkte Einwirkung sittlicher Kräfte auf den Friedensschluß möglich sein werde, ist nicht sehr groß. Die Machthaber sind nicht gewohnt, die sanfte Stimme der Menschenliebe zu hören. Bisher hat immer die Gewalt bei der Regulierung von Grenzen und Befugnissen der Völker das letzte Wort gesprochen, und sie wird es auch voraussichtlich diesmal sprechen, wenn nicht die Herzen der Fürsten wie Wasserbäche sind, die in ein neues Bett geleitet werden. Im allgemeinen wird es gelten: wer vom Krieg die Herstellung der Gerechtigkeit erwartet, der gleicht dem Mann, der von dem Ausbruch eines Vulkans eine ausgleichende Wirkung für die Erdoberfläche erhofft. So werden wir also unsere Hoffnungen auf spätere Zeit vertagen müssen.

Dennoch werden wir einer umso gründlicheren Neugestaltung der Dinge entgegengehen, je tiefer wir die Kriegsursachen erfassen, und je wirksamer die Mittel sind, die wir dagegen anzugeben wissen.

Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß die Kriege der Neuzeit durch die einseitig nationale Interessenpolitik, mit den damit verquickten Handels- und Konkurrenzkämpfen, aus der immer weiter ausgreifenden imperialistischen Politik, aus dem Rüstungswettlauf und aus dem Gruppensystem mit seinen feindseligen Spitzen entstanden sind. Solange die nationale Interessenpolitik noch das A und O der staatsmännischen Weisheit darstellt, solange immer ein Staat auf Kosten des andern sich zu entfalten strebt, ist der kriegerische Zusammenstoß natürlich unvermeidlich. Das eine Volk wird unter diesen Umständen aktiv, d. h. kriegerische Politik treiben, um an das Meer vorzudringen, das andere wird zuerst einen diplomatischen, dann einen kriegerischen Vormarsch beginnen, um die von ihm getrennt lebenden Stammesgenossen mit sich zu vereinigen, das dritte läßt der Welt keinen Zweifel darüber, daß es sich kolonial auszudehnen wünscht, und eine energische Gegenwehr anderer Inter-

essenten als Kriegsfall betrachten würde. Die beständige Kriegsgefahr, in der wir leben, wird erst beschworen werden, wenn die nationale Interessenpolitik durch eine international orientierte Rechtspolitik ersetzt wird.

Es ist nicht einzusehen, warum ein Volk nicht eher auf dem Weg eines materiell gedachten Rechts, als auf dem der brutalen Gewalt seine Interessen sollte wahren können. Was die Handelsfrage betrifft, so ist es selbstverständlich kein friedensförderndes Beginnen, wenn ein Volk darnach strebt, unter Vernichtung fremder Volksexistenzen, den ganzen Welthandel an sich zu bringen. Man sollte überhaupt sich hüten, die Bedeutung des Außenhandels zu überschätzen. Der deutsche Bodenreformer Damaschke hat berechnet, daß wenn jeder deutsche Familienvater pro Tag 3 Mark mehr als bisher auszugeben hätte, die deutsche Produktion infolgedessen einen Mehrabsatz von 14 Milliarden Mark finden würde, also 4 Milliarden mehr, als der vielgerühmte Export einbringt. Man sollte also den inländischen Markt stärken, um im Kampf um den ausländischen Markt weniger anspruchsvoll zu werden. Im übrigen glaube ich, daß man einmal darauf wird verfallen müssen, den auswärtigen Markt zu kontingentieren, wenigstens soweit reine Quantitätswaren wie Zucker, Sprit, Getreide u. s. w. in Betracht kommen. Werden dem deutschen Großhändler gewisse Gebiete als seine Domäne eingeräumt, so wird er nicht mehr auf den englischen Kaufmann stoßen, der vielmehr seine eigenen Handelsemporien weiter ausbauen würde. Daß die Eroberung des Weltmarkts durch ein einzelnes Volk eine Chimäre ist, geht schon daraus hervor, daß schließlich ein Volk wie das chinesische bei voller Industrialisierung allein im Stand sein müßte, den Bedarf der ganzen Welt an Industriewaren zu decken. Und das ist eine Zukunftsperspektive, die für keinen Westeuropäer verlockend sein dürfte. Die imperialistische Politik aber wird überwunden werden, wenn die Machtrivalität unter den Staaten überflüssig gemacht sein wird durch den Rechtsschutz, den sie einander gegenseitig gewähren müssen. Heute fürchtet jeder Staat die Machterweiterung seines Konkurrenten, weil sie zu seinem Nachteil mißbraucht werden kann. Wird erst einmal jedem Staat sein Besitzstand und eine seinen Bedürfnissen genügende Interessensphäre zugesichert sein, so wird er keinen Vorteil mehr darin sehen, seine Machtsphäre mit den ungeheuerlichsten Opfern an Gut und Blut zu erweitern. Das Gruppensystem und das Rüstungsproblem hängen aufs engste unter sich zusammen. Die einander feindselig gegenüberstehenden Mächtegruppen mußten eben um ihrer Rivalität willen bis an die Zähne gewappnet sein, und sich gegenseitig im Rüstungswettkampf zu überholen suchen. Wird aus den beiden europäischen Staatengruppen einmal ein einheitliches System, werden aus den Konkurrenten Associés, so wird auch die Zeit gekommen sein, das Rüstungsproblem zu lösen. Es wird sich dann

darum handeln, jedem einzelnen der verbündeten Staaten Europas diejenige Quote zum Schutz der gemeinsamen Kultur zuzumuten, die seiner Steuerkraft entspricht. Damit aber wird die Rüstung den Charakter des nationalen Hoheitsrechts verlieren und zum internationalen Servitut werden.

Aber all das wird ja wohl erst dann Gestalt gewinnen, wenn die sittlich-religiöse Erneuerung, die wir erstreben, sich durchgesetzt haben wird. Das Verhängnis, das über der Entwicklung der Menschheit seit der Erscheinung Christi schwebt, ist die Unfähigkeit der Religion, die Wirklichkeit zu durchdringen, oder, was auf dasselbe hinauskommt, die Unfähigkeit der Welt, sich von der Religion umgestalten zu lassen. Nur daraus erklärt sich, daß Kriege, diese diabolischen Verneinungen der Lehre Christi, noch möglich sind. Es ist doch so unendlich einleuchtend, daß wir mit dem Kriegszustand, in dem wir uns befinden, dem Sinn Christi direkt und absolut widersprechen. Will man die Lehre Christi auf wenige Hauptpunkte zurückführen, so lassen sich ja wohl drei Prinzipien unterscheiden: der Wille Gottes, der seine Richtschnur war, das Reich Gottes, das sein Ziel war, die Liebe zu den Brüdern, die sein Motiv war. Unter dem Willen Gottes verstand er das: „Du sollst nicht töten, nicht stehlen, nicht lügen." Es ist überflüssig, auszuführen, wie sehr diesen Geboten im Kriege millionenfach widersprochen wird. Unter dem Reich Gottes meinte er ein Reich der Ordnung, des Friedens, der Gerechtigkeit. Und wir, statt daß wir vor allem nach dem Reich Gottes trachten würden, um dessen Kommen wir im Vaterunser bitten, wir trachten nach den Reichen dieser Welt, die so groß sein sollen, daß die Sonne darin nicht untergeht. Christus konnte nicht hassen und der Beweggrund seines Handelns war lautere, hingebende, verzeihende Liebe, auch gegen den Feind. Wir aber wollen die Feinde hassen mit abgrundtiefem Haß, mit unversöhnlicher Rachgier. Und die Kirche, statt daß sie sich ihrer universalistischen, völkerverbindenden Aufgabe bewußt wäre, wird zur Nationalkirche und bittet um Sieg, d. h. um den Untergang der Feinde, die doch auch zu den von Christus zu erlösenden Menschen gehören. Wenn die Kirche sich nicht auf ihre Aufgabe besinnt, so muß eine Erneuerung der Religion kommen, die an den alten Domen vorbeiarbeitet und das Reich Gottes außerhalb des Schattens der Kirche baut.

Der neuen Weltanschauung hat ein Mann wie Goethe, dieser Deutscheste der Deutschen, der vielleicht auch der Menschlichste unter den modernen Menschen war, vorgearbeitet. In seinem Märchen von der grünen Schlange zeigt er, wie die beiden Reiche, das der Wirklichkeit und das des Ideals, durch den Strom des Weltgeschehens von einander getrennt sind. Auf der Seite der Wirklichkeit befindet sich der unterirdische Tempel, in dem die drei Königsbilder aufgestellt sind: der kleine goldene König, der die Weisheit

bedeutet, der silberne, der den Glanz darstellt und der eherne, der die Macht repräsentiert, — eine Art Barbarossareich, von dessen Kaiser die alte Sage geht: „Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit und wird einst wiederkommen mit ihr zu seiner Zeit." Das klingt sehr ideal, ist aber durchaus realistisch gemeint, denn derartige Reiche, in denen sich ein wenig Weisheit mit Glanz und Macht vereinigt, sind etwas Alltägliches auf Erden, und die Nötigung zur Reichsbildung ist tief im Wesen der Menschheit verwurzelt. Was aber dem Reiche fehlt, das ist das Ideal, das Goethe in der Gestalt der jenseits des Stroms wohnenden schönen Lilie symbolisiert. Die Frage ist: wie kommt das Reich der Welt mit dem Ideal der Liebe, der Gerechtigkeit, des Friedens zusammen? In Goethes Erzählung wird eine wundersame Brücke über den Strom geschlagen, wahrscheinlich ein Symbol der Volksaufklärung. Fast zu gleicher Zeit setzt sich, wie es eben nur in einem Märchen zu gehen pflegt, der Tempel mit den drei Königsbildern wie auf einem unterirdischen Fluß, dessen Lauf quer zu dem Strom der Weltgeschichte zu denken ist, in Bewegung und taucht in dem Reich der schönen Lilie, im Reich des Ideals auf. Der unterirdische Gang aber, in dem der Tempel sich durchsetzte, ist wohl nur ein Sinnbild der religiösen Erneuerung. So ist denn der Strom durch die Brücke der Volksaufklärung von oben und durch den Gang der Erneuerung von unten gleichsam in den Schraubstock genommen, gebändigt und gezähmt, ja mit Erneuerungskräften erfüllt. Der Sinn des Dichters aber kann wohl kein anderer sein, als der, daß der Versuch gemacht werden müsse, einen Querschnitt im Strombett der Geschichte anzubringen ähnlich wie das Christentum dasselbe dem Verderbensstrom des römischen Reichs gegenüber versuchte. Daran zu arbeiten, muß die Aufgabe der nächsten Zukunft sein. Sobald diese Aufgabe in Angriff genommen wird, haben wir das Recht, Wintersonnenwende zu feiern. O. Umfrid.

Vox in deserto. II.[1]

Ich spreche für die Angehörigen der kriegführenden Nationen und auch für andere, für die, welche über den Krieg schreiben und solche, die von ihm lesen, für die Empfänglichen und stillen Nachdenklichen — aber auch für Euch spreche ich, literarische Kriegsapostel, Sänger großer Waffentaten. Bildet Euch nichts ein auf Eure Künste! Ihr, die Ihr die Helden des Schlachtfeldes feiert, Ihr feiert den Mord.

[1]) Diese Aeußerung stammt von dem gleichen Verfasser, wie der unter diesem Titel erschienene Beitrag im Februarheft. Vgl. die dortigen Bemerkungen über ihn.

Opfer sind sie, Eure Helden, bedauernswerte Opfer, jeder ein Christus nur seiner Gottheit entkleidet, und Ihr kreuzigt ihn, Ihr reicht ihm den Schwamm mit Essig und durchbohrt ihn mit der Lanze. Opfer sind sie, wie er, nur daß nicht neues Leben blüht aus ihrem Tode wie aus seinem. Ja, und wenn dann die Qual vorüber ist, wenn sie das Haupt geneigt haben und verschieden sind, dann kommt Ihr und befestigt die Tafel am Kreuzesstamm und setzt die Inschrift „König". Wahnwitz ist Euer Beginnen, aber Ihr gefallt Euch darin. Wohlan, so ergreife die Leier, Poet, stimm an dein Heldenlied — ein Röcheln geht durch die Nacht.

Die nüchterne Wirklichkeit da draußen ist ganz anders, ein Totentanz, Zerstörung und Skelette, weiter nichts. Und kein Mensch, der sie sehen will, diese Wirklichkeit, keiner, der sich bewußt ist, mit an ihr schuld zu sein. Das Grauen sehen sie nicht, des Volkes Opfermut und Hingebung decken es zu; die Schuld fühlen sie nicht, Heldentum allerwegen wischt sie aus. Aber nehmt einmal den Glorienschein weg, reißt das schillernde Kleid herunter, was bleibt übrig?

Mütter, Ihr habt Eure Kinder zum Spiel als Krieger herausgeputzt; fühltet Ihr damals, was es bedeutet?

Betende, Ihr fleht um Größe für dieses oder jenes Volk; konntet Ihr nicht flehen um die Wahrheit des Menschen?

Weltleute, die Ihr nicht die Hände faltet, Ihr seid aufgeklärt, Ihr braucht den Verstand; konntet Ihr ihn nicht brauchen um zu erkennen wie not es tut, in sich selbst hineinzublicken und sich verantwortlich zu fühlen für das Blut, das am Boden rinnt und sich mit dem Staube mischt?

Du hast also eine Kleidermode für den Krieg, Weib, Du kleidest Dich nach militärischem Schnitt, Du denkst jetzt an Deine hundert Aeußerlichkeiten, an Deine Liebschaften ohne Liebe, mit denen Du den Namen der Gattin und der Mutter vermehrst. Schaut einmal in Euren Spiegel, unter Eure Schminke, tief in Eure Augen — dort auf den Feldern liegen Menschenleiber herum, sie liegen am Regen im Schmutz, erstarrt im Tode — Eingeweide hängen an Bäumen, traurige Ueberreste verfaulen irgendwo, keine Bergungsmannschaft hat sie gefunden. Sie waren Eure Väter, Eure Gatten, Eure Brüder, Eure Geliebten.

Was habt ihr Ihnen beim Abschied gesagt, was habt Ihr für Euch selber denken müssen? War's nicht das, daß Ihr bei gutem Willen Euch manchen bittern Gedanken hättet ersparen können? Habt Ihr Euch nicht ein bischen geschämt über Eure eigene Enge und Kleinheit? Hat es Euch nicht bedrückt, daß Ihr so selten verstanden habt, die siegreiche Gotteskraft der Freiheit und Güte zu gewinnen? Und jetzt, seid Ihr nun so, wie Ihr möchtet? Seid Ihr's in jedem Augenblick Eures Lebens, seid Ihr's in Eurem kleinen Kreise, seid Ihr Euch selbst, fühlende Frauen, liebende Menschen von ganzer Seele und von ganzem Herzen? Ich weiß es nicht, ich zweifle.

Der Keim zu dem großen Unglück war in uns allen. Jeder Einzelne hat seinen Teil der Verantwortlichkeit und hat ihn voll und ganz. Auch Du, ob Du fern bist vom Schlachtfeld, sollst sprechen: „Ich morde in diesem Augenblick. Meine Hände sind schuldig, schuldig ist mein Geist, schuldig mein Herz, das nicht rein ist!" Du möchtest Dich lossprechen und redest von Zwang und Staatsgesetzen, es hilft Dir nichts, Du bist als Mensch geboren. O, dieses Wort Mensch, das nichts entschuldigt! Mannigfach sind Deine Gedanken und Wünsche, und Deine Hauptsorge ist: glücklich zu sein; aber vergiß nicht, Glück und Unglück gehen vorüber, sie zerfallen, wie hier (an der Front) Städte zerfallen, wahrhaftig ist einzig das Leben, der Weg, den die Natur vorzeichnet und Gott uns gehen heißt.

Anstatt zu ihm zu flüchten, ihm Deine Klagen zu klagen und Deinen Jammer zu jammern, bring ihm lieber das volle Geschenk Deiner Arbeit. Was hast Du zu bieten? Du meinst zu leben, ich glaube fast, Du täuschest Dich, Du sollst es erst einmal versuchen, Du sollst anfangen, leben sollst Du mit bewußtem Lebenswillen.

Aber was sagst Du wohl zu dem allem, braver Bürgersmann mit deiner grausamen Behaglichkeit? Du begreifst nicht, was ich fasle, Du lebst ja doch; ich rede in Rätseln und das stört Dir den Genuß, Du wirst ungehalten. Gut, das wollte ich eben: stören will ich Dich. Also noch einmal: Dein Sohn ist vielleicht tot, gefallen wie hundert andere; welcher Nationalität er war, weiß ich nicht. Du weinst, Dein Sohn war's, sie haben ihn Dir gemordet, die Schurken! Sein Blut schreit zum Himmel, Rache ist Dein Gedanke, der Haß steigt in Dir auf, riesengroß, er pocht Dir ans Herz und reißt Dich fort .... Unseliger, schlag an Deine Brust, denn Du hast selber auch an der Waffe geschmiedet, die den Todesstreich gegen Deinen Sohn führte. Du dachtest an Dein Geld, Deinen Landbesitz: dort im Garten hat Dein Sohn als Knabe einst gespielt. Auch an Deine Ideale dachtest Du: Du hattest also solche, die Dir wichtiger waren als er, Du hast ihn ja geopfert für sie. Oder hast Du nicht eingewilligt, daß er ging, fühltest Du nicht sogar Vaterstolz? Also, wen willst Du anklagen? Selber hast Du Dein Unheil gestiftet, selber Dein Elend verschuldet, verblendeter Tor!

Wirf einmal alles von Dir, mein Freund, alle Deine Vorurteile und Standpunkte, werde wie nackt, denk einmal hinweg über Deine Rasse, über deine Nation, über Deine Familie, immer weiter, bis Du Dich selbst findest, dann wirst Du auch den Menschen gefunden haben, Deinen Bruder — Fleisch von Deinem Fleisch — der Dir gleicht wie ein Saatkorn dem andern.

Wollen wir zusammen ein kleines Experiment machen? Nimm Deinen Mut zusammen, ergreif diese Nadel, nein, nicht Angst haben! Ein Stich in den Oberarm, so; was seh ich, Du bist bleich geworden? Da, ein kleines rotes Tröpfchen, Blut nennt man den Saft, mein

tapferer Freund. Hat's eigentlich weh getan? Es scheint, Du hast das Gesicht verzogen, armer Kerl!

Im Ernst, nicht wahr, es ist merkwürdig, wie dieser rote Tropfen allen andern gleicht! So sehr, daß man meinen könnte, es sei Dein Blut, das in diesem Augenblick aus den tausend Wunden fließt, die auf dem Schlachtfeld geschlagen werden. Wirklich Dein Blut! Nur fühlst Du keine Schmerzen, weil nicht Du es bist, der die Verletzung davontrng. Und doch hat der Nadelstich Dir weh getan. Ja, mein Freund, wenn Du hier wärest und Deine Hände tauchen könntest in die frischen, noch rauchenden Wunden der Menschen, Du würdest glaube ich in einem Tag begreifen, was für Aufgaben das Leben für dich bereit hat, welche Arbeit es von Dir fordert.

Werden Dir die Augen endlich aufgehen? Wird Dein Herz nun zu schlagen anfangen? Wirst Du die Binde zerreißen, mit der verruchte Hände Deinen Blick verhüllt haben? Du muß es tun, mußt es wollen! Es wird eine Zeit kommen, da wird alles gesühnt werden, die Hände werden ihre Verruchtheit büßen. Ein Gericht kommt über alle Menschen, es ist schon da. Wenn dann die Stimme des Anklägers aus den Eingeweiden der Erde dringt, wenn sie dröhnt, daß die Erde unter ihrem Dröhnen erschauert, dann habe den Mut nicht die Ohren zuzuhalten, mögen sie Dir auch gellen! Die Stimme ist da, sie redet laut, wer Ohren hat zu hören, der höre.

Ein Dokument christlichen Erwachens.

Die Kirchenpflege der Gemeinde Wipkingen, die eine der stadtzürcherischen Kirchgemeinden ist, hat an sämtliche Kirchenpflegen des Kantons Zürich einen Appell gerichtet, den wir hiemit abdrucken. Das Dokument spricht für sich selbst und könnte durch einen Kommentar nur verdorben werden. Wir beschränken uns daher auf folgende Bemerkungen:

1. Nach unserer Meinung sollte dieser Weckruf an alle schweizerischen Kirchenpflegen ergehen.
2. Der Verfasser ist ein „Laie".

Und nun das Dokument!

An die tit. Kirchenpflegen des Kantons Zürich.

Unsere Kirchenpflege besprach im Laufe des vergangenen Winters und Frühlings in besonders hierfür angeordneten Zusammenkünften wiederholt allgemeine kirchliche Fragen und insbesondere die Stellung unserer Kirche bei der gegenwärtigen Weltlage.

Die Diskussion bestätigte dabei die Auffassung, die ein Mitglied der Pflege in den beigefügten Thesen zum Ausdruck gebracht hat. Durchdrungen von dem

einzigartigen Ernst der heutigen Verhältnisse für unsere Kirche sowohl wie für unser Vaterland, ja die gesamte abendländische Kultur, bitten wir Sie, die darin ausgesprochenen Gedanken zu erwägen und dazu Stellung zu nehmen.

Wir glauben, daß der Augenblick gekommen sei, da entgegen der herrschenden materialistischen Weltauffassung eine tiefere Besinnung und Neuorientierung der Gesellschaft an den ursprünglichen christlichen Grundsätzen stattfinden muß. Insbesondere scheint es uns die Aufgabe unseres Volkes zu sein, das ja wegen seiner Neutralität und seiner Eigenschaft als Kleinstaat nicht in Versuchung kommen kann, sich in die Welthändel zu verflechten, mit den positiv ethischen Grundsätzen im Völkerleben Ernst zu machen. Wir glauben auch, daß heute in weiteren Kreisen dafür Verständnis herrscht, als dem oberflächlichen Blick scheinen mag. Doch wie dem auch sei: Auf alle Fälle ist es die Aufgabe der Kirche, eben in dieser Zeit die Forderungen des Evangeliums in ihrer ganzen grundsätzlichen Tiefe zu vertreten.

Es will uns aber scheinen, daß dies nicht immer mit der wünschenswerten Unerschrockenheit und Entschiedenheit geschehe; daß zuviele Kompromisse mit den herrschenden Meinungen des Tages geschlossen werden. Das drängt uns zu unserem Vorgehen.

Nicht richten wollen wir. Wohl aber möchten wir allen kirchlichen Behörden die Frage ins Gewissen schieben: Was verlangt in dieser ernsten Zeit das Evangelium, und was tun wir, um seinen Forderungen Gehör zu verschaffen?

Mit aller Hochachtung!

Für die Kirchenpflege Wipkingen,

Der Präsident: **L. Streuli-Hoën.**

Der Aktuar: **E. Buess.**

Zürich-Wipkingen, im Juni 1915.

Thesen über Kirche und Abrüstungsfrage.

I.

Die unüberbrückbare Kluft zwischen dem human-christlichen Empfinden und der Ausübung des Waffenhandwerks ist uns in diesen Kriegsmonaten zum tiefen Erlebnis geworden: hier die unbedingte Heilighaltung des Menschenlebens, dort die Verpflichtung zum Massenmord.

Auch unsere Stellung als Neutrale ändert diese Spannung zwischen christlichem und militärischem Geist nicht; denn auch der Neutrale ist bereit, unter Verleugnung des Grundsatzes der Nächstenliebe, egoistisch-materielle Interessen mit Waffengewalt zu verteidigen.

Es ist klar, daß der christliche Brudergedanke vor keinen Landesgrenzen halt machen darf, sondern in der Milderung und schließlichen Ueberwindung aller wirtschaftlichen, sozialen und nationalen Gegensätze sich betätigen muß.

Selbst wohlverbriefte nationale Vorrechte verblassen, wenn sie nur aufrecht erhalten werden können durch Vernichtung von Menschenleben, die nur der blinde Zufall militärischer Gewalt uns gegenüberstellte. Gemildert wird die Furchtbarkeit einer solchen Lage nicht, wenn andere das Mordgeschäft für uns besorgen.

Auf alle Fälle bildet die unsagbare Verelendung großer Menschenmassen eine solche moralische Belastung gerade des Siegers, daß ohne künstliche Züchtung des nationalen Patriotismus sich bald nur noch ein paar gewissenlose Kriegsinteressenten gegenüberstünden.

Heute mahnen die stets raffinierter werdende Mordstechnik, der stets größeren Umfang annehmende Rüstungswahnsinn und die daraus hervorgehende Bedrohung der ganzen menschlichen Kultur zu besonderem Aufsehen.

Wird so der Zwiespalt zwischen christlichem Empfinden und militärischem Vorgehen selbst für den einfachsten Bürger immer unerträglicher, so sollte vorab von der Landeskirche erwartet werden, daß sie sich ihrer Aufgabe, die nur in der Belebung und Vertiefung des religiösen Empfindens bestehen kann, bewußt sei. Dem ist aber nicht so. Nicht nur sehen wir einzelne Geistliche sich zu Anwälten kriegerischen Geistes aufwerfen, sondern die Kirche selbst billigt durchwegs militärische Maßnahmen, nicht nur durch ihr passives Verhalten in prinzipieller Hinsicht, sondern auch durch Entsendung von Feldpredigern in Kriegs- und Friedenszeiten. Dabei wird ihnen offenbar weniger die Aufgabe zugemutet, in dieser Umgebung Vertreter des christlichen Prinzips zu sein, als vielmehr der Organisation höheren Schwung zu verleihen und den sogenannten patriotischen Geist der Truppen anzufeuern.

II.

Aus der Natur tritt uns das harmonische Zusammenspiel aller in ihr wirkenden, schöpferischen Kräfte entgegen. Ein schöpferisches Zusammenspiel aller menschlichen Kräfte wird auch allein die Erhaltung des Gesellschaftsverbandes ermöglichen. Der gegenwärtige Krieg zeigt uns, wie weit wir davon entfernt sind.

Wie in frühesten Zeiten ist jede Partei darauf bedacht, den Gegner völlig zu vernichten. Gemeinschaftlich aufgestellte Völkerrechtsbestimmungen werden nicht innegehalten. Feierlich beurkundete Verträge werden nicht respektiert. Das gegebene Wort hat seinen Wert verloren. Noch in frischer Erinnerung steht der Ausspruch eines im Kampfe stehenden Generals: „Für ein zerstörtes Dorf die Zerstörung von drei feindlichen Dörfern." Man fühlt sich zurückversetzt in das Zeitalter der Barbarei.

Die Zeitepoche Mosis muß uns moralisch höherstehend erscheinen, denn der damals aufgestellte Grundsatz: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn" bedeutet, in Verbesserung früherer Zustände, die Einschränkung der Blutrache auf gewisse Grenzen.

Weit tiefer jedoch klafft der kulturelle Unterschied zwischen unserer Zeit und der ersten Christengemeinschaft, deren Gründer jede Rache und Anwendung von Gewalt verwarf. Vielmehr sollte in Konfliktsfällen durch die Haltung des geistig Ueberlegenen auch der Gegner gehoben werden. Dieser höchste Standpunkt findet seinen

theoretischen Ausdruck in dem Gebot der Feindesliebe, den praktischen in Jesu Selbstaufopferung. Damit ist der Punkt gegeben, wo die Menschheit ihre endgültige Harmonie und Gleichgewichtslage finden kann. Niemals ist die sittliche Grundfrage des Lebens für den Einzelnen und die Gesellschaft tiefer beantwortet worden, noch ist eine tiefere Lösung des Problems überhaupt denkbar.

Wenn trotz Zunahme der internationalen Beziehungen der Völker das Leben sich nicht in dieser Richtung entwickelt, so beweist das nur, daß die sich christlich nennenden Völker sich — zumal in ihrem wirtschaftlichen und politischen Verhalten — nicht von christlichen Prinzipien leiten lassen.

Eine christliche Kultur läßt sich eben nicht herbeiführen durch Gründung von Staatskirchen, durch bloße Anrufung der Heiligen, durch irgendwelches Bekenntnis und Kirchenwesen, sondern nur dadurch, daß eine aktionsfähige Großzahl der Bevölkerung jenen lebendigen, gemeinschaftbildenden Geist in sich aufgenommen hat, den wir bei Christus finden, und der allein imstande ist, das Ganze zu binden und lebenskräftig zu erhalten.

Aufgabe der Kirche wird es sein, für eine solche christliche Lebensgestaltung einzutreten und damit ein richtiges Verständnis für die in den gegenwärtigen Verhältnissen sich bekundende Abirrung und Korruption zu wecken.

III.

Mit den gegenwärtig zur Anwendung kommenden Mitteln der bewaffneten Gewalt ist es nicht möglich, einen dauernden Frieden herbeizuführen. Im Gegenteil müssen wir sehen, wie sich tagtäglich weiterer Brennstoff anhäuft. Wenn nicht — infolge des Kriegselends — eine von unten herauf einsetzende revolutionäre Bewegung mit Gewalttätigkeiten anderer Art neue Wege weist, so ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß nach Beendigung der Kriegszeit die allseitige Kriegsrüstung neuerdings aufgenommen wird.

Angesichts dieser bedenklichen Aussichten, welche — ohne Sinneswechsel — keine Besserung der Verhältnisse erhoffen lassen, erhebt sich die Frage: Welche Stellung haben wir als kirchliche Behörden und damit als Vertreter der christlichen Lebensauffassung gegenüber dieser verderblichen Strömung der Zeit einzunehmen, um uns nicht als Mitschuldige der heutigen und der erst kommenden Katastrophe erklären zu müssen?

Sollen wir der vorherrschenden Stimmung Raum geben, welche leidenschaftlich die Kriegsrüstung immer auf der Höhe der Zeit zu halten wünscht? Die immer mit der Frage bereit ist: „Wie ständen wir da, wenn wir nicht beizeiten gerüstet hätten?"

Auf diese Fragen gibt es nur ein entschiedenes Nein.

Der alltäglichen, in ihren Folgen für die Menschheit so verderblichen Handlungsweise gegenüber gilt es den ganzen Ernst der christlichen Lebensauffassung zu vertreten und für diese zu wirken, gerade jetzt, da die verhängnisvollen Folgen des entgegengesetzten Verhaltens mit jedem Tage klarer werden.

Die Kirche und ihre Organe müssen sich bewußt werden, daß sie nicht nur die individuelle Frömmigkeit zu pflegen, sondern mit dem Licht des Evangeliums auch in die aktuellen Tagesfragen hineinzuleuchten und dem Gesellschaftsverband die allein zur Ordnung führenden Richtlinien anzugeben haben. Nur so wird sich die Kirche wieder die Beachtung erzwingen, die ihr heute von den weitesten Kreisen versagt wird.

IV.

Die besondere Aufgabe, die der Schweiz aus dem gegenwärtigen europäischen Konflikt erwächst, kann nur die aus dem Geiste des Christentums herauswachsende bedingungslose Abrüstung sein.

Sie ist berufen und damit verpflichtet, in dieser Richtung bahnbrechend vorzugehen, erstens durch die im europäischen Völkerleben ihr eingeräumte Ausnahmestellung, zweitens durch das mit der freien Gesetzgebung dem Volke gewährte Selbstbestimmungsrecht.

Eine im vollen Bewußtsein ihrer moralischen Tragweite vollzogene Abrüstung würde zweifellos auch anderswo ihre Würdigung finden und den besten Schutz gewähren, der unserem Volke je geboten werden kann.

Sollten unserem Lande kriegerische Uebergriffe trotzdem nicht erspart bleiben, so wäre zu bedenken, daß zu allen Zeiten durch mannhaftes Einstehen für die Ueberzeugung bis zur Selbstaufopferung die stärksten Kräfte für den geistigen Fortschritt ausgelöst worden sind. Es ist gewiß, daß keine Arbeit und keine Opfer umsonst sein können, die uneigennützig im Dienste der Allgemeinheit geleistet werden. Sie allein geben dem Menschen das Bewußtsein, daß er nicht geistlos lebt und nutzlos stirbt, sondern daß er noch im Tode im Geiste weiterlebt.

Die Wahrnehmung, daß die tieferen Geisteskräfte immer wieder durchbrechen, begründet den Glauben an eine weitere geistige Entfaltung der Menschheit, deren Ziel nur die vollständige Verbrüderung sein kann.

Wie weit unser Volk für die ihm hier zugemutete Aufgabe reif sei, hängt davon ab, wie weit die christlichen Grundsätze in ihm lebendig seien. Jedenfalls aber wird eine Kirche, die sich ihr Lebensrecht nicht selbst absprechen will, mit aller Kraft für die Möglichkeit und Dringlichkeit einer christlichen Lebensgestaltung eintreten müssen.

Rundschau.

Das Erwachen der Sozialdemokratie. Zum Bedeutsamsten, was uns die letzte Zeit gebracht hat, rechnen wir dies Wiederaufstehen der Sozialdemokratie und besonders was in dieser Beziehung in Deutschland geschieht. Gerne hätten wir namentlich den Aufruf abgedruckt, den Bernstein, Haase und Kautsky erlassen haben, also drei der allerangesehensten Führer der verschiedenen Richtungen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie. Das ist eine Tat des Glaubens und sittlichen Mutes, die weit über das hinausgeht, was aus den Kreisen gekommen ist, die sich einer höheren Wahrheit und eines höheren Lebens rühmen. Namentlich ist die Haltung Bernsteins während des ganzen Krieges vorbildlich gewesen. Auch der „Vorwärts" war, so lange er einige Freiheit hatte, das „christlichste" deutsche Blatt, das uns in die Hand gekommen ist. Und von Liebknecht ist auf alle Fälle zu sagen, daß er einen Mut hat, den ein Mensch nie aus unedlen Quellen schöpft.

Es werden halt doch die „Heiden" eher ins Gottesreich kommen als die „Christen". L. R.

Akademische und andere Friedensarbeit. Die Freistudentenschaft der zürcherischen Hochschulen hat im Anschluß an die im letzten Oktoberheft der Neuen Wege befolgte Methode in den beiden letzten Semestern eine im guten Sinne des Wortes akademische Friedensaktion durchgeführt. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, die Beurteilung des Krieges auf ein höheres Niveau zu heben, seinen großen Sinn aufzuzeigen, besonders auch dem Völkerhaß entgegenzuwirken. Zu diesem letzten Zweck ließ sie eine Reihe von Vorträgen über die wichtigsten der im Kriege befindlichen Völker halten, wenn möglich von Vertretern dieser Völker selbst oder solchen, die ihnen nahe stehen. Diese Vorträge sollten die Bedeutung der betreffenden Völker für die menschliche Kultur hervorheben. Voraus gingen allgemein orientierende Ausführungen.

Der Versuch hat großes Interesse gefunden und man darf annehmen, daß er seinen Zweck einigermaßen erfüllt habe. Noch ist er nicht abgeschlossen.

Die bisher gehaltenen Vorträge sind (mit Ausnahme von einem) im Druck erschienen (bei Orell Füßli in Zürich). Ihre Titel lauten: „Ueber den Sinn des Krieges", von L. Ragaz, zweite Auflage). „Die Kulturbedeutung des deutschen Volkes", von Fritz Medicus. „Die Kulturbedeutung Frankreichs", von J. Matthieu. „Die Kulturbedeutung Englands", von Th. Vetter.

Es sollen noch folgen:

„Die Kulturbewegung Italiens", von E. Bovet. „Die Kulturbedeutung Rußlands", von einem noch zu bestimmenden Referenten.

Die Vorträge sind ein Gegengift gegen den heute wütenden Geist der Verleumdung. Wir empfehlen sie auch denen, die den Sinn und Geist der Friedensarbeit, die die Neuen Wege tun, ehrlich kennen

lernen wollen. Daß auch von diesem Versuch das: In magnis volnisse sat est gilt, ist selbstverständlich!

Zugleich machen wir darauf aufmerksam, daß der im letzten Heft erschienene Vortrag: „Die Frau und der Friede", von Clara Ragaz, ebenfalls bei Orell Füßli erschienen ist. Möchte er zu vielen Frauen gelangen, um eine aufweckende Wirkung zu üben. L. R.

Zur Frage der Dienstverweigerung. Zu dem Artikel: „Christentum und Krieg vor dem Militärgericht" im letzten Heft der Neuen Wege schreibt uns ein Leser:

„In der Juninummer der Neuen Wege wird ein militärgerichtliches Urteil gegenüber einem Dienstverweigerer erwähnt. Vielleicht interessiert es Sie, zu vernehmen, daß diesem ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er sich seinerzeit nicht zur Sanitätstruppe gemeldet habe. Ich habe das Urteil einem Verwandten zugestellt, der kürzlich bei der Rekrutierung der Infanterie zugeteilt wurde und der, wie ich wußte, die Teilnahme oder Beihilfe am Töten und Verwunden von Menschen im Kriege oder anderswo mit seinem religiösen Gewissen nicht in Einklang bringen könnte. Er schickte darauf die betreffende Nummer der „Zürcher Post" mit einem entsprechenden Schreiben an die X. . . = Militärdirektion. Diese entsprach ohne weiteres seinem Gesuch und versetzte ihn zur Sanität.

Ich teile Ihnen das mit, weil Sie vielleicht in den Fall kommen, Leuten, die allfälligen Gewissenskonflikten vorbeugen und sich deshalb gern zur Sanitätstruppe einteilen lassen möchten, Auskunft zu erteilen. Natürlich ist ein begründetes Gesuch an die betreffende Militärdirektion zu richten und eventuell eine abermalige Rekrutenschule bei der Sanität zu leisten."

Redaktionelle Bemerkungen.

Auch dieses Heft ist, wie man bemerken wird, von Anfang bis zum Ende von einem einheitlichen Gedanken getragen. Wir führen die Erörterung der durch den Krieg brennend gewordenen Probleme weiter, im Besonderen die der Gewaltanwendung und des Sozialismus. Ueber das Problem der Gewalt werden wir im nächsten Hefte noch eine ausführliche und tiefgreifende Arbeit bringen. Der Aufsatz über den Sozialismus stammt, wie die Leser von selbst spüren werden, von einem mit der Bewegung in theoretischer und praktischer Beziehung gründlich vertrauten, einer höheren Arbeiterschicht angehörenden Manne. Auch diese Diskussion wird fortgesetzt, wobei wir unser Augenmerk nun vor allem auf das Positive richten möchten, ohne übrigens der Verhandlung Schranken setzen zu wollen.

Leider sehen wir uns in unserer Arbeit immerfort durch den Umstand gehemmt, daß der uns zur Verfügung stehende Raum der Neuen Wege ihrer Aufgabe nicht mehr genügt. Auch die großen und kostspieligen Ueberschreitungen, die wir uns erlauben, helfen nicht genügend. So haben wir seit einiger Zeit darauf verzichten müssen, wertvolle Dokumente der Friedensbewegung, die uns in Fülle zuströmen, zu veröffentlichen und auch diesmal leider einen Bericht über die diesjährige Bündner Synode auf die nächste Nummer verschieben müssen. Aus ähnlichen Gründen sehen wir uns veranlaßt, auf ein Erscheinen zum Monatsanfang endgültig zu verzichten.

Wir möchten die Leser bitten, sich der Verbreitung dieser Nummer, um der Sache willen, eifrig annehmen zu wollen. Wir haben einen Mehrdruck hergestellt und geben die Hefte zu billigem Preise ab.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Der Christ ein Soldat.[1]

Nimm das Leid der Andern auf dich als ein guter Streiter Jesu Christi. Keiner der im Kriegsdienst steht, darf sich in die Geschäfte dieses Lebens verwickeln lassen.
2. Tim. 2, 3 u. 4.

Diesmal bedarf unser Text keiner besonderen Erklärung oder Erläuterung. Wir wissen heute Alle, was das Leben eines Soldaten bedeutet. Es wird im vereinigten Königreich wohl kaum einen Menschen geben, der nicht einen Verwandten oder Freund im Heere hätte. Während Soldaten früher uns ein ziemlich seltener Anblick waren, sind sie jetzt überall zu sehen; sie bestimmen das Straßenbild, füllen die Züge; junge Männer, die nicht die Uniform tragen, fallen unangenehm auf. Unser kleines Berufsheer, das sich zum größten Teil aus der Zahl der Arbeitslosen und Abenteuerlustigen rekrutierte, ist zu einer Zahl von über zwei Millionen Männern angeschwollen, die allen Klassen und Lebensaltern angehören. Auf den Ruf der Regierung haben sich über siebenhunderttausend Männer eingeschrieben, die vorher nie einen Gedanken an das Heer gehabt hatten; Einige von ihnen ohne irgend eine Freude am Waffenhandwerk; Manche unter Preisgabe von Häuslichkeit, Beruf und Behagen, unter Verzicht auf ihre besonderen Neigungen und Ideale; Einige vielleicht ohne sich Rechenschaft zu geben, daß Wunden, Krankheiten, seelische Gefahren, grausamer Tod ihrer warten, die Meisten aber in tiefem Ernst, von den edelsten Beweggründen getrieben, im Gefühl der Pflicht alles Andere vergessend. Dadurch wird unser Heer ein anderes, dadurch wird ein anderes unser ganzes Leben. Was wir auch über den Krieg im Allgemeinen und über diesen Krieg im Besonderen denken mögen, was in Bezug auf das Verhältnis zwischen Christentum und Waffendienst unsere Ueberzeugung sein mag, nichts kann uns abhalten,

[1] Diese Predigt wurde am 18. November 1914 in der Kings-Weigh-House-Kirche in London gehalten.

denen, die diesem Rufe gefolgt sind, unsere Bewunderung, ja Ehrfurcht zu zollen. Die Jungmännerwelt unseres Landes hatte manchen von uns die sorgenvollsten Gedanken gemacht. Es schien als ob die große Mehrheit keine Ideale und keinen Sinn für die höheren Lebensziele habe. Nicht nur die Religion, auch die Wissenschaft und die Politik rechneten größtenteils umsonst auf sie. Es schien ihnen alles gleichgültig zu sein, wenn sie bloß vergnügte Tage hatten. Und doch schlummerte in der Tiefe ihres Wesens das, was nun der Krieg zu Tage gebracht hat: die Fähigkeit zur höchsten Hingabe. All die gefälligen Dinge, unter deren Bann sie völlig zu stehen schienen, fielen plötzlich von ihnen ab, als jene unsichtbaren und ungreifbaren Dinge, die Pflicht, Ehre, Ruhm heißen, ihren Ruf erhoben. Und diese Fähigkeit, die mit der Religion so nahe verwandt ist, daß sie oft mit ihr verwechselt wird, lag in ihnen Allen bereit und wartete nur auf die Aufforderung, um die Herrschaft über ihr Leben zu gewinnen.

Ihr Verhalten draußen im Felde erregt die gleiche Bewunderung. Die lange Friedensausspannung, die weiche Bequemlichkeit und Behaglichkeit des modernen Lebens, die Gewöhnung an Vergnügen und Unterhaltung, das alles erscheint als schlechte Vorbereitung auf die Unbilden, die sie nun ertragen müssen; eine Erziehung, deren Wirkung ist, daß wir empfindlicher und leidsamer werden, die nervenzerrüttende Art der modernen Kriegführung, wo zahllose Soldaten den Tod finden, ohne auch nur den Feind gesehen zu haben, hätten nach unserer Meinung den Erfolg haben müssen, die Menschen feig und unfähig zum Ertragen von harter Not zu machen. Und doch ertragen sie die schwersten Lagen mit Scherz und Gesang auf den Lippen, ihre Ausdauer scheint keine Grenzen zu haben und sie gehen plötzlichem und furchtbarem Tode lachend und unerschrocken entgegen. Ritterlichkeit und fröhlicher Humor mildern den ohnmächtigen und boshaften Haß, der die Gedanken und Gespräch so vieler Daheimbleibenden entstellt. Der Soldat haßt seinen Feind nicht; er ist bereit, seine Tapferkeit anzuerkennen und verzeiht leichter auch das, was uns, die wir weit weg sind, unverzeihlich scheint.

Dies alles können wir zugeben, aber es hebt die Tatsache nicht auf, daß dieser Krieg unser Gemüt in tiefste Trauer versetzt hat. Für Einige von uns handelt es sich dabei um ein entsetzliches Mißverständnis. Die Ziele, denen dies alles gilt, seien sie gut oder schecht oder weder das Eine noch das Andere, werden wahrscheinlich nicht erreicht werden, denn wir wissen, daß der Krieg eine große Täuschung ist und dieser Krieg, gerade wegen dem edlen Patriotismus und den reinen Absichten, die ihn heiligen, die allergrößte. Es wird, wenn die Hoffnungen, die er erregt hat, zunichte geworden sind, schwer halten, die Menschheit vor einem großen Schiffbruch alles Glaubens und alles Idealismus zu bewahren. Und doch — sollte

all dies Blut, all diese Tapferkeit nutzlos sein? Die Ziele, für die man auf beiden Seiten kämpft, mögen unverwirklicht bleiben; vielleicht wird kein Volk wirklich niedergeworfen, vielleicht kein Weltreich vergrößert oder völlig unversehrt gelassen werden, aber kein Opfer bleibt umsonst, mag es in noch so falsche Richtung geleitet werden; einem reinen Ideal zu dienen, wird nie seinen Lohn verfehlen, mag dieses Ideal noch so mißverstanden sein. Das Ende mag nicht so sein, wie die Diplomaten und Politiker Europas wünschen, aber wir wissen, daß es ein neues England, ein neues Deutschland, ein neues Europa, eine neue Welt, eine Wiedergeburt der Menschheit sein wird. Dieser Kataklysmus wird nicht vergeblich sein; dies kostbare Blut wird nicht umsonst vergossen werden. Es ist unleugbar, daß für Tausende der Beruf des Kriegers heute etwas sehr viel Höheres ist, als das Leben, das sie vorher lebten, und diese Tatsache wird nicht ohne Wirkung bleiben.

I. Das Christentum hat je und je, wenn es eine Erläuterung seines Wesens brauchte, dafür das Leben der Soldaten verwendet.

1. Das erscheint seltsam, da doch die beiden Dinge im äußersten Gegensatz zu einander zu stehen scheinen.

Für mich steht nämlich außer Zweifel, daß das Christentum Krieg in keinem Fall billigt, sei es ein Angriffskrieg oder ein Verteidigungskrieg oder ein Sühnekrieg oder ein Krieg im Dienste der Ritterlichkeit. Für die Ausbreitung des Reiches Gottes ist Krieg völlig nutzlos, ja mehr als das, direkt schädlich, und es streift an lästerliche Anmaßung, wenn wir uns einbilden, daß wir die Waffen ergreifen müßten, um dieses Reich zu schützen. „Wir kämpfen nicht mit Fleisch und Blut." „Die Waffen unserer Kriegführung sind nicht fleischlich." „Nicht durch Macht, nicht durch Gewalt, sondern durch meinen Geist." „Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sonst würden meine Diener dafür kämpfen." Wir mögen für unser Weltreich oder unsere nationale Existenz fechten, für Ehre und Ruhm, aber Christus dürfen wir nicht in diese Sache ziehen. Es ist uns vielleicht nicht möglich, einzusehen, wie wir uns, so wie die Umstände liegen, anders helfen könnten, aber wir täten besser, in diesem Zusammenhange nicht vom Reiche Gottes zu reden. Diese zwei Dinge gehen nicht zusammen; das ist die große Tragödie, die wir erleben.

Aber diese Haltung bedeutet nun keineswegs, daß das Christentum eine Religion der fügsamen Passivität sei. Das Christentum ist im Gegenteil eine im höchsten Maße kriegerische Religion. Dieser Umstand hat hin und wieder ein Mißverständnis erzeugt. Es gibt christliche Kriegslieder von so hinreißendem Schwung, daß Soldaten dadurch veranlaßt werden können, sie in unseren Kathedralen in der Meinung zu singen, es handle sich darin um militärische Operationen. Denn das Christentum predigt einen heiligen, schonungs-

losen und unaufhörlichen Krieg gegen jede Form des Bösen und Verkehrten. Es ist in Bezug auf Lehre und Praxis gleichmäßig eine unduldsame Religion. Aber hier stoßen wir auf die ihm eigene Paradoxie: wenn es den Zorn des Feindes erweckt und seine Gegenwehr veranlaßt hat, dann entblößt es seinen Busen dem Schwert und gibt sein Leben freudig her, in seiner Hand aber ist kein Schwert. Es wartet auf seine große Stunde, es erregt das Böse zu seinen schlimmsten Ausbrüchen; dann pflanzt es sich selbst quer über den Pfad des Gegners und schlägt seine Schlacht, indem es das Leben hingibt. Das war das Prinzip, das Christi Leben und Sterben beherrschte. Es entspringt keineswegs der Verzweiflung, sondern den tiefen Glauben, daß dies der einzige Weg sei, auf dem das Böse wirklich besiegt werden könne.

Manche Kirchenväter der ältern Zeit haben darum anerkannt, daß man nicht zu gleicher Zeit ein Soldat Christi und ein Soldat in einer irdischen Armee sein könne. Der christliche Glaube erschien als eine Gefahr für das römische Imperium; es erhob sich Verfolgung; die Christen kannten nur eine Antwort: das Zeugnis des Wortes und das Blut der Märtyrer. Gegen alle Heere des Tieres setzten sie das Lamm, das erschlagen worden ist. Es war eine seltsame Art des Widerstandes, aber es ist eine geschichtliche Tatsache, daß er die größte Weltmacht, die die Geschichte gesehen hat, überwand. Eine Reihe von Umständen hat diese einfache Haltung der ältesten Zeit verwirrt: die Identifikation von Kirche und Staat, die Fiktion, daß die Nationen „christlich" seien, wenn doch nur eine kleine Minderzahl in ihnen das Christentum kennt oder bekennt; aber soviel ist klar: hätte die Kirche verlangt, daß kein Christ Waffen trage und hätte sie selbst nie zu den Waffen Zuflucht genommen, dann gäbe es heute entweder keine Kirche oder keinen Krieg.

Aber wir sind von dieser Stellungnahme weit genug entfernt. Die Christen haben ihr Leben dem der Welt gleichgestellt und die Meisten von uns sind überzeugt, daß dies im Einklang stehe mit Gottes Plan und einer tieferen Einsicht. Die Welt müsse durch den Sauerteig des Christentums von innen her umgestaltet werden. Wir seien darum genötigt, mancherlei zuzugeben, was zu einer allmählichen Entwicklung der Gesellschaft einer besseren Ordnung der Dinge entgegen führe: das System der Zwangsregierung, die Herrschaft von höheren Klassen über niedere, ein auf Konkurrenz gegründetes wirtschaftliches System. Die Kirche versucht die nationalen Ideale zu verklären, aber um dies tun zu können, muß sie sie zuerst annehmen. In dieser Stunde der Not wenden sich die Völker der Kirche zu und erwarten von ihr moralischen Halt und nicht vergeblich! Einige Wenige tadeln die Kirche dafür; Wenige erkennen den Ernst der Lage, der geschaffen worden wäre, wenn die Kirchen sich geweigert hätten, diesem Krieg

ihre Sanktion zu geben; aber es ist die Frage, ob die Haltung, die sie eingenommen haben, ihnen viel Segen bringen wird, wenn der Krieg vorüber ist.

Diese Auffassung verlangt von einem Christen eine völlig andere Denkweise und Lebenshaltung, als das neue Testament sie voraussetzt. Wir lesen dort, daß Christus, als er den Weg zum Kreuze ging, zum Hohn mit Purpur bekleidet und mit einer Dornenkrone geschmückt, aber gerade dadurch „mit Ruhm und Ehre gekrönt" gewesen sei. Ueberleget, was diese Worte heute in der Sprache der internationalen Terminologie und der Zeitungsberichte bedeuten und das Maß des Unterschiedes zwischen einst und jetzt wird euch deutlich sein. Der Unterschied der gesellschaftlichen Ideale ist so grenzenlos, daß keiner sich darüber wundern muß, wenn man ihn einen Heuchler und Feigling nennt, weil er auf den Gegensatz zwischen dem Gottesreich und dem Reiche dieser Welt, wie der Ausbruch des Krieges ihn zeigte, aufmerksam machte. Der Gegensatz stellt sich nicht erst an diesem Punkte ein; er beginnt schon tief unten bei den Grundlagen der Gesellschaft und den herrschenden Voraussetzungen unseres Denkens.

Diese Entdeckung, so erschreckend und demütigend sie ist, wird uns zum Heil gedeihen. Man meinte wohl da und dort, die christliche Ethik sei allgemach ein wenig abgetragen; sie war vielmehr *ungetragen*. Wir haben ein bischen allzurasch davon geredet, daß wir Christen seien und am Kreuze Teil hätten. Wir ruhten aus auf dem Gedanken der absoluten Erhabenheit über uns und Getrenntheit von uns, die die Apostel Christus verliehen hatten. All dieses Gerede ist jedenfalls für einige Zeit abgetan. Wenn wir heute Christus überhaupt noch nachfolgen wollen, so muß es auf eine Weise geschehen, die sehr weit führt.

2. Und doch erblickt das Christentum einzig in diesem Leben eines Soldaten die Haltung, die seinem Wollen entspricht.

Der Christ ist in einem furchtbaren Kampf gegen übermenschliche Gewalten begriffen. Diese werden oft als objektive Mächte dargestellt und zu einem beinahe allmächtigen und allwissenden Geist, dem Teufel, personifiziert; oder sie werden zu Legionen böser Geister; oder endlich sie verdichten sich zu der Gestalt eines Widersachers Christi, der so machtvoll und zum Schein Christus ähnlich ist, daß er der Antichrist heißt. Ohne uns im Uebrigen auf eine Erörterung der Wahrheit dieser lebensvollen Bilderwelt einzulassen, dürfen wir wohl anerkennen, daß sie das Prinzip des Bösen darstellt als das, was es ist: als rastlos tätig, überall gegenwärtig, auf den Höhen wie in den Tiefen wohnend. Es ist ein schlauer und wachsamer Feind, gegen den wir vom Kopf bis zu den Füßen gewappnet sein müssen und gegen den wir auf der Hut sein müssen mit unaufhörlichem Gebet und schlaflosem Aufpassen. Dieser Feind kann ja in unserem Innern verschanzt sein; die Zitadelle,

die wir verteidigen wollen, mag Spione und Verräter in ihrer Mitte haben: unser leidenschaftlich erregtes Fleisch, die Schwäche unseres Willens, die feinern geistigen Gefahren. Hier fest zu bleiben, erfordert stetigen Kampf. Wir stehen beständig in Gefahr, durch Bestechung oder verräterischen Anschlag in die Reihen des Gegners hinübergezogen zu werden. Kurz, das Leben der Frommen bewegt sich beständig in Lagen, die eine genaue Parallele zu den Bedingungen des Soldatenlebens abgeben.

Es werden darum auch manche ähnliche Forderungen an den Christen gestellt, wie an den Soldaten. Es wird von ihm erwartet, daß er Christus als seinem König und Feldherr unbedingt Treue halte. Es soll eine Treue sein, die keinen Zweifel zuläßt. Für den Christen ist Christus die Wahrheit; da gibt es keine Unterhandlungen mit einer anderen Macht. Du hast auf ihn geschworen. Wenn Dich Zweifel ankommen, dann mußt Du desertieren; kein anderer Weg bleibt offen. Eine gewaltige Trennung von der Welt ist damit gesetzt. Der Christ hat ein allbeherrschendes Lebensziel: die Heere des Bösen zu zerstören und Rekruten für die eigene Partei zu gewinnen. Keine Art von Kompromiß oder Vermischung mit andern Zielen ist möglich. Er darf nicht meinen, daß er in der Welt sei, um gute Tage zu haben, Geld zu machen oder Ruhm zu gewinnen. Er ist im Militärdienst. Dieser verlangt harte Uebung und strenge Disziplin. Er hat Mühsal, Einsamkeit, Unbehagen zu erwarten; er muß darauf eingestellt sein, das Leben und was zum Leben gehört, nicht hoch einzuschätzen und es auf den Ruf der Pflicht oder der persönlichen Loyalität hin willig hinzugeben. Er muß alle Fähigkeiten des Leibes und der Seele stets in Uebung erhalten, auf daß er kampftüchtig erfunden werde, wenn der Schlachttag kommt und der Streit heiß wird. Alles muß unterdrückt werden, was nach Weichlichkeit und Eigenwillen aussieht. Er muß lernen, ohne weiteres, automatisch und sofort, zu gehorchen.

II. Diese Gedanken sind für unser modernes Christentum ein Schrecken.

1. Solch ein einfaches Entweder-Oder scheint uns heute unmöglich.

Wir sind nicht geneigt, einen so reinlichen Schnitt zwischen Christus und seinen Feinden zu machen. Wir sind nicht so sicher, daß Christus die einzige Wahrheit ist, die ganze Wahrheit, oder überhaupt die Wahrheit in irgend einem absoluten Sinn. Die liberale Deutung Christi betrachtet ihn als eine mehr oder weniger vollkommene Verkörperung einer allgemeinen religiösen Wahrheit oder eines religiösen Prinzips. Eine andere weitherzige Auffassung Christi ist der Ansicht, daß die Welten durch ihn geschaffen seien und daß daher alles Leben und jeder Mensch gleichsam einen Funken von Christus enthalte. Wir müßten

darum vor allem jenen Wahrheiten und Prinzipien, wie sie der Geist in unpersönlicher Form erfaßt, ihr Recht geben und Christus nur insofern huldigen, als er jene Wahrheiten verkörpere. Nicht alles Wahrheitsbedürfnis unseres Geistes könne durch eine einzige Persönlichkeit befriedigt werden, Christus sei nicht die absolute Wahrheit.

Wir haben auch nicht das Gefühl, daß zwischen der Welt und dem Reich Christi ein so großer Gegensatz bestehe, wie ihn die älteste Christenheit voraussetzte. Wir haben in dieser Beziehung vielmehr ein ähnliches Gefühl, wie es Einige in Bezug auf den heutigen Krieg haben: daß es sich dabei nicht um einen einfachen Gegensatz von Gut und Böse handle. Aus diesem Grunde können wir nicht Soldaten sein, die ihre eigene Sache für das absolute Recht und die des Feindes für das absolute Unrecht halten. Die ältesten Christen standen außerhalb des Staates und hatten lange Zeit das Gefühl, daß eine offizielle Stellung für sie nicht in Betracht kommen könne. Als dann Staat und Kirche sich versöhnten, verließen viele von ihnen beide und begaben sich in die Wildnis, um so jede Berührung mit einer verderbten und untergehenden Welt zu vermeiden. Die Mönchsorden faßten die Einsiedler zu einer Gemeinschaft zusammen, in der Absicht, eine neue Welt nach ihrem Sinn zu schaffen, die in Vollkommenheit das christliche soziale Ideal darstellte, aber von der in der Welt herrschenden sozialen Ordnung völlig geschieden wäre. Diese Bemühungen sind in späteren Zeiten kaum mehr verstanden worden, weder in ihrer Notwendigkeit noch in den Idealen, die sie, wenn auch auf falsche Weise und ohne durchschlagenden Erfolg, erstrebten. Unsere modernen Ideale sind ganz anders geartet. Wir leben in der Welt und glauben, sie von innen her erlösen zu können. Schrittweise Entwicklung und Fortbildung des Staates scheinen uns sicherere Wege als die Abkehr von der Welt, wenn wir diese auch in vielen Punkten verurteilen müssen. So wird die Kirche mit halbchristlichen Gesellschaftsformen und halbchristlichen Volkstümern verflochten und oft mit ihnen verwechselt. Aber wir meinen, dies sei der einzige Weg, auf dem es vorwärts gehe, trotz der stetigen Konflikte und Kompromisse, die er mit sich bringt.

2. Aber dieser moderne Kompromiß hat sehr beunruhigende Züge.

Er hat unserem Christentum die Notwendigkeit des Kampfes genommen. Es ist keine kriegerische Religion mehr. Es zeigt sich unter der Mehrzahl unserer Christen ein ganz außerordentlicher Mangel an Angriffsgeist. Duldung für fremde Religionen und fremde Art haben den Missionseifer zu Hause und draußen in der Welt stark gedämpft. Das Wort „Christlich" hat jeden bestimmten Charakter verloren und kann an alles, was man will, geheftet werden; es ist ein Wort für etwas, das jedermann hat

und zu was jedermann ohne weiteres gelangt. Je weitherziger wir werden, desto mehr halten wir es für richtig, in religiösen Angelegenheiten das Prinzip der Nichteinmischung zu befolgen. Wir drängen unsere Ueberzeugung Anderen nicht auf, wir geben uns auch keine Mühe, sie offen zu bekennen, sogar unter Glaubensgenossen nicht! Dergleichen überlassen wir bigotten Leuten, wie die römischen Katholiken oder Fanatikern wie die Heilsarmeeleute sind. Es ist nicht überraschend, wenn es unter solchen Umständen schwer fällt, irgend einen Menschen zu veranlassen, sich der christlichen Kirche anzuschließen. Man sieht eben nicht, daß die Kirche für irgend etwas einsteht.

Diese Haltung scheint doch nicht ganz die wahre zu sein; denn statt die Welt zu retten, haben wir sie in Not und Unheil schlimmster Art gestürzt. Ein neuer Atheismus hat sich nach und nach eingeschlichen. Weil die Menschen den Glauben an Gott verloren haben, so haben sie dafür den Glauben an die Gewalt angenommen. An die Stelle Christi ist der Antichrist getreten. Sogar unter die Fahne Christi selbst hat sich ein praktischer Atheismus geflüchtet. Wir behaupten an Gott zu glauben und weisen den Atheismus mit Schauder zurück, aber was macht das in der Krisis, durch die wir heute gehen, für einen Unterschied? Wir kennen ja doch keinen andern Schutz gegen unsere Feinde, als das Bollwerk der Gewalt; wir kennen keinen anderen Weg, um die schreckliche Lehre, daß Macht Recht sei, zu widerlegen, als wieder die Macht. Dieser Krieg ist kein Ergebnis des Zufalls. Er ist die Frucht des Glaubens, der unser wahrer Glaube geworden ist, nämlich des Glaubens an die Gewalt. Einige von uns hoffen freilich, daß dies alles nur für kurze Zeit sei, daß es eine Notwendigkeit sei, die sich uns in diesem Augenblick aufdränge, daß wir aber später, wenn dies vorbei sei, die Welt wieder zum Christentum zurückführen und mit dem Feinde richtige Beziehungen herstellen müßten. Wir kämpfen, meinen wir, für unser Leben, und alles, was uns lieb und heilig ist, und es bleibt kein andrerer Weg für uns. Wenige unter uns sehen ein, daß dies eigentlich schon preußischer Militarismus im Keime ist. Die Hoffnung, daß dieser Krieg den Militarismus zerbrechen werde, die Meinung, daß es, wenn alles vorüber ist, leichter sein werde, das Christentum zu verkündigen, ist ein Zeichen der Zähigkeit, womit der Glaube sich zu behaupten sucht, aber das ist alles wenig mehr als ein letztes pathetisches Aufflackern des Glaubens, bevor die Lampe erlöscht. Andere meinen — und es bedeutet für sie eine Tragödie, deren Schwere Worte nicht ausdrücken können — daß es unmöglich sei, ein Christ zu sein. Aber was bleibt dann übrig? Nichts als die höllische Verehrung der Dreieinigkeit von Mammon, Mars und Minotaurus. Und doch — wenn in der Wahrheit Rettung ist und Buße der erste Schritt zur Wiederaufrichtung, dann, meine ich, dürfen wir von Christus

her einen neuen Ruf vernehmen. Wir sind durch einen feinen Betrug verraten worden, aber es ist noch nicht alles verloren.

III. Ein neuer Ruf ergeht an den Christen als Soldaten.

1. Er muß eine entschiedenere Stellung einnehmen.

Christus muß alles sein oder nichts. Es ist klar, daß er seine Herrschaft nicht mit andern Mächten teilen kann. Wenn er die Wahrheit ist, muß er wahr sein in Philosophie und Wissenschaft und im praktischen Leben. Das ist keineswegs an sich unmöglich. Die Wahrheit ist eine persönliche Sache und kann nur in der Persönlichkeit ihren Ausdruck finden; sie ist keine abstrakte, in Formeln darzustellende Theorie. Damit ist freilich die ganze heutige Art des Denkens in Frage gestellt, aber ist nicht heute all unser Wesen bis auf den Grund in Frage gestellt? Wenn der Christus, der hilflos am Kreuze stirbt und in Verzweiflung aufschreit, dennoch die Fleischwerdung der Allwissenheit und die Verkörperung der Allmacht ist, dann haben wir daran ein Banner, das wir gegen eine Kultur des Intellektualismus und den Götzendienst der Gewalt aufrichten können und das uns zu Kampf und Revolution führt. Nicht anderes schafft uns Rettung von den falschen Idealen und dem falschen Glauben, die unsere schöne Welt in den Höllenabgrund geführt haben.

Aber es ist wohl nicht das Gebiet der Theologie, auf dem dies den Menschen klar gemacht werden kann. Es kann Frömmigkeit orthodox genug und doch weit davon entfernt sein, Christus auch nur die geringste persönliche Gefolgstreue zu leisten. Die Theologie hat versucht, auf ihre Weise diese Haltung der persöhnlichen Gefolgstreue gegenüber Christus auszudrücken, aber nach der Natur der Dinge vermag sie dies niemals. Was wir nötig haben ist mehr: der Ausdruck unserer Gefolgstreue gegen Christus in einer neuen Gesellschaftsordnung. Unsere Gesellschaft ist ethisch und ökonomisch verkehrt. Das sehen mit uns Viele ein. Was aber weniger allgemein gesehen wird, ist die Tatsache, daß dieser Zustand die natürliche Frucht des unwiedergeborenen Herzens ist und daß, ob der Mensch wiedergeboren ist, am sichersten daran erkannt werden kann, daß er das starke Verlangen fühlt, die Verhältnisse, in denen er lebt, umgestalten. Aber von Kritik und theoretischer Rekonstruktion ist in der Welt genug vorhanden und diese bleibt dabei, wie sie ist. Daß du das sozialistische Credo annimmst, läßt die Welt gänzlich unverändert; sie weiß, daß deswegen nichts geschieht, wenigstens noch auf lange Zeit nicht, und daß auch dann der Unterschied nicht groß sein wird. Was die Welt braucht, ist ein neues Beispiel. Sie muß eine Gesellschaft sehen, die völlig vom Geiste Christi regiert ist. Zu diesem Zwecke wird sich vielleicht ein Teil der christlichen Kirche oder eine Gemeinschaft in ihrer Mitte auf sehr deutliche Weise von dieser Welt trennen müssen, um den

Versuch zu machen, in Politik, Regierungsform und wirtschaftlicher Ordnung die Prinzipien und Ideale Christi praktisch zu verwirklichen. Diese sind entweder möglich oder sie sind nicht möglich. Laßt es uns mit ihnen versuchen oder der Welt sagen, daß wir nicht an ihre Durchführbarkeit glauben, daß kein anderer Weg ist als der, den wir gegangen sind und daß dies sein Ende ist. Um dieses neue Beispiel müssen wir beten, darüber müssen wir nachdenken, davon träumen, bis es Tatsache wird, auf Wegen, die man bisher nicht gekannt hat. Wir müssen mit Lehre und Verheißung Christi die Probe machen.

2. Dieses Leben wird dann das Leben eines Soldaten sein. Es wird dies sein in der Kraft der persönlichen Hingebung an das eigene Volk und Reich, nämlich an die Kirche und die Weltherrschaft Christi:[1]) die Besiegung des Bösen und die Erlösung der Welt müssen die Ziele sein, denen dieser Krieg gilt. Sie allein werden die Träume von Weltmacht und Rassenherrschaft, die diesen Krieg herbeigeführt haben, verdrängen können. Falsche Ideale können nur durch edlere Ideale besiegt werden. Lehret die Völker, daß nur die Heiligen die Welt regieren sollen und regiert sie durch das Beispiel eines heiligen Lebens, indem ihr eine vom Gottesgesetze beseelte Gesellschaft herstellt, die sich erobernd über die Welt ausbreitet, und ihr werdet deren schlimme Nachahmungen und Surrogate aus ihren Gemütern vertreiben; es wird auf keine andere Weise geschehen.

Wenn dieser Feldzug geführt werden soll, müssen die, so ihn führen, ihr Leben in der Hand tragen. Solche Gedanken sind für die vorhandene Ordnung der Dinge gefährlich. Sie würden, wenn sie aufkämen, in der gegenwärtigen Krisis jedes europäische Volk in Gefahr bringen. Aber was für die vorhandene Ordnung der Dinge nicht gefährlich ist und nicht in seiner Gefährlichkeit erkannt wird, wird für die Erlösung der Welt wenig Wert haben. Wenn daher der Ruf erschallt, dann muß die Bereitwilligkeit vorhanden sein, dies schwerste Opfer zu bringen und dies wird vielleicht auf eine bisher noch nicht erlebte Weise geschehen müssen.

Eine solche Auffassung der Aufgabe, die vor uns liegt, und der Bedingungen, unter denen allein sie angefaßt werden kann, mag wohl den Tapfersten bedenklich machen. Ist denn irgend eine Hoffnung vorhanden, daß irgend jemand von uns schwachen, schwankenden, verwöhnten Geschöpfen einer seelisch entnervten Zeit sich zu einer solchen Höhe erheben könnte? Zwei Dinge allein machen es möglich; dieser Krieg macht sie uns klar: gute Führerschaft und gute Kameradschaft. Ueber die Führerschaft brauchen wir nichts zu sagen. Wenn Christus wirklich an der Spitze dieses Heeres

[1]) Der Leser wird beachten, daß der Begriff der „Kirche", von dem Prediger in einem so weiten und idealen Sinne gebraucht wird, daß er mit „Reich Gottes" zusammenfällt. D. Uebers.

steht, dann ist die Frage erledigt. Warum aber sterben Menschen so getrost in Bataillonen, die sich so sehr fürchten würden, in ihrem Bette zu sterben? Was ist das Geheimnis dieser singenden und scherzenden Tapferkeit, womit die Jugend Europas dem Tode entgegenmarschiert? Zunächst sicherlich das Bewußtsein, daß man einer großen Sache dient; aber viel mehr noch das Gefühl, daß eine andere Schulter der eigenen nahe ist, daß ein Anderer nicht weit ist, dessen kühne Haltung Vertrauen einflößt, daß ein Lied im Chor gesungen wird, das solche Kleinigkeiten wie Wunden und Tod, vergessen macht. Nicht wenige Männer schließen sich dem Heere an, weil darin schließlich doch mehr Kameradschaft zu finden ist, als das gewöhnliche Leben sie bietet. Es ist schöner in Gemeinschaft zu sterben, als in Vereinzelung zu leben. Gerade in diesem Punkte aber sollte es der Kirche ein Leichtes sein, die Anziehungskraft des Heeres zu überbieten. Unsere Sache ist die größere: es ist die Rettung der Welt aus der gegenwärtigen Hölle von Haß, Elend und Jammer. Wenn es uns gelingt, die Menschen zusammenzuführen zu einem Leben in Gemeinschaft, zu gemeinsamem Dienen, zu einer Brüderschaft, einer Armee, dann wird es nicht an Rekruten von der rechten Art fehlen, an tauglichen, willigen, hochgemuten Seelen, die der Not spotten. Die Kirche soll in diesen Tagen auf die Armee schauen und sich fragen, warum diese die jungen Männer gewinnen konnte, während sie es nicht vermochte. Die Antwort liegt ziemlich auf der Hand.

W. E. Orchard (übersetzt von L. R.).

Geistesgewalt und Faustgewalt.

I.

Wir sind viel zu sehr im Bann der Worte. Wir verabscheuen die sinnlos brutale Gewalttat und sehnen uns doch nie leidenschaftlicher als heute nach menschenbewegender, richtunggebender Geistesgewalt. Und beide Mal meinen wir offenbar etwas sehr Verschiedenes. Drum gilt es hier wie überall zu unterscheiden.

Es ist ein Zeichen mächtigster Wortgewalt, wenn heute noch Menschen im Innersten erbeben vor Sätzen, die vor 2000 Jahren gesprochen wurden. Es ist unmittelbarste Seelengewalt, wenn wir erschüttert vor Kunstwerken stehen, vor Werken, die unseren geheimsten Herzenswünschen vorzufühlen verstehen. Es ist Gewalt der Musik und Gewalt der Rede, wenn eine sonst so sehr auseinanderklaffende Menge einig und begeistert zu lauschen gezwungen wird. Es ist gewiß auch Macht des Geistes, welche die Werke

der Technik geschaffen, die Herstellung und Verteilung der Güter organisierte. Es ist Gewalt des Geistes, wenn heranwachsende junge Menschen durch den Gedanken an verehrte Eltern oder Erzieher oder auch bloß tapfere Kameraden vor Torheiten behütet und zu geistiger Sammlung angespornt werden. Es ist das Wesen der Geistesgewalt, allen Mut des Herzens wachzurufen, alle Trägheit und Feigheit mit nagender Scham zu paaren, alle wilde Gier zu brennenden Menschheitskräften umzuschmelzen.

Wie ganz andere Empfindungen löst die Gewalt der Faust aus! Ihre tragenden Worte sind: Prügelmenschen, Radaubrüder, Duell, Mord und Totschlag, Polizei, Militär, Krieg und — ich zögere etwas und komme später darauf zurück — Revolution. Die politische Geschichte enthält im Wesentlichen die Ueberlieferungen der Faustgewalt, wie die Kulturgeschichte die Ueberlieferungen der Geistesgewalt. Beide sind überall, meist auch in der Seele des Einzelnen, zu einem schwer lösbaren Knäuel miteinander verwachsen. Und dies Chaos in der eignen Brust sehnt sich nach Lösungen, nach möglichst kategorischen und unzweifelhaften, nach Lösungen der letzten Konsequenz.

Bei den alten Juden und Germanen, überhaupt bei allen jungen Völkern triumphierte selbstverständlich die Anerkennung der Faustgewalt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, die Blutrache. Der äußerste Gegensatz dazu entwickelte sich in Indien, die absolute Verwerfung aller und jeder Faustgewalt. Am deutlichsten kommt das in jener in Asien vielgelesenen und bewunderten Legende zum Ausdruck, in der ein Vater verherrlicht wird, der duldend und betend zusieht wie seine Kinder aus sinnloser Quälsucht ausgepeitscht werden. Das ist die letzte Konsequenz des Nichtwiderstehens, das Tolstoi und andere als den eigentlichen Sinn des Christentums gedeutet haben. Und ganz zweifellos liegt in der Person von Christus wie manches andere so auch ein radikaler Frontwechsel gegenüber der altjüdischen oder besser ewig menschlichen Vergeltungs- und Racheidee. Er lebte die Geistesgewalt. Was konnten ihm da noch Fäuste und Blutrache sein! Die wären ihm wohl wie ein sich aufgeben, sich wegwerfen vorgekommen. Er übertreibt sogar seine innere Kraft und Sicherheit in der bekannten, in ihrer Steigerung etwas orientalisch anmutenden Aufforderung von der andern Backe, die man hinhalten solle, wenn man auf die eine getroffen worden. Und doch haben diejenigen gewiß recht, die sagen, es handle sich hier durchaus um kein Zufallswort Christi, das vielleicht nur ungenau überliefert worden sei, sondern es sei dies der innerste Ausdruck seines ganzen Wesens und Wirkens, jenes Unfaßbare, das er gelebt und für das er gestorben. Es sei dies Wort seinem ganzen andern Leben entsprechend, sei nur dessen kürzeste Fassung. Nun quälen sich die Menschen mit der Frage: Hat Christus hier wirklich eine dem Geist der Entwicklung entsprechende Wahrheit ausgesprochen und,

wenn ja, ist es also geboten so zu handeln, wie jener Vater in der buddhistischen Legende, und, wenn nein, gibt es überhaupt eine Lösung, gibt es so etwas wie eine klar formulierbare Stellung gegenüber der Gewalt der Faust?

Glücklicherweise gibt's von Christus noch eine andere Erzählung, die durchaus auch seinem innersten Wesen entspricht, die auch keine „Zufallsgeschichte" ist: die mit Faustgewalt durchgeführte Tempelreinigung, eine wahrhaft herzstärkende Geschichte. Herzstärkend deshalb, weil sie Christus uns so menschlich nahe bringt, als einen Menschen, dem bei aller aus Tiefe des Fühlens und Großheit des Denkens stammenden innern Ruhe und Sicherheit auch einmal das Herz wild aufflammen konnte. Eine Konsequenzlosigkeit, die unsäglich viel erwärmender berührt, als die starre, sehr konsequente, fast mathematisch konsequente Ausgeklügeltheit jener indischen Legende. Sie nimmt auch seinen andern Aussprüchen die dogmatisch ätzende Schärfe, ohne sie sonst irgendwie zu entkräften.

II.

Prüfen wir die Frage aber, ganz abgesehen von Buddha und Christus, lediglich vom eigenen Erleben aus. Und da kommt man, wie es scheint, vorderhand an gar kein Ende und muß sich wohl auch schließlich mit einer in blaue Zukunftsfernen weisenden Richtlinie begnügen, so gerne man auch wieder mal so eine recht handfeste klare Konsequenz im Sack hätte.

Also: Erstensmal ist offenbar Faustgewalt und Rache schon sehr zweierlei, so eng verbunden sie miteinander auch aufzutreten pflegen. Faustgewalt will (und man könnte nicht sagen mit Unrecht) ja bekanntlich sehr häufig als sozial vorsorgliche Tat aufgefaßt werden. Man denke nur an die gewaltsame Versorgung von Verbrechern und Irrsinnigen. Andrerseits äußert sich Rache durchaus nicht immer durch körperliche Gewalttätigkeit. Sie hat sonst Mittel und Wege genug zu verletzen, zu verwunden — zu töten. Ja, gewiß auch zu töten, wenn Worte Leute so zur Verzweiflung bringen, daß sie sich selbst aufgeben und sich das Leben nehmen oder den Verstand verlieren.

Ferner ist nicht jede Zurückweisung eines Angriffs Rache — und wiederum wirkt eben oft auch die nach menschlichem Ermessen objektivste Feststellung von Tatsachen als Rache. Und freilich ist ja auch Rache nicht dasselbe wie Haß; aber jeder Haß erzeugt eben ohne weiteres wieder Rache. Und auch der Friedfertigste, sofern er nur über innere Glut verfügt und Liebe empfindet und nach Zielen sucht, wird eben als Folge dieser Liebe auch ehrlich hassen, alles Niederträchtige, Feige und Verlogene und Brutale — und wohl oft auch Unverstandene, und sofern dies alles in Menschen verkörpert ist, wird sein Haß eben Menschen treffen. „Ihr Otterngezüchte"

ist ein Ausdruck des Hasses und weckt bei denen, die's angeht, zweifellos Rachegefühle.

Tolstoi, der große Apostel des Nichttuns und Nichtwiderstrebens, wird zum reinen geistigen Lustmörder, wenn er irgend einen Künstler, der ihm nicht paßt, zerzaust, sei dieser Künstler nun Wagner oder Böcklin oder Shakespeare oder sonst einer, der nicht nach seinem Sinne gearbeitet. Aber der gleiche Tolstoi hätte sicher einen Menschen, den er mit geistigen Waffen zerknüppelt, nicht mit den Fäusten behandelt, sondern mit ihm wohl, wenn er ihn in Not getroffen, wie mit einem Herzensfreund den letzten Groschen geteilt. Und gewiß haben in neuerer Zeit wohl wenige wie Tolstoi, trotz allen Kampf- und Schmähschriften, einen solch geistesmächtigen Widerstand gegen die entfesselten Roheitskräfte entfaltet. Der Grund liegt darin, daß auch der Haß bei ihm aus der Liebe kam, daß das Innerste bei ihm eine tiefste Hingabe an ewige Liebesmächte war, daß sein Herz von innerlicher Fülle überfloß.

Der Glaube an die welteingeborne, weltgestaltende und weltumgestaltende Macht der schöpferischen, der Energie getragenen, der energetischen Liebe lebt bewußter oder unbewußter, klarer oder verhüllter in ungezählten Menschenherzen. Er ist es, der den verschiedenartigsten, sich sonst in ihrem groben Außengewande gegenseitig einander scheinbar ausschließenden christlichen und außer- und überchristlichen Religionsbekenntnissen die werbende Kraft verleiht. Diese Liebe zeigt sich darin, daß sie all die Werte, die das Menschendasein froher, schöner, wärmer und innerlich reicher machen, in sich und andern zu erkennen und zu fördern weiß. Im Unscheinbarsten die Wachstumsmöglichkeiten und unter allem Daseinsunrat das ewige Lichtlein sehen, und dem Wachsen und dem Glühen aufzuhelfen, das ist das Wesen der Liebe. Alle chaotischen Kräfte hingegen, von der bloßen Gleichgültigkeit, von Mißmut und Gehässigkeit bis zur rasendsten Vernichtungsgier stehen entgegen und sind eben, was die eindeutigen Lösungen erschwert, meist auch in der nämlichen Seele wie die andern Kräfte. Nur Märchen und Kindergeschichten kennen einseitig gute und einseitig schlechte Menschen, absolute Geister des Lichts und absolute Geister der Finsternis. Im wirklichen Leben ist alles ein mehr oder weniger. Nun weckt eben Haß gewöhnlich Haß. Und es ist eine der sehr schwer zu machenden Erfahrungen, daß man den Haß durch Liebe wirklich besiegen kann. Die Mehrzahl, von den nicht allzuvielen, die das können, können es wieder fast nur in der Einsamkeit, indem sie ihre schöpferischen Kräfte so anspannen, daß der fremde Haß an ihrer Liebe abprallt. Darauf beruht die Einsamkeit, Mächtigkeit und das Hinreißende tiefster Kunst. Gelingt es aber einem im vollen Daseinsstrom Lebenden im Feinde hinter Harnisch und Waffen das ihm im Tiefsten Verwandte zu entdecken und unbekümmert um alle Feindseligkeit sich ganz unbefangen brüderlich bloß an dieses

Ewigmenschliche zu wenden, und gelingt es ihm dann, dadurch den Feind zu entwaffnen und zum Freunde zu machen, muß ihm das zum bestimmenden Erlebnis werden. Für dieses Erlebnis fühlt er sich dann gedrängt leidenschaftlich zu zeugen: „Die Liebe überwindet Alles.“ Es kann dann über einen Menschen (nennen wir etwa einen Franz von Assisi) eine Stimmung kommen, die halb stiller mächtiger Friede und halb ungeheurer heiliger Rausch ist: Nur das den Haß durch Liebe überwindende Herz fördert das Leben. Schilt dich einer, schilt ihn nicht wieder, sondern sei freundlich zu ihm. Nimmt dir einer etwas, schenk ihm noch was dazu. Schlägt dich einer auf die linke Wange, halte auch die rechte dar. Will dich einer töten, so lasse dich ruhig töten und segne noch im Sterben aufrichtigen Herzens und ohne jesuitische Hinterhaltigkeit den Mörder. Siehst du wehrlose Kinder und Frauen von Mordgesellen bedroht, so ermahne eindringlich den Mörder, aber nimm nicht Teil an seinem Unrecht, indem du zur Verteidigung der Wehrlosen auch zur Gewalt der Faust greifst.

III.

Halt — hier muß ich anhalten. Hand aufs Herz. Kann das einer von uns? Und wenn er es könnte, hätte er dann wirklich das Gefühl etwas Erhebendes, etwas Schöpferisches geleistet zu haben, dem Weltkern näher gerückt zu sein? Möglich, daß es Derartiges gibt, in Indien ist's vielleicht dann und wann mal vorgekommen. Die Mehrzahl von uns hätte jedoch zweifellos in diesem letzten äußersten Fall, den ich angeführt, ein schlechtes Gewissen, wenn sie so handeln würde, sie käme sich wie mitschuldig vor. Wir können aber glücklicherweise gar nicht so handeln. Ein übermächtiger Instinkt lehrt uns sofort zum Schutz der bedrohten Wehrlosen alles was in unserer Macht steht anzuwenden, jede Waffe zu gebrauchen, um das Kind vor dem Wolf, vor dem Wahnsinnigen, vor dem Lustmörder zu schützen. Hier klafft ein heilloser Widerspruch, und zwar ein durchaus unlösbarer, das heißt jedenfalls in keiner klaren Konsequenz lösbarer. Es ist so peinlich, sich zu einer Lösung bekennen zu müssen, die jeder Sophistik ohne weiteres und jeder Zeit Tür und Tor öffnet. Es klingt so banal, wenn man sagt, ja gewiß, jene Liebe, deren Wachstum in der Welt uns als Sinn des Lebens erscheint, wird nur durch geistesmächtige Ueberwindung des gegenstehenden Hasses, der gegenstehenden Gleichgültigkeit gefördert, aber in der letzten äußersten Not bleibt auch für uns kein anderer Ausweg als die Faustgewalt bis zur Erschöpfung. — Aber warum denn peinlich, warum banal, es entspricht doch das allem gut bürgerlichen Bonsens? Gerade deshalb. Ist es nicht verdächtig in einer so äußerst delikaten Frage eine Haltung einzunehmen, die so ohne weiteres aller Welt einleuchtet, die dem Allerweltsverstand so überaus zugänglich ist?

Wie charaktervoll, kriegerisch, männlich klingt nicht das alte tapfere Auge um Auge, Zahn um Zahn! Es ist nichts von Eroberungspolitik drin, sondern nur die selbstbewußte Drohung: Hüte dich, mir oder den Meinen zu nahe zu treten. Im Schutz dieser Gesinnung kann sich der Wehrlose geborgen fühlen. — Und doch ist uns diese Lösung zu eng, zu begrenzt, zu aussichtsarm. Wir haben nicht umsonst ein paar Jahrtausende nach ewigen Zielen Ausschau gehalten. Als Einzelmenschen haben wir, wenigstens in unserem Denken, die Selbstverständlichkeit dieses Bodens längst verlassen. Nur die Staaten, die immer das zurückgebliebene Menschheitsbewußtsein darstellen, wurzeln noch ganz und gar auf ihm.

Und nun wieder, wie charaktervoll konsequent, jedes Techtelmechtel mit den brutalen Mächten ablehnend, keinem seichten Mischmasch das Wort redend, ist jene gegensätzliche Lösung, deren letzter großer Vertreter Tolstoi war, jenes absolute Ablehnen jeder Faustgewalt! Es ist ewiges Leuchten in dieser Antwort. Man kann uns wohl töten, aber man kann uns nicht besiegen. Wenn ihr unsern Leib zertretet, wird der Geist in uns erst recht seine Sternenbahn antreten. Das ist die Logik aller Märtyrer.

Und doch, wollen wir ruhig zusehen, wie Irrsinnige morden? Wenn wir es aber nicht wollen, so dürfen wir auch nicht unbedingt auf dem Ablehnen der Faustgewalt beharren. Wenn wir aber die Faustgewalt als letzten Ausweg zugeben, öffnet sich sofort wieder die ganze dunkle Reihe: die vorsorgliche Staatsgewalt, wie: Polizei, Militär, Krieg und die platzschaffende Volksgewalt: Attentat, Revolution. Und damit hat auch der Sophist in unserem Herzen wieder völlig Oberwasser bekommen. Welche Polizeichicane, welche Volksunterdrückung wurde nicht schon als vorsorgliche Staatsgewalt gedeutet? Und da macht es einen geringen Unterschied, ob an der Spitze des Staates offen absolute Zaren, Kaiser und Könige stehen oder verborgen fast ebenso absolute Banquiers, Großkapitalisten und Aktionäre. Heute sind von 1000 Deutschen 999 heilig überzeugt, daß sie nur als unschuldig Verfolgte und Beneidete nichts als einen berechtigten Verteidigungskrieg gegen die blind verhetzten raubgierigen Romanen und Slawen führen. Aber ebenso sind von 1000 Franzosen wohl nicht weniger als 999 ebenso heilig davon überzeugt, daß sie als unschuldige Opfer der preußisch imperialistischen Weltmachtgier einen mindestens ebenso berechtigten Verteidigungskrieg führen. Und ich betone: Beide, die, wenn auch in der Art verschiedene, doch im großen ganzen einander ebenbürtige Geisteskräfte aufweisen, sind durchaus ehrlich von ihrer Notwehr überzeugt. (Eine Zwischenfrage: Etwas muß da doch nicht ganz klappen? Am Ende dämmert's dann doch, daß Dinge zum Krieg führten, die nicht auf jedem Regierungserlaß und in jedem obrigkeitlichen Farbenbuch stehen, die aber auch nicht für jedes Auge ohne weiteres erkennbar sind.) Nun ich fahre weiter: Was

für Bestialitäten wurden nicht z. B. während der großen französischen Revolution alles mit dem Ruf: Liberté, égalité, fraternité gedeckt!

Das ist eben das Verhängnisvolle, das uns so viel zu schaffen macht: Wenn man von dem Gedanken erfüllt ist, daß die Ueberwindung der Faustgewalt durch die Geistesgewalt in der Linie der Menschheitsentwicklung liegt und dann doch als letzten Ausweg die Faustgewalt anerkennt, so hat der kluge, dialektisch geschulte Sophist in jedem Menschenherzen eben auch freie Hand. — Vielleicht doch nur scheinbar. Es wird dann die Frage aus einer leicht erkennbaren, meßbaren Beurteilungsweise herausgeführt und wird zur Gewissensfrage für jeden Einzelnen. Und der Einzelne wird sich fragen: Stehe ich wirklich vor dem letzten Ausweg? — und die Antwort wird eben jeweilen gemäß seiner geistigen Verfassung ausfallen. Je mehr einer von dem oben angedeuteten Menschheitsweg durchdrungen ist und je mehr er weiß, was die freie Entfaltung aller brutalen Kräfte für Folgen hat, umso weniger eilig wird er es mit dem Ruf nach Bomben und Kanonen haben.

IV.

Prüfen wir der Reihe nach kurz die wichtigsten Lebensgebiete auf denen die Faustgewalt angerufen wird. Fangen wir beim Alltag, bei der Schule an. Und da wissen wir ja, daß der große neuzeitliche, pädagogische Aufschwung, der besonders in Amerika so kräftig sich bemerkbar machte, auch die alte Prügelschule zu überwinden trachtete und vielfach mit bestem Erfolg. Ein Lehrer, der sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er jeden Augenblick gleich mit den Fäusten seine Machtstellung beweist, gilt heute als etwas verunglückter Pädagog. Nun hat man auch da natürlich jugendlich konsequent sein wollen und jeden körperlichen Eingriff in die Kindererziehung fast als Verbrechen hingestellt. Da kamen dann Fälle vor, wie sie mir aus befreundeten anarchistischen Kreisen erzählt wurden, daß für allerlei schöne Prinzipien begeisterte Eltern ihr Kräutlein von der Geburt an nie körperlich bestraften, sondern es ganz frei und edel aufwachsen ließen, es aber dann mit 14 Jahren in einer Besserungsanstalt versorgen mußten. Jedenfalls verlangen gut veranlagte Kinder auch nicht schablonenhaft die gleiche Erziehung, wie Bürschchen, die alle Keime für eine künftige Taugenichtslaufbahn in sich tragen. Auch die mildeste, etwas abgeklärte Pädagogik wird im Ausnahmefall mal eine Ohrfeige als Quittung für eine eigentliche Gemeinheit nicht als Sünde wider den heiligen Geist erklären.

Im Alltagsleben der Erwachsenen spielt die Gewalt der Faust bekanntlich auch noch eine große Rolle. Familien, in denen Vater und Mutter sich verhauen, die Mutter gewöhnlich als der leidende Teil, sind ja häufig genug. Und wenn es ein Lebensgebiet gibt,

wo jede Ausnahme, jedes Pochen auf die Macht der Faust schon als Brutalität hingestellt zu werden verdient, ist es wohl hier. Der Alkohol und diejenigen, die ihn dulden und vermitteln, das heißt der Staat, die mäßigen, die Trinksitten konservierenden Trinker und vor allem die Wirte, sind hier als Mitschuldige und Mitverantwortliche hinzustellen. Für die sonstigen bürgerlichen Konflikte der Erwachsenen hat das Gericht eine gewisse Geltung erlangt. Immerhin sind in vielen Gegenden im Streitfall die populärsten Gründe und Gegengründe im Handgelenk, und viele Burschen fühlen sich erst ganz in ihrer jungen Heldengröße, wenn sie bei Bier und Schnaps mit Prügel und Messer ihre politische Reife dokumentieren.

Nicht viel höher, nur etwas eleganter, sind jene Leute aus der Stehkragen- und Gehrockmenschenklasse, die das Leben nicht mehr aushalten, wenn der oder jener andere Mensch, der sie beleidigt hat, noch am Leben bleibt und die deshalb sofort zum Duell, zu Revolver, Säbel und Stoßdegen greifen. Da braucht man sich nicht lange aufzuhalten.

V.

Etwas anderes ist's mit der Polizei. Polizei ist die bürgerliche Verkörperung der staatlichen Gewalt. Je nachdem der Staat das Werkzeug eines Alleinherrschers, einer feudalen Kaste, eines mit einem demokratisch angehauchten Parlament zusammengekoppelten Fürsten, einer volldemokratisch sich gebärdenden Kapitalistenklasse, oder einer breiten im wesentlichen ökonomisch gleichgestellten Volksmasse ist, wird die Polizei verschiedene Funktionen haben. Aber immer wird sie im Dienst derjenigen arbeiten, die die Macht in Händen haben, ist sie ja eben doch nur der sichtbare Ausdruck dieser Macht. Einer moralischen, geistigen oder seelischen Wertung gegenüber verhält sie sich an und für sich völlig indifferent. Ihr menschlicher Wert ist dem in jedem Staat herrschenden Geiste direkt proportional. Jeder Staat bildet immer nur ein für eine vorübergehende Zeit hergestelltes organisches Gefüge, das aber seinem Wesen nach immer auf unumstößliche Dauerhaftigkeit Anspruch macht. Von jedem Staat wird mit logischer Konsequenz ebensosehr alles bebekämpft, was der Höhe seiner Organisation untergeordnet ist, wie das, was ihr übergeordnet ist. Er wird also den gemeinen Verbrecher ebensosehr verfolgen wie denjenigen, der nach einer vollkommeneren Menschheitsorganisation strebt und bei diesem Streben durchaus keine Rücksicht auf die sogenannte Heiligkeit der historisch gewordenen Staaten nimmt. Die tiefsten, ehrlichsten, begeistertsten Gesellschaftsumgestalter und Neugestalter, die kühnsten Revolutionärs teilen deshalb gewöhnlich mit dem minderwertigsten, verkommensten Verbrechergesindel die Abneigung gegenüber der Polizei, in der sie die Verkörperung der ihnen entgegenstehenden Macht erblicken. Immerhin muß man sagen: Auch eine dankbar aufs beste

gestaltete Menschheitsorganisation, die es sowohl verstanden hat die Güterherstellung und die Güterverteilung zu regeln, wie auch die unbedingte Souveränität der Einzelstaaten zu unterbinden, könnte unmöglich auf Polizei verzichten. Diejenigen, die an letzteres glauben, weil sie der Meinung sind, daß fast alle Verbrechen nur Verbrechen gegen das Eigentum sind und also in einer sozialistischen Gesellschaftsgestaltung hinfällig würden, kennen sich doch wohl ziemlich schlecht aus auf die Beschaffenheit der menschlichen Seele. Sie scheinen wenig unter die Oberfläche zu blicken, unter der die durch die Jahrtausende vererbten dämonischen und bestialischen Kräfte, in ungezählten Menschen oft bis zur Weißglut erhitzt, weiterwuchern und unter besondern Umständen, oft unter dem Einfluß von Narkotika, plötzlich hervorbrechen. Gegen den Verbrecher, der durch seine Taten die Menschheit auf eine überwundene Stufe zurückschraubt, wie gegen die sonstige Legion der gefährlichen Geisteskranken, wird auch die denkbar vorzüglichste Menschheitsorganisation Faustgewalt anwenden müssen, also Polizei, oder meinetwegen bewaffnete Irrenwärter, wenn der Ausdruck besser behagt.

VI.

Wir wissen aber alle, daß die heutigen Staaten nicht nur in diesem Sinne ihre Faustgewalt zur Geltung zu bringen pflegen, sondern daß sie ihre Organisation mit allen Mitteln nicht nur gegen alle ähnlichen Organisationen verteidigen, sondern diese auch, sobald sie ihnen gefährlich erscheinen oder sobald sie ihren Appetit reizen, mit allen Machtmitteln anzugreifen pflegen. Die gewaltige Militärmacht der Einzelstaaten ist nur der Ausdruck für den völlig chaotisch anarchischen Zustand der Kulturmenschheit. Was dieser Zustand nebenbei noch für einen widerwärtigen geistigen Ueberbau hervorruft, ich meine die bis in alle Kulturfinessen zu verfolgende töricht blinde Ueberschätzung der Organisation, der man durch die Zufälle der Geschichte gerade angehört, das konnte man nie eindringlicher erleben als in der gegenwärtigen Kriegszeit. Nun wir wissen also, daß das Militär noch sehr weit davon entfernt ist, die bloße Polizei einer zusammenhängend organisierten Kulturmenschheit zu sein.

So sehr natürlich heute alle Staaten über ihre militärische Macht froh sind und sie in begeisterten Tönen preisen, so haben wir, die wir geistige Bürger der doch einmal kommenden menschlichen Universalrepublik sind, wahrlich kein Interesse daran, diesen Zustand zu einem dauernden ausgestalten zu helfen. Alle besorgten Gemüter, das heißt die ungeheure Mehrzahl in allen Staaten, sorgt heute so wie so dafür, daß der militärische Schutz der Einzelstaaten möglichst gemehrt werde. Trachten wir Angehörigen einer verschwindenden Minorität, wir Freischärler der Idee in allen Landen danach, daß auch jetzt in diesem ungeheuren Völkerbrand

das schließlich doch bestehende und schließlich doch siegende Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschheit nicht erstickt werde und untergehe.

Nun sagen aber die Angehörigen der kriegführenden Länder: Gerade deshalb schlagen wir uns ja mit dieser heiligen Glut, weil wir das Bewußtsein haben, daß gerade unser Volk die tiefsten und zukunfttragenden Kräfte der Menschheit am reinsten verkörpert und mit unserem Volk auch die Zukunft der Menschheit auf Erden überhaupt bedroht ist.

Wir haben die Treue und den Tiefsinn, das Sinnige und den sonnigen Humor, die Gewissenhaftigkeit und das schwerflüssige aber mächtige Pathos der großen Hingabe an eine Aufgabe, sagen uns die Deutschen.

Wir haben das Gefühl für Freiheit, den Schwung, die Sprunghaftigkeit und Kühnheit des Denkens und auch des Handelns, den sprühenden Geist und die natürliche Grazie, wir sind das Volk der großen unumgänglichen Versuche, sagen uns die Franzosen.

Wir haben die Beharrlichkeit und Zähigkeit, die Unerschütterlichkeit und den heitern Gleichmut und unter einer reservierten Oberfläche eine Flut von sozialer Verantwortlichkeit und zartester Schönheitssehnsucht, sagen uns die Engländer.

Wir haben das feurige Pathos der hinreißenden Persönlichkeit, bei uns ist die Heimat der Schönheit, aus unserem Blut wurde die für Jahrhunderte normgebende Kunst geboren, sagen uns die Italiener.

Wir haben die Herzlichkeit, die Brüderlichkeit, die Verachtung des alltäglich Kleinlichen, die Fülle verschwiegener, tiefer Religiosität, das Bewußtsein mühseligen aber ungeheuren Werdens, das Bewußtsein mächtigste Zukunft in uns zu haben, sagen uns die Russen.

Ich beschränke mich auf die angeführten Nationen. Sie haben alle Recht. Aber glaubt man im Ernst, daß man für irgend eine der angeführten Eigenschaften nicht vollwertige Beispiele aus jedem der andern Völker herbeiziehen könnte! Ein bischen mehr, ein bischen weniger in dem und jenem Land. Schön. Aber der große Irrtum ist der, daß man glaubt, daß diejenigen Kreise in jedem Volk, die zum Krieg geführt und — gehetzt haben, daß das zugleich die Kreise seien, welche die edelsten Eigenschaften der Nationen verkörperten. Als ob es bei der unseligen Geheimdiplomatie und den unseligen Geheimeinflüssen des Kapitals überhaupt möglich wäre hinter die Kulissen zu sehen! Aber in dem sich auch geistige Elemente vollinhaltlich mit ihren Kriegsregierungen indentifizieren, verzichten sie eigentlich auf ihr höheres Menschentum, begehen sie einen wohl meist unbewußten Verrat an ihrer höchsten Geistigkeit. Diese nämlich ist in einer Region verankert, aus der zu allen Völkern Zugänge führen, in der nur das Ewigmenschliche gilt und alle völkischen Unterschiede untergeordnetster Natur sind. Im Krieg aber werden durch die Volksvorurteile die Gegner völlig verneint und möglichst

gering eingeschätzt; die Haß- und Verachtungsstimmungen sind am populärsten. Der Krieg und die ihn veranlassenden und leitenden Mächte bewegen sich auf einer Ebene, wo die Macht des Einzelvolkes (das heißt die Macht der Mächtigen in jedem Einzelvolk) Alles gilt, Höchstes, Religion, Heiliges ist. Die Worte, die in persönlichsten Kämpfen dem Ewigmenschlichen abgerungen wurden, dienen höchstens noch als willkommene Drapierung, als Schmuck der eisernen Kolosse, in die sich die Völker verwandelt haben. Daß aus Völkerfeindschaften Herzensfreundschaften in die Brüche gehen, ist ein Hohn auf alles höhere Menschentum. Heute wo die Faustgewalt alles gilt und alles ihr Entgegentretende zertritt, ist es wohl unmöglich ihr auch wieder durch Faustgewalt, die im Dienst der Menschheitsorganisation stände, einen Damm entgegenzustellen. Schon deshalb weil zu einem solchen Dammbau keine Arbeiter sich finden würden. Und das Wort, der Ausdruck der Geistesgewalt, werde doch überdröhnt durch den Donner der Kanonen, so denkt man und paßt sein Wort der Kanonenmelodie an. Als ob jetzt nicht erst recht Zeit für das Wort wäre, für das Friedenswort, das wenigstens so kräftig als möglich protestiert und nach Brüdern sucht im Feindesland um trotz allem Chaos die menschheitliche Geistesrepublik als Symbol vor die betörten Völker zu stellen. — Wir aber wollen nicht höhere Akrobaten, Seiltänzer und kaltherzige Allerweltsphilosophen sein, sondern wir wollen in seiner schweren Stunde mit unserem Volke fühlen, denken und leiden, sagen manche Edle. Ja, gerade deshalb. aus Mitfühlen mit seinem Volke, sollte man ihm den Weg offen zu halten suchen, der aus den qualvollen Irrungen der Zeit zum ewigen geistesglühenden Friedensreich führt.

Wir wollen nicht aus Schwärmerei das nüchterne Notwendige aus den Augen verlieren. Man kann keinem zumuten, sich willig als geduldiges Opferlamm abschlachten zu lassen. Man kann das höchstens selbst tun und es ist zweifelhaft, ob man dann unter allen Umständen etwas Vorbildliches getan. Daß freilich eine solche Handlungsweise von vorn herein und immer etwas Lächerliches wäre, wird niemand behaupten wollen, dem irgend einmal im Leben die Gestalt Christi einen tiefen, erschütternden Eindruck gemacht hat. Aber auch das ist jedenfalls nur ein allerletzter Ausweg. Wie der Einzelne sich gegen den Wolf und Mörder verteidigt, wird ein Volksorganismus sich eine ehrliche Defensive immer erlauben dürfen. Nun gilt es aber nie zu vergessen, daß eben bei der Kompliziertheit der Kriegsursachen, zu denen als fatalste immer die Geheimdiplomatie rechnet, die große Masse nie wirklich weiß, ob sie tatsächlich in der Defensive ist. Daß sie es aber meist so stürmisch glaubt und glauben will, ist wenigstens ein Zeichen dafür, daß dem Massenbewußtsein die doch tatsächlich überall vorhandene, überall antreibende, aber überall gut verschleierte Raubpolitik der Staaten als etwas verächtliches erscheint. Nun aber wirkliche Defensive?

Haben die Besitzlosen wirklich keinen Grund etwas zu verteidigen, keinen ehrlichen Grund unter speziellen Umständen dem Militärbudget zuzustimmen? Ist es immer nur Dummheit, Feigheit, Sesselstreberei und Derartiges, wenn ein Vertreter des Proletariats einmal auch für das Militärbudget stimmt? Man muß schon ein sehr eingefrorener und lebensferner Jungeselle sein um das anzunehmen. Denn das ist doch klar, ein Land als Kriegsschauplatz fremder Heere ist nicht nur Gefahr für Besitz und Eigentum, für Häuser und Land (und schließlich wohnt sogar das Proletariat gewöhnlich nicht auf der Straße!), sondern eben auch für alles wehrlos und schutzlos Lebendige, in erster Linie für Frauen und Kinder. Und seine Lieben den Brutalitäten fremden Kriegsvolks ausgesetzt zu sehen, kann auch das Herz des Tapfersten mit banger Sorge erfüllen. Und außerdem ist es auch kein Vergnügen unter fremder Militärgewalt zu atmen und sich von fremden Kriegsobersten das Maul verbinden zu lassen. Schließlich bietet eben auch nicht jedes Land gleichviel Möglichkeiten ungehindert edlere wirtschaftliche Zustände anzustreben.

Dieses ehrliche Friedens- und Defensivgefühl beherrscht wohl in den meisten Staaten die große Mehrzahl. Die Lage ist aber meist so: Eine kleine aber mächtige kapitalistische und militaristische Minderheit drängt mehr oder weniger verborgen auf den Krieg hin die große Mehrzahl mit ihrem Friedenswillen wird von dem plötzlichen Kriegsausbruch überrascht, und identifiziert sich, dank ihrer geistigen Vorbereitung, ohne weiteres mit dem von jener Minderheit geleiteten Volksganzen und kann ganz ehrlich sagen: Wir haben den Krieg nicht gewollt. Wir verteidigen uns bloß, und dazu haben wir doch das heilige Recht. — Haben etwa die Herren Bernardi und Cie. in Deutschland, die Herren Delcassé und Cie. in Frankreich, die Timesleute in England u. s. w. nicht seit Jahren zum Krieg gehetzt? Und läßt man sich nicht in Deutschland durch H. St. Chamberlain auf so vielwisserisch kluge und pathetische und doch im Innersten die Wahrheit biegende Weise chauvinistischen Sand in die Augen streuen? Und wird nicht das Urteil in Frankreich durch beredte Hetzliteraten von der Art Maurice Barrès, in Italien von Gabriele d'Annunzio, systematisch gefälscht? Den Geist all dieser Politiker und dieser Literaten im eigenen Lande zu überwinden ist ein erster Schritt zum Frieden in unsern unseligen europäischen Gefilden.

Nun allerdings gibt es überall viele, die den Krieg als solchen, ganz abgesehen von seinen Ursachen und Zielen, als großes, wildes Glück empfinden. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein". Die Klarheit und relative Größe der alltäglichen Aufgabe, das Verlassen der bürgerlichen und proletarischen Enge, das Einsetzen aller Kräfte und des Lebens selbst für etwas Außergewöhnliches, die plötzlich erwachte allgemeine Kameradschaftlich-

keit, das Beseligende eines ebenso plötzlich erwachten gemeinsamen tiefen Interesses, eines gemeinsamen Werkes, dem sich alle ein- und unterordnen, das Wachsen der persönlichen Kraftgefühle durch körperliche Uebung, alle jauchzenden Indianereigenschaften, die man als Bub geübt und bewundert, nun als Erwachsener wieder mit tötlichem Ernst betätigen zu können: Gehen wir nicht zu rasch an diesem Punkt vorüber. Daß diese Kriegsgründe von vielen so ehrlich gefühlt werden, ist auch eine schwere Anklage für das bürgerliche Friedensleben der Völker, das so vielfach in Sorge und Not, Langeweile und Enge, genüßlicher Schmierigkeit und kleinlichen Gedanken sich mühselig dahinschleppt. Wer im Alltag sein Herz füllende große Aufgaben kennt, ist solchen Kriegsgründen sternenfern. Er verachtet die wirklichen militärischen Tugenden, die wache Aufmerksamkeit, die Abhärtung, die Strapatzen ertragende Ausdauer, die Fähigkeit zu raschem, kühnem Entschluß durchaus nicht; aber er möchte sie im Dienste von Werken sehen, die nicht der Vernichtung, nicht dem befohlenen Mord dienen. Nicht die Gefahr getötet zu werden, sondern die Pflicht gegen seine Ueberzeugung morden zu müssen, ist das wahnsinnig Gräßliche, das tiefern Menschen den Krieg so ungeheuerlich erscheinen läßt.

Im Alltag die Seele befreien, im Alltag Erkenntnisziele, Kameradschaftlichkeitsleben und tausendfältige soziale und künstlerische Gestaltungsmöglichkeiten schaffen, den Alltag reich, interessant, bewegt machen, kühne Richtlinien in den Alltag ziehen, bedrückende Wirtschaftsverhältnisse beseitigen helfen: das ist die Aufgabe der wahren Führer der Völker. Warum sind jene dionysischen Kriegsgründe bei Fabrikarbeitern und Staatsbeamten, überhaupt bei den Städtern (denken wir an Italien!) so viel häufiger, als etwa bei den Bauern? Doch gewiß nur deshalb, weil die Bauern die interessantere, abwechslungsreichere, der Natur und ihren Kräften näher stehende Arbeit haben, als die vielfach im Alltag entwurzelten Städter. Hier warten noch Aufgaben, die wahrlich mehr des „Schweißes der Edlen" wert sind als die äußere Machtfülle der Staaten. So wichtig auch die überstaatliche Menschheitsorganisation ist, so sehr dieses Ziel die denkenden Kräfte der Zukunft beherrschen wird, so ist's damit nicht getan. Es gilt immer und immer wieder den Frieden interessanter zu machen als den Krieg, im Frieden Aufgaben zu finden, die alle seelischen und körperlichen Kräfte, alle Liebe und allen Mut der Menschen nicht brach liegen lassen.

VII.

Wir kommen damit zum letzten Kapitel, das im Rahmen der Faustgewalt liegt. Das beste Streben im Alltag wird häufig durch übermächtige Gewalten gehemmt: die durch allerlei historische Zufälligkeiten geschaffenen Autoritäten, die Klassen, die ihre Vorzugsstellung nicht verlieren wollen, stehen entgegen. Die Leidenschaft verlangt rasche Lösungen, die Not und die Unterdrückung können unleidlich, können

unerträglich werden. Revolution wird die Losung. Die Revolutionen, die der Geschichte angehören, haben ebensosehr mit rascher, kühner Hand alte Fesseln gesprengt, Licht und Luft den Massen gebracht, unzählige Keime neuen Lebens gesäet, wie auch im Namen volltönender Phrasen die blutrünstigsten Leidenschaften entfesselt und die wahnwitzigsten Grausamkeiten vollführt. Die kommende große Revolution der Zukunft, welche der Klassenherrschaft, der Kapitalherrschaft und der Nationalsouveränität ein Ende bereiten soll, welche den Eingang zum Friedensreich auf Erden öffnen soll, sie ist der Glaube der unterdrückten, abhängigen und unzufriedenen Volksschichten. Diese Volksschichten, vor allem also das Industrieproletariat erklärten sich vor dem gegenwärtigen Krieg als leidenschaftliche Gegner der Staatenkriege, die sie als typische Erzeugnisse der kapitalistischen Wirtschaft hinzustellen pflegten, in denen das Proletariat das ewig Geprellte sei. Sie waren nicht wie die Tolstoianer und Nazarener gegen jede Gewalttat überhaupt, sondern nur gegen die Gewalt, von deren Notwendigkeit und Heilsamkeit sie nicht überzeugt waren. Von der Notwendigkeit der gewalttätigen Revolution aber waren sie auf's Tiefste erfüllt. Sie fühlten sich als Klassenkämpfer und verbanden mit diesem Ausdruck etwas Religiöses. Der Krieg machte auch hier vorderhand Schluß. Die große Mehrzahl der Sozialdemokraten, Syndikalisten und Anarchisten erklärten sich mit mehr oder weniger Begeisterung für die Nationalstaaten, denen sie angehörten und denen sie vorher Todfeindschaft geschworen. Nach dem Krieg wird auch in all diesen Kreisen eine grundsätzliche Neuorientierung sich einstellen. Man wird vielleicht nicht mehr so viele schöne, volltönende, Furcht und Schrecken einflößende Gesinnungssätze hören, dafür aber sich mehr zu Ansichten zu bekennen suchen, denen man treu bleiben kann, wenn die Welt mehr oder weniger aus den Fugen geht.

Bisher waren viele der Friedfertigsten leidenschaftliche Revolutionsverherrlicher, weil das Wort Revolution einen kräftigen Freiheitsgeruch verbreitet, weil es nach neuen Gestaden und nach reinern Lüften riecht. Die unvermeidlichen Gräuel nahm man als kleine Beigabe, die neben dem reinigenden Gewitter belanglos sei. Die große soziale Revolution, welche die irdischen Dinge auf einmal zum Bessern gestaltet, das sagt sich so leicht. Krapotkin hat sogar im „Wohlstand für Alle" ein sehr optimistisches Buch geschrieben, in dem er darlegt, wie nach dem großen Zusammenbruch das Proletariat die Leitung der Produktion in die Hände nehmen könnte.

Gerade wie in den bürgerlichen Klassen aus dem Patriotismus, so hat man in den Arbeiterklassen aus dem Klassenkampf einen der großen Götzen gemacht. Beides ist eine Art Religion geworden.

Klasse ist etwas so Unbestimmtes. Wie geistig primitiv ist eine Gesellschaft, in der eine ähnliche ökonomische Situation, z. B. das gleiche Lohnverhältnis, das ausschlaggebende Bindemittel zum brüderlichen Zusammenschluß bildet, wo dieses Oekonomische wichtiger ist als

die lebendige Liebe zu seelisch ähnlichen Menschen, als ähnliche Stellung zu Frau und Kind, zu den Freunden und Mitmenschen, zur Natur, zur Erkenntnis, zur Kunst, zur Zuverlässigkeit, zur Opferwilligkeit, zur Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Wahrheit. Das alles werde ja gerade durch die ökonomische Situation bedingt, das wisse man ja seit Marx, Engels und Kautzky, sagt man uns. Aber gerade dieser blinde Glaube an die Gestaltung der Seele durch die Oekonomie ist eine der großen Lügen, die man einander nachplappert, und von denen man scheu zur Seite zum Genossen schaut, ob man auch gesinnungsgetreue Ansichten zum Besten gäbe, ob man nicht etwa den Vorwurf machen könnte, man sei bloß ein „naiver Idealist", ein „harmloser Kleinbürger", ein „heuchlerischer Agent der Bourgeoisie", ein „wohlwollender Spießer" u. s. w. Man hat sich in vielen sogenannten revolutionären Kreisen daran gewöhnt, einander ketzerrichterlich auf die Finger zu sehen, ob man auch immer die richtigen orthodoxen, ökonomischen Ansichten wiederkaue. Und daneben rollt das große, weite Leben und kümmert sich nicht um all die wissenschaftlichen und politischen Götzen.

Im Uebrigen weiß ich schon, daß der Klassenkampf vom Kapital der Arbeiterschaft aufgezwungen wird, und daß er zweifellos nach dem Krieg mit erneuter Heftigkeit aufflammen wird. Aber man soll aus einer bittern momentanen Notwendigkeit nicht mehr machen als dran ist, und nicht Dinge auf Gebiete übertragen, auf denen sie nichts zu suchen haben. Jeder intelligente Arbeiter weiß ganz gut, daß, wenn er auf freier Bergeshöhe einen Sonnenuntergang genießt, er da kein anderes Wesen ist, als der bürgerliche Professor, Fabrikant, Bauer, Arzt u. s. w., daß, wenn er eine liebe Frau und Kameradin in die Arme schließt, er das als Mensch wie jeder andere tut, ohne irgendwelche besondere Klassenbetonung; daß, wenn er ein kleines Menschenkind auf den Knieen schaukelt, er dabei genau dasselbe von jedem Klassenbewußtsein losgelöste Vatergefühl empfindet, wie jeder andere auch, sei er nun Landarbeiter oder Kaiser oder Pfarrer oder Kaminfeger. Religion, Kunst, Wissenschaft, Pädagogik können sicher alle im Dienst von Klasseninteressen abfärben, in ihren tiefsten Ausstrahlungen aber sind sie ewiges Menschheitsgut und frei von allen speziellen Klassengesinnungen. Das wird erst recht klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß als Ziel des Klassenkampfes doch gerade die Ueberwindung der Klassengegensätze hingestellt wird. Und nachher? Man überwindet einen Widerstand doch nur, um nachher freie Luft zu haben. Und nun aber, die Freiheit, wozu? Diese einzige Frage zeigt, wie vorübergehend, wie zeitlich bedingt alle Klassenkampfeinstellung ist, daß über sie hinweg die alten, großen Menschheitsfragen immerfort ins Unbegrenzte weisen.

Damit ist natürlich die Frage der letzten Berechtigung der Revolution nicht erledigt. Sie läßt sich ebenso wenig eindeutig erledigen, wie die Frage über die Gewalttat überhaupt. Schiller stellt sich in seinen reifen Mannesjahren, im Tell, dem revolutionären Drama par

excellence, unbedingt auf die Seite der Revolution, wenn kein anderer Ausweg mehr da ist, „wenn unerträglich wird die Last". Dies aber meint er nicht als schnellfertiger, phrasentoller Grünling. Ich hatte einmal Gelegenheit mit einem der hervorragendsten Vertreter der russischen Revolution, der zugleich ein edler Mensch und vielbewanderter Gelehrter ist, mich über die Wirkungen des Tyrannenmords zu unterhalten. Er äußerte sich, es sei einfach blinde Torheit, nicht einzusehen, wie auf gewisse gelungene Attentate gegen besonders verhaßte, besonders brutale Unterdrücker, der Druck von oben jeweilen beträchtlich nachgelassen habe. Und von den friedfertigsten Franzosen und Engländern habe ich äußern gehört, daß sie unter dem Druck der russischen Regierung zweifellos auch zu Bomben greifen würden.

Aber auch im Westen wird die Lohnarbeiterschaft so vielfach ums Leben verkürzt, sieht sie so oft all ihre Blütenträume welken und wird sie so oft in Verzweiflung und Wut gebracht, daß sie ihrerseits kaum dauernd auf die letzte Stufe der direkten Aktion, auf den Drohfinger der Revolution, verzichten kann. Der Burgfrieden ist nur ein Trugfrieden.

Für uns aber lautet die Frage: Haben wir, denen es auf lebendige Kultur, auf seelische Weltdurchdringung, auf Gestaltungsfreiheit, auf klar sich auswirkende Liebeskräfte ankommt, ein wirkliches Interesse daran, die Revolution mit ihren unberechenbaren, häufig der dunkelsten Reaktion rufenden Zufälligkeiten zu fördern? Zweifellos in der Regel nein. Uns graut vor der Pflicht zum Mord, werde diese Pflicht nun von oben oder von unten verkündigt, und bevor wir diese Pflicht anerkennen, müßten wir auf's qualvollste davon überzeugt sein, daß jeder andere Ausweg verrammelt ist. Und wir verwechseln auch nicht jede kindische und herostratische Attentätereitelkeit mit der Tellentat.

Wir möchten für uns und unsere Mitmenschen eine ökonomische Situation schaffen helfen, auf der die Seele frei wachsen kann. Als gefährliche, fürchterliche Schreckensmänner Furcht einzuflößen oder als doktrinäre Konsequenzmacher zu imponieren, ruft unsern Ehrgeiz nicht wach. Das Interesse der Kulturvollenden ist vollständig auf der Seite derer, welche, wie die kommenden Kriege, so auch die kommenden großen, drohenden Revolutionen verhindern wollen; aber wohlverstanden nicht mit Militär und andern staatlichen Gewaltsmitteln oder kapitalistischen Massenaushungerungsversuchen, auch nicht mit beschwichtigenden Demut- und Geduldpredigten, sondern nur durch intensives Fördern aller jener Bestrebungen, die auf friedlichem Wege die doch einmal kommenden Lösungen anbahnen helfen. Die gewaltsame Revotion ist wirklich nur der allerletzte Ausweg der Verzweiflung. Wir sollten aber dafür sorgen, daß es nicht zur Verzweiflung kommt. Wir wissen, daß die nachhaltigste Gesellschaftsneugestaltung ihren Angelpunkt in der Brust des Menschen hat, daß man wohl die äußern Verhältnisse auch neu organisieren sollte, daß aber alle Neuorganisation

immer in der Seele beginnen muß und daß es törichtste Torheit ist zu glauben, das mache sich dann schon nach der Milieuumgestaltung „von selbst" mit mechanischer Notwendigkeit.

Wir glauben nicht an das alleinseligmachende Morden, weder im Krieg noch in der Revolution. Beides kann immer kommen, Krieg und Revolution. Wie der Krieg gekommen als Dieb in der Nacht, so kann auch die große Revolution kommen, die große soziale Revolution mit millionenfach gehäuften Schrecken und ungeheuren aufflammenden Freiheits- und Zukunftsimpulsen. Ob den Menschen wohl nie die Augen aufgehen! In Friedenszeiten hat man wahnsinnig für den Krieg gerüstet, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, und hat damit einen neuen Kriegsgrund geschaffen; die tausendmal wichtigere Arbeit aber, die systematische Bekämpfung des ebenfalls als beständige Kriegsdrohung wirkenden verbohrten Nationalismus, hat man unterlassen. Jetzt hat er alles mit sich fortgerissen, und es ist noch kein Ende abzusehen. Erwachen wir jetzt wenigstens, damit das zweite furchtbar am Horizont aufsteigende Weltgewitter nicht nachher auch zum losplatzen kommt. Erfinden wir geistige Hagelkanonen, und hüten wir uns vor den einfältigen Spöttern, die das Nieerlebte nicht für möglich halten und seine Erwähnung als Gespensterfurcht hinstellen. Lasse man sich auch nicht durch die Stellungnahme der Arbeitermassen in diesem Krieg täuschen! Sollte nach dem Krieg die große Ernüchterung kommen; sollte es sich doch zeigen, daß das national organisierte, um internationale Futterplätze konkurrierende Finanzkapital als unpersönlicher Macher hinter der heutigen großen Katastrophe steht; sollten die geheimen Treibereien der interessierten Finanz-, Militär- und Diplomatenkreise einmal unzweideutig ans Licht kommen, könnte doch vielleicht unter dem Einfluß von Teuerung und Not der Explosivstoff zur ungeheuersten Spannung anwachsen und sich entladen. Was alles da wachsen, was alles aber auch da untergehen könnte, läßt sich so wenig ausdenken, wie beim heutigen großen Krieg. Bei gutem Wollen läge in der Macht der Besitzenden und Herrschenden allezeit die Verhinderung der Revolutionen. Aber gewöhnlich haben sie den Star an beiden Augen und verstopfte Ohren und schimpfen auf die unbequemen Leute, die ihnen den Star stechen möchten. Und doch sind die ewigen Dränger, Mahner und Rufer der Menschheit so bitter notwendig, wenn sie Fortschritte machen will auf dem Weg der Ueberwindung der brutalen Faustgewalt, wenn allgemeiner Wohlstand, Friede und Recht und rein sich auswirkende Geistesgewalt einmal auf Erden herrschen soll. Der Geist ist heute im Einzelmenschen und im Gesellschaftsleben noch vorwiegend gehorsamer Diener der Faustgewalt, und doch ist es sein Ziel, alle Faustgewalten unter sich zu bekommen, ihr unbestrittener Herr zu werden. U. W. Zürcher.

Aus der Bündner Synode.

Die diesjährige Bündner Synode, die vom 24.—28. Juni in Samaden stattfand, dürfte wegen der eingehenden Diskussion über Krieg und Frieden auch für weitere Kreise beachtenswert sein. Es ist vielleicht in Deutschland und bei uns noch nie vorgekommen, daß sich eine Versammlung von Geistlichen der verschiedensten Parteien und Richtungen mit dieser Frage so ernst und eingehend beschäftigte. Man war sonst früher in geistlichen Kreisen immer geneigt, die Friedensbestrebungen nicht ernst zu nehmen, so noch an der vorjährigen Bündner Synode. Der Verlauf der diesjährigen Synode kann daher auch zeigen, wie man durch den Krieg zum Nachdenken gebracht worden ist.

Es ist üblich, daß an jeder Synode zwei Vorträge gehalten werden, einer für ein weiteres Publikum am sogenannten Volksabend, und der andere mehr wissenschaftlicher Art in einer als Pastoralkonferenz bezeichneten Sitzung der Synode. Dieses Jahr behandelten beide Referenten dasselbe Thema.

Am Volksabend sprach ein Laie, Dr. Vellemann, Direktor des Lyzeums in Zuoz. Er führte in seinem Vortrag über „Krieg und Frieden" aus, daß in dreifacher Hinsicht der Krieg zu fordern und der Krieg zu bekämpfen sei, nämlich vom Boden des Christentums, von der Rücksicht auf die Kultur und von den volkswirtschaftlichen Interessen aus. Den Behauptungen moderner Christen, daß das Christentum sich mit dem Krieg vereinbaren lasse und ihn unter Umständen geradezu fordere, hielt er die Worte und Taten Jesu und seiner Jünger entgegen, die er unvermittelt und in großer Zahl einfach aus der Bibel vorlas. Es ist für unsere Zeit ein Ereignis, wenn ein fein gebildeter Laie in einem Hotelsaal, wo er selber sprechen sollte, lange aus dem neuen Testament vorliest und so Jesus und Paulus für sich sprechen läßt — ohne viele Erklärungen. Auch die wenigen Erklärungen, die er zu geben genötigt war, waren kurz und treffend. So verstand er es vortrefflich, scheinbar kriegerische Worte im Munde Jesu (z. B.: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert") als das was sie sind, als Aufforderung zum Kampf für das Evangelium, einem sehr unkriegerischen Kampfe, aufzufassen und zu erklären. So sind also diese authentischen Stimmen über das Christentum nur eine Stimme für den Frieden, für Liebe und Barmherzigkeit auch gegen den Fremdling. Wie für das Christentum die Bibel, so ließ der Referent für die Kultur die Geschichte sprechen. An Hand vieler Beispiele zeigte er, daß die friedlichen Völker viel bedeutenderes geleistet haben als die kriegerischen, daß ferner die großen Kriegshelden gar nicht so groß sind und in ihrer Bedeutung für uns weit hinter den Großen der Kunst, der Wissenschaft und Philosophie zurückstehen. Nicht das kriegerische Sparta, in dem die Rücksicht auf

die Kriegstüchtigkeit alles Leben beherrschte und einengte, und das hochmütig auf alle anderen weniger kriegstüchtigen Völker herabschaute, ist der Träger und Förderer griechischer Kultur geworden, sondern das friedliche, allen fremden Einflüssen offene Athen. Und auch dieses Athen fängt an von seiner Höhe herabzusinken, sobald es kriegerisch wird und nach den siegreichen Perserkriegen sich mehr aufs Kriegshandwerk legt. Im dritten Teil versuchte der Referent die Behauptung, daß alle Militärausgaben dem Volke zu gute kommen (richtiger einem Teil des Volkes), durch eine feine Satire ad absurdum zu führen. Widerlegen kann man ja eine solche Behauptung nicht. Man kann nur das Widersinnige eines solchen Verfahrens, das doch auf Kosten des Volkes und zwar nicht nur und nicht einmal in erster Linie auf Kosten seines Geldsackes geht, ans Licht stellen. So kam dieses Referat von verschiedenen Seiten her zur Forderung des Friedens. Am Schlusse bemerkte der Referent, daß man deswegen doch noch gerechte Kriege führen könne. Besonders das Christentum stelle sich einem solchen Kriege nicht entgegen. Jesus hat ja selber seine Jünger aufgefordert, für die gerechte Sache zu streiten und hat gelegentlich selber gestritten. Und ferner könne man aus den häufig wiederkehrenden Aeußerungen über Sorglosigkeit und Selbstverleugnung entnehmen, daß Jesus das Leben des Einzelnen nicht so hoch schätze, daß man es nicht für einen gerechten Krieg opfern könnte.

Wenn Direktor Vellemann mehr die Forderung des Friedens betonte, untersuchte der zweite Referent, Pfarrer Jecklin von Klosters, der über die „Friedensbewegung" sprach, mehr den Weg zum Frieden. Er sieht den Weg dazu in der Haager Friedensbewegung, d. h. in den internationalen Diplomatenkonferenzen und den internationalen Schiedgerichten, welche schließlich alle Streitigkeiten beilegen sollen. Vorläufig herrscht zwar noch zwischenstaatliche Anarchie, und der Staat ist der größte Anarchist. Aber dieser Zustand muß aufhören und der zwischenstaatlichen Organisation Platz machen. Diese Organisation macht auch immer Fortschritte, wie die vielen internationalen Vereinbarungen, Büros und Kongresse zeigen. Auch sind schon viele Streitigkeiten zwischein einzelnen Staaten schiedsgerichtlich oder durch Intervention der Diplomaten beigelegt und so manche im Keime erstickt worden. Die Friedensbewegung will also nicht den Staat ausschalten; sie will auch gar nicht antimilitaristisch sein; sie will auch nicht jeden Kampf beseitigen, sondern nur seine kriegerische Art. Sie will die tierische Stufe des Kampfes überwinden. Sie ist daher von echt christlichem Geist. Das Christentum ist auch für die Friedensbewegung der beste Bundesgenosse. Jede aufrichtige Art, für das christliche Ideal des Reiches Gottes zu arbeiten, faßt auch die Arbeit für den Frieden in sich. Schwierig ist für den Referenten die Frage, wie man sich zu einem einmal gegebenen Krieg stellen soll. Jesus würde nicht in den Krieg ziehen, aber bei den jetzigen

anarchischen Zustände würde er es auch keinem verbieten, für sein Vaterland einzutreten.

So waren beide Referenten in den Hauptfragen ziemlich einer Meinung, sowohl in der Stellung zu dem Frieden, der kommen muß und kommen wird, als auch in der relativen Anerkennung eines Kriegers unter den jetzigen Verhältnissen. An beide Vorträge schloß sich eine rege Diskussion an, deren Hauptgedanken wir hier zusammenfassend wiedergeben. Einerseits wandte man sich gegen diese unbedingte Anerkennung des Friedenszieles, andrerseits suchte man eine konsequentere, radikalere Ablehnung jedes Krieges.

Gegenüber den Tendenzen der Friedensbewegung wurde zunächst von einem Laienvertreter der Synode der soldatisch-schweizerische Standpunkt vertreten, der uns verbietet, die Ehre und Unabhängigkeit unseres Landes der Entscheidung eines Richters zu unterwerfen. Ein Vertreter der modernen Theologie verteidigte die Haltung vieler Theologen zum Kriege. Sie können aus Reinlichkeit des Denkens den Krieg nicht einfach ablehnen. Die Wirklichkeit erlaubt es ihnen nicht, Pazifisten zu sein. Manche Arten von Pazifismus sind viel leichter und bequemer, als das aufrichtige Bestreben, sich mit dem Kriege abzufinden, ihn positiv zu werten. Dieses kann soweit gehen, daß man sogar von einer Pflicht zum Kriege sprechen kann. Es wurde dann aber doch auch vom gleichen Redner zugegeben, daß die Friedensbestrebungen für den Christen etwas selbstverständliches sind. Von der radikaleren Art, jeden Krieg und jede Beteiligung an einem Kriege abzulehnen, hat er den größten Respekt, sobald sie in der Art Tolstois zum Staat eine konsequent ablehnende Haltung einnimmt. Von einer andern Seite wurde ausgeführt, daß der ewige Friede als Ziel festzuhalten sei, daß die Entwicklung dazu aber sehr langsam fortschreite. Damit müssen wir rechnen und müssen also nicht nur diesen Krieg mitmachen, sondern uns auch noch für einen künftigen vorbereiten. Jesus würde das wohl nicht tun, wir tun aber noch vieles, was Jesus nicht tun würde. Auch der Gedanke fand Ausdruck, daß der Krieg mit seinen Grausamkeiten in vieler Beziehung nicht schlimmer sei, als vieles, das im Frieden geschieht.

Gegenüber diesen vereinzelten Stimmen vertraten eine große Anzahl von Synodalen einen den Krieg ganz ablehnenden Standpunkt. Zuerst wurde gesagt, sozusagen als Motto für die ganze Diskussion, daß die Pfarrer und das Christentum nicht dazu da seien, Bestehendes zu rechtfertigen und zu segnen, sondern um gegen bestehende Uebel zu kämpfen und neue, bessere Verhältnisse vorzubereiten und zu schaffen. Im gleichen Sinne stellte auch der Vorsitzende der politischen Deputation der Synode in seinem Schlußwort den Pfarrern die Aufgabe, für bessere kulturelle Zustände zu arbeiten. Als ein Beispiel, wie man durch Religion bestehende

Uebel rechtfertigt: wurde die Kriegsauslegung des Wortes, „Alles, was ihr tut, das tut im Namen des Herrn" angeführt. Das Wort wird so erklärt, daß man im Namen Gottes in den Krieg ziehen soll, während es offenbar sagen will, daß man nur das tun soll, was man mit gutem Gewissen mit Berufung auf Gott tun darf. Aber im Namen des Herrn Krieg führen kann man nicht. Es wurde immer wieder gesagt, daß Evangelium und Krieg nicht zusammengehen. Jesus ist gegen den Krieg. Er hat selber wohl gestritten und zum Kampf aufgefordert. Aber die Art dieses Kampfes ist ganz verschieden von der Kampfart des Krieges. Jesus ist gegen den Krieg, weil er gegen jede Gewalt ist. Wenn er die Waffengewalt anerkannt hätte, so hätte er seinen Jüngern zugestehen können, in dem mächtigen Gewaltreich Roms mit den Waffen für ihre Sache zu kämpfen. Aber er tat das Gegenteil. Er hat sie wie Schafe unter die Wölfe geschickt. Jesus und seine Jünger brauchten keine Waffen. Sie brauchten im Kampfe für das Evangelium auch eine ganz andere Taktik als wir. Diese Taktik Jesu ist auch noch für uns die richtige. Sie tut uns heute besonders not, nachdem die Gewalt im Kriege versagt hat wie nichts anderes. Wenn der Weltkrieg uns etwas lehrt, so ist es das, daß man sich nicht auf Gewalt verlassen kann. Wenn Jesus heute leben würde, so verhielte er sich zur Gewalt genau wie seinerzeit: er ließe sich töten. Das sind auch die wahren Helden dieses Krieges, die als Dienstverweigerer, gehorsam der erkannten Wahrheit, erschossen werden. Das kann man zwar von niemandem fordern, aber es ist das Höchste, das ein Mensch leisten kann. Aus dieser Taktik Jesu ergibt sich, daß er auch einen gerechten Krieg nicht führen würde. Es ist aber auch sehr fraglich, ob es gerechte Kriege gibt; jedenfalls läßt es sich im entscheidenden Moment niemals ausmachen, ob ein Krieg gerecht ist. Die Friedensbewegung ist nicht so selbstverständlich wie behauptet wurde. Wie gering man von ihr denkt, zeigt am besten die Haltung des Bundesrates beim Abschluß des italienischen Schiedsvertrages. Von der Haager Friedensbewegung erwartet man nicht so viel, wie der Referent der Pastoralkonferenz. Sie hat auch versagt. Sie mußte versagen, weil sie nicht ins Innere drang, sondern nur mit äußeren Mitteln arbeitete. Mag sein, daß sie viele Kriege verhindert hat. Aber gerade dadurch wurde die Kraft aufgespart, und der jetzige Krieg ward zu einer solchen Katastrophe. Dennoch hat diese Form der Friedensbewegung der Sache einen großen Dienst geleistet. Sie hat zuerst praktische Vorschläge gemacht, wie man das Ziel erreichen kann. Diese Vorschläge werden zwar dahinfallen, das Ziel aber bleibt, und es werden neue Wege gesucht werden. Solche bieten sich uns bereits an in der religiösen und sozialistischen Friedensbewegung. Es sind zwei Wege einzuschlagen. Zunächst müssen die wirtschaftlichen Verhältnisse geändert werden. Diese bilden in ihrem heutigen Bestand eine stete Gefahr für den Frieden.

Als Beispiel dafür wurde die Schutzzollpolitik genannt. Eine Hauptbedingung für den Frieden ist der Freihandel. Der andere einzuschlagende Weg ist eine neue Orientierung unseres Geisteslebens. Sie betrifft nicht nur die Stellung zum Evangelium, sondern auch unsere Stellung zum Vaterland und zur Wissenschaft. Die landläufige Vaterlandsliebe ist ein Götzendienst. Wir müssen sie ersetzen durch die wahre Vaterlandsliebe, die wahre Liebe ist, Liebe zu Menschen, also zu allen Volksgenossen. Sobald wir aber die haben, haben wir auch Freiheit und brauchen nicht für eine vermeintliche Freiheit Kriege zu führen. Daß man bei Ablehnung des Krieges konsequenterweise auch den Staat ablehnen muß, ist eine verkehrte Konsequenzmacherei. Der Staat ist nicht wertlos, er ist nur ein relativer Wert. Der Staat ist nicht Christus; unser Staat ist nicht einmal so wertvoll wie derjenige des Volkes, dem Jesus angehörte. Als Beispiel der Wissenschaft, von der wir uns abkehren müssen, wurde die moderne Theologie herausgegriffen. Gemeint war damit nicht jede kritische Forschung, sondern nur die, die von den Theologen der letzten Jahrzehnte meistens gehandhabt wurde. Diese moderne Theologie treibt alles mögliche, nur für das Absolute hat sie keinen Platz. Daher ist auch die beschämende Haltung vieler Professoren im jetzigen Krieg begreiflich. Von ihnen gilt das Wort von Karl Marx: „Sie sind frech gegen die Idee und allerdevotest gegen Handgreiflichkeiten." Das wichtigste für die Friedensbewegung ist, daß wir einen neuen Glauben fassen. Wir müssen glauben an die Wirklichkeit eines sogenannten Traumes und unsere „Wirklichkeit" als vergänglichen Traum betrachten. Doch damit nicht genug. Die Erlösung der Welt erfordert Opfer. Und dieser Glaube erfordert von uns auch Opfer, wenn er Wirklichkeit werden soll.

Es ist bereits ausgeführt worden, daß einigen dieser Ge-Gedanken opponiert wurde, daß besonders von den Vertretern solcher Gedanken mehr Konsequenz verlangt wurde. Die Opposition trat aber während der Diskussion stark zurück. Wir wollen damit nicht behaupten, daß alle oder auch nur der größte Teil der anwesenden Pfarrer mit allen diesen Gedanken einverstanden waren. Aber das muß gesagt werden, daß die Diskussion einer einheitlichen Kundgebung gleichkommt, daß der Krieg im Evangelium Jesu Christi keine Stätte hat, und ferner daß den Gedanken und Forderungen, die die letztgenannte Gruppe von Votanten daraus ziehen, an der Bündner Synode keine namhafte, begründete Opposition gemacht werden konnte. Wir ersehen das auch aus verschiedenen Zeitungsberichten, in denen die Korrespondenten bestrebt waren, den Eindruck der Synode abzuschwächen, es aber nur dadurch tun konnten, daß sie die Gedanken entweder ganz übergingen oder sie ganz entstellten, und ferner indem sie alles, was gesagt worden ist, mit dem einzigen Einwand, es sei nicht konsequent,

als unbedeutend glaubten abtun zu können. Wir sind nun freilich auch weit davon entfernt, diese Synode als einen Sieg der religiösen Sozialisten Graubündens hinstellen, glauben vielmehr, daß wir in mancher Beziehung unsere Sache ungenügend vertreten haben, daß wir auch nicht alles gesagt haben. Als besondere Schwäche dieser Diskussion sei nur genannt, daß man fast gar nicht auf die jetzige Lage eingegangen ist. Das wäre aber unbedingt nötig gewesen, um nicht den Eindruck zu erwecken, daß man fern ab von der Wirklichkeit diese überwinden wolle. Wenn man aber die Zeitfragen mehr berührt hätte, hätte es sicherlich noch eine heftige Opposition erregt. So wollen wir dieser Diskussion nur den Wert beilegen, daß sie zum weiteren Nachdenken und Suchen Anlaß geben soll. Und als solcher mag der Bericht darüber auch den Lesern der „Neuen Wege" willkommen sein. P. Ed.

Friedensdokumente.

I.

Das Manifest der Quäcker.

In diesen Tagen, wo gewisse „Theologen" uns beinahe weis machen möchten, daß die heiligste Verrichtung eines Jüngers Christi der Militärdienst sei und wo auch der Masse des sogen. Christenvolkes der „Antimilitarismus" als die schlimmste der Gottlosigkeiten erscheint, so daß man eine mehr oder weniger vollkommene Leugnung Gottes oder Christi sehr viel leichter verzeiht als ihn, ist es vielleicht von Nutzen, wenn daran erinnert wird, daß er seit einigen hundert Jahren eine in der angelsächsischen Welt weitverbreitete christliche Gemeinschaft gibt, die unter Anderem im Namen Christi grundsätzlich Waffentragen und Militärdienst verweigert. Es ist die „Gesellschaft der Freunde", (gewöhnlich Quäcker genannt), die diese Haltung einnimmt, und wir haben in dieser Gemeinschaft eine der edelsten und bedeutsamsten Gestaltungen vor uns, die der Geist Christi angenommen hat. Um ihren Einfluß zu kennzeichnen, sei nur die eine Tatsache angeführt, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika zum nicht geringsten Teil von ihnen ihren Ursprung genommen haben und daß vieles vom Besten an ihrem geistigen Leben von dieser der Zahl nach kleinen, aber dem innern Leben nach machtvollen Gemeinde der „Freunde" ausgegangen ist. Ein Aufsatz über diese Bewegung (von der auch Tolstoi berührt worden ist) wäre heute aufs äußerste zeitgemäß. Inzwischen möchten wir die Kundgebung veröffentlichen, die die englischen „Freunde" am 7. August 1914, also drei Tage nach Ausbruch des Krieges(!) erlassen haben.

An alle Männer und Frauen im englischen Reiche, die guten Willens sind.

Eine Botschaft von der Gesellschaft der Freunde.

Wir befinden uns heute inmitten eines Kampfes, der vielleicht der schwerste ist, den die Geschichte des Menschengeschlechts gesehen hat. Was immer unser Urteil über die Vorgänge sein mag, die zu seinem Ausbruche geführt haben, wir stehen nun vor der Tatsache, daß wir Krieg in furchtbarem Umfange haben und daß unser Land darin verwickelt ist.

Wir anerkennen, daß unsere Regierung die stärksten Anstrengungen gemacht hat, um den Frieden zu erhalten, und in den Krieg getreten ist im ernsten Gefühl der Pflicht gegen einen kleineren Staat, dem gegenüber wir sittliche und vertragliche Verbindlichkeiten hatten. Obschon unsere Gemeinschaft fest zu dem Glauben steht, daß die Methode der Gewaltanwendung nie eine wirkliche Lösung einer Frage bedeutet, halten wir doch dafür, daß der gegenwärtige Augenblick nicht für Kritik geeignet ist, sondern treuen Dienst an unserem Volk verlangt.

Welches muß denn unter den vorhandenen Umständen die Haltung christlicher Männer und Frauen und aller derer sein, die an eine Bruderschaft der Menschen glauben? In der Not und Verwirrung dieser neuen Lage sind manche so benommen, daß sie den Weg der Pflicht nicht mehr unterscheiden können. Da ist es denn unsere Aufgabe, im Angesicht Gottes den Versuch zu machen, uns auf die letzten Grundsätze zu besinnen, die unser Verhalten leiten müssen, und darnach unser Tun so zu gestalten, daß wir als echte Bürger Seines Reiches erfunden werden. Indem wir uns bemühen, dies zu tun, wollen wir der Männer und Frauen in allen in Betracht kommenden Ländern eingedenk sein, die zweifellos von dem gleichen Geiste erfüllt und die mit uns des Glaubens sind, daß die tiefere Einheit der Menschen in der großen Familie Gottes die stärkste der Wirklichkeiten auch jetzt bleibt, wo wir scheinbar genötigt sind, sie aufs stärkste zu leugnen.

Obschon es heute noch zu früh wäre, über mancherlei Seiten der heutigen Lage ein Urteil abzugeben, da wir dafür noch keine genügende Kenntnis der Tatsachen besitzen, so können wir doch und wollen auch uns und Euch einige Gedanken zu erwägen geben, die schon heute zur Aussprache reif sind.[1])

1. Wir müssen die Verhältnisse, die diese Katastrophe möglich gemacht haben, als durch und durch unchristlich betrachten. Dieser Krieg verkündigt den Bankerott von vielem, was wir zu leichthin „christlich" genannt haben. Kein Volk, keine Kirche, kein Individuum kann von dieser Schuld gänzlich freigesprochen werden. Wir haben bis zu einem gewissen Grade Alle an diesen Verhältnissen Anteil gehabt. Wir sind mit ihnen zufrieden oder doch zu wenig unzufrieden gewesen. Wenn wir darob Tadel austeilen, wollen wir nicht vergessen, zuerst uns selbst zu tadeln und die Vergebung des allmächtigen Gottes zu erflehen.

2. Wir wollen aber auch in der dunkelsten Stunde der Nacht den Mut nicht verlieren. Nie ist das Bedürfnis nach Menschen des Glaubens größer gewesen. Es wird Manchem die Versuchung nahen, Gott zu leugnen und sich in Verzweiflung von einem Christentum abzuwenden, das mit einem so unerhörten Blutvergießen gemeinsame Sache zu machen scheint. Christus wird heute von neuem gekreuzigt. Wenn Einige ihn verlassen und fliehen, dann muß der Welt umso mehr klar gemacht werden, daß Andere da sind, die mit ihm gehen, komme, was da wolle.

3. Das tun wir am wirksamsten, dadurch, daß wir fortfahren den Geist der Liebe gegen Alle zu erweisen. Für solche, denen das Gewissen verbietet, die Waffen zu ergreifen, sind andere Möglichkeiten der Hilfeleistung vorhanden und schon sind Pläne bereit, die sie in den Stand setzen sollen, in dieser schweren Krisis ihrem Vaterland all ihre Kraft zur Verfügung zu stellen. An den Werken der Barmherzigkeit und Hilfe für die Notleidenden und Bedrängten in unserem eigenen Lande

[1]) Wir können uns hier eine Bemerkung nicht versagen: Als wir in den Neuen Wegen anderthalb Monate nach Kriegsausbruch ähnliche Gedanken äußerten, wie diese mildesten der Christen drei Tage nachher, da erhob sich ein Theologengeschrei gegen uns, daß wir solche seien, die „richten" wollten, statt still zuzuschauen.

werden wir alle teilnehmen. Aber wenn wir dabei stehen bleiben, „was tun wir dann Sonderliches?“ Unser Meister gebietet uns, auch unsere Feinde zu lieben und für sie zu bitten. Wir hoffen, daß wir unter keinen Umständen vergessen, daß auch sie Kinder unseres Vaters sind. Wir wollen mit Liebe und Barmherzigkeit an sie denken. Wir wollen bittere Gedanken, harte Urteile, den Geist der Vergeltung verbannen. Dies zu tun, ist durchaus kein Zeichen von mangelndem Patriotismus. Wir mögen dabei gelegentlich in Irrtümer geraten; aber klar bleibt auf alle Fälle unsere Pflicht: tapfer zu sein für die Sache der Liebe und fest im Haß des Hasses. Wir wollen uns gerade jetzt erst recht auf den Tag vorbereiten, wo wir abermals Schulter an Schulter mit denen, die wir jetzt bekriegen, am Kommen des Gottesreiches arbeiten werden.

4. Es ist schon jetzt notwendig, daß wir über die neue Lage, die beim Schluß des Krieges entstanden sein wird, nachdenken. Wir müssen uns die Tatsache vergegenwärtigen, daß die Menschheit sich eines gigantischen Wahnsinns schuldig gemacht hat. Wir haben eine Kultur, eine Zivilisation, ja sogar ein religiöses Leben geschaffen, die in mancher Beziehung über die Leistungen früherer Zeitalter hinausgingen und haben nicht darauf geachtet, daß sie auf Sand gebaut waren. So lange die rohe Gewalt in den menschlichen Angelegenheiten das letzte Wort spricht, können derartige Gebilde nicht von Dauer sein. Früher oder später mußte dieses Gebäude zusammenstürzen. Am Ende dieses Krieges wird die Aufgabe des Wiederaufbauens in ungeheurer Größe vor uns stehen. Sie wird in mancher Beziehung äußerst erschwert werden durch das Erbe von bösem Willen, die Zerstörung menschlichen Lebens, durch die auf alles drückende Notwendigkeit, zunächst für die dringendsten Bedürfnisse der Millionen zu sorgen, die der Krieg in schwere Not gestürzt haben wird. In mancher Beziehung wieder wird sie freilich erleichtert sein. Wir werden in der Lage sein, von vorn zu beginnen, und zwar alle miteinander. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint es sogar als ein Trost, daß unsere Nation mit hineingezogen worden ist. Kein Land wird in einer solchen Lage sein, daß es die andern zwingen könnte, nach der Erreichung jener Höhe der Kriegsrüstung zu streben, die vor dem Kriege nötig zu sein schien. Wir werden Gelegenheit bekommen, die europäische Kultur auf der Grundlage aufzubauen, die allein Dauer verspricht: dem gegenseitigen Vertrauen und guten Willen. Ein solcher Wiederaufbau würde nicht nur die Zukunft der europäischen Kultur sicherstellen, sondern auch die Welt vor jener Katastrophe bewahren, die eintreten müßte, wenn die Völker des Ostens ihre soziale Ordnung ebenfalls auf den Sand bauten und ihre Gedanken und ihren Reichtum, die sie für ihre Erziehung und Entwicklung brauchen, dem zuwendeten, was für sie eine Fessel und für den Westen eine Gefahr werden müßte. Dürfen wir nicht zu hoffen wagen, daß wir, wenn jener Zeitpunkt da ist, fähig sein werden, uns als Brüder mit einander auf weittragende Grundsätze zu verständigen, die uns für immer vor der Wiederholung dieser gigantischen Torheit bewahren könnten? Wenn dies geschehen soll, so ist dazu die vereinigte und ausdauernde Anspannung aller derer nötig, die an eine solche Zukunft der Menschheit glauben. Es wird noch eine Menge von Menschen geben, die nicht fähig sind, in der Kultur anderer Völker etwas Gutes zu sehen und die an eine echte Bruderschaft zwischen den Angehörigen verschiedener Rassen nicht glauben können. Darum müssen die, die anders denken, schon jetzt beginnen, auf eine solche Zukunft hin zu denken und zu planen, wenn die wichtigste Gelegenheit, zu einem endlichen Frieden zu gelangen, nicht verloren gehen und die Welt nicht wieder in den Malstrom der militärischen Wettrüstung und Vergrößerungssucht gerissen werden soll. In der Friedenszeit haben sich alle Nationen auf den Krieg gerüstet, so sollen nun in der Kriegszeit alle Menschen des guten Willens auf den Frieden rüsten. Das christliche Gewissen muß von der Größe der in Betracht kommenden Fragen erschüttert werden. Die großen befreundeten Demokratieen in jedem Lande müssen bereit sein, ihren Einfluß geltend zu machen. Jetzt ist die Zeit, davon reden, dafür zu arbeiten, dafür zu beten.

5. Wenn dies geschehen soll, dann ist es von entscheidender Wichtigkeit, daß der Krieg nicht in einem Geiste des Zornes und der Rache geführt, und daß er sobald als irgend möglich beendigt werde. Wir sollten uns von Anfang an deut-

lich vor Augen halten, daß wir ihn nicht führen, um irgend eine Nation niederzuwerfen oder zu demütigen. Der Verlauf der Verhandlungen hat uns gezeigt, wie notwendig in internationalen Angelegenheiten rasches Handeln ist. Sollte sich die Gelegenheit bieten, so sollten wir Engländer bereit sein, aufs rascheste dafür zu sorgen, daß Friedensbedingungen aufgestellt würden, die alle Teile annehmen könnten, und daß die Verhandlungen im rechten Geiste begonnen würden.

6. Wir glauben an Gott. Der freie Wille des Menschen gewährt uns allerdings die Möglichkeit, die Erfüllung seines Liebesplans zu verhindern; aber er macht uns auch fähig, als seine Mitarbeiter mit ihm tätig zu sein. Wenn es uns verliehen ist, hinter all dem Schmerz und Elend, die uns bevorstehen, etwas von einer herrlichen Zukunft zu sehen, so ist gewiß, daß uns dies von ihm verliehen ist. Wir sollten keinen Tag beschließen, ohne unser Gebet zu ihm aufsteigen zu lassen, daß er Seine Familie einem neuen und besseren Tage entgegenführe. In dieser Zeit, wo der großen Sache der sittlichen, sozialen und religiösen Reform, für die so Viele gekämpft haben, ein so schwerer Schlag versetzt worden ist, tut not, daß wir mit getroster Erwartung und Zuversicht zu ihm aufschauen, dessen Sache sie sind, und Geist und Kraft erneuern in der Gewißheit seines Sieges.

II.

Die Gemeinschaft der Versöhnung (The Fellowship of Reconciliation).[1])

„Gemeinschaft der Versöhnung" nennt sich eine Gesellschaft von Personen, die einzeln und verbunden teilnehmen wollen an dem „Amt der Versöhnung" zwischen Mensch und Mensch, Klasse und Klasse, Nation und Nation, in dem Glauben, daß alle wahre Versöhnung zwischen den Menschen auf der Versöhnung zwischen dem Menschen und Gott ruhen müsse."

Sie setzen an die Spitze einer Darlegung ihrer Stellung die zwei Bibelworte: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst" und: „Er betraute uns mit dem Amt der Versöhnung".[2])

Die Bewegung, die in der Bildung der „Gemeinschaft" Gestalt angenommen hat, ist hervorgegangen aus einer Zusammenkunft von Männern und Frauen aus verschiedenen christlichen Gemeinschaften, die nach ihrem Geständnis tief unzufrieden sind mit der unklaren Haltung der christlichen Kirchen gegenüber dem gegenwärtigen Krieg und dem Krieg überhaupt. Nach ihrer Ansicht stehen wir vor einem allgemeinen Versagen gegenüber der Aufgabe, in diesen Zeiten den Geist Christi zu vertreten; und das Versagen bedeutet eine schwere Gefahr für die Zukunft des Reiches Gottes im eigenen Lande wie in der ganzen Welt. Sie sind überzeugt, daß kein Krieg, möge er nach den heute herrschenden Maßstäben noch so gerechtfertigt sein, vom *christlichen* Standpunkt aus verteidigt werden könne.

Obschon sie sich darin im Gegensatz zu vielen ihrer Mitchristen wissen, wünschen sie doch ihre Ueberzeugung im Geiste

[1]) Aus „Goodwill", Nr. 4, 1915 (vgl. darüber Seite 359).
[2]) Vgl. 2. Cor. 5, 18 und 19.

der Demut, Achtung und Liebe zu vertreten, in ihrer Begründung duldsam zu sein und sich vor der Gefahr eines polemischen Vorgehens zu hüten, in dem Glauben, daß sie nur einige Wenige von Vielen seien, die in ihrem eigenen Land und anderswo sich bemühen, in dieser schweren Zeit die Wahrheit zu erkennen und danach zu handeln.

Eine Gruppe von ungefähr 130 Personen, die diese Ueberzeugung teilen und bereit sind, einen Teil ihrer Zeit und Kraft für ihre tätige Bezeugung in der gegenwärtigen Zeit einzusetzen, haben sich in den letzten vier Tagen des Jahres 1914 in Cambridge zusammengefunden. Ohne daß sie die Absicht hätten, sich an irgend eine bestimmte Formel zu binden, haben sie doch das Bedürfnis empfunden, ihre allgemeine Uebereinstimmung in folgenden Punkten auszusprechen:

„1. Daß die Liebe, wie sie durch das Leben und Sterben Jesu Christi offenbart und erläutert wird, mehr einschließt, als bis jetzt erkannt worden ist, daß sie die einzige Macht ist, wodurch das Böse überwunden werden kann und die einzige genügende Grundlage der menschlichen Gesellschaft.

2. Daß, damit eine auf Liebe gegründete Ordnung der Welt zustande komme, es für die, welche an diese Wahrheit glauben, notwendig ist, sie rückhaltlos zur Geltung zu bringen, sowohl unter sich selbst als in ihren Beziehungen zu Andern, und die Folgen auf sich zu nehmen, die ein solches Tun in einer Welt, die diese Wahrheit noch nicht anerkennt, nach sich ziehen wird.

3. Daß wir daher als Christen keinen Krieg führen dürfen und daß unsere Liebe und Treue für unser Land, für die Menschheit, für die Christenheit und für Jesus Christus, unsern Herrn und Meister, uns statt dessen zur Einsetzung unseres Lebens für die Herrschaft der Liebe im persönlichen, sozialen, wirtschaftlichen und nationalen Leben beruft.

4. Daß die Macht, Weisheit und Liebe Gottes sich weit über die Grenzen unserer gegenwärtigen Erfahrung hinaus erstrecken und daß er immerfort darauf wartet, sich auf neuen und weitern Wegen der Welt zu erschließen.

5. Daß, da Gott sich der Welt durch Menschen kund tut, wir uns Ihm für seine erlösenden Absichten darbieten, damit Er uns brauche, auf welchem Weg immer Er uns kund tun möge."

Diese Grundsätze sind wohl geeignet, die Ueberzeugung der in Cambridge Versammelten wiederzugeben und die Ideale anzudeuten, die die Mitglieder der Gemeinschaft beseelen, aber es muß nochmals betont werden, daß sie nicht als eine vollständige und endgültige Darlegung gemeint sind und daß von denen, die der Gemeinschaft beitreten wollen, keineswegs eine wörtliche Zustimmung zu dieser vorläufigen Erklärung verlangt wird. Was man wünscht,

ist nicht ein gemeinsames Credo, sondern ein einiger Geist, der einen lebendigen Leib beseelt.

Als allgemeine Grundsätze für die Propaganda wurden die folgenden erklärt:

„1. Es soll das Ziel der Gemeinschaft sein, die Botschaft von der Versöhnung positiv und in aufbauendem Sinn zu verkündigen und sich nicht in bloßem Protestieren zu verbrauchen.

2. Wenn es auch die zunächst sich aufdrängende Aufgabe der Gemeinschaft ist, die christliche Botschaft in Bezug auf den Krieg ins Licht zu setzen, so muß doch mit Nachdruck betont werden, daß unser Ziel ist, soweit möglich in den Kirchen und mit ihrer Hilfe, eine neue Lebensordnung zu schaffen, worin die christliche Grundwahrheit als die Grundlage des individuellen, nationalen und internationalen Verhaltens anerkannt und angenommen ist.

3. Dabei ist die Meinung, daß die Mitglieder der Gemeinschaft persönlich, auf ihre besondere Art und an ihrem Orte, auswirken sollen, was in ihrer Mitgliedschaft beschlossen liegt, und daß kein Versuch gemacht werden soll, ein stereotypes Programm aufzustellen oder die Mitglieder auf eine bestimmte Methode festzulegen.

Unter anderm sind folgende Methoden für die Ausbreitung der Sache bereits besprochen und allgemein gebilligt worden:

a. Versammlungen kleinerer oder größerer Gruppen, kurze Vorträge, häusliche Zusammenkünfte, bei denen 1. Personen, von denen bekannt ist, daß sie der Sache sympatisch gesinnt sind, mit einander in Gebet und Aussprache die Lage erörtern können, um mehr Licht zu empfangen und sich zu befähigen, die Botschaft besser auszurichten; oder 2. Mitglieder der Gemeinschaft mit Andern zusammentreffen mögen, um über die ganze Frage zu reden, im Lichte des geoffenbarten Willens Gottes.

b. Oeffentliche Versammlungen, seis gemeinsam mit schon vorhandenen Organisationen, seis gesondert.

c. Literatur, Briefe an die Presse u. s. f. Es wird angeregt, daß die Gemeinschaft Broschüren, Flugblätter und Bücher herausgebe und Schritte tue, um die Presse des Landes im Auge zu behalten, mit der Absicht, die Aufmerksamkeit auf die Gedanken, die sie vertritt, und auf ihre Anwendung unter den vorhandenen Umständen zu lenken.

d. Die Gewinnung und Ausbildung einer bestimmten Klasse (Order) von Männern und Frauen, die sich berufen fühlen, sich gänzlich der Verkündigung und Verwirklichung dieser Ideale zu weihen.

e. Unsere beste Methode ist das Gebet, von dem wir hoffen, daß jeder sich daran beteilige. Viele von den in Cambridge Vereinigten beschlossen, jeden Tag eine bestimmte Zeit in Gebet und Andacht der geistigen Verarbeitung der heutigen Lage und der Erneuerung und Vertiefung der Absichten, die sie zu diesem Werk geführt, zu widmen.

Im Besonderen fühlen sie sich verpflichtet für einen baldigen, gerechten und dauernden Frieden zu beten[1]).

III.

Eine Konferenz für pazifistische Lebensanschauung.

Wie gründlich und ernsthaft die englischen Friedensfreunde ihre Sache auffassen, beweist folgendes Programm einer Konferenz für pazifistische Lebensanschauung (pacifist philosophy of life), die anfangs Juli in der Caxton Hall in London stattfand.

1. Sitzung: Die Philosophie des Pazifismus (Seine positiven und konstruktiven Prinzipien. Krieg und Frieden in der Geschichte der Menschheit). Die religiöse und ökonomische Seite der Nonresistance.

2. Sitzung: Die Bewegung zur Einheit hin (Ihr Ausdruck in Religion, Kunst und Wirtschaftsleben). Pazifismus und Wissenschaft (Darwinismus und Entwicklung durch gegenseitige Hilfe. Bergson und der freie Wille. Nietzsche und der Uebermensch).

3. Sitzung: Pazifismus und soziale Entwicklung (Das Verlangen nach Macht und Herrschaft in der Regierungstheorie des Westens. Der wirtschaftliche Ausdruck des westlichen Ideals). Pazifismus und Geschlecht (Der Männerstaat. Der Einfluß der Frauenbewegung und gemeinsamen Erziehung).

4. Sitzung: Pazifismus und humanitäre Bewegung (Das dem Kriegsgeist gemäße Strafrecht. Die dem Kriegsgeist gemäße Staatstheorie. Die Frage der rückständigen Rassen in verschiedenen Kulturen). Das pazifistische Ideal in der Erziehung (der leiblichen, geistigen, religiösen). Die Einheit die Bewegungen für Solidarität und Freiheit.

Zu den Rednern gehörten führende Männer wie Eduard Carpenter, G. Lowes Dickinson, Herbert Burrows u. s. f.

IV.

Kirchliche Friedensarbeit.

Die Zeitschrift „Goodwill", der wir die Kundgebung der Quäcker und den Artikel über die Gemeinschaft der Versöhnung entnommen haben, steht im Dienst des „Weltbundes der Kirchen für internationale Freundschaft" (World Alliance of Churches for promoting international friendship). Sie versuchte eine Verständigung zwischen den kriegführenden Völkern anzubahnen und veröffentlicht Aufsätze und Dokumente, die diesem Zwecke dienen. Es herrscht darin ein hoher und edler Geist. Die Zeitschrift ist also

[1]) Zu den Führern der Bewegung gehören eine Reihe von geistig hervorragenden Männern und Frauen, darunter W. E. Orchard, J. St. G. Heath, Marion E. Philipps (Führerin der sozialistischen Frauenbewegung), Richard Roberts u. s. f.

eine Schwester der in Berlin (bei Friedrich Zillesen, Wallstr. 17/18, O. C. 19) erscheinenden, von Pfarrer Siegmund-Schulze geleiteten „Eiche", von der in Nr. 1, 1915, die Rede gewesen ist. Soeben geht uns auch eine Nummer ihrer holländischen Schwester zu.

Von der englischen Gruppe des Weltbundes der Kirchen geht auch ein anderes bedeutsames Unternehmen aus: die Kriegsschriften (Papers in War time). Es sind Flugschriften, die die wichtigsten der mit dem Krieg verbundenen geistigen und wirtschaftlichen Probleme besprechen. Auch sie tun dies in einem Geiste, den man nicht genug bewundern kann, mit herber Selbstkritik und entsprechender Achtung des Gegners, mit einem religiösen Mut, der keine Konsequenzen scheut und der doch verbunden ist mit realistischem, umfassendem und gründlichem Denken. Einige Themen seien genannt: Christentum und Gewalt; Biologie und Krieg; internationale Kontrolle; der Krieg und die Bergpredigt; die Aufgabe der Kirchen im Angesicht des Krieges; Bernhardismus in England; Deutschland und die Deutschen u. s. f.

Wer „Goodwill" und „Papers" zu beziehen wünscht, wende sich an Rt. Hon. W. H. Dickinson, M. P., World Alliance of Churches, 41 Parliament Street, London S. W.

Mitglieder des Weltbundes bekommen beides gratis.

V.

Internationaler Frauenkongress.

Im Haag hat vom 28. April bis 1. Mai 1915 ein internationaler Frauenkongreß für den Frieden getagt, der von Frauen aller westlichen Länder (die Schweiz ausgenommen!) besucht war. Wir geben seine Beschlüsse wieder.

I. Die Frauen und der Krieg.

1. Protest. Wir Frauen, zu einem Internationalem Kongreß versammelt, protestieren gegen den Wahnsinn und die Greuel des Krieges, der nutzlos Menschenopfer fordert und vielhundertjährige Kulturarbeit der Menschheit zerstört.

2. Leiden der Frauen im Krieg. Dieser Internationale Frauenkongreß protestiert gegen die Auffassung, daß Frauen unter einer modernen Kriegsführung geschützt werden können.

Er protestiert aufs Entschiedenste gegen das furchtbare Unrecht, dem Frauen in Kriegszeiten ausgesetzt sind, und besonders gegen die entsetzlichen Vergewaltigungen von Frauen, welche die Begleiterscheinung jedes Krieges sind.

II. Zum künftigen Frieden.

3. Friedensschluß. Dieser Internationale Kongreß von Frauen der verschiedenen Nationen, Klassen, Parteien und Glaubensrichtungen, ist einig im Ausdruck warmen Mitgefühls mit den Leiden Aller, die unter der Last des Krieges für ihr Vaterland arbeiten und kämpfen, gleichviel welcher Nation sie angehören.

Da die Völker aller im Kriege befindlichen Länder glauben, keinen Angriffskrieg zu führen, sondern zur Selbstverteidigung und für ihre bedrohte nationale Existenz zu kämpfen, können keine unversöhnbaren Gegensätze zwischen ihnen bestehen. Ihre gemeinschaftlichen Ideale bieten eine Grundlage, auf der ein gerechter und ehrenhafter Friede aufgebaut werden kann. Der Kongreß fordert daher die

Regierungen der Welt auf, das Blutvergießen zu beenden und Friedensverhandlungen zu beginnen. Er fordert, daß der dann folgende Friede ein dauerhafter sei, deshalb auf Grundsätzen der Gerechtigkeit aufgebaut werde, wie sie in den Beschlüssen[1]) dieses Kongresses zum Ausdruck gebracht sind, nämlich:

Daß kein Gebiet ohne die Einwilligung seiner männlichen und weiblichen Bevölkerung übertragen werde, und daß das Eroberungsrecht nicht anerkannt werden soll.

Daß keinem Volk Autonomie und ein demokratisches Parlament verweigert werde.

Daß die Regierungen aller Nationen übereinkommen, alle künftigen internationalen Streitigkeiten einem Schiedsgericht oder einer Vermittlung zu unterwerfen und daß sozialer, moralischer, oder wirtschaftlicher Druck über ein Land verhängt werden soll, das zu den Waffen greift.

Daß die auswärtige Politik unter demokratische Kontrolle gestellt werde.

Daß Frauen die gleichen politischen Rechte wie Männern gewährt werden.

4. Ständige Vermittlung. Dieser Internationale Frauenkongreß beschließt, die neutralen Länder aufzufordern, sofort Schritte zu unternehmen, um eine Konferenz neutraler Staaten einzuberufen, die unverzüglich ständige Vermittlungsbereitschaft anbieten soll.

Die Konferenz soll alle kriegführenden Länder auffordern, Anregungen zum Ausgleich zu geben und soll — für alle Fälle — allen zu gleicher Zeit billige Vorschläge machen, die als Grundlage für den Frieden dienen können.

III. Grundsätze für einen dauernden Frieden.

5. Anerkennung der Volksrechte. Dieser Internationale Frauenkongreß erklärt in Anerkennung des Rechts der Völker auf Selbstbestimmung, daß kein Gebiet ohne Einwilligung seiner männlichen und weiblichen Bevölkerung übertragen werden soll[2]) und daß keinem Volk Autonomie und ein demokratisches Parlament verweigert werde.

6. Schiedsgerichtliche Austragung und Vergleich. In der Ueberzeugung, daß Krieg die Verneinung von Fortschritt und Zivilisation bedeutet, fordert dieser Internationale Frauenkongreß die Regierungen aller Länder auf, zu einem Uebereinkommen zu gelangen, auf Grund dessen alle künftigen internationalen Streitigkeiten einem Schiedsgericht oder einer Vermittlung zu unterstellen sind.

7. Dieser Internationale Frauenkongreß fordert von den Regierungen aller Nationen ein Uebereinkommen, nach welchem sie sozialen, moralischen und wirtschaftlichen Druck über ein Land verhängen, das zu den Waffen greift, statt seinen Fall einem Schiedsgericht oder Vergleich zu unterwerfen.

8. Demokratische Kontrolle auswärtiger Politik. Da Krieg gewöhnlich nicht durch die Volksmassen verursacht wird, die ihn nicht wünschen, sondern durch einzelne Interessengruppen, fordert dieser Frauenkongreß, daß die äußere Politik demokratischer Kontrolle unterstellt werde. Er erklärt, daß er als demokratisch nur ein System anerkennt, welches die gleiche Vertretung von Männern und Frauen umfaßt.

9. Die Gleichberechtigung der Frau. Da der zusammenwirkende Einfluß der Frauen aller Länder einer der stärksten Faktoren zur Vermeidung des Krieges ist und da Frauen nur dann volle Verantwortung und wirksamen Einfluß ausüben können, wenn sie die gleichen politischen Rechte, wie die Männer haben, fordert dieser Internationale Frauenkongreß die politische Gleichberechtigung der Frauen.

IV. Internationales Zusammenwirken.

10. Dritte Haager Konferenz. Dieser Internationale Frauenkongreß dringt darauf, daß die dritte Haager Konferenz unverzüglich nach dem Kriege einberufen werde.

---

[1]) Es handelt sich um die Resolutionen Nr. 5, 6, 7, 8, 9.

[2]) Der Kongreß stellte durch Abstimmung fest, daß unter dem Ausdruck „Kein Gebiet soll ohne Einwilligung seiner männlichen und weiblichen Bevölkerung übertragen werden", zu verstehen sei, daß das Eroberungsrecht nicht anerkannt werde.

11. Internationale Organisation. Dieser Internationale Frauenkongreß fordert, daß die Organisation einer Vereinigung der Nationen auf der Grundlage aufbauenden Friedens gestaltet werde und folgendes umfasse:

a. Das Haager Schiedsgericht werde durch einen dauernden internationalen Schiedsgerichtshof erweitert, der alle Fragen oder Differenzen juristischer Art, wie sie z. B. aus der Auslegung von Vertragsrechten oder des Völkerrechts entstehen, erledigen soll.

b. Zur Fortentwicklung des aufbauenden Werkes der Haager Konferenz soll eine ständige internationale Konferenz organisiert werden, mit regelmäßigen Sitzungen (an denen auch Frauen teilnehmen sollen), nicht zur Regelung der Kriegführung, sondern zum praktischen Ausbau internationaler Zusammenarbeit zwischen den Staaten. Diese Konferenz soll derartig organisiert sein, daß sie Grundsätze der Gerechtigkeit, Billigkeit und des guten Willens aufzustellen und durchzusetzen imstande ist, durch welche die Kämpfe unterdrückter Gemeinwesen voll anerkannt und die Interessen und Rechte nicht nur der Großmächte und der Mittelstaaten, sondern auch der schwächeren Länder und der Naturvölker durch eine aufgeklärte öffentliche Meinung allmählich geregelt werden können.

Diese internationale Konferenz soll einen ständigen Vermittlungs- und Untersuchungsrat einsetzen, der die aus wirtschaftlichem Wettbewerb, Ausdehnung des Handels, Ueberbevölkerung und Veränderungen sozialer und politischer Lage entstehenden internationalen Streitigkeiten schlichten soll.

12. Allgemeine Abrüstung. Da dieser Internationale Frauenkongreß allgemeine Abrüstung empfiehlt und sich bewußt ist, daß diese nur durch ein internationales Uebereinkommen erreicht werden kann, fordert er als einen Schritt zu diesem Ziel, daß alle Länder auf Grund internationalen Abkommens die Fabrikation von Waffen und Munition verstaatlichen und deren internationalen Handel unter Aufsicht stellen. Der Kongreß sieht in der Ausschaltung der Privatinteressen an der Waffenfabrikation ein wichtiges Mittel zur Abschaffung der Kriege.

13. Handel und Kapitalsanlagen.

a. Dieser Internationale Frauenkongreß fordert Handelsfreiheit für alle Länder und daß für die Schiffart aller Nationen die Meere frei und die Handelsstraßen unter gleichen Bedingungen offen sein sollten.

b. Da die Kapitalanlage aus einem Lande in den Unternehmungen anderer Länder und die daraus entspringenden Ansprüche eine reiche Quelle internationaler Verwicklungen sind, bringt dieser Internationale Frauenkongreß auf die weitgehendste Annahme des Grundsatzes, daß solche Anlagen auf Gefahr des Investierenden gemacht werden, ohne Anspruch auf offiziellen Schutz seiner Regierung.

14. Auswärtige Politik der Völker.

a. Dieser Internationale Frauenkongreß fordert, daß alle Geheimverträge für nichtig erklärt werden und daß zur Ratifikation künftiger Verträge die Mitwirkung mindestens der gesetzgebenden Körperschaft jedes Staates notwendig gemacht werde.

b. Dieser Internationale Frauenkongreß empfiehlt die Schaffung nationaler Kommissionen und die Einberufung internationaler Konferenzen zum wissenschaftlichen Studium, und zur Ausarbeitung von Grundsätzen und Bedingungen für einen dauernden Frieden, zur Entwicklung einer internationalen Föderation.

Diese Kommissionen und Konferenzen, an denen auch Frauen teilzunehmen haben, sollten von den Regierungen unterstützt werden.

15. Die Frauen in nationaler und internationaler Politik. Dieser Internationale Frauenkongreß erklärt es für unumgänglich, sowohl national wie international, den Grundsatz in die Praxis umzusetzen, daß die Frauen alle bürgerlichen und politischen Rechte und Verantwortungen unter gleichen Bedingungen tragen sollen, wie die Männer.

V. Die Erziehung der Kinder.

16. Dieser Internationale Frauenkongreß betont die Notwendigkeit, die Erziehung der Kinder so zu leiten, daß ihr Denken und Wünschen auf das Ideal aufbauenden Friedens gerichtet wird.

VI. Die Frauen und der Friedensschluss.

17. Dieser Internationale Frauenkongreß fordert, daß im Interesse eines dauernden Friedens und der Zivilisation die Konferenz zur Feststellung der Friedensbedingungen nach dem Kriege eine Resolution annehmen soll, welche die Notwendigkeit der politischen Gleichberechtigung der Frauen für alle Länder betont.

18. Dieser Internationale Frauenkongreß fordert, daß Vertreter des Volkes an der Konferenz teilnehmen sollen, in welcher die Friedensbedingungen nach dem Krieg festgesetzt werden und fordert, daß auch Frauen unter diesen Vertretern an der Konferenz teilnehmen.

VII. Durchführung der Beschlüsse.

19. Die Frauen beim Friedensschluß. Dieser Internationale Frauenkongreß beschließt die Abhaltung eines internationalen Frauenkongresses am selben Ort, wo und in derselben Zeit, wenn die Konferenz der Mächte zur Feststellung der Friedensbedingungen tagt, um dieser praktische Vorschläge zu unterbreiten.

20. Deputationen zu den Regierungen. Um die Regierungen der Welt zu veranlassen, dem Blutvergießen ein Ende machen und einen gerechten und dauernden Frieden zu schließen, entsendet dieser Frauenkongreß Deputationen, welche die in den Resolutionen niedergelegte Botschaft den Oberhäuptern der kriegführenden und neutralen Staaten Europas und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas überbringen sollen.

Diese Deputationen sollen von dem internationalen Komitee dieses Kongresses aus Frauen sowohl der neutralen, wie der kriegführenden Länder zusammengestellt werden. Sie sollen über das Resultat ihrer Sendung dem Internationalen Frauenkomitee für dauernden Frieden Bericht erstatten.

Vom deutschen Christentum.

1.

In Nr. 15 der „Christlichen Welt" hat Professor Troeltsch, der vielbewunderte Führer der „modernen Theologen", einen Aufsatz über „den Völkerkrieg und das Christentum" veröffentlicht, der als Dokument dieser einen großen Teil des reichsdeutschen und schweizerisch-deutschen Theologengeschlechts beherrschenden Denkweise Wert hat. Im Uebrigen sagt er, freilich mit ungleich großartiger und „wissenschaftlicher" klingenden Worten, was wir vom Verhältnis von Gottesreich und Weltreich, Reich der Gewalt und Reich der Liebe gesagt haben und sagen, freilich mit dem großen Unterschied, daß das Reich Gottes bei Troeltsch eher eine Verlegenheitsrolle spielt. Es ist ja eine unakademische und unmoderne Sache.

„In alledem hat doch der Kampf ums Dasein, die politisch-soziale Organisation der innerweltlichen Kultur seine eigenen Gesetze und vor allem die Vorhand[1]), wobei die christliche Idee als das Nachträgliche, Zweite, Schwächere, Hinterherkommende, nur nach Möglichkeit Durchsetzbare erscheint. Aber so ist es ja auch in der Wirklichkeit heute und immer gewesen und wird es auf absehbare Zeit bleiben. Nur in Büchern und papierenen Programmen oder in mönchischen Lebensexperimenten ist es anders." [Soll wohl heißen: wie könnte auch ein

[1]) Die Sperrungen rühren von uns her. Die Red.

moderner Professor der Theologie es anders brauchen!] Und so muß es sein. „Für Jesus war die radikale religiöse Einseitigkeit sein Wesen und sein Beruf [während ein moderner Theologieprofessor den Beruf hat, sich vor so etwas in Acht zu nehmen!], darum hat er das Ziel ganz instinktiv [!] in eine neue, baldig erscheinende übernatürliche Weltordnung des Gottesreiches verlegt."

Wo Jesus auf diese Art zur Seite gestellt wird, darf man sich nicht wundern, wenn auch ein anderer unmoderner Bestandteil der christlichen Wahrheit ins Altenteil geschafft wird: die Empfindung der Schuld, die sich für einfältige Leute mit dem Krieg verbindet.

„Da gibt es Leute, die ihn [sc. den Krieg] im Stil der Propheten des alten Testamentes als eine Strafe für den Abfall von Gott betrachten und ihn zum Thema für Bußpredigen machen. Aber was bei den Propheten eine Ueberwindung naturalistischer und heidnischer Denkweise [Was ist die moderne Kriegsreligion denn anderes als Naturalismus und Heidentum?] durch eine freilich sehr gewaltsame [!] ethische Idee war, das ist in den modernen Jeremiaden eine muffige Pfaffenredensart, die man nicht ernst zu nehmen braucht."

Da haben wir's! Von einer Schuld zu reden, die einer solchen Weltkatastrophe zu Grunde liege, erscheint diesen modernen Propheten ungeheuer lächerlich. (Man vergleiche, wie Bonus sich darüber nicht satt witzeln kann.)

Wir selber schreiben darüber: „Das Ende der modernen Theologie". Aber nicht des deutschen Christentums! Es denken sehr Viele auch unter den vorwärtsstrebenden deutschen Christen anders. In der „Christlichen Welt" selbst hat Pfarrer Ludwig Heitmann aus Hamburg eine Entgegnung geschrieben, aus der wir ein großes Stück abdrucken.

Die Katastrophe unter den außereuropäischen Völkern ist erst in der Entwicklung begriffen. Hinter Japan und Indien lauern noch ganz andere Vulkane, die erst langsam in Bewegung geraten. In demselben Grade aber, wie diese vulkanischen Kräfte erwachen, wird die Erkenntnis klarer werden, daß wir anderer Kräfte zu ihrer Bezwingung bedürfen als wirtschaftlicher Eroberungsgelüste. Mit dem Erwachen dieser Erkenntnis aber stehen wir nicht nur vor einer neuen Epoche der christlichen Mission, sondern der Geschichte des Christentums überhaupt.

Nun ist freilich der Gedanke eines durch den Weltkrieg erzwungenen Umdenkens für Troeltsch unbehaglich. Der Weltkrieg als Thema für Bußpredigten ist für ihn eine „muffige Pfaffenredensart, die man nicht ernst zu nehmen braucht." So tut sich denn in den folgenden Ausführungen ein noch tieferer Gegensatz der Betrachtungsweise auf.

Troeltsch kommt hier auf die Stellung des christlichen Gewissens zum Kriege überhaupt. Er lehnt den Gedanken, daß der Krieg eine Konsequenz menschlicher Sünde sei, scharf ab, erkennt vielmehr die „Kirchenlehre aller Konfessionen", daß der Notwehrkrieg berechtigt sei, als viel edler und wahrer, ja — und darin kommt offenbar seine eigentliche Meinung zum Ausdruck — er sieht in dem Kriege eine natürliche und unausbleibliche Erscheinung der Völkerwelt, bedingt durch das Gesetz des Aufstiegs gesunder und des Abstiegs gealterter Staatsbildungen, besonders aber erwiesen durch die heutige historische Forschung und die Biologie.

Es ist nur merkwürdig, daß das Volksgewissen in der Notstunde des Krieges diese „wissenschaftlichen" Gesichtspunkte völlig außer Acht gelassen hat und vom Kaiser bis zum Arbeiter mit heißer Leidenschaft feststellte, daß dieser Krieg uns „aufgezwungen" sei, nicht etwa durch das Gesetz natürlicher Entwicklung — diese dachten sich alle ganz, ganz anders! — sondern durch den ruchlosen Willen unserer Feinde. Es kommt hier nicht darauf an, ob das Gewissen hier „wissenschaftlich"

richtig geurteilt hat, sondern darauf, daß es überhaupt so auf den Krieg reagierte, als ob es sich um eine schwere Schuld handle. In dieser Reaktion liegt nach unserer praktischen Ueberzeugung eine Uroffenbarung des christlichen Volksgewissens, das den Krieg als solchen für eine Schuld schlechthin hält. Es ist für uns Deutsche bis heute ein heiliges Anliegen, zu wissen, daß nicht der Wille zur Machtentfaltung, sondern ein Gesetz furchtbarer Notwehr uns in den Krieg getrieben hat. Nicht der Gedanke der Selbstentfaltung der Nation, obwohl er vorhanden ist, sondern das Bewußtsein, das Unrecht des Angriffs abzuweisen, macht uns den Kampf zu einem sittlichen. Je länger daher der Krieg dauert, desto klarer tritt es im Volksgewissen heraus, daß Christentum und Krieg harte Gegensätze sind, die keine wissenschaftliche Betrachtung ausgleichen kann. Ja, der ganze leidenschaftliche Ernst, mit dem wir den Krieg bis zu seinem Ende durchführen wollen, geht zurück auf den sittlichen Willen, den „Schuldigen" zu treffen und damit den Krieg, soweit es in menschlicher Macht liegt, für eine weite Zukunft aus dem Bereich der Möglichkeiten auszuschalten. Selbst wenn man annehmen müßte, daß diese Betrachtung des Krieges, von einer hohen Objektivität aus beurteilt, eine Utopie sei, selbst dann noch wäre sie eine Aeußerung des christlichen Volksgewissens von unendlichem Werte für die Zukunft. Denn eben sie prägt im Feuer des Krieges die Wahrheit in die weitere geschichtliche Entwicklung hinein, daß der Wille zu rein äußerer wirtschaftlicher Machtentfaltung, weil er in seinem ungezügelten Drange über Menschenleichen und sittliche Gesetze hinwegschreitet, Sünde ist. Mit dieser im Kriege neu errungenen Wahrheit wächst das zukünftige Geschlecht über die beherrschende Lebensstimmung der siebziger Jahre, unter deren Bann wir bis 1914 standen, endlich hinaus. Daß das auch für das Christentum eine neue Zukunft bedeutet, dürfte klar sein. Je stärker der Gegensatz zwischen Christentum und Krieg im Volksgewissen heraustritt, desto gesegneter wird unsere Zukunft sein.

Hier tut sich nun freilich ein noch tieferer Widerspruch zu der Troeltschen Betrachtung auf. Troeltsch sieht auch, wie scharf heute der Gegensatz zwischen der christlichen Lebensanschauung und der harten Welt des Krieges empfunden wird. Aber er hilft sich mit der alten Ausflucht, an die wir Theologen uns seit einer Generation oder länger gewöhnt haben: er weist das Christentum in die weltentrückte Sphäre der Einzelseele, die Kriegsethik aber in das von ihr scharf geschiedene Gebiet der innerweltlichen Kulturethik und meint nun, die heutige Christlichkeit werde lediglich das Problem dieser Doppelheit von neuem klar machen, durchdenken und durchleben. Hier nun weisen mich meine praktischen Beobachtungen als Seelsorger in die gerade entgegengesetzte Richtung. Der Krieg hat nach allen meinen Beobachtungen ein geradezu katastrophales Fiasko dieser Gebietstrennung, die mit dem Erwachen und dem Fortschritt der individualistischen Frömmigkeit sich immer energischer durchgesetzt hat, gezeitigt. Das Gott-und-die-Seele-Christentum ist unter der Wucht des Gesamtschicksals, das uns als Volk, ja das die Menschheit traf, zu einem völlig kraftlosen Popanz hinabgesunken. Wie furchtbar bitter rächt sich in unsern Schicksalstagen die Beschränkung der Frömmigkeitspflege auf die persönliche Innerlichkeit! Am deutlichsten tritt das in den vielen Fällen hervor, in denen wir Pfarrer als Seelsorger vor Menschen stehen, die ihre Söhne und Väter auf dem Schlachtfelde haben opfern müssen. Einer Mutter, die ihren einzigen Sohn hingab, in unsern Tagen, während Tag für Tag neue Kompagnien zum Bahnhof marschieren, mit der alten individualistischen Frömmigkeitsbetrachtung zu kommen, als handle es sich in ihrem Schicksal um eine Angelegenheit einzig und allein zwischen „Gott und ihrer Seele", wird jeder ehrliche Seelsorger als völlig unzulänglich sofort erkennen. Und wenn er ihr mit Menschen- und mit Engelszungen sagt, er sei „ihr persönlich" nicht verloren, es müsse „ihr" alles zum Besten dienen — sie will und muß die innere Verbindung zwischen ihrem Schicksal und dem Volksschicksal, mit dem Sinn der „Welt" finden.

Kommt also das andere Gebiet, das innerweltliche, an die Reihe. Die ganze Skala der nationalen Zukunftshoffnungen wird durchgesprochen, für die ihr Sohn das Leben gelassen hat. Es ist geradezu erschütternd, zu sehen, wie das an dem tiefsten Innern abprallt. Ach, das sind ja alles die offiziellen nationalen Reden,

die man täglich in den Zeitungen liest! Dem persönlichen Schicksal gegenüber wirkt das alles wie kalte Form. Ich habe es immer wieder erlebt, daß man sich gegen diese innerweltliche Betrachtung mit dem vollen Trotz des Zweifels wehrt, obwohl die „Beweisführung" nirgends so leicht ist wie hier. „Bei dem Kriege kommt gar nichts heraus, was diese Opfer rechtfertigt." Das wird einem in sämtlichen Tonarten und mit verzweifelter Gedankenschärfe immer wieder entgegengehalten — bis das Gespräch hinübergleitet auf ein drittes Gebiet, das, sobald es angeschnitten wird, das Innerste gefaßt hat, weil es dieses in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Gesamterlebnis der Zeit bringt: „Welche Segenswirkungen werden von unsern Opfern auf die Lebensführung unsers Volkes ausgehen?" Dann wird durchweg zuerst leidenschaftlich hervorgestoßen: „O, es gibt noch so schrecklich viele Menschen, die gar nicht wissen und bedenken wollen, wie ernst die Zeit ist und wie schwere Opfer gebracht werden!" Aber diese Leidenschaft verrät unmittelbar, daß hier der Kernpunkt des innersten Volkserlebens liegt: der Krieg mit seinen Opfern soll und muß uns zu andern Menschen machen und unser Leben von Grund aus neu gestalten. Die ganze Sinnlosigkeit des Lebens vor dem Kriege wird von den Menschen, die wirklich von der Macht des Schicksals ergriffen sind und nicht bloß das „große Erlebnis" der zahllosen Kriegsschwätzer hatten, so tief empfunden, daß man immer wieder von den Bekenntnissen, die das zum Ausdruck bringen, ergriffen ist. Aus jeder Volksklasse und jeder Bildungsschicht kommt es wie ein einziges Selbstbekenntnis heraus: „Es mußte so kommen, denn es mußte etwas anders werden bei uns." Nie habe ich in meinem Leben so scharfe Anklagen gehört wie diejenigen der vom Schicksal Ergriffenen und Gerüttelten gegen die, welche die Notwendigkeit einer völligen Neuorientierung des Lebens nicht begreifen wollen. „Es wäre für mich der schrecklichste Gedanke," so bekannte mir eine Kriegerfrau, „wenn ich mir sagen müßte, daß nach dem Kriege das gleiche Leben wieder anfinge." „Glauben Sie wirklich, Herr Pastor," so eine Mutter, „daß es nach dem Kriege anders wird? Dann weiß ich, daß mein Junge nicht umsonst gefallen ist."

Hier hat das große Zeiterlebnis den Zusammenschluß gefunden mit den innersten Fragen und Nöten des persönlichen Lebens. Was vorher allerdings hoffnungslos auseinanderklaffte, die innerweltliche Kulturethik und die Frage nach einem persönlichen sittlichen Lebensinhalt, das ist nun mit einem Schlage ineinandergeflossen. Die Frage nach dem Sinn des persönlichen Lebens ist wieder identisch geworden mit der Frage nach dem Sinn des Gesamtlebens. Diese neue Lebenseinheit ist für mich das stärkste Erlebnis, das der Krieg bis zu dieser Stunde gebracht hat. Vor unsern Augen steigt eine neue Epoche des christlichen Erlebens herauf. Das Zeitalter des Individualismus ist auch auf dem Gebiete der Religion vollendet: der Pietismus, die Aufklärung, Goethe und Nietzsche, das ganze Zeitalter der persönlichen Frömmigkeit sinken zurück in das Meer der Geschichte unter dem ungeheuren Schicksal, das den Einzelnen wieder an den Willen kettete, der über der Geschichte steht, und der im Volkstum und in der Menschheit, nicht im Einzelmenschen, seine letzten Ziele verwirklicht.

Die Troeltsche Trennung zwischen der persönlich-christlichen „Liebes- und Friedensidee" und der den Krieg bejahenden innerweltlichen Kulturethik ist im praktischen Volksbewußtsein der Gegenwart tatsächlich überwunden oder doch, wenn auch unter Schmerzen, in der Ueberwindung begriffen. Die christliche Liebes- und Friedensidee wird mit voller Entschlossenheit aus ihrer Weltverlorenheit und der überirdischen Sphäre herausgeholt und in das große Schicksal hineingestellt. Dort führt sie allerdings zu schärfstem Empfinden der Gegensätzlichkeit, das nur durch den christlichen Grundgedanken des Schuldopfers für eine vergangene sinnlose Lebensepoche seine sich langsam anbahnende Lösung sucht. Daß dadurch die Anerkennung des Heldentums unserer sterbenden Krieger in keiner Weise berührt, dieses vielmehr in die Sphäre des wahrhaft Sittlich-Großen hineingezogen wird, ist so selbstverständlich wie die Heldengröße Jesu trotz seines Zusammenbruches unter menschlicher Schuld. Unser heldenhaft trauerndes Volk weiß, daß seine gefallenen Krieger Helden sind und ist stolz auf dieses Heldentum, weiß aber auch, daß ihr Untergang eine

schwere Anklage und Schuldenlast einer verirrten menschlichen Entwicklung ist, und weiß endlich, daß nur dann ihr Tod einen sittlich befriedigenden Sinn hat, wenn diese Entwicklung durch ihn überwunden wird. Deutschlands Zukunftsgröße ist in dieser großen geschichtlichen Stunde in dem Bewußtsein unsers deutschen Volkes nicht so wichtig wie Deutschlands und der Welt innere Neugeburt.

Wir können uns über diese Denkweise nur von Herzen freuen.

2.

Aehnlicher Art ist eine Auseinandersetzung in der „Kreuz-Zeitung", dem Zentralorgan der deutschen Konservativen, zwischen dem Professor der Theologie Feine in Halle a. S. und Friedrich Wilhelm Förster in München. Feine schreibt über „Byran und das Christentum":

Der Aufruf des bisherigen amerikanischen Staatssekretärs Bryan an das amerikanische Volk, welchen Wolffs Telegraphenbüreau unter dem 12. Juni veröffentlicht, wird auch in ganz Deutschland mit dem größten Interesse gelesen worden sein. Aber man geht wohl nicht irre in der Annahme, daß bei uns noch weit größer als das Interesse das Staunen über den Inhalt dieser Kundgebung ist. Den Nichteingeweihten war Bryan bisher wie eine Sphinx, und es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, welche die Art seines Auftretens für die Weltmission auf dem Edinburger Weltmissionskongreß im Jahre 1910 mit seiner Haltung als Staatssekretär der nordamerikanischen Union während des gegenwärtigen Krieges als nicht vereinbar betrachteten. Insbesondere hat es vielen Anstoß erregt, daß Bryan, wenn er überzeugter Christ sein wollte, nicht seinen amtlichen Einfluß aufbot, um den Waffenlieferungen amerikanischer Firmen an die Feinde Deutschlands ein Ende zu bereiten. Denn der gegenwärtige Krieg wäre längst zu Ende, wenn Amerika nicht unsere Feinde in nur allzu bereitwilliger und verschwenderischer Weise mit Munition — jetzt hören wir sogar von der Lieferung vergifteter Granaten — und mit andern zur modernen Kriegführung nötigen Dingen versorgt hätte.

Der Aufruf Bryans an das amerikanische Volk lüftet nun auch für Fernerstehende etwas den Schleier. Es tritt uns eine Persönlichkeit entgegen, der wir eins nicht versagen dürfen: aufrechte Gesinnung und ehrliche Absicht, als Staatsmann im christlichem Geiste zu wirken. Mögen wir seine Anschauungen teilen oder nicht, ja, mag es uns sogar schwer sein, seine uns jetzt von ihm selbst erschlossene Auffassung auch nur zu verstehen: er hat Töne angeschlagen, die aus dem Herzen zu kommen scheinen. Es klingt nicht wie Phrase, wenn er sich als demütiger Jünger des Friedensfürsten bekennt, oder wenn er seinen Aufruf in dem Satze gipfeln läßt, daß eines Tages die Nationen ihr Vertrauen in die Liebe setzen werden, die, obwohl sie von den Anbetern des Kriegsgottes als Schwäche verachtet wird, weiterwährt, wenn alles andere versagt. Ein Mann, der seine hohe amtliche Stellung, ohne zu zaudern, aufgibt, weil auf dem von der verantwortlichen Person eingeschlagenen Wege das ihm vorschwebende Ziel des Friedens gefährdet erscheint, besitzt den imponierenden Mut der Ueberzeugung.

Aber merkwürdig ist, daß Bryan als Staatssekretär pazifizistische Ideen hat vertreten können, und diese ihn in so starkem Maße erfüllen, daß er sie in diesem Kriege, und daß er sie gerade in Vertretung der Vereinigten Staaten von Nordamerika glaubt verwirklichen zu müssen. Wäre er ein Pastor oder ein Mann der Theorie, so wäre das eher begreiflich; aber der Leiter der Politik eines Weltreiches hat es mit den großen Realitäten der Beziehungen der Völker und Reiche untereinander zu tun. Sind diese überhaupt auf pazifizistischem Wege zu ordnen? Bryan glaubt es. Er bekennt sich als Jünger eines Systems der Verhandlungen zwischen den Staaten, welches statt der Gewalt die Ueberredung anwendet und die allgemeine Brüderlichkeit zum Ziele hat. Eine Nation, so meint er, muß die Welt einmal aus der dunklen Nacht des Krieges herausführen ins Licht des Tages, wo

die Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden. Warum soll sich Amerika dieser ehrenvollen Aufgabe nicht schon in der Gegenwart unterziehen?

Gegen solche Ideen wird aber dort gerade im Namen des Evangeliums Jesu Einspruch zu erheben sein. Jesus hat nicht nur das Wort gesprochen, welches die Pazifizisten und welches auch Bryan in den Mittelpunkt stellt, daß diejenigen, welche das Schwert nehmen, auch durch das Schwert umkommen sollen; Jesus hat auch umgekehrt gesagt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert." Wir sollten in solchen Fragen überhaupt nicht mit einzelnen Worten operieren, sondern man müßte vielmehr ein vollständiges Bild geben von dem, was Jesus über solche Fragen gesagt hat, und das gehört jedenfalls nicht hierher. Berufen sich doch in den verschiedenen Grundproblemen die widersprechendsten Ansichten auf Worte Jesu.

Es ist aber nicht die Meinung Jesu gewesen, daß eine fortschreitende Kulturentwicklung die Menschheit sittlich auf eine höhere Stufe heben werde. Ein solcher Schwärmer war unser Herr nicht. Wäre es der Fall, so müßten die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges uns zwingen, ihn und sein Evangelium zum alten Eisen zu werfen. Jesus hat sich auch nicht der Illusion hingegeben, daß unter dem Einflusse des Christentums die Dinge und Ordnungen dieser Erde sich umgestalten würden, so daß zuletzt die Völker untereinander im Geiste des Christentums verkehren würden. So oft man im Namen Jesu derartige Ideen verkündigt hat, hat man Gedanken, welche auch in Jesu Verkündigung anklingen, einseitig hervorgekehrt und in den Mittelpunkt gestellt. Jesus hat nicht einen irdischen Gottesstaat aufrichten und die geistliche Gewalt zur Gebieterin über die weltlichen Reiche machen wollen. Weder die Durchdringung der Kultur noch des Staates mit den Gotteskräften, als deren Träger er sich wußte, hat ihm als Ziel der Weltentwicklung vorgeschwebt. Sondern mit herrlicher Klarheit hat er gesehen, daß Kultur und Staat andern Ordnungen und Gesetzen folgen, als er sie in seinem eigenen Innern trug. Er hat es gewußt und ausgesprochen, daß der Gegensatz von arm und reich aus dieser Welt nicht verschwinden wird und daß es das Wesen des Staates ist, auch Gewalt zu üben. Er hat aber seine Jünger nicht angewiesen, als Asketen- und Mönchsgemeinschaft sich von der Welt abzusondern; als etwas Selbstverständliches prägt er vielmehr das auch für uns Heutige grundlegende Gebot: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Unsrer Pflicht dem Staate und Volke gegenüber dürfen wir uns nicht entziehen; nur sollen wir darüber nicht vergessen, daß wir noch einem höheren Herrn dienen und diesem geben müssen, was auch Vaterland und Kaiser nicht von uns fordern können, unsre Seele.

Es ist selbstverständlich, daß die christlichen Gedanken, sind sie einmal im Menschenherzen fest verankert, alles, auch Kultur und Staat befruchten und einen stillen, nicht zur Ruhe kommenden Umgestaltungsprozeß einleiten; aber sie wirken doch nur als Salz. Sie werden vieles verhindern, was sonst geschähe, und auch vieles anders gestalten, als es ohne den Einfluß des Christentums wäre; aber Kultur und Staat werden und müssen ihre eigenen Wege gehen.

Völker und Reiche können in ihrem Verhältnis zu einander nie sich nur von dem Gesetze der Liebe leiten lassen, wie es auch wieder Byran erhofft. Die Forderung kann auch nicht daraus abgeleitet werden, daß die Völker gewissermaßen Kollektivpersonen sind, um also auch in dem Verkehr der Völker unter einander in gesteigertem Maße verwirklicht werden müsse, was Jesus von dem Verhalten des Einzelnen fordert. Die Forderung, sich selbst aufzugeben, aus Liebesgesinnung gegen den andern, ist, auf den Verkehr der Völker untereinander angewendet, widersinnig, unethisch. Es ist ein elementares Empfinden, welches durch unser ganzes deutsches Volk hindurchgeht, daß wir es auch vor Gott nicht verantworten könnten, hätten wir es geschehen lassen, daß das Deutsche Reich niedergetreten, der deutsche Name von unsern Gegnern geschändet werde. Das wäre aber geschehen und würde geschehen, hätten wir den Krieg nicht mit der Kraft und Stärke geführt, wie wir es getan haben.

Es handelt sich bei den großen Kriegen der Völker um Interessenfragen, und um die Verteidigung von Gütern, die die Macht, den Bestand und die Ehre des Reiches

angehen. In diesem Widerstreit ist jedes Volk Partei, und gerade aus diesem Grunde ist ein objektives Urteil unmöglich. Das kann auch keine Vermittlung, auch Ueberredung und Verhandlung nicht aus der Welt schaffen. Bryan selbst und die amerikanische Note sind Zeugen dafür. Denn in den Verhandlungen betreffend die Versenkung der „Lusitania" schiebt Nord-Amerika gerade den Punkt als unerheblich bei Seite, der für unser Empfinden der entscheidende ist, daß nämlich Kriegsmaterial an Bord des Schiffes war und das Schiff in bedingtem Sinne zur britischen Marine gerechnet werden mußte. Kann man sich über solche, und unter Umständen über größere und entscheidendere Fragen nicht einigen, wie soll dann entscheiden werden? Der Prozeß der Völker unter einander ist der Krieg, und der wird in der Ordnung der Dinge dieser Welt nie anders werden.

Dem Christentum, oder besser gesagt, dem Evangelium Jesu, entsprechen die Gedanken und Hoffnungen Bryans nicht. Es wird wohl dabei bleiben, daß das Reich der Brüderlichkeit und der Liebe auf dieser Welt, so lange es Sünden gibt, nicht wird aufgerichtet werden, wohl aber glauben wir an ein Reich der Vollendung und erhoffen es am Ende der Tage.

Ein Kommentar zu diesen Aeußerungen ist unnötig.

Ihm antwortet Förster unter dem Titel: „Christentum und Weltpolitik" folgendermaßen:

In Nr. 303 der „Kreuz-Zeitung" hat Prof. Dr. O. Feine einen Aufsatz über „Bryan und das Christentum" veröffentlicht, in dem er die von Bryan erhoffte und verlangte Anwendung christlicher Grundsätze auf die Völkerkonflikte als eine Illusion hinstellt, die auch mit dem Kern und Sinn des Evangeliums durchaus im Widerspruch stünden. Es sei mir gestattet, gegen die Argumente des von mir besonders hochgeschätzten Verfassers einige Bedenken geltend zu machen. Zweifellos hat Herr Prof. Feine recht, zu behaupten, daß eine gewisse Art von pazifizistischem Optimismus mit der tragischen Grundansicht des Christentums nicht zusammenstimme, genau so wie auch der soziale Optimismus dem Realismus der christlichen Lebenserkenntnis widerstreitet. Aber die Folgerungen, die Prof. Feine aus dieser Feststellung zieht, scheinen mir doch unhaltbar und gefährlich; sie müßten, wenn sie durchdrängen, schwer lähmend auf die Kulturkraft des Christentums wirken, und sie widersprechen auch dem Sinne des Gleichnisses vom Sauerteig. Wenn wir auch „allzeit Arme bei uns haben werden", so folgt daraus doch nicht, daß der Christ die wirtschaftlichen Ordnungen dem bloßen Interessenkampf überlassen darf, nach dem bekannten Manchestergrundsatze: „Jeder für sich und der Teufel hole den Letzten." Wir dürfen ja doch auch in unserem persönlichen Leben den Leidenschaften nicht das Feld räumen, weil wir die Macht der Sünde in diesem Leben als unausrottbar erkennen. Wenige neuere Christen haben so stark die Urgewalt der Sünde betont, wie Stoecker, und doch war er „christlich sozial" und protestierte leidenschaftlich gegen die Auslieferung des Wirtschaftslebens an die Mächte des Egoismus. Das Gleiche gilt nun doch aber auch für die Stellung des Christentums gegenüber den großen Völkerfragen. Die Einsicht in die tragische Gewalt der kollektiven Leidenschaften und in die außerordentlichen Schwierigkeiten der Rechtsfindung auf dem Gebiete internationaler Konflikte kann den Christen doch nicht davon dispensieren, auch in diese großen Entscheidungen immer mehr den Geist des Christentums hineinzutragen. Und wenn uns der gegenwärtige Weltkrieg überhaupt irgend etwas lehrt, so ist es die Wahrheit, daß die bloßen Gewaltmethoden den ungeheuren Schwierigkeiten im Zusammenleben der Völker absolut nicht mehr gewachsen sind, sondern daß höhere sittliche Mächte hier eintreten müssen — oder es entsteht ein neuer Weltbrand, in dem die menschliche Kultur überhaupt versinkt. Diese Erkenntnis ist es, die gerade denjenigen, die als Höchstverantwortliche mit jenen Völkerkonflikten zu ringen haben, heute erschütternder in die Seele bringt, als dem Gelehrten, der jene Realitäten nur aus der Ferne sieht. Von dieser Erwägung aus müssen wir auch Bryan verstehen und seinen Protest gegen das Heidentum in der Politik als eine erhebende Kundgebung christlichen Fortschrittes feiern.

„Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Mit diesem Worte hat Christus uns doch nur sagen wollen, daß die Not der Menschheit nicht durch Steuerverweigerung gelöst wird und daß die Einzelheiten der politischen und administrativen Technik für den Christen gleichgültig sind. Eine völlige Trennung von Staat und Christentum aber in dem Sinne, daß das, was im Staatsleben praktiziert wird, die anima christiana gar nichts angeht, wäre mit dem welterobernden Anspruch des Christentums gänzlich unvereinbar, es würde das Christentum weit unter die Antigone des Sophokles stellen und widersprüche endlich auch der Einheit der menschlichen Persönlichkeit. Das Heil unserer Seele ist gar nicht zu trennen von dem, was wir kollektiv gutheißen und vollbringen. Der Mensch kann nicht zwei Gewissen haben, eins nach außen und eins nach innen, ein Machtgewissen und ein Rechtsgewissen, ein Gewissen der Liebe und ein Banditengewissen. Oder könnte irgend jemand behaupten wollen, daß der Treubruch Italiens etwas sei, das sich nur auf politischem Felde vollziehe und nicht auch in jeder Einzelseele bis weit hinein ins Familienleben und Berufsleben die höheren Kräfte des Charakters zersetzen und dem Materialismus der greifbaren Interessen die Uebermacht über die höheren Güter der Seele verleihen müsse? Was für Italien gilt, das gilt für alle Völker: Wer sich im politischen Denken und Handeln von Christus löst, der verliert Christus auch aus dem persönlichen Leben. Denn für den bloßen Augenschein ist Christus auch im persönlichen Leben ein „Aergernis und eine Torheit", und erst wer nach ihm lebt, wird gewahr, daß nur dort „das Leben" ist und daß die Sophisten des äußeren Erfolges auch vom realistischen Standpunkte aus im Irrtum sind.

Prof. Feine hält die Ethik des Christentums in ihrer Anwendung auf das Völkerleben für unethisch und widersinnig. Ein Volk könne sich nicht für ein anderes opfern. Aber erkennen wir nicht auch in den Völkerkonflikten Ehrverpflichtungen und Vertragsverpflichtungen an, die im konkreten Falle sehr wohl eine Aufopferung eines Volkes mit sich bringen? Hätten wir Oesterreich die „Nibelungentreue" versagen sollen für den Fall, daß diese Treue mit unserem Selbsterhaltungsinteresse in Kollision geraten wäre?

Aber lassen wir einmal die letzten und höchsten Forderungen der Bergpredigt beiseite, die uns ja auch im privaten Leben vor manche scheinbar unlösbare Aufgabe stellen und denen noch eine tiefere psychologische Interpretation fehlt. Was bei dem Artikel des Prof. Feine so überraschte, das war, daß er die Behandlung der Völkerfragen überhaupt von der Einheit unseres Gewissenslebens abspalten und der Dynamik des bloßen Interessenkampfes ausliefern will, und daß in demselben Augenblick, in dem die Menschheit aus ihrer blutigen und ratlosen Not heraus geradezu schreit nach der Einführung höherer Gesichtspunkte in die weltpolitischen Auseinandersetzungen. Ist nicht gerade das ein weltflüchtiges Christentum, das hier nichts zu sagen und zu geben weiß?

Woher mag es wohl kommen, daß so oft gerade höchst ernste und gläubige Christen allzu bescheiden sind in dem Anspruch der christlichen Ethik an das wirkliche Leben? Vielleicht kommt es daher, daß sie sich allzu einseitig und ausschließlich mit der metaphysischen Seite der Ethik befassen und dabei ganz übersehen, wie sehr die Ethik auch ein πολιτικόν ist, eine staatbildende und staaterhaltende Kraft und wie unvermeidlich eine äußere Politik, die sich von der Ethik löst, dadurch auch die seelischen Lebensbedingungen des Staates desavouiert und zersetzt. Das Gegenteil des Krieges braucht nicht immer ein Schiedsgericht zu sein, es genügt eine Politik, die von der Ueberzeugung ausgeht, daß man nicht alles auf die militärische Defensive stellen kann, daß vielmehr der gute Wille zu Kompensationen, das gerechte Sichhineindenken in die Situation des Gegners, das vorbildliche Beispiel in der internationalen Tonart, der Mut zur Großmut, die Einsicht in die Kurzsichtigkeit der rücksichtslosen Selbstsucht und in die hochkomplizierte gegenseitige wirtschaftliche und kulturelle Abhängigkeit der Nationen — daß das alles ebenso sehr zu einer wahren Realpolitik gehört, wie die militärische Bereitschaft, und daß durch eine solche äußere Politik auch erst alle inneren sittlichen Ordnungen ihre stärkste Sanktion erhalten.

Der Christ, der durch seinen Herrn und Meister aufgeklärt ist über die großen Täuschungen, in die uns die Selbstsucht stürzt — Täuschungen auch über die tiefsten Bedingungen irdischer Gesundheit und Stärke —, der Christ muß daran festhalten, daß auch im kollektiven Handeln nur die Nation ihr wahres Leben gewinnt und zu den tiefsten Quellen staatlicher Kraft dringt, die die bloße kalte Vorteilsucht dem Gesetze der Gemeinschaft opfert und die weiß, daß solche Opfer sich tausendfältig durch ihre Rückwirkung auf das inwendige Leben der Nation belohnen — genau so wie umgekehrt jede bloße Machtpolitik sich bis in die letzten Zellen des sozialen Organismus rächt und in allen Lebensverhältnissen die antisozialen Instinkte triumphieren läßt. Was der alte Gladstone warnend den skrupellosen Flibustiern der britischen Weltpolitik zurief, das ist die fundamentale Wahrheit für alle Völkergeschicke: „Was moralisch falsch ist, das kann gar nicht politisch richtig sein."

3. Von der Front.

Es wird uns von gewisser Seite immer wieder gesagt, wir Nichtkämpfer hätten zu schweigen; nur die Kämpfer an der Front wüßten, was der Krieg sei und hätten das rechte „Gotteserlebnis". Abgesehen davon, daß in dieser Losung nur ein Stückchen Wahrheit ist und nicht mehr (sie entspringt im Uebrigen auch einem gewissen religiösen Militarismus), so ist wieder merkwürdig, daß die die sie aussprechen, immer voraussetzen, es müsse dabei eine Verteidigung des Krieges herausspringen. Ihnen erteilt u. A. einer dieser Kämpfer eine Antwort, die ihnen hoffentlich etwas zu denken gibt:[1])

Die Kirche hat uns Männern an der Front einen großen Dienst geleistet, indem sie uns zuweilen in der Predigt das Wort Gottes nahe brachte. Es wäre undankbar, wenn wir nicht anerkennten, wie unendlich wohl uns die Weihnachtspredigt getan hat, wie sie uns das Heimatglück vorzauberte und ein wenig die Illusion eines befriedeten Lebens uns gab. — Aber es ist doch nicht der Anschluß an die Heimat, den wir durch die Kirche suchen. Mit psychologischer Sicherheit haben zwar kluge Prediger diese Soldatensehnsucht herausgefunden und beeinflussen sie in der Predigt und vor allem in der Grabrede. Aber wir wollen in der Religion nicht Heimweh haben, auch nicht nach dem Jenseits; wir suchen Worte der Kraft für des innerweltliche Leben des Kampfes.

Da schlägt der Prediger die Bibel auf und bringt uns aus ihr alte Prophetenweisheit. Der Psalm wird lebendig, und die Nationalreligion Israels erinnert uns an die Gegenwart. Religionsunterricht, Konfirmandenstunde dämmern auf; der lang gelernte und längst vergessene Spruch packt. Und so wird die Soldatenpredigt leicht ein Bündel Erinnerungssprüche, in dem wir schließlich doch vergeblich nach Kraft für uns suchen. Ich habe ernste Leute klagen hören über diese Traditionsverkündigung, die doch ganz den Kontakt mit unserem Erleben vermissen läßt. Gewiß wirkt sie auf den des Denkens entwöhnten Menschen durch

[1]) Vgl. „Christliche Welt" Nr. 20: „Zur Kirchenfrage — aus der Front. Von einem Kämpfer."

Anknüpfung an bekanntes Lehrgut; aber sie müßte weiterführen zu dem dem Soldaten noch unfaßbaren Lebensgeschick.

So bleibt als bester Verkündigungstypus der national-idealistische. Er greift auf die großen Ideen im Entstehen und Verlauf dieses Weltkrieges; er erinnert uns an die ungeheuren Pflichten, für Generationen von uns das Vaterland zu erhalten. Hier strömt der Dank für die vollbrachte Leistung und die inbrünstige Bitte, daß Gott uns die Kraft zum Gehorchen und Ertragen, zum Kämpfen und Sterben erhalte. Paulinischer Opferglauben kann hier in seiner ganzen kategorischen Kraft Platz greifen und uns in die Grenzen neutestamentlichen Opferlebens hineinheben.

Und doch trifft auch diese Feldpredigt, deren einige ich mit herzlicher Dankbarkeit genossen habe, nicht die Tiefe unseres Suchens und Fragens. Wenn uns Männern der vordersten Linie die Herrlichkeit des Lebens und Leidens unseres Herrn vorgehalten und zugemutet wird, so können wir nur sagen, daß wir als unwert der Gemeinde solcher Christen nicht mehr angehören. Feinsinnige Prediger im Feld haben dies auch verstanden und wundern sich nicht, wenn einer ihnen sagt: „Mit meinem blutbefleckten Herzen kann ich nicht zum Abendmahl gehen!" Er wundert sich auch nicht, wenn am Sterbebett eines jungen lebensfrohen Offiziers das Wort von Jesus versagt. Er weiß zu schweigen. *Aber wie viele reden uns weiter von der heiligsten Persönlichkeit, die die Welt gesehen, und wissen gar nicht, daß dieses Menschenbild in die Sozial- und Brutal-Verhältnisse unseres Lebens überhaupt nicht paßt.*[1]) Hier klafft der Mangel der Kirche: sie kennt nicht die Lage der Seelen in der Gefahrzone. Und die Menschen vorne meinen doch, daß die Feldprediger am ehesten Fragen beantworten könnten, zu deren Durchdenkung sie Zeit haben, dem Frontsoldaten aber die Kraft fehlt. Jesus im Schützengraben ist doch keine Selbstverständlichkeit. Man kann eben jetzt nicht das Traditionschristentum auf Alle kleben; von der Psyche der Frontsoldaten fällt dies Pflaster ohne Haltkraft ab.

Das Wort eines Schweizer Pfarrers: „Jetzt hat Gott das Wort, wir aber sollen schweigen," wird von der Kirche gern den bohrenden Fragen in der Gefahrzone entgegen gehalten.[2]) *Dies Wort gilt aber für unsere psychische Lage überhaupt nicht:*

[1]) Die Sperrungen rühren von uns her.

[2]) Das Wort stammt von Pfarrer Benz in Basel. Es stand in einem Brief an eine Versammlung, die im Namen des Evangeliums zum Weltkrieg Stellung nehmen sollte. Er lehnte die Beteiligung ab im Namen der Liebe, weil er nicht richten wolle, und im Namen des Glaubens, weil er lernen wolle, auf den Gott zu hören, der „in der Wirklichkeit" sich kund tue.

Dieser Brief ist ein äußerst willkommener frommer Schild für Viele geworden, die einer klaren Stellungnahme zu dem Problem: „Christus und der Krieg" ausweichen wollen, und wird uns immer und immer wieder vorgehalten. Und doch

es ist ein typisches Heimatwort, fern der Kriegsnot. Für uns lautet die Devise: „Jetzt hat der Teufel das Wort, was haben wir Christen daher zu reden und zu tun?“ Ich wünschte, daß dieser Gedanke recht positiv und eindrucksvoll in der Kirche verstanden würde: da vorn im Schützengraben sind Menschen, die haben das Radikal-Böse, das Abgrund-Schlechte erlebt; als Masse ist es auf sie eingedrungen und hat sie eingeschlossen in ein einziges entsetzliches Tun und Leiden des schlechthin Sündigen. Ich will euch präzisieren, worin für mein psychisches Erleben die Tatsächlichkeit des Bösen ihren Höhepunkt erreichte: im Sturmangriff aus dem eigenen Schützengraben auf den feindlichen. Was die Vorbereitung dieser Angriffe an moralischer Selbstüberwindung kostet, wie sie uns zwingen, stückweise unser Menschentum abzulegen und auf alles zu verzichten, was als Christen uns auszeichnen sollte, ist unsagbar und kann einfach von denen, die das nicht miterlebt haben, nicht verstanden werden. Es sind das Zeiten, wo jede Regung der Religion, der Ergebung, geschweige des Gebets aufhört. Ich erinnere mich einer Stunde, in der der Feind seinen Gegenangriff mit rasendem Artilleriefeuer vorbereitete; da lag ich mit dem Führer unseres Angriffs in einer keinen Schutz gewährenden elenden Deckung, und unsere einzige psychische Reaktion auf die beständige Todesgefahr, die uns mit Eisen umhagelte, war höhnisches Lachen, der Ekel an der Menschheit, die Verachtung für dieses ganz viehische Tun und Leiden. Und man glaube nur nicht, daß die Gesamtheit der Kämpfer anders empfinde. Ich habe oftmals nachdenkliche Leute gefragt: Was meint ihr, wird man wohl in solchen Zeiten und Stunden irgendwie ein besserer Mensch? Sie haben alle die Frage verneint. Schlechter wird man; die moralischen Kräfte gehen rapide zurück. Mühsam baut der

ist er auch nur ein Beweis für die Verkehrung der Wahrheit der Dinge, die uns der Krieg an allen Enden zeigt. Das mit dem „wirklichen Gott“ wollen wir ein andermal untersuchen und uns für diesmal an das halten, was darin vom Richten gesagt wird. Da ist denn schon die Tatsache interessant, daß jene Versammlung nicht im Geringsten im Sinne hatte, ein Gericht zu veranstalten. Sie war im Gegenteil aus dem Bestreben hervorgegangen, die zerrissene Christenheit wieder zu einer Einheit zurückzuführen. Herr Pfr. Benz und sein Kreis nahmen aber ohne weiteres an, daß „gerichtet“ werden solle! Kann es ein stärkeres Beispiel dafür geben, wie man in dem Augenblick, wo man einem Andern einen Fehler vorwirft, ihn vielmehr selbst begeht? Ich frage sodann: ist die Stadt, worin Herr Pfr. Benz seine (wie ich weiß, höchst segensreiche) Wirksamkeit ausübt, in der Schweiz wegen Abwesenheit des Richtgeistes bekannt? Drittens: was ist das für eine Art, eine religiöse Stellungnahme einfach als ein „Richten“ zu bezeichnen? Wozu Worte nicht dienen müssen! Und endlich: ist es Mangel an Liebe, wenn man nicht ruhig zusehen will, wie jeder Tag Tausende und Abertausende von jungen Menschenleben in teuflischer Vernichtungswut dahinrafft. Wo ist da die Liebe und wo ist — Theologie?

Willensstarke seine Grundsätze wieder auf, bis die nächste Katastrophe sie wieder zusammenwirft. Und dem Willensschwachen muß die eiserne Disziplin in ruhigeren Kampfzeiten das moralische Rückgrat ersetzen, das sie selbst ihm wieder in der Schlacht zerbricht. Es hat noch kein Ethiker in dem Wirrsal ethischer Pflichtenkonflikte der vordersten Gefechtslinie sich zurechtgefunden, geschweige, daß ein nachdenklicher Christ Lösungen gefunden hätte.

Ja, heißt es, ihr nehmt die Dinge zu schwer. Auch euer Christentum muß einfach und möglichst rücksichtslos sein: patriotisch, kameradschaftlich. Aber so wie wir uns auf diese Forderungen einlassen, entschwindet uns eben der Kerngeist des Christentums. Ein sehr einfaches Erlebnis! Ich saß im Unterstand neben einem tapferen Soldaten, Elsässer, Fremdenlegionär, der den Krieg gegen die Franzosen mit persönlicher Wut führte: Vergeltung für das, was sie ihm in Afrika angetan hatten. Da sagte dieser unempfindsame Soldat leise vor sich hin: „Es tut mir doch leid, daß ich ihn getötet habe." „Was sagen sie da?" fragte ich. Und er erzählte: „Ich war bei der letzten Horchpatrouille allein nachts vor zu den großen Strohhaufen geschlichen und fand dort einen Franzosen, offenbar auch Horchposten, der auf der Erde liegend wohl eingeschlafen war. Als ich dicht bei ihm war, schreckte er auf, und ich stieß ihn nieder." — Es tat ihm leid! Wenn doch die zu Hause glauben wollten, daß viele, viele der Kämpfer solche Wunden an ihrer Seele tragen, und nicht auf all das kindische Renommiergeschwätz hörten, das der Soldat, der gern sein Innerstes verbirgt, heimschreibt. Noch einen Vorfall: Ein feindlicher uns flankierender Graben hat uns unter anderen einen Kompagnieführer getötet. Die Wut unserer Leute ist groß; der Graben muß unser werden. Im Morgengrauen stürmen zwei Züge von uns auf den feindlichen Graben; sie erhalten starkes Feuer; elf Tote, darunter zwei Zugführer, fünfzehn Verwundete decken den Boden, bevor wir in den Graben kommen. Da strecken die Franzosen, die bis zum letzten Augenblick unsere Leute zusammengeschossen, die Waffen und flehen um ihr Leben. Und unsere Soldaten nahmen die fünfzig Franzosen die keinen Toten und keinen Verwundeten hatten, gefangen. Denn sie jammerte des Volks! — Sind unsere Leute da nun gute Christen oder schlechte Soldaten gewesen? Oder sind sie gute Christen und gute Soldaten gewesen? Oder gar schlechte Soldaten und daher auch schlechte Christen? Ein einfaches ethisches Kriegsproblem, über das sich lange diskutieren läßt. Ich kann über die Geschichte nicht diskutieren; es ist zu viel eigenes Herzblut in ihr.

Aus diesen und ähnlichen Erlebnissen glaube ich der Kirche beweisen zu können, daß ihre Anhänger in vorderster Linie in religiöser Hinsicht sehr eigenartig beeinflußt werden, so daß Hülfen aus der Geschichte und kirchlich traditionelle Er-

innerungen bei ihnen fast völlig versagen. Menschen, denen im Interesse der Allgemeinheit das individuell Böse als Pflicht zugemutet wird, stehen unter seelischen Ausnahmegesetzen. Nicht nur, daß sie dem Bösen ständig begegnen, sie müssen ja auch pflichtmäßig ständig das Böse tun. Und infolge der Verkettung seelischer Einflüsse zieht das Böses-tun auch ein Böse-sein nach sich. Wir werden zumindest in Einzelbeziehungen schlechter, auch untereinander; leidenschaftlicher, unverträglicher, selbstsüchtiger. Und ein Vorzug ist es noch, wenn wir es wissen und dem moralischen Verfall ein wenig widerstehen können!

Wir bitten aber die Kirche, daß sie das Moratorium des kirchlichen Christentums, das für Hunderttausende von Männern de facto eingetreten ist, begreift und de iure anerkennt. Nur dann kann sie nämlich die Folge einsehen und ertragen, daß die Männer, die das Moratorium des Christentums erlebten, mit anderen Herzen zum Christentum zurückkehren. Ich erwarte Großes davon, wenn diese Männer ihre Sehnsucht nach Entsühnung und Herzensreinheit nach dem Kriege zu Jesus zurücktragen. Nur erwarte ich nicht, daß das Christentum dieser Männer dann so aussieht, wie die Kirche sich ihr Christentum vor dem Krieg gedacht hat und wie sie es nach dem Krieg schon wünscht. — Scharfe Beobachter hier draußen fürchten schon jetzt die Enttäuschung und den neuen Religionskampf, wenn die Kirche das Neuerwachen des Christentums bei den Kämpfern als das Wiederaufwachen einer unversehrten altprotestantischen Dogmatik sich vorstellen sollte. Die Kirche würde sich sofort die Masse der Heimkehrenden spalten sehen in Kämpfer gegen die Kirche und Gleichgültige.

Rundschau.

Torheit oder Verblendung?[1]) Wie heute im Lärm der Waffen so manches nicht beachtet wird, das wichtiger ist, als einige gewonnene oder verlorene Schützengräben oder sogar ein versenktes Kriegsschiff, so haben in der Schweiz nur wenige eine Notiz beachtet, die doch von recht großer Bedeutung war.

Eine Botschaft des Bundesrates vom 10. April 1915 teilte uns mit, daß Verhandlungen mit Italien über die Revision eines Schiedsgerichtsvertrages stattgefunden hätten. Die italienische Regierung habe am 8. Juni 1914 in einer Note geltend gemacht, daß seit dem im Jahre 1904 erfolgten Abschluß des bisherigen Vertrages mit der Schweiz der Text solcher Verträge allerlei Wandlungen erfahren habe und den Wunsch ausgesprochen, daß der Text des Schiedsge-

[1]) Dieses Artikelchen mußte leider wiederholt zurückgestellt werden.

richtsvertrages, den Italien mit Holland geschlossen, worin u. a. die Klausel der stillschweigenden Erneuerung enthalten sei, den Verhandlungen zu Grunde gelegt werde. Der Bundesrat habe dies abgelehnt. Warum? Weil nach jenem Vertrag alle Streitfragen ohne Ausnahme dem Schiedsgericht unterworfen werden sollen, auch solche, die nationale Lebensfragen, die Unabhängigkeit und Ehre der beteiligten Völker, betreffen.

Wir stehen also vor der Tatsache, daß ein Großstaat es wagt, alle Streitpunkte, auch solche, die seine Lebensinteressen betreffen, einem Schiedsgericht zu unterwerfen, ein Kleinstaat aber dies ablehnt. Dabei ist nicht zu vergessen, daß von der Aufnahme gerade dieser Bestimmung Wert und Zukunft des Schiedsgerichtsgedankens abhängt. Denn solange sie nicht vorhanden ist, kann man jede Streitfrage unter dem Vorwand, sie berühre nationale Lebensinteressen, der schiedsgerichtlichen Regelung entziehen. Es ist also ausgerechnet die Schweiz, die dieser rettenden Idee widerstrebt. Ist es Torheit oder Verblendung? Die Sache wird umso interessanter, wenn man bedenkt, wie man bei uns beständig mit dem Verdacht hausierte, Italien könnte uns überfallen, dieses Italien, das mit uns einen solchen Schiedsgerichtsvertrag wollte, während wir ihn nicht wollten! Der „Essor" bringt (in Nr. 21) zu diesem Thema einen Artikel von Jean Wagner, worin es u. A. heißt:

„Die innere Gefahr ist leider Gottes noch im Wachsen begriffen. Wenn die „Unterschiede der Rasse und Sympathie" die Schweizer nicht mehr zu trennen drohen, dank den loyalen und ausdauernden Bemühungen so vieler wackern Bürger, so lauert dafür eine andere, sehr viel schwerere Gefahr auf uns, um dem Leben unseres Volkes, seinem Existenzrecht, einen tödlichen Schlag zu versetzen: das ist die Denkweise und der Einfluß derer, die keinen Glauben an das demokratische Ideal mehr haben und die nicht mehr an den Triumph des Rechtes und den sittlichen Fortschritt der Menschheit glauben. Sie sind in unseren Regierungen allzu zahlreich und auch die welsche Schweiz zählt deren Viele. Es sind die Leute, die den Versuch einer Militärdiktatur möglich gemacht haben. Es sind die Leute, die mit einer unglaublichen Unverschämtheit gegen die Friedensbestrebungen kämpfen, als ob deren Gegner Ursache hätten, auf ihr Werk stolz zu sein. Sie sind eine wahrhaft tödliche Gefahr für die Schweiz, deren einziges Lebensrecht darin besteht, daß sie eine idealistische Demokratie bleibt oder vielmehr wird."

Wir können diese Worte von Herzen unterschreiben. Hier, nicht an den Grenzen, ist die Schweiz tatsächlich mit Untergang bedroht.

L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Die Predigt von Orchard spricht aus, was Viele unter uns bewegt. Es sei hinzugefügt, daß er und seine Gesinnungsgenossen bereits ungesuchte Gelegenheit gefunden haben, im Leiden für ihre Sache die von ihm ausgesprochenen Wahrheiten zu erproben. Orchard selbst ist gelegentlich am Sprechen verhindert, Versammlungen der „Gemeinschaft" sind gewaltsam gestört worden u. s. f. Orchard selbst setzt eine glänzende „Carriere" aufs Spiel.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Der einsame Jesus.

Siehe, es kommt die Stunde, und ist schon gekommen, daß ihr zerstreuet werdet, ein jeglicher in das Seine, und mich allein lasset. Aber ich bin nicht allein; denn der Vater ist bei mir. Joh. 16, 32.

Die Leiden Jesu begannen damit, daß er einsam wurde.

Wann war das? Eigentlich von Anfang an. Schon als er zum ersten Mal in Jerusalem auftrat, und viele an ihn glaubten, vertraute er sich ihnen nicht an, denn er kannte sie alle. Er kannte sie, aber sie erkannten ihn nicht. Wie wäre es auch möglich gewesen? Höchstens von seinen Jüngern wäre es zu erwarten gewesen, aber auch sie blieben zurück zum großen Schmerz des Meisters: So lange bin ich bei euch, und du kennest mich nicht, Philippus? Jesus war im Grunde für seine Jünger immer noch ein ungelöstes Rätsel und wurde immer rätselhafter, je näher der entscheidende Schritt zum Tode kam. Der Abstand wurde immer größer, so daß Jesus ihnen gestehen mußte: Wo ich hingehe, da könnt ihr nicht hinkommen. Und so ging er schließlich allein seinen Weg weiter. Einsam war er nicht nur in der nächtlichen Stille von Gethsemane, sondern auch im festfeiernden Jerusalem, inmitten der wogenden Menge, einsam im Gedränge des Volkes, das ihn nach Golgatha begleitete, ganz einsam und verlassen in den langsam hinschleichenden Todesstunden.

Eine furchtbare Tragik für den, der einst alle Menschen bei sich willkommen hieß, vor allem die Mühseligen, Beladenen und die Kinder; aber auch die Leute von Jerusalem wollte er wie eine Henne ihre Küchlein um sich sammeln, um sich ihnen zu erkennen zu geben.

Wahrlich, er war nicht der stolze Weise, der sich für zu gut hielt, um sich dem gemeinen Volk hinzugeben, wie seine Gegner, die verächtlich sagten: das Volk weiß nichts und versteht nichts. Er war auch nicht der enttäuschte und beleidigte Schmoller, der sich grollend zurückzieht, weil irgend etwas nicht nach seinem Wunsch und Willen gegangen ist. Er wird wohl den meisten als ein solch eigensinniger

Schwärmer vorgekommen sein, der um jeden Preis eigene Wege geht und dann auch den Lohn für seinen Starrsinn und Hochmut erhält.

Die oberflächliche Menge pflegt ja in solchen Fällen mit Vorliebe die Sache auf den Kopf zu stellen. Natürlich müssen die Vielen Recht haben, und der eine, der anders denkt und redet, ist ein Verführer und Verräter und muß weichen. „Ich bin nie so stolz und vornehm gewesen, daß ich meine eigene Meinung höher geachtet hätte als die eines ganzen Konzils", sagte seinerzeit ein treuer Anhänger der Kirche zu Huß.

Das eine Mal ist es die Kirche, das andere Mal die Zunft der Gelehrten, das dritte Mal die Staatsregierung, welche den Weg vorzeichnet, auf dem man zu gehen hat, und wehe dem, der sich dessen weigert, er wird unerbittlich von der Uebermacht gerichtet und zermalmt. Wie, wenn nun die Kirche, oder die Wissenschaft oder der Staat fehlen sollten? oder sind diese Instanzen unfehlbar? Gibt es nicht noch eine höhere Instanz, ein höheres Interesse? Jesus hat sich an keine der genannten Größen angelehnt, er tat ihnen nicht die Ehre an, sich auf sie zu berufen oder etwa die eine gegen die andere auszuspielen, er hat keine derselben anerkannt und wurde darum auch von allen nacheinander aufgegeben und verurteilt. Er war offenbar ein ganz Eigensinniger!

Einmal, da hatte er auch einen großen Anhang, so groß, daß sie ihn zum König machen wollten. Jesus hielt diesen gewaltigen Erfolg nicht wie einen wohlgelungenen Raub fest, sondern „entäußerte", entledigte sich desselben entschieden.

Warum? Offenbar deshalb, weil er herausfühlte, daß das, was die Menge von ihm erwartete, gar nicht mit dem übereinstimmte, was er ihnen bringen wollte. Wenn von Gott, von Gottes Verheißungen und Gottes Reich die Rede war, dachten sich die Leute in der Regel etwas ganz anderes als Jesus, sie zogen das Göttliche in ihre engbegrenzten, nationalgefärbten Vorstellungen hinein, und Jesus wollte all das Menschliche hineinstellen in den großen, weiten Plan Gottes. Die jüdischen Ideale, auch der frommen Kreise, waren in seinen Augen nur Zerrbilder gegenüber dem, was er, der rechte Seher, schaute. Er mußte diese Zerrbilder zerstören, um ihnen die Augen für das dahinterliegende gottgewollte Ziel zu öffnen; damit stellte er sich in Gegensatz zu der nach Augenblickserfolgen hungrigen Menge, die Hüter der Ordnung aber betrachteten ihn als Verräter an den sogenannten vitalen Interessen des Volkes.

Und die Jünger? Sie werden zerstreut, ein jeglicher in das Seine, und lassen ihn allein. Die, die eine Zeitlang den hohen Gedanken Jesu gefolgt waren, erliegen der anstürmenden Uebermacht, sie werden zurückgedrängt, ein jeglicher in das Seine! Jeder fällt zurück in das eigene, kurzsichtig menschliche Interesse, die großen weltumspannenden Hoffnungen zerstieben, weil jeder auf das Seine bedacht ist. In Zeiten der Not und Gefahr meldet sich dieser instinktive

Selbsterhaltungstrieb und trübt den Blick für das, was über das Eigene hinausliegt.

Wer ist nun allein, Jesus oder seine Jünger, die, von der großen Menge angesteckt oder wenigstens eingeschüchtert, das Eigene suchen? Werden sie damit nicht erst recht auf den Weg gedrängt, der zur Vereinzelung und Vereinsamung führt? Hat nicht Jesaja Recht: Sie gingen alle in der Irre, ein jeglicher sah nur auf seinen Weg?

Jesus aber ist nicht allein; denn Gott ist bei ihm. Indem er, von einer wankelmütigen Menge verlassen, an Gott festhält, hält er in und mit Gott die ganze Welt fest. Was ihm in der göttlichen Perspektive sich auftut, überwiegt weit allen Beifall der Menge, darum gibt er nicht nach und geht, wenn es sein muß, allein seinen Weg weiter, bis sich ihm schließlich doch alle Kniee beugen. Denn das echt Göttliche kommt allen Menschen zu wie das Sonnenlicht; es wird, scheinbar fremd und verlassen auf Erden, doch die Menschen erfüllen, als etwas, das keinen Namen hat und doch überall lebt, als das Einsame, das doch nicht allein bleibt, „als das Unbekannte und doch bekannt, als das Sterbende und siehe, es lebt; als das Gezüchtigte und doch nicht ertötete; als das, das nichts sein nennt und doch alles hat."

Das ist das Los des Menschensohnes, des wahren Menschentums auch in der Gegenwart. L. Stückelberger.

Prophetenbilder.

VII. Jeremia.

Es gibt wenig Menschen in so alter Zeit, deren äußeres Geschick und inneres Leben wir so genau kennen, wie das des Propheten Jeremia. Denn es ist ein Leben von einer solchen Kraft der Empfindung und Festigkeit des Willens, von einer solchen erschütternden Tragik des Schicksals, daß es sich den Gemütern unvergeßlich einprägte. Der Eindruck und Einfluß dieses Lebens ging um so tiefer, als Jeremia die gewaltigsten Weltumwälzungen, deren Zeitgenosse er war, erlebte mit Augen, die tiefer blickten als die Uebrigen und mit Ohren, die aus der Sprache der Ereignisse den göttlichen Sinn heraushörten, und zugleich die Gabe besaß, was sich in seinem Innern abspielte, so in Worte und Bilder zu fassen, daß in der Seele der Andern etwas mit in Schwingung geriet und verwandtes Leben in ihnen geweckt wurde, soweit sie seine Größe fassen konnten. Ja, diese Größe beruhte letztlich darauf, daß er dieses furchtbar ernste Drama nicht bloß als innerlich ergriffener Zuschauer, sondern sozusagen als Mitspielender, als Träger der Hauptrolle, als Vertreter Gottes unter den Menschen erlebte und berufen war, seinen Zeitgenossen den Sinn und

Ertrag ihres Erlebens darzubieten. Deshalb soll auch unsere Beschäftigung mit ihm nicht bloß ein historisches Interesse befriedigen oder bei ästhetischer Bewunderung seiner Größe stehen bleiben; wir möchten unser eigenes Leben nähren und stärken aus den Früchten seines Lebens.

Wir verstehen freilich Jeremia nicht, wenn wir ihm mit unserer Durchschnitts-Psychologie nahe kommen wollen. Von Anfang an finden wir ihn getragen von einem eigenen Berufsbewußtsein, durch das er gewöhnliches Menschenmaß überragt. Die Berufungsvision gibt uns davon eine Ahnung. Es ist bemerkenswert, wie zurückhaltend Jeremia, im Gegensatz zu Jesaja und namentlich zu Hesekiel und den spätern Propheten, in der Beschreibung des äußern visionären Vorgangs bleibt; es kommt ihm allein auf die göttliche Berufung selbst, auf die Aufgabe an.

Des Herrn Wort erging an mich:

„Ich kannte dich, schon eh' ich dich erschuf,
Eh du ans Licht kamst, hab ich dich geweiht,
Den Völkern zum Propheten dich bestellt."

Da sprach ich:

„Ach Herr, mein Gott, o siehe nur,
Ich tauge nicht zum Reden,
Ein Knabe bin ich noch."

Da antwortete mir der Herr:

„Sprich nicht: ein Knabe bin ich noch!
Nein! wohin ich dich sende, dahin geh!
Was ich dich heiße, sollst du reden.
Drum fürchte du dich nicht vor ihnen,
Ich bin mit dir und rette dich."

Und Jahwe reckte seine Hand aus, berührte meinen Mund und sprach zu mir:

„Sieh, meine Worte lege ich in deinen Mund,
Ich habe Auftrag heut gegeben
Dir über Völker, Königreiche,
Um auszureuten, einzureißen,
Um zu zerstören, zu zerschmettern,
Und aufzubauen und zu pflanzen." (1, 4—10.)

Schon vor seiner Geburt bestand ein göttlicher Plan, der alle seine Lebensumstände so leitete, daß sie ihn bereiten mußten für seine gewaltige Aufgabe; das gibt dem Propheten eine lebhafte Empfindung der Wichtigkeit, aber auch der Unentrinnbarkeit seines ganzen Schicksals; sein Leben bekommt einen mächtigen Hintergrund von göttlichen Gedanken und Zielen, die ihn leiten, tragen und schützen; als der Träger eines besondern Auftrags weiß er sich auch als Gegenstand einer besondern Fürsorge. Um die Bedeutung seines Auftrags ganz zu verstehen, wie er sich im Bewußtsein Jeremias widerspiegelte, müssen wir uns in antikes Denken versetzen: dies Wort des Propheten ist nicht nur ein Vorherwissen und Voraussagen, sondern ein wirksamer Befehl, der die Zukunft beeinflußt und bindet; Heil oder Unheil verkündet

der Prophet nicht bloß, nein er schafft beides, er ist das irdische Organ des weltbeherrschenden Gotteswillens. So der Prophet, oder genauer Gott durch den Propheten, spricht, so geschieht's, so er gebietet, so steht es da (oder sinkt dahin). Nur das Bewußtsein der Erhabenheit dieses Berufes macht seine Last erträglich.

Denn diese Last ist entsetzlich. Erschütternd genug sind die Erlebnisse seines Volkes für den, der sie über sich muß kommen lassen. Jeremia muß sie beständig voraus erleben. Schon bei der Berufung hört er, daß es Katastrophen sind, die er mit seinem Wort einzuleiten hat: auszureuten und einzureißen ist er bestellt über Völker und Königreiche, sein eigenes heißgeliebtes Volk eingeschlossen. Immer klarer tritt das vor sein Auge, angstvolle Visionen überfallen ihn plötzlich und enthüllen ihm die Zukunft, und als er wieder aufwacht faßt er das Geschaute in Worte:

„Mein Busen, mein Busen, ich bebe!
O Herzenskammern!
Es tobt mir meine Seele,
Kommt nicht zur Ruhe!
Denn horch, das Lärmhorn hört' ich,
Den Schrei der Kämpfer!
Sturz folgt auf Sturz! Zerstörung
Im ganzen Lande!
Jäh sind zerstört meine Hütten,
Im Nu meine Zelte!
Wie lang muß ich seh'n die Fahne,
Muß hören das Lärmhorn?" (4, 19—21.)

Es ist eine Vision, in der sich Bilder von der feindlichen Invasion blitzartig aneinander reihen. Einmal beschreibt er das Volk wie eine Buhle, die sich schmückt, um den Plünderern als willkommene Beute zu erscheinen; doch umsonst legt sie ihren Schmuck an und entfaltet ihre Reize; laut hört sie der Prophet keuchen und aufkreischen, als die eindringenden Feinde herzlos gegen sie das Schwert zücken, sie niederzustoßen. (4, 30. 31.) Und dann beschreibt er, wie er das Land in prophetischem Vorausblick nach der Ueberflutung durch die feindlichen Scharen geschaut hat:

„Ich blicke zur Erde — sie wurde zum Chaos.
Ich blicke zum Himmel — sein Licht ist entschwunden.
Ich schaue die Berge — und siehe, sie beben,
Und alle Hügel geraten ins Schwanken.
Ich schaue und siehe: kein Mensch weit und breit,
Die Vögel des Himmels entflohen, entflogen.
Ich schaue und siehe: das Fruchtland verwüstet,
Die Städte Ruinen vor der Zornglut Jahwes." (4, 23—26.)

Wenn so Jeremia mit wunderbarer dichterischer Kraft in ein paar Strichen diese Bilder des Entsetzens zeichnet, so finden wir nichts von dem Hochgefühl, mit dem Jesaja die Gerichte seines Gottes ankündigt; nein, Jeremia leidet selbst namenlos darunter, umso mehr, als er die Fruchtlosigkeit seiner Warnungen einsehen muß. Er erfährt die ganze Blindheit seines Volkes, sie wollen nicht sehen, sie übergießen

ihn mit Hohn, sie wiegen sich immer mehr in Sicherheit, um desto sicherer dem Abgrund entgegen zu treiben. Er möchte seinem Volke helfen und entfremdet sich ihm dabei immer mehr, er gerät immer tiefer in eine furchtbare Einsamkeit.

Schon in einer mit der Berufung zusammenhängenden Vision wird ihm diese Einsamkeit als sein Los in Aussicht gestellt:

„Du aber auf! Die Lenden gürte,
Verkünde das, was ich dich heiße,
Und zage nicht, daß ich nicht dich erschrecke!
Denn siehe, heute hab ich dich gemacht
Zur festen Stadt, zur Burg von Erz,
Zum Trotz dem Land und Judas Kön'gen,
Den Fürsten, Priestern, dem geringen Volk;
Sie streiten wider dich, jedoch
Vermögen nichts, denn ich will mit dir sein." (1, 17—19.)

Er hält sich fern von aller Geselligkeit:

„Nicht saß ich und jauchzte
Im Kreise der Scherzenden.
Saß abseits, da deine Hand mich gepackt,
Du mit Grimm mich gefüllt." (15, 17.)

Die bleichen Schatten, die ihn überall verfolgen, vergällen ihm alle Freude. Ausdrücklich aber ergeht auch an ihn das göttliche Gebot, an den täglichen Freuden und Leiden keinen Anteil zu nehmen; wo Hochzeitsfreude und Totenklage ertönen, da soll er vorbeigehen (16, 5—9); wer kann sich mitfreuen, der da weiß, daß jeder Laut des Jubels und der Freude, der Gesang vor Bräutigam und Braut jäh verstummt, der Laut der Handmühlen stille steht und das Licht des Leuchters erlischt! Und wer wird über die Einzelnen jammern, die dahinsterben, der da weiß: bald wird der Tod so wüten, daß niemand mehr zur Totenklage übrig bleibt! Wie oft mag man sich von ihm als einem teilnahmlosen Sonderling unwillig abgewandt haben, worauf er zur Antwort gab: Ich traure schon um den viel furchtbareren Tod, den ich hereinbrechen sehe! Ja, er hatte noch ein furchtbareres Opfer gebracht; ein Gotteswort erging an ihn:

„Nimm dir kein Weib an diesem Ort,
Nicht Sohn noch Tochter sollst du haben!

Denn so spricht Jahwe über die Kinder, die hier zur Welt kommen, die Mütter, die sie gebären, die Väter, die sie zeugen:

„Sie sterben des Seuchentodes,
Verenden durch Schwert oder Hunger,
Sie werden zum Mist auf dem Acker,
Von niemand beklagt noch begraben,
Sie werden den Vögeln des Himmels,
Den Tieren des Feldes zum Fraß." (16, 1—4.)

Wer bedenkt, für welche Schmach es bei den Israeliten galt, kinderlos zu sterben, das Gedächtnis seines Namens nicht fortzuerben, der ermißt erst die Größe dieses Opfers, das Jeremia gebracht hat. Wo seine Eheloſigkeit zum Gegenstand der Verwunderung oder des Spottes wird, da schleudert er den Fragenden diese Erklärung ins

Gesicht, daß ihnen das spöttische Lachen vergeht. Dann ruft er etwa die Weiber herbei, sie ein neues Klagelied zu lehren:

„Der Tod stieg uns durchs Fenster,
Drang in die Paläste,
Ausrottend das Kind von der Gasse,
Den Jüngling vom Markte.
Es fallen auf dem Felde
Der Menschen Leichen,
Wie Garben hinter dem Schnitter,
Und keiner sammelt." (9, 16—21.)

Es ist unseres Wissens das erste Mal in der Weltliteratur, wo das Motiv vom Schnitter Tod vorkommt; und dieses erste Mal ist kaum mehr übertroffen worden.

Die Bedeutung der Propheten liegt aber nicht in erster Linie in der Weissagung der Ereignisse — das ist das zufällig Geschichtliche — sondern in ihrer Begründung des Gerichtes — hier entdecken sie ewige Wahrheiten.

Der Zeit Jeremias war die lange Regierung des Königs Manasse vorausgegangen. Mit dessen äußerer Politik, die im Anschluß an Assyrien das Heil gesucht hatte, war auch, wie überall, eine bestimmte Religionspolitik Hand in Hand gegangen: im Tempel von Jerusalem wurde der Dienst der assyrischen Gestirngottheiten, vorab der „Himmelskönigin", als eine Huldigung vor der assyrischen Macht eingeführt, und die Vertreter der prophetischen Religion hatten eine schwere Zeit; es scheint zu Verfolgungen gekommen zu sein. Im Zusammenhang damit gewannen auch alle die Tendenzen die Oberhand, welche die Grenzen zwischen der Jahwereligion und dem Baalsdienst verwischten. Heidnische Sitten, Aeußerungen der Nachtseite der Religion, wie Opfer der Erstgeburt, das Treiben der Tempeldirnen, fanden Eingang, und die ländlichen Feste an den alten Lokalheiligtümern, den „Höhen" arteten oft genug in Orgien der Unmäßigkeit und Unzucht aus. Die üblen Folgen dieser heidnischen Reaktion standen auch noch zu Jeremias Zeiten in Blüte. Die ganze Entrüstung des Propheten ergießt sich dawider; es ist ihm Untreue gegen Jahwe, Verunehrung seiner Majestät. Denn Jeremia fühlt den tiefen Gegensatz der Qualität zwischen Jahwe und diesen heidnischen Göttern:

„Ans Ufer der Kittäer geht und seht,
Nach Kedar schickt und merkt wohl auf,
Und forscht, ob Gleiches dort geschah:
Vertauscht ein Volk denn seine Götter,
Die doch nicht rechte Götter sind?
Jedoch mein Volk vertauscht den Herrn der Ehren
An den, der nicht zu helfen weiß!
Erschaudert ihr, ihr Himmel, nicht darob?
O kommet vor Entsetzen außer euch!
Zwiefaches Unrecht hat mein Volk getan:
Mich, den lebend'gen Quell verließen sie,
Um löchrige Zisternen sich zu graben,
Daraus das Wasser ausgeronnen ist!" (2, 2—13.)

Solche Untreue ist in der ganzen Welt unerhört! Aus der Geschichte werden dem Volk Gottes Wohltaten vorgehalten, es war etwas wie bräutliche Liebe in der alten Zeit, da Jahwe sein Volk erwählte und ihm das Land Kanaan schenkte, und wie hat es ihm gelohnt! Und zu dem religiösen Frevel kommt die sittliche Korruption, die dem Propheten offenbar nach seiner Uebersiedelung in die Hauptstadt besonders auffallend entgegentrat; die frivole Ausbeutung der Schwachen durch die Starken vergrößert beständig die Schuld und verschlimmert das Gericht. Das Entsetzlichste aber ist, daß die Vertreter der Religion, daß Propheten und Priester mit dem bösen Beispiel vorangehen. Als Unnatur erscheint dem Jeremia dieses ganze Treiben:

„Sie halten fest am Scheine, die Umkehr weigernd.
So oft ich forschte und horchte, so reden sie Lüge.
Kein Mensch bereut seine Bosheit und spricht: was tat ich?
Man rennt drauf los wie Rosse im Schlachtgewimmel.
Selbst der Storch hoch in der Luft kennt seine Zeiten,
Die Schwalbe, die Turteltaube kehrt pünktlich wieder." (8, 5—7.)

Der Zug zu Gott, der Trieb zum Guten ist doch sonst den Menschen eingepflanzt wie dem Zugvogel Zeit und Ziel seiner Flüge; nur dieses Volk ist aufs Böse versessen in unbegreiflichem Starrsinn. Aber eben deshalb begnügt sich Jeremia nicht, als Moralist seine Forderungen zu erheben. Das hilft ja nichts; „wie kann ein Mohr seine Haut wandeln, ein Pardel seine Flecken!" Jeremia beobachtet die Unfreiheit des Bösen, und deshalb kann es nicht helfen, da und dort etwas zu korrigieren, Flickwerk zu liefern. Die sittliche Besserung wird erst durch eine religiöse Bekehrung, eine innere Wiedergeburt möglich. Wohl hat es nicht an Anläufen der Buße gefehlt, im Geist hat Jeremia das Volk gesehen, wie es, einen Bußgesang singend, eine Wallfahrt zu Jahwe unternimmt:

„Ja dich, der unser Gott ist, dich suchen wir wieder.
Trug sind fürwahr die Hügel, der Lärm der Berge!
Bei Jahwe, unserm Gotte steht Israels Rettung.
Der Baal fraß uns von Kind auf der Väter Erbe.
Wir legen uns nieder in Schande, uns decke Beschämung."

Er darf daraufhin verheißen:

„Bekehrst du dich, Israel, darfst du zu mir herkehren!
Entferne die Greuel, so mußt du vor mir nicht fliehen!
Pflügt einen Neubruch, sät nicht in die Dornen!
Beschneidet euch mir, beseitigt des Herzens Vorhaut!" (3, 21—4, 4.)

Es schien auch wirklich eine Zeit lang, als wolle es zu diesem Neubruch kommen. In Jerusalem ereigneten sich wunderbare Dinge. Im Tempel wurde ein Gesetzbuch entdeckt, das eine neue Lebensordnung vorschrieb, als Gottesgebot durch Mose, in eindringlichem, seelsorgerlichem Ton abgefaßt, die beste Rechtstradition des Volkes enthaltend, halb Straf- und Zivilgesetz, halb religiöse Unterweisung. Es atmete prophetischen Geist, wenngleich der priesterliche Einschlag nicht zu verkennen ist. Mit strengen Strafen war

die Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken bedroht, der vom Baalsdienst durchseuchte Gottesdienst auf den Höhen verboten. Das Herz des tüchtigen, ernsten Königs Josia war sofort Feuer und Flamme, er erhob das Buch zum Staatsgesetz. Merkwürdig glatt lief es ab, als seine Soldaten überall im Land die lokalen Kultstätten zerstörten, die Altäre einrissen, die heiligen Säulen und Steine fällten und dem Volk verkündet wurde, nur noch im Tempel von Jerusalem dürften künftighin Opfer gebracht und Feste gefeiert werden. In einem so kleinen Lande, wo die Reise zur Hauptstadt nirgendsher mehr als ein bis zwei Tage erforderte, war das leicht durchführbar. Die prophetische Strömung hatte vorgearbeitet, die Beliebtheit des Königs wird mitgeholfen haben, das Reformwerk durchzuführen.

Wie hat sich Jeremia dazu gestellt? Der Abschnitt, nach dem er mitgeholfen hätte, das Gesetz einzuschärfen, ist in seiner Echtheit zu unsicher, als daß sich Schlüsse daraus ziehen ließen. Anderseits begegnen wir in den ältern Stücken auch keiner Polemik, sodaß die Annahme am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat, er habe eine reservierte Stellung eingenommen und abgewartet, bis es an den Tag komme, ob die Erweckung in die Tiefe gegangen sei. Eine längere Zeit des Schweigens, eine Ruhepause in seinem Leben ist damals eingetreten, bis ihn neue Wendungen der Weltgeschichte wieder auf den Plan riefen.

Josia hatte auch deshalb sein Reformwerk durchführen können, weil er keine assyrische Einmischung mehr zu fürchten hatte: Das Weltreich der Herrscher von Ninive war der Auflösung nahe. Zu denen, welche auf einen Teil des Erbes die Hand legen wollten, gehörte der tatkräftige Pharao Necho; jetzt war Gelegenheit, einen alten Programmpunkt der ägyptischen Politik, die Herrschaft über die ganze östliche Mittelmeerküste und ihr Hinterland zu verwirklichen. Im Jahr 606 zog Necho nach Norden. Josia, der nicht einfach das assyrische Joch mit dem ägyptischen zu tauschen begehrte, vermutlich auch durch seine Religionspolitik ein besonderes Anrecht auf göttlichen Schutz erworben zu haben glaubte, verlegte ihm den Weg, verlor aber Schlacht und Leben. Sein zweiter Sohn Joahas, den das Volk auf den Schild erhoben, wanderte in ägyptische Gefangenschaft und der bei der Thronfolge übergangene ältere Sohn Jojakim wurde König von der Aegypter Gnaden.

Es war in der ersten Zeit Jojakims, die Gemüter waren von den letzten Ereignissen, von der schweren Enttäuschung durch Josias Katastrophe noch erregt und bedrückt; ein nationaler Bußtag war ausgerufen und zahllose Scharen strömten aus dem ganzen Land in den Tempel. Jeremia sah, daß es im Grunde ein Stück Angstreligion war, was diese Massen hergetrieben habe. Er sprach im Tempel vor allem Volk das Urteil aus, die ganze Erweckungsbewegung, so ernst es auch Einzelnen dabei mochte ge-

wesen sein, habe doch, auf das Ganze des Volkes gesehen, bloß eine vermehrte kirchliche Betriebsamkeit, aber keine religiöse Umwandlung gebracht; sie habe sie nur in eine falsche Sicherheit eingewiegt. Weil sie den alten Baalsdienst beseitigt hatten und nur noch den legitimen Kultus in Jerusalem ausübten, wähnten sie, nun müsse Gott auch mit ihnen zufrieden sein und hielten sich für geborgen; Jeremia verspottet sie, wie sie beständig rufen: „Das ist des Herrn Tempel, des Herrn Tempel, des Herrn Tempel!" Dabei sind sie aber in ihrem Herzen dieselben geblieben, ja sie meinen sogar, sie dürften sich dafür in der Sittlichkeit des täglichen Lebens mehr gehen lassen. Gott aber liegt diese am meisten am Herzen: „bessert eure Wege und euren Wandel, daß ihr Recht übet einer gegen den andern, Fremdlingen, Witwen und Waisen keine Gewalt antut und kein unschuldig Blut vergießt." Mit wuchtigen Schlägen hämmert Jeremia den Anwesenden den alten prophetischen Grundsatz „Gehorsam ist besser als Opfer" in die Gewissen: ihr habt ihn vergessen, ihr habt das Heiligtum Gottes zur Mördergrube gemacht, darum verfährt Gott nicht anders damit als mit dem alten Tempel von Silo zu Elis Zeiten, dessen Ruinen noch jeder sehen konnte (7,3—12, 14, 21—23).

So hat Jeremia dem göttlichen Urteil über das Werk Josias Worte verliehen: die öffentliche Gesetzgebung, die staatliche Gesinnungszüchterei hatte versagt, sie war eine Reform von außen her gewesen. Einzig ein Gericht, in dem Gott vernehmlich redete, konnte die Herzen so erschüttern, daß eine Revolution von innen her sich vollzog. Dabei mußte gerade der Tempel, auf den sie ein falsches Vertrauen setzten, mit dem sie Abgötterei trieben, getroffen werden — ein Gedanke von einer Kühnheit, von einem Radikalismus, daß alles, was irgendwie am Alten hing, sich gegen Jeremia mobil machen mußte. Wir dürfen es diesen Priestern nicht zu sehr verargen, daß ihnen der Prophet wie ein Lästerer erschien. Nicht nur ihr Ehrgeiz, ihre Herrschsucht war bedroht, auch in ihren heiligsten Gefühlen — denn das Gesetz und der Tempel waren ihnen aufrichtig heilig — mußten sie sich verletzt glauben, und wir begreifen, daß ihre gereizte Leidenschaft Jeremia mit dem Tode bedrohte — nur dem Eingreifen von einigen hohen Regierungsbeamten verdankte er seine Rettung. Jeremia war aber seinerseits nicht der Mann, der sich durch persönliche Rücksichten den Mund hätte verbinden lassen. Wie viel lieber hätte er sicher geschwiegen! Aber in der furchtbar ernsten Zeit, die er angebrochen sah, konnte doch niemals die angelernte, von oben kommandierte Religion etwas helfen, sondern nur wirklicher Besitz, innerstes, echtes Leben. Deshalb mußte er es auf sich nehmen, den religiösen Empfindungen ins Gesicht zu schlagen und den Schein der Gottlosigkeit zu tragen. Diese Tapferkeit bewährt er denn auch mitten in dem Getümmel, gegenüber all den drohenden Gebärden der

Menge: kein um Gnade flehen, auch nicht ein Wort des Rückzugs, sondern die überlegene Ruhe: macht mit mir, was ihr wollt, nur wißt, daß ihr nicht nur gegen mich, sondern gegen den, der mich gesandt hat, frevelt und eure Schuld steigert. Jeremia war nicht völlig allein mit seinem Urteil. Wir hören von einem Propheten Uria, der im selben Sinne gesprochen hatte und wirklich das Martyrium erduldet hatte. Uebrigens, vom bloßen Glücksstandpunkt aus beurteilt, wäre es Jeremia wohl geschehen, wenn er damals das Schicksal Urias geteilt hätte.

Denn noch bitterer sollte der Kampf werden, noch furchtbarere Leiden sollte er dem Propheten bringen. Nicht bloß gegen die kultische Frömmigkeit sollte er sich richten, sondern auch gegen das Gottvertrauen der frommen Juden, gegen diese ganze Verbindung von Religion und Patriotismus, die für ein antikes Volk, welchem Gott und Nation untrennbare Begriffe sind, als eine Selbstverständlichkeit galt. Jahwe kann sein Volk nicht im Stiche lassen, darauf verließen sie sich unbedingt. Jeremia aber sagt ihnen unermüdlich, daß Judas Tage gezählt sind.

Jeremia löst diese Verbindung von Religion und Patriotismus. Zwar hat keiner sein Volk heißer geliebt als er, keiner leidet mehr mit ihm, hofft glühender für es, hat ein lebendigeres Verantwortlichkeitsbewußtsein für sein Volk in seinem Herzen; ja, wie viel hat er für es gelitten! In diesem Sinne hat es nie einen besseren Patrioten gegeben. Aber Selbsterhaltung, Macht, Ehre, Glanz seines Volkes ist ihm nie letztes Ziel, ist ihm nie der Götze, unter den er auch seinen Gott unterwerfen möchte. Gottes Ziele stehen ihm unendlich viel höher, sie sind ihm das Unbedingte, das jedes Opfer heischen darf. Das Volk hat nur ein Existenzrecht, soweit es diesen letzten Gotteszielen dient. Die Nation ist ihm Mittel, nicht Zweck, Gut, aber nicht Gott. Weil er mit dieser Erkenntnis so allein stand, hat er den Schein und Vorwurf des Verrates tragen müssen. Aber das vermochte ihm den Mund nicht zu schließen.

Jeremia geht an einer Töpferwerkstatt vorbei und sieht dem Töpfer eine Zeitlang zu, wie er die Töpfe zum Brennen bereit stellt, die mißlungenen Formen aber wieder zum Klumpen ballt. Plötzlich geht es ihm auf: Gott hat seine Schritte hieher gelenkt, damit ihm das Verfahren des Töpfers zum Bild werde für die Souveränität, mit der Gott Völker zerbrechen und neu schaffen kann, wie es ihm beliebt. Gott steht so hoch, daß er das Volk Juda wohl entbehren kann; und daß es ein mißratenes Gefäß ist, steht Jeremia außer Zweifel. Ein paar angesehene Männer nimmt er mit sich, geht hinaus vor das Scherbentor, zerschmettert dort einen Krug an den jäh abfallenden Felsen: so wird Jahwe sein Volk zerschellen. Das ist wieder zu verstehen nicht bloß als Prophezeiung, sondern als wirksame, die Zukunft bindende Handlung. Kein Wunder, daß Jeremia, als er daraufhin im Tempel den Vollzug

dieser Handlung verkündet, von dem Tempelaufseher Paschur in den Block geworfen und andern Tags bei der Entlassung mit einem Verbot, den Tempel zu betreten, belegt wird (19, 1—2, 10—15, 20, 1—3).

Wieder ein anderes Mal steht Jeremia in einer grandiosen Vision vor dem Herrn des Himmels und empfängt einen vollen Becher aus seiner Hand; Vertreter aller Völker sind vor Gottes Thron versammelt und der Prophet erhält den Befehl, ihnen den göttlichen Trank zu kredenzen, zuerst den Vertretern Judas und danach den andern; doch wie sie getrunken haben, fangen sie an zu taumeln, toll zu werden, fallen hin und können nicht mehr aufstehen; Jeremia weiß: es ist das Schwert Babels, das der göttliche Rauschtrank bedeutet (25, 15—36).

Ganz speziell ist es Jojakim, über den das göttliche Gericht hereinbrechen wird, denn der König ist von Größenwahn befallen, er brüstet sich mit neumodischem Luxus, er baut seinen Palast prächtig um, jetzt am Vorabend des Gerichtes! Er plagt seine Untertanen mit harter Frohnarbeit, der Rechtsschutz des Schwachen ist dahin, der König selbst geht voran in grausamer Willkür; die Erscheinungen, denen die Propheten von Alters her feind waren, Luxus und Rechtswillkür, daneben auch wieder das halb und ganz heidnische Treiben nehmen überhand. Der König mehrt die Schuld und vergrößert die Katastrophe. Jeremias besonderes Wehe gilt ihm und seiner Mutter.

Doch weder der Ton der Klage noch der Drohung verfing, das Prophetenwort stieß auf Verständnislosigkeit, Zorn und Wut. Was bedurfte es da noch neuer Prophezeiungen? Jeremia sammelte einfach seine frühern Worte und diktierte sie dem Schreiber Baruch. Dieser Mann erscheint von jetzt an als treuer Freund und Gesinnungsgenosse des Propheten; seiner Hand verdanken wir vermutlich auch die umfangreichen biographischen Aufzeichnungen im Buch Jeremia.

(Schluß folgt.)

Unser heiliger Krieg.

I.

Guy Martel wurde in Chartres geboren. Sein Vater war Typograph und lebte in sehr kärglichen Verhälnissen, doch hatte er eine leidenschaftliche Seele und war eng befreundet mit den Vorkämpfern des französischen Syndikalismus. So hörte Guy

schon in frühester Jugend die ganze Fülle der dunklen Gesellschaftsprobleme diskutieren. Als Knabe schon entwarf er eine etwas jugendliche, aber kühn und edel empfundene sozialistische Utopie. Vater und Mutter liebten den begabten, lebhaften Jungen mit größter Zärtlichkeit, und wenn sie auch die allzukühnen Sentenzen, die der frühreife Junge manchmal in die Diskussion warf, mit gutmütigem Spott beschnitten, so sparten sie sich doch das Brot am Munde ab, um ihm die Universität zu ermöglichen. Guy lernte spielend, und schon am Lyceum in Paris schloß er mit einigen Kameraden einen engen Freundesbund, in dem das drängende Leben besprochen wurde. Paris brachte unsern Jünglingen Tag für Tag eine Hochflut von Anregungen und Vorbildern. Man las und schwärmte, berauschte sich an Maupassants prickelnder Unbestechlichkeit, Balzacs seltsamer Ungeheuerlichkeit und Zolas anklagender Wucht; man diskutierte mit Feuereifer die Probleme, die die Huysmans, Maeterlink, Anatole France aufwarfen, glaubte aber nie, daß nur die Modernen interessant seien. Wie gründlich wurden Voltaire und Molière, Rousseau und Diderot, Montaigne und Pascal, Stendhal und Taine studiert, wie köstlich war nicht die Entdeckung von Vauvenargue und Fontenelle, Chamfort und De la Rochefoucauld. Man nahm es mit den Ideen nicht pedantisch. Wenn nur eine Fülle des Lebens sich zeigte!

Geschmack, Urteil und Ausdrucksfähigkeit wurden so in frühem Alter ausgebildet. Den Lügen, Torheiten und Aufgeblasenheiten des bürgerlichen Lebens brachte Guy von Haus aus eine kritische Seele entgegen. Sein Blick war geschärft und sein Verstand angriffslustig. Als er zwanzigjährig war, zeigte er das, was sein Gemüt bewegte, nicht mehr so leicht. Umso klarer und geistvoller wurden seine Aeußerungen, seine mündlichen und bald auch seine schriftlichen. In den Studienjahren auf der Universität wurden alle Fragen des gesellschaftlichen, literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens mit kühner Frische erfaßt. Man besaß wenig Geld, aber viel Geist und war froh und lustig, ohne sich zu betrinken. Nun aber war man im Alter, wo es nicht nur zu lesen und zu diskutieren galt. Jetzt wurde studiert und die Ideen, die kühn in einem aufblitzten, mußten vertreten werden. Guy gründete mit drei andern jungen Leuten eine Zeitschrift: Diskussionen aus dem Luxemburger Park. Dort nämlich trafen sich die Freunde häufig, und oft machten sie dann noch einen raschen Gang durch die Gallerie. Guy schrieb elegant und scharf. Er war vielseitig und lachte darüber, wenn ihm jemand vorwarf, er zersplittere sich, und es sei Eitelkeit, sich über Alles zu äußern. War das Leben denn nicht dazu da, um erkannt und geistig beherrscht zu werden in allen seinen Ausstrahlungen? Die Artikel, die er in den Strom des Pariserlebens schleuderte, waren gesellschaftskritisch, waren kurze, knappe, oft paradoxe Maximen über

Religion und Moral, waren dreizeilige Treffer. Der Schalk saß ihm im Nacken, der Mephisto in den Augen und der stille verschwiegene Held im Herzen. O wie konnte er die Streber, Sensationsbolde, Arrivisten und Routiniers aller Sorten mit blutiger Ironie an den Pranger stellen! Wie gepfeffert waren nicht seine Artikel, welche die Beamten, Kaufleute und Künstler geißelten, die alles was Kapitalismus, Bureaukratie, Militarismus, Chauvinismus auf dem Gewissen hatten, stillschweigend verschluckten. Die sozialistischen Tagesfragen und Tagesbroschüren, in denen so viel unmittelbares, kluges Leben pulsiert, wurden besprochen. Guy war Sozialist aus Gefühl und aus Ueberlegung, freilich ohne sich von einer Parteidoktrin ins Schlepptau nehmen zu lassen. Dazu waren seine Interessen zu umfangreich und sein Herz zu voll von Poesie. Die Poesie war seine stille Geliebte. Bérangers Lieder und Jean Marie Guyaus Verse lagen doch beständig auf seinem Schreibtisch. Sein Pathos war klare Präzision. Er kämpfte und suchte gleichzeitig. Wohl war auch ihm Nietzsche zum mächtigen Erlebnis geworden, aber Guyau, Fourier, Reclus, Jaurès und Kropotkin waren ihm eine Herzensfreude. Den großen Roman Romain Rollands las er mit Herzklopfen. Dem initiativen, impulsiven Element in Bergsons Philosophie fühlte er sich verwandt. Im Geheimen arbeitet er an einem großen Werk, das die moralischen Probleme der Gegenwart erörtern sollte. Sein Paris war eine große Welt voller Fronten, gegen die er kämpfte. Und doch liebte er es unsäglich. Seine Freunde waren alles junge Franzosen, und waren sie auch wie er kosmopolitisch im Denken, so glaubten sie doch ihre Art in Frankreich am besten verstanden. Guy war 22 Jahre alt. Da brach der Krieg aus. Frankreich bedroht! Paris bedroht! Guy fühlte sich in einen Wirbel gerissen. Ha, warum kannte er auch dieses Deutschland so wenig? Waren wirklich dort die schnauzige Großmauligkeit, die brutale Säbelgewalt allmächtig? Er wußte es nicht, aber Paris, Frankreich kannte er, liebte er, innig, feurig. Hier ist etwas Edles bedroht. Hier ist das Land der Kathedralen und der ewig suchenden nie sich genügenden Freiheit, hier ist das Land der selbstverständlichen Formvollendung und der unaufdringlichen Weitherzigkeeit. Guy ging mit seinen Freunden in eine Arbeiterversammlung. Ueberall war höchste Erregung. Jaurès war ermordet worden. Luxemburgs und Belgiens Neutralität waren verletzt. Frankreich darf nicht untergehen. Frankreich ist unser heiliges Land, o ja, heiliges Land. Wir Franzosen kennen das Heilige auch. Hier bei uns sprudelt immer der Quell des frischen Lebens. Lassen wir unsere Bücher, Artikel und alle persönlichen Hoffnungen! Hier gilt es ein Größeres: Der französische Geist, die beste, wenn auch noch so kärgliche doch unausrottbare Heimstatt der Freiheit, ist bedroht. Und begeistert folgte Guy dem Ruf unter die Fahnen. Unser heiliger Krieg! —

II.

Werner Stahl war der Sohn eines Landpastors aus Holstein. Die innern Stürme, welche das Leben des Vaters durchwühlten, schafften sich nie einen Ausweg in die Oeffentlichkeit. Nach außen war Vater Stahl gütig und hilfsbereit; seine Predigten waren überlegt, ohne den berüchtigten Kanzelton und erfüllt von eindringlichem Leben. Im Geheimen aber war sein Dasein voll stiller Tragik. Der Einfluß Luthers war in ihm ursprünglich mächtig gewesen. Später waren es wohl eher die tastenden Wege Schleiermachers, die seinem Seelenzustand entsprachen. Er litt darunter, daß seine Gedanken sich oft in einer Richtung bewegten, die nicht den Vorstellungen entsprach, welche seine Gemeindegenossen wohl für verträglich mit den Ansichten eines Pfarrers gehalten hätten. Er fand keinen Ausweg. Im Sohn aber, im jungen Werner, trat der weniger gebundene Geist lebendig nach außen. Werner hatte eine glückliche Jugend hinter sich: Landleben und geistiges Leben gemeinsam. Mit dem Vater streifte er durch die Wälder und Wiesen seiner Heimat. Mit den Schiffern fuhr er weit aufs Meer hinaus. Die Tätigkeiten des Bauers und Fischers waren ihm früh vertraut. Früh auch bekam er das Lesefieber. Als Bub waren es die deutschen Heldensagen, die Grimmschen Märchen, die Robinsonaden, der Lederstrumpf und Wilhelm Buschs Bücher, die seine Lieblinge waren. Er war zeitweise ein Träumer. Frühe melancholische Anwandlungen deuteten ihm an, daß sein Leben im Wesentlichen einsamer Kampf sein werde. Daneben aber war er doch auch eine gesellige Natur, und auf dem Lehrerseminar, das er besuchte, war er ein beliebter Kamerad. Das ererbte ernste Blut wies ihn mit seinen Interessen wesentlich auf religiöse und soziale Fragen. Ibsen, Tolstoi und Nietzsche waren die großen Anreger seiner Entwicklungsjahre. Im bloßen Grübeln aber hielt er's nicht aus. Er wollte tätig in seinem Volke stehen. Mit seinem deutschen Volke fühlte er sich aufs innigste verknüpft. Aller holder Zauber, der in den Werken Runges, Schwinds, Richters, Hans Thomas und Zumbuschs liegt, war ihm von Jugend an aus eigenstem Erleben vertraut. Mit Eichendorfs Liedern lag er am Waldsaum. Reuters, Storms und Raabes Novellen atmeten verwandte Seelen. Goethes, Uhlands, Heines, Mörikes und Storms Gedichte wußte er auswendig. Das freie Pathos, die Mischung von feinstem und allerkühnstem, die durch die Werke Dürers, Schillers, Beethovens, Richard Wagners, Nietzsches, Klingers und Fidus weht, entsprach auch einer Seite seines Innern. Zu Hause im väterlichen Heim spielte die treue liebe Mutter Bach in den heroischen und Schuhmann in den weichen Stimmungen. In den obern Klassen des Seminars drängten sich philosophische und pädagogische Fragen. Unter den angehenden Lehrern sprach man leidenschaftlich über die

Bewegung, die durch das ganze deutsche Erziehungswesen ging. Werner nahm leidenschaftlich Partei für alle die mutigen Sucher unter der neuen Lehrerschaft. Man las gemeinschaftlich die Werke Rudolf Hildebrands, Kerstensteiners, Scharrelmanns und Fritz Gansbergs, die Sonnenschule Johann Friedrichs und erwärmte sich für die Idee der Landerziehungsheime. Man begeisterte sich an den Erziehern des gesamten Volkes, an den alten, an Fichte und Lessing, an Jean Paul und Lichtenberg, aber auch an den neuen. Avenarius und der Kunstwart, Bonus und Lichtwark, Maurenbrecher und Bebel wurden eifrig erörtert. Popperts Helmut Harringa wurde verschlungen und daraufhin auf die Anregung Werner Stahls ein Abstinentenverein am Seminar gegründet. Auf Fußwanderungen durch die weiten deutschen Gaue lebte man liederfroh und billig, kochte im Freien ab und verkroch sich nachts in einem Heuschober. Unterwegs sprach man über das Neuwerden des deutschen Lebens und lehrte die Wahrzeichen des alten deutschen Lebens aus eigener Anschauung kennen: Die Dome und Burgen am Rhein, die Schlösser an der Saale, die alten Städte Nürnberg und Rothenburg. Wie köstlich war nicht das deutsche Vaterland und wie herrlich war's jung zu sein und allem Verrotteten, Verzopften, Verbureaukrateten und Vermilitarisierten einen frischen, fröhlichen Krieg zu erklären. O nein, Hauptmann und Wedekind sollten noch lange nicht das letzte Wort des deutschen Geistes sein!

Nach bestandenem Lehrerexamen bekam Werner eine Anstellung in Bremen. Voll Feuereifer suchte er das, was er als Arbeitsschule begriffen hatte, in der Praxis zu betätigen. Der Geist der Jungen sollte frei und selbständig werden, das erschien ihm als die Aufgabe der Schule. Eine bloß engherzige staatliche Gesinnungstüchtigkeit groß zu ziehen, darauf kam es ihm nicht an. Daneben suchte er selbst in der Erkenntnis immer weiter zu dringen. Ein volles Semester lang arbeitete er an einem philosophischen Referat, das er in einer Lehrervereinigung hielt. Das Thema galt einer klaren Gegenüberstellung des alten deutschen transcendentalen Idealismus, wie ihn besonders Kant und Schopenhauer ausgebildet, und der neuen Erfahrungskritik eines Richard Avenarius und Ernst Mach.

Werner war 23 Jahre alt. Da brach der Krieg aus. Ringsum Gegner: Rußland, Frankreich, England, Japan. Alle Tage neue Kriegserklärungen. Deutschland ist bedroht. Deutschland, das Deutschland, in dem doch die ganze Fülle seines Lebens sich bewegte, war bedroht. Man wollte seinen Untergang. Werner Stahl war der eigentlichen Politik bisher fern geblieben. Nun vernahm er von der systematischen Einkreisung, von der Friedensliebe der deutschen Regierung, von der höchsten Not. Da schlug sein Herz lauter. Er ließ alle seine Pläne, Hoffnungen und persönlichen Ziele. Was galt da noch Glück und Leben des Einzelnen! Das Ganze war ja bedroht. Nein, das darf nicht sein, da muß jeder Einzelne

sich hergeben. O die betörten Völker, die Deutschland vernichten wollen! Käme es wirklich einmal so weit, so würde die Seele der Menschheit damit begraben. Begeistert folgte Werner Stahl dem Ruf unter die Fahnen. Unser Heer, unsere Wehr! Das ist ein heiliger Krieg. Unser heiliger Krieg.

III.

Charley Stallards Vater war Buchhalter eines Handelshauses in Sheffield. Als Junge hatte dieser kühne Pläne gehabt. Die Seefahrer- und Entdeckertradition seines Volkes saß ihm im Blut. So hatte er große Reisen ins Innere Indiens unternommen. Einmal aber war er vom Pferde gestürzt und hatte das Bein gebrochen. Schlecht geheilt mußte er als dauernd hinkender seine Pläne aufgeben. Er fand die Liebe eines stillen, feinen Mädchens aus einer alten Puritanerfamilie. Ein bescheidener Posten schaffte ihm den nötigen Lebensunterhalt. Er wußte es so einzurichten, daß ihm auch während der Woche noch genügend freie Zeit blieb, um seinen Liebhabereien zu leben. Die bestanden wesentlich in ausgedehnten geologischen, mineralogischen und ethnographischen Sammlungen. Von der Gesellschaft zog er sich so viel als möglich zurück.

In der stillen Umgebung wuchs der Sohn Charley im Kreis seiner Geschwister heran. Seine Geistesrichtung wurde früh schon durch die Interessen seines Vaters bestimmt. Als Bub ging er allen möglichen Steinbrüchen nach, durchsuchte das Geschiebe der Flüsse und Bäche, stöberte am Meeresstrand herum und legte sich so unter der väterlichen Anleitung eine schöne Mineralien- und Petrefaktensammlung an. Er wollte Geologe werden. Gedanken über die Abstammung des Menschen, über die Entwicklung der anorganischen und der organischen Natur auf der Erde, die Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern und manches ähnliche, hatten ihn als Knaben schon aufgeregt. Aber sein Geist war nicht einseitig. Die milde, ernste Gesinnung seiner Mutter lenkte ihn auf die tiefern Lebensfragen. Dickens, Tennyson, Longfellow und Maclaren waren die Lieblinge der Mutter, während der Vater immer und immer wieder Shakespeare las. Charleys Lebensmaxime wurde lange Zeit: „Something of everything and everything of something". Ueber die wichtigsten Lebensgebiete suchte er sich eine Meinung zu bilden. Um das alles Leben durchwühlende soziale Getriebe näher kennen zu lernen, studierte er Adam Smith und Ricardo, John Stuart Mill, Robert Owen und Norman Angell. Durch Lektüre der bekanntesten Naturforscher und Philosophen suchte er zuerst eine allgemeine naturwissenschaftliche Orientierung sich anzueignen. So studierte er Newton und Darwin, Morgan, Wallace und Crookes, Locke und Hume und Berkeley. Seinen literarischen Neigungen entsprach während einiger stürmischer Entwicklungsjahre die schwermütige Kühnheit, die durch die Werke Byrons und Shelleys weht.

Später, als durch intensive Gedankenarbeit sein Wesen innerlich ruhiger wurde, waren es Ruskin, Emerson und Carpenter, die ihn besonders fesselten. Carlyle's Stil war ihm etwas zu gewaltsam. Von Oskar Wildes Werken fand er einen persönlichen Zugang, besonders zu den spätern Produkten: Im Zuchthaus von Reading und De Profundis. Anregungen schöpfte er auch aus Wells und Shaw. Sein vieles Schweifen in der freien Weite verfeinerte sein angeborenes starkes Naturgefühl, und dieses Naturgefühl bedingte auch seine Stellung zur bildenden Kunst. Vorab waren es hier Landschaften, die ihn ansprachen, von Constable und Bonington, Turner und Harrison. Sein lebendiges Menschengefühl ließ ihn aber auch die hochentwickelte Porträtkunst und die zarten symbolischen Geister seiner Heimat mit wachen Sinnen genießen: Reynolds, Gainsborough, Burne Jones, Millais, Rosetti, Watts, Sargent, Hopkins. Sein Vater hatte sogar zwei Originalbilder erworben: Ein feines frisches Mädchengesichtchen von Hawkins und eine kleine sonndurchglühte afrikanische Landschaft von Bishop. Das Bewußtsein der geistigen Welt, die in ihm und um ihn lebte, ließ ihn sein eigenes Fachstudium mit viel weitern Augen anblicken, als es bei einseitigen gelehrten Strebern der Fall zu sein pflegt. Das von der Mutter ererbte feine Gerechtigkeitsgefühl konnte er so auch gegenüber Menschen betätigen, deren Arbeitsgebiet sehr weit abseits von dem seinigen lag. Großen Eindruck machte auf sein empfängliches Gemüt auch das Auftreten des Dr. Barnardo, dem so viele verlassene Kinder ein sonniges Leben verdankten. Ebenso hatte er für die Tätigkeit des General Booth mehr übrig als ein hochmütiges Nasenrümpfen. Keir Hardis Wirken verfolgte er sehr eifrig. Das Gefühl, im Geistigen verankert zu sein, ließ ihn kühl auf allerlei Moden und herrschende Meinungen herabblicken. Eine frühe Reife und ein frühes Bewußtsein seines Lebensweges gaben ihm etwas Sicheres und Ruhiges, das ihm im Ausland häufig als Zugeknöpftheit angerechnet wurde. Doch fand er es eben nicht für nötig, jedermann rasch in sein Inneres blicken zu lassen. Körperlich war er rüstig. Er machte allerlei Reisen, auf denen er Liebhaberei und Studium glücklich verbinden konnte. Das schottische Hochland, Norwegen und die Schweizeralpen waren seine besondern Lieblingsgebiete. Als Klubist bestieg er leidenschaftlich gern die eisigen Gipfel.

So wurde er 24 Jahre alt. Da brach der Krieg aus. Der Krieg! Gott, wie fremd war ihm bisher alles auf einen Krieg bezügliche gewesen! Gab es das denn überhaupt! Er hatte doch einem Lande angehört, das so viel persönliche Freiheit dem Einzelnen bot, daß es bisher auch auf den Militärzwang verzichten konnte. Und freiwillig Militär? Nein, da wußte er für sein kurzes Erdenleben edlere Aufgaben! Immer war ihm besonders aller systematisierte Militarismus tötlich verhaßt gewesen. Aber jetzt war Krieg gerade mit dem Land, in dem das militärische System

am auffallendsten sich entfaltet hatte. Sollte dieser Einfluß etwa jetzt auf der ganzen Erde sich breit machen? Er horchte hoch auf, und eifrig begann er alles Einschlagende zu studieren. England und Preußen gehörten also beide mit zu den Vertragsmächten, welche die belgische Neutralität garantiert hatten. Und Deutschland hatte diesem Vertrag mit brutaler Faust gesprengt. Ja versteht man denn dort das Völkerrecht so? Leben wir denn noch zur Zeit der Völkerwanderung, wo jeder räuberische Ueberfall ungestraft hingehen konnte? Aber ja gewiß, da war es doch heilige Pflicht Englands, ritterlich Belgien beizuspringen. Gewiß, dieser Krieg mußte sein. Es galt doch der Ehre seines Landes. Und wie stolz war er, England anzugehören! Waren nicht fast alle seine geistigen Nährquellen aus seinem Heimatland entsprossen? Und wenn es die Ehre seines Landes galt, war das auch seine eigene Ehre. Charley wurde plötzlich tiefsinnig. Er sann nach und sagte sich, ja wenn er diesen Krieg billige und die Beteiligung als heilige Pflicht Englands auffasse, dann müsse der Einzelne sich eben auch beteiligen. Also er auch. Was gilt noch der Einzelne, wenn die Völker um ihre höchsten Ziele kämpfen? Er meldete sich als Freiwilliger und ging in den Krieg, seinen heiligen Krieg.

IV.

Nicolaus Kratschinsky wurde auf einem Gut in der Nähe von Kasan geboren. Sein Vater gehörte dem kleinen Feudaladel an, hatte genug zum Leben, kannte keinen Ehrgeiz, hatte allerlei Bildungsinteressen, war gutmütig und ängstlich. Anders der Sohn. Er hatte die kühne aufstrebende Seele der früh verstorbenen Mutter. In seine Kinderjahre fiel der japanische Krieg und die unglückliche russische Revolution. Jünglinge aus seiner nächsten Bekanntschaft wurden nach Sibirien geschickt. Man sprach im Flüsterton von Erschossenen und Erhängten, von Ueberwachungen und Spionen, verbotener Lektüre. Er überraschte seinen Vater, wie er eine ganze Anzahl Bücher an einem geheimen Ort versteckte und erhielt ein strenges Verbot, irgend jemanden darüber etwas zu sagen. All dies Furchtbare und Geheimnisvolle prägte sich unauslöschlich seiner jungen Kinderseele ein. So stürzte er sich in einem Alter, in dem in andern Ländern die Buben noch Indianergeschichten lesen, mit Leidenschaft auf die heißblütige, weit blickende, lebenswahre und ideenklare Literatur seines Vaterlandes. Puschkins Lieder und die Erzählungen Tolstois machten den Anfang. Dann folgten die formvollendeten Novellen Turgenieffs, Korolenkos und Tschechows. Später rückten Gogols tote Seelen in seinen Gesichtskreis, Gontscharoffs Absturz, Herzens: Wer ist schuld? und Tschernischewskys: Was tun? Hier führte ihn nun auch schon ein Weg aus der Literatur ins Leben, und instinktiv fühlte er, daß hier auch von seinem zukünftigen Lebensweg die Rede sei. An den

Wänden seines Zimmers hingen Drucke nach Werken von Rjepin, Wereschtschagin und Trubetzkoi. Kunst als Deuterin des Lebens, Kunst um des Lebens willen, die war ihm nötig, die liebte er. Der heranwachsende Revolutionär wurde aber inzwischen durch die Bekanntschaft mit einem andern Großen Rußlands auf einige Zeit in ganz andere Bahnen gelenkt. Dieser Andere war Destojewski. Hier gingen ihm die Augen auf über manchen dunklen Abgrund in seinem eigenen Innern; hier lernte er die Schwächen und Gebrechlichkeiten seiner gebildeten Umgebung mit einem ätzend scharfen Blick zergliedern und zugleich die leidenschaftliche Liebe kennen zu dem ungebildeten, gefühlswarmen, und bei aller Demut so wenig kriechenden Landvolk Rußlands. Dostojewskis schwärmerische Höchstschätzung des russischen Volkes, sein Glaube, daß von dem Aufkommen des russischen Volkes die Existenz aller tiefern religiösen Liebesempfindungen in der Menschheit abhange, die oft bei seinem Scharfblick verwunderliche Oberflächlichkeit in der geringschätzenden Beurteilung anderer Völker: diese ganze Summe von Urteilen ging halb unbewußt in den Geist des jungen Nicolaus über. Später dachte er freilich ganz andere Gedanken, ohne aber jene völkischen Wertschätzungen irgendwie bewußt zu verabschieden. Einige brutale Verhaftungen, die sich in seiner Vaterstadt ereigneten, rüttelten ihn aus dem grübelnden, etwas mönchischen Christentum Dostojewskis unsanft wach. Seine edle Seele empörte sich über einen gesellschaftlichen Zustand, in dem das möglich war. Sein Vater warnte ihn, aber Nicolaus meinte, ja, wie es denn einmal anders werden solle, wenn nicht immer und immer wieder irgend jemand die Initiative ergreife zum Kampf gegen die beständige Entwürdigung, diese fortwährende Unterdrückung jedes freien Atemzuges. Er schloß mit andern Gymnasiasten eine geheime Vereinigung, in der über die Ziele und Wege des menschlichen Zusammenlebens aufs leidenschaftlichste diskutiert wurde. Der Vereinigung gehörten auch ähnlich gesinnte Mädchen an. Der Ton, in dem die Jünglinge und Mädchen mit einander verkehrten, war herzlich kameradschaftlich, ohne eine Spur von Zudringlichkeit und galanter Hofmacherei. Das erotische Leben lag der Vorstellung dieser Jugend so fern. Sie sprachen höchstens theoretisch darüber, das aber ganz unbefangen. Vorderhand war ihnen alles, was nach persönlichem Glück aussah, weit weg. Sie hatten keine Zeit dazu. Es galt der Befreiung Rußlands, der schon seit mehr als einem halben Jahrhundert die besten Herzen Rußlands entgegengeschlagen. Wie fern war ihnen die resignierte Genüßlingspsychologie eines Artzibascheff, die in andern Kreisen der russischen Jugend einen solchen Erfolg hatte. Verbotene Bücher und Broschüren zirkulierten von Hand zu Hand. Da lernte Nicolaus nun das unterirdische Rußland kennen. Wie schlugen seine Pulse, als er Stepniaks erschütterndes Buch las, als er Lawroffs und Bakunins Schriften, Herzens Me-

moiren und Kropotkins klare, schöne zukunftshoffende Bücher studierte. Broschüren und Flugblätter aller Art von Sozialdemokraten, Anarchisten, Pazifisten wurden aufs eifrigste studiert und diskutiert. Aus dem Deutschen, Französischen, Englischen wurden viele Uebersetzungen gelesen. Sogar an dem Marx'schen Kathederstil konnte man sich erhitzen. O wie haßte man alles, das gutmütig Tag für Tag sich ausbeuten, knechten, unterdrücken ließ! O wie haßte man diese Regierung, welche die aufstrebenden Gedanken der Jugend nur mit Knute, Galgen und Sibirien zu beantworten wußte. Der Freundeskreis von Nicolaus fing an bewußte Propaganda in Arbeiter- und Bauernkreisen zu machen. Um dies aber unauffälliger und erfolgreicher betreiben zu können, wollte er einen Beruf haben, der ihn auf ganz natürlichem Wege in beständige Berührung mit weiten Volkskreisen brachte. So ergriff er das Medizinstudium. Er war aber noch nicht lange auf der Universität und erst 21 Jahre alt, als der große Krieg ausbrach. Ihm wirbelte alles im Kopf herum. Die russische Regierung, die er so haßte, der doch sein Lebenskampf galt, war im Krieg mit Oesterreich und Deutschland. Aber das waren doch auch Reiche, in denen der Feudaladel noch heute die meiste Macht und die einflußreichen Stellen in Händen hatte, das waren doch auch Länder, in denen man nicht höher als Militär und Kaiser und Vaterland schwur. Und war Rußland nicht im Bunde mit jenen freiheitsliebenden Völkern des Westens, mit England, wo die russischen Flüchtlinge in hoher Achtung frei leben und wirken konnten, mit Frankreich, das schon so oft mit rascher Hand sich empört gegen Gewalt und Willkür und Unterdrückung! Konnte Deutschland denn Rußland zur Befreiung helfen? Und wie steif und beamtenhaft und regierungsselig kam ihm nicht alles Deutsche vor. Er kannte es zwar nur wenig. Er kannte nur einige wenig beliebte höhere russische Beamte aus den Ostseeprovinzen, ein paar deutsche Kaufleute und im Uebrigen die Berichte über die Deutschen in der russischen Literatur. Und dann tauchten plötzlich wieder alle Dostojewskischen Gedanken in ihm auf von der Zukunft Rußlands, von der Bedeutung der russischen Seele für die Menschheit. Rings um ihn wurde alles vom Wirbel mit fortgerissen. Gorki habe sich als Freiwilliger gemeldet, Kropotkin sei voll Feuer für den Krieg. Viele der Freunde von Nicolaus eilten an die Front. Durfte es denn geschehen, daß seine so über alles geliebte russische Heimat von deutschen Truppen überschwemmt wurde? Rußland! Und dann kamen ihm alle die weichen, schwermütigen russischen Volkslieder in den Sinn, und die weiten unendlichen Steppen, auf denen er so oft auf raschem Pferde seiner Jugendlust gefrönt und die breite, schwermütige Wolga und alles Liebe und Freundliche und Herzliche, das er von russischen Menschen erlebt hatte. Nein, Rußland ist ein Vulkan, Rußland wird noch schwere und schwerste Stunden erleben. Aber damit wollen wir auch allein

fertig werden. Wir brauchen zu unsern russischen Despoten nicht noch preußische Generale im Land. Nein, nein, nur das nicht. Und die Liebe zur russischen Erde und zur russischen Seele drängte momentan alles andere zurück. Er eilte mit Leidenschaft unter die Fahnen, um mitzukämpfen im heiligen Krieg.

V.

Dominik Weber war der Sohn eines Musikers in Wien. Sein Vater spielte Violine in einem bekannten Orchester. Seine Mutter war früher als Sängerin aufgetreten, hatte sich aber, als einmal Kinder anrückten, ganz dem häuslichen Wirkungskreis gewidmet. Sie hatte eine helle, sonnige, liebwerte Seele, und Dominik lebte so seine Jugend in einer völlig künstlerischen Umgebung. Besonders Mozart und Schubert wurden in seinem Elternhaus hochgehalten. Während die einzige Schwester Dominiks das musikalische Talent der Eltern erbte, war seine eigene künstlerische Begabung merkwürdigerweise mehr auf die Malerei gerichtet. Er durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt, noch ohne bestimmte Lebenspläne gefaßt zu haben. Eine weite umfassende Kultur wollte er, alles herrliche, tiefe, schöne, sonnige Leben mußte er kosten und in durstigen Zügen in sich aufnehmen. Von überall her empfing seine weiche, reine Seele die lebhaftesten Eindrücke. Daß ihm ab und zu die lebenden Dichter und Schriftsteller seiner Heimat in ihren Bann zogen, war nur zu begreiflich. Schnitzler, Hofmannstal, Carl Hilm, Peter Altenberg und Hermann Bahr blieben nicht ohne Wirkung. An Zeitschriften wirkten durch ihre lebendige Frische besonders der Brenner, die Fackel und der Abstinent auf ihn ein, so verschiedenen geistigen Kreisen auch die Schriftsteller angehörten. Als er aber einmal den fast aus der Mode gekommenen Adalbert Stifter aufschlug, fand er darin mit staunender Rührung seine eigene Seele gezeichnet, und mit dem jungen Mut, der ihm trotz aller Weichheit eignete, bekannte er sich von da an immer zu Stifter. Davon brachte ihn alles überlegene Lächeln seiner Freunde nicht mehr ab. Das große Leuchten aber seines Lebens wurde dann doch Goethe. In Goethe sah er seine Lebenssehnsucht am schönsten und edelsten verwirklicht: die Versöhnung von Erdenwirklichkeitssinn und mystischer Hingabe, und die Versöhnung der Seele mit den Sinnen. Und mit vollen hellen Sinnen erfaßte Dominik alles, was ihm das Leben entgegenbrachte. Man konnte nicht leugnen, er war auch recht oft verliebt. Wenn ein liebliches junges Mädchen in seinen Gesichtskreis trat, schlugen seine Pulse rascher. Schon als Gymnasiast verzehrte er sich lange in Sehnsucht nach einer schönen jungen Schauspielerin, die Goethes Iphigenie so ganz nach seinem Sinne erfaßt hatte. Das konnte er freilich nicht, gleich vielen andern jungen Leuten, auf schmutzige und triviale Weise für seine erotischen Spannungen käufliche Ablenkungen suchen. Er

ging vielmehr ins Freie und trank mit seligen Augen die sonnige Weite, Bach und Fluß, Wald und Wiese und dann die Berge. Er beseelte alle stumme und flüsternde Natur um sich herum. Früh schon hatte er angefangen, allerlei zu seinem poetischen Gefühl sprechende Landschaften mit dem Pinsel festzuhalten. Diese Uebungen wurden mit der Zeit mehr als bloße Liebhaberei. Allmählich, er wußte nicht wie, nahmen sie sein ganzes Denken gefangen. So wuchs er in die Malerei hinein, und eines Tages war er sich bewußt geworden, daß hier seine Lebensaufgabe lag, daß hier alles Weiche, Verträumte, Poetische seiner Natur sich am besten entfalten konnte. Er hoffte wohl auch da und dort jemanden durch einen Strahl ächter Sonnigkeit das Dasein erhellen zu können. Als 18jährig ging er nach München auf die Kunstschule. Er warf sich mit ganzem Eifer aufs Zeichnen, wollte er doch einmal die Landschaft auch mit Figuren bevölkern. Im Sommer zog er sich jeweilen in irgend einen poetischen Winkel zurück und lebte, in freundlichem Verkehr mit den Landleuten, unverdrossen seiner Arbeit. Einen Sommer brachte er in der Nähe von Bozen zu, jener seltsam schönen Stadt, in der Nord und Süd sich die Hände reichen. Im folgenden Jahr wanderte er durch Siebenbürgen und einen dritten der dalmatinischen Küste entlang. Zwischen hinein suchte er überall Museen und Ausstellungen auf. Wie war er empfänglich für die helle, feierliche Sonnigkeit Segantinis, wie aber auch für den zarten duftigen Schmelz Corots und für die krystallklaren Winterbilder des Schweden Fjästad. Wie gerne hätte er gleich den Leuten von Barbizon und von Worpswede mit ähnlich gesinnten Freunden sich in einer ihm zusagenden Gegend dauernd angesiedelt.

So wurde er 22jährig, als der Krieg ausbrach. Eine unsägliche Verwirrung bemächtigte sich seiner. Er hatte so instinktiv alles Warme, Sonnige an sich gezogen, seine Gedanken waren so voll klarer Himmelsbläue, daß er an den dunklen Gründen des Lebens, die er wohl sah und mehr noch ahnte, rasch und wie selbstverständlich vorüber zu gehen pflegte. Nicht etwa, daß er reich gewesen und in verwöhntem Wohlleben die Augen vor Not und Armut verschlossen gehalten. O nein, er gehörte von Jugend auf zu jenen, die sich einschränken mußten, aber auch zu denen, die trotzdem froh und lebensselig sein konnten, auch wenn das Bett hart und der Tisch sehr einfach war. Seine leiblichen Bedürfnisse hatte er immer auf ein Minimum einzuschränken gewußt. Das Talent zur Gastfreundschaft ohne Aufwand saß ihm vom Elternhaus her im Blut, denn Vater und Mutter hatten oft frohe Gesellschaft bei sich gesehen bei nichts als einem Glas Tee oder einer Schüssel Kirschen oder Aepfel. Aber da wo er nichts helfen konnte, da wo der irdische Jammer erdrückend wurde und er ihn nicht verstand, da war er bisher vorübergegangen. Von Politik machte er sich ungefähr eine Vorstellung wie von einer großen sandigen Wüste,

in der in allerlei Schluchten blutgierige Tiere hausen. Und jetzt brach diese Politik plötzlich über ihn herein und drohte mit schwarzer, dämonischer Macht all seine Sonnengärten zu zerstampfen. Ja was war denn eigentlich geschehen? Nun las er eifrig was ihm Aufklärendes der Tag brachte. Der Kronprinz war einem Meuchelmörder zum Opfer gefallen. Die Fäden der Verschwörung schienen ohne Zweifel nach Belgrad zu weisen. Da wollte Oesterreich von Serbien gewisse Garantien, daß sich ähnliches nicht so leicht wiederholen könnte. Aber das war ja doch klar. Was hatte sich da Rußland denn einzumischen. O diese Russen, was wußten die von seiner heitern, frohen, reinen Sonnenwelt. Freilich, es war schmerzlich England und Frankreich auf Seite des Zaren zu wissen. Aber hier drohten die Russen. Was war denn das auch für ein Volk? Schwer und dumpf und ätzend und unreinlich, und das sollte nun Oesterreichs lachende Lande überschwemmen. Mein Gott, das durfte doch nicht sein. Da drohte ja wieder der Untergang alles edleren Lebens, wenn die Kosakenhorden hier eindringen sollten. Wo wäre dann noch Kunst und alles Feine und Zarte des Lebens? Wie kam ihm plötzlich seine Malerei so kindlich vor. Es war ja alles bedroht wie zur Hunnenzeit. O nein das durfte einfach nicht sein. Er war etwas kurzsichtig und deshalb dienstfrei geworden. Aber er war doch gesund und kräftig. Nein, wenn seine heilige Heimat und all seine Lebensluft bedroht war, dann war sogar der Krieg trotz all seiner Schrecken berechtigt, dann war es ein heiliger Krieg. Er meldete sich als Freiwilliger und wurde zu seiner Freude auch angenommen. So zog er denn bald auch an die Front zur Verteidigung seiner Heimat. Heiliger Krieg!

VI.

Antonio Benoni hatte ein edles, feuriges Naturell. Sein Vater war Advokat in Florenz, leidenschaftlicher Republikaner, Garibaldi- und Mazzinischwärmer. Seine Mutter war eine tief gläubige Katholikin, welche den kirchlichen Formelkram mit wahrer Innerlichkeit durchglühte. In ihrer Jugend hatte sie eine Unmasse von Heiligenlegenden gelesen und die Fresken Giottos mit dem Leben des heiligen Franz hatten ihr schon als Mädchen einen tiefen Eindruck gemacht. Später hatte sie sich in Dante vertieft, und dessen Dichtung blieb ihr dauernd als ein großes Lebensgleichnis in höchster Verehrung. Antonio gab sich mit der ganzen Offenheit seiner jungen Seele allen Einflüssen seiner herrlichen Vaterstadt hin. O wie schwärmte er für Brunellescos Dom, wie vertraut war ihm das Findelhaus mit Robbias Terracotten, wie wußte er Santa Croce, San Miniato und Santa Maria Novella auswendig, wie oft war er in den Uffizien und wie selbstverständlich nahm er die edle Harmonie der florentinischen Paläste in sich auf. Botticellis selige Anmut, Raphaels Innigkeit, Michelangelos tra-

gisch dunkle Wucht, Tizians unbekümmerte Selbstverständlichkeit und Fra Angelicos träumerische Weltentrücktheit waren ihm Vertraute von Jugend auf. Und so auch die Dichter, die den Wohlklang seiner Muttersprache zur schönsten Fülle zu steigern wußten, alte und neue. Ueber Ariost und Tasso, Petrarka und Boccaccio, Goldoni und Alfieri, Leopardi, Giusti, Carducci, De Amicis und Ada Negri verbrachte er manchen Tag. Auf Wanderungen in die weichen Höhenzüge des Apennin steckte oft irgend ein Dichter in seiner Tasche. Selber einmal Dichter werden, selber einmal mitleuchten in der goldenen Krone seines heiß geliebten Italiens, das war sein geheimer Wunsch. Und warum sollte er nicht auch Dichter werden? Gab es denn jemand, der inniger alle Höhen und Tiefen der Dichtung anderer miterleben konnte. Und früh schon trug er verborgen eigene Verse mit sich herum, in denen er die Sonne, die Liebe, die Einsamkeit, das Meer, Italien, die Kunst besang. O wie reich war doch Italien! Gab es ein Land ihm vergleichbar, so mit aller Schönheit beladen von den hundert ewigen Städten bis in den kleinsten verlorenen Weiler. Und kamen nicht die Menschen aller Welt bewundernd hieher, um ihre Augen zu sättigen an dem, was ihnen allen fehlte. Antonio wurde durch den Vater auch früh mit politischen Fragen bekannt, doch entwickelten sich hier seine Ansichten nur langsam. Er träumte wohl manchmal vom Glück, das den Mühseligen und Beladenen zu bringen sei; aber er glaubte, man helfe auch den im Leben zu kurz gekommenen am besten dadurch, daß man ein edles Schönheitsleben vor ihre Augen hinstelle als Trost, daß so etwas doch auf Erden möglich sei, als Ansporn, es sich selbst auch zu erringen. Der Mutter, die Antonio zärtlich liebte, machte er doch viel Sorge dadurch, daß er sich immer mehr von der katholischen Lehre entfernte. Wohl war Antonio begeistert von dem ehrlichen Auftreten Fogazzaros; aber warum hatte dieser Dichter denn sein besseres Wissen vor der päpstlichen Autorität verleugnet? Das hatte nur aufreizend auf ihn gewirkt. Seine Religionsvorstellungen waren freilich nie diejenigen eines nüchternen Materialisums, wohl aber näherten sie sich dem ekstatischen Pantheismus eines Giordano Bruno, dessen Werke er immer und immer wieder las und der ihm wie ein Symbol seines Dichterberufes vorleuchtete. Die Mutter betrachtete das freilich als schwere Verirrung, aber als jugendlich verzeihbar, und sie tröstete sich damit, daß Antonio doch im Alltagsleben sich immer gütig, zärtlich und ritterlich zeigte. O wie empfand Antonio alles Kleinliche, Niedrige, Halbe im Leben als abstoßend und empörend. Wie sehnte sich seine Seele nach einer vollen kühnen Größe. Da traf er auf eine gute italienische Uebersetzung von Nietzsches Werken. Er war in einem Rausch. Hier war ja im modernen Leben das, was er suchte. Freilich war's ein Ausländer, aber wie liebte dieser Ausländer sein Italien. O wo war

denn das neue Italien, das Italien, das ebenbürtig neben das alte Rom, neben das Mittelalter und neben die Renaissance treten durfte. Hoch auf schlug sein Herz. Er selber wollte einer der Führer seines Volkes werden, der dieses Volk wieder zur Größe führte. In diesem Entwicklungsstadium war Antonio gerade, als der große Krieg ausbrach. O das ist der Kampf um die Größe, das ist der Kampf um den Wert der Völker. Darf Italien da neutral bleiben? Muß Italien nicht auch nach außen stolz und kühn dastehen, äußerliche Größe bekunden, wenn es innerlich den Weg zur Größe finden soll! Sein Herz brannte, und als er fühlte, wie dieses Feuer überall um sich griff, als er sah, wie der alte Haß gegen Oesterreich wieder aufflammte, da jauchzte seine Seele. Hatte er nicht seinerzeit seinen Giusti gelesen, wußte er nicht aus hundert Erzählungen, wie noch die Großväter von diesem Oesterreich unterdrückt und ausgebeutet, mit Gefängnis, Bußen und ewigen Polizeichicanen gequält worden waren. Und seufzten nicht noch herrliche Teile Italiens unter diesem vertroddelten, zusammengewürfelten österreichischen Ländersalat? Das Edlere soll herrschen! Ha, wie hätte es seine junge Seele ausgehalten, Italien nicht als das Edelste der Erde zu fühlen! Er war begeistert für das Eingreifen in dieses großartige Völkerringen. Freilich d'Annunzios Auftreten liebte er nicht. Das erschien ihm zu theatralisch, zu innerlich unwahr, er empfand es wie eine Karrikatur seines eigenen Fühlens. Aber das konnte ihn nicht abhalten, hoch aufzujauchzen, als endlich Italien losschlug. Er wäre erst im folgenden Jahr dienstpflichtig geworden; aber er meldete sich als Freiwilliger um mitzukämpfen in diesem heiligen Krieg um die Größe seiner heißgeliebten Heimat. O heiliger Krieg!

VII.

Unser heiliger Krieg!

Ich habe in Kürze sechs Jünglingsgestalten aus den sechs wichtigsten in den Krieg verwickelten europäischen Großstaaten vorgeführt, sechs Jünglingsgestalten, von denen man mir mit Recht entgegenhalten kann, daß sie erdichtet seien. Gewiß, das sind sie, aber das sind sie eben nicht nur. Dieser Typus des suchenden Jünglings, der in seinem aufstrebenden Geist alles Edle und Ewige seiner Heimat in sich trägt, den gibt es überall, der lebt in Frankreich und in Deutschland, in England und in Rußland, in Oesterreich und in Italien, natürlich nicht nur in den von mir gezeichneten Gestalten, sondern in endlosen Varianten. Auf diesen Jünglingen aber, auf diesen feurigen Vorwärts- und Aufwärtsschreitenden ruht die geistige Zukunft jedes dieser Länder. Was tut es, ob ihre Ideen teilweise noch unreif, noch unabgeklärt sind? Für den Edlen ist die Irrung ein Fortschritt. Sich mit ganzer Leidenschaft auf einem unhaltbaren Boden zu finden, ruft

alle Gegenkräfte in ihm wach, bis er sich so weit gefunden, daß der Weg zum Umlernen und Neulernen geebnet ist. Dieser Weg, der die überwundenen Stufen als eigene Herzenserlebnisse, als Herzenserfahrungen kennt, wird gerade dadurch vertieft und gefestigt. Und nun, haben diese sechs Jünglinge, die ich hier als Symbole der besten Kraft der Völker, denen sie angehören, vorgeführt habe, wohl wirklich nichts anderes zu tun, als sich gegenseitig mit blindem Haß gegenüberzustehen, sich zu zerfleischen und zu ermorden? Wären diese Jünglinge nicht alle dazu angetan, einander gegenseitig zu lieben, zu fördern und gemeinsam an dem großen Menschheitsdom mitzubauen, statt seine Anfänge durch die Unterstützung dieses Krieges zerstören zu helfen? Das Herz blutet einem, wenn man all dieser irrenden Jugend gedenkt. Der irrenden, gewiß, denn diese Jugend hätte eine andere, schwerere, größere Aufgabe zu erfüllen. An ihr läge es, die Menschheitsfragen, die sich doch so lebendig und so feurig in sich trägt, in gemeinsamer Arbeit lösen zu helfen, einander gegenseitig fördernd und klärend. Diese jugendliche, noch so bewegliche, noch so straffe, noch so wenig verknöcherte Geistesvorhut in jedem Land ist sich doch überall so verwandt, wie sich die Volkslieder in allen Völkern gleichen. Sie ist sich in so viel tieferem, edlerem Grade verwandt, als sie es den großen; jeweilen im gleichen Zollverband mit ihnen lebenden Massen ist, den Massen, zu deren gemeinsamen Führern und Erziehern sie berufen wäre.

Liegen denn die Ursachen dieses Riesenkrieges wirklich da, wo all die Regierungen sie hinlegen? Ist der großkapitalistische Charakter nicht auf der Hand liegend, wenigstens auf der Hand, die zu einem etwas ökonomisch orientierten Gehirne gehört? Lassen wir für heute in diesem Zusammenhang die eingehende Diskussion über die Kriegsursachen: aber seien wir uns doch immer bewußt des gegenseitigen Wettrüstens, das beständig Furcht und Mißtrauen und unerträgliche finanzielle Inanspruchnahme der Völker großzüchtete; bewußt des national organisierten Finanzkapitals, das leidenschaftlich um zugängliche Absatzgebiete konkurrierte; bewußt der ungelösten Zustände im Balkan und in den außereuropäischen Kolonien, die beständig alle Ländergier wachriefen; bewußt der vielleicht kleinen, aber mächtigen Partei, die seit Jahren überall systematisch zum Kriege hetzte; bewußt der durch die Geheimdiplomatie hervorgerufenen tastenden Blindheit der Völker; bewußt des Weltmachtstrebens Rußlands, Deutschlands und Englands; bewußt der französischen Revancheidee; bewußt der Ideen von Großitalien und Großserbien; bewußt der Serbien und Montenegro zur Verzweiflung treibenden Politik Oesterreichs; bewußt der durch Tradition, Schule, Kirche, Zeitungen, Militärdienst, Gesetze und alle übrigen Staatseinflüsse national erzogenen und national beschränkten Volksmassen; kurz, bewußt des ganzen anarchischen, im großen ganzen unorganisierten irdischen Völkerchaos, und der ihm letzten

Endes zu Grunde liegenden seelischen und geistigen Unentwickeltheit der Menschheit.

Gewiß ist die Hingabe an eine Idee, also z. B. die vaterländische, höher als jedes bloß egoistische Geschäftemachen; aber eben so gewiß ist die Hingabe an eine nationale Idee das größte Hindernis zur Hingabe an die ob allen Nationalitäten schwebende Menschheitsidee. Und diese Menschheitsidee ist durchaus keine unklare Verschwommenheit, sondern eine höchste geistige und seelische Realität, der seit Jahrtausenden die heißesten Herzen und die klarsten Köpfe ihr Leben geweiht. Hier ist das Ziel, für das wir kosmischen Erdenkinder, wir schlichten Bürger, der doch unablässig nach Realisierung strebenden, geistgetragenen Menschheitsrepublik wohl auch mit heiliger Glut unser Leben einsetzen könnten. Ja könnten, wenn uns nicht im entscheidenden Augenblick das Herz schwach werden sollte, denn die Selbsthingabe unter dem allgemeinen Beifall seines Volkes ist unendlich viel leichter, als die bewußte Hingabe an ein ewiges Ziel unter der Geringschätzung und dem Hohn seines Volkes. Gerade deshalb steht ja auch die Christustat so hoch über der Winkelriedtat. Aber immerhin, das Erkennen eines Weges ist doch schon ein erster Schritt, um ihn zu begehen; denn hier, ihr suchenden Jünglinge in allen Ländern, hier liegt unser Weg, und hier beginnt unser heiliger Krieg. U. W. Zürcher.

Offener Brief[1]

an alle Menschen, die den Krieg hassen und die das Verlangen hegen, davon erlöst zu werden.

Hasset ihr den Krieg? Mit dieser Frage mache ich den Anfang.

Hasset ihr den Krieg als solchen? Ich frage nicht, ob ihr durch die Greuel der Folgen zum Widerstand gegen das Kriegswüten gekommen seid, sondern ob ihr den Krieg hasset an sich, als Kriegshantierung, weil das Kriegsführen, weil das Menschentöten, weil das Gewaltüben eine sündige Hantierung ist.

---

[1]) Wir veröffentlichen diesen Brief nach sorgfältiger Erwägung, weil wir der Meinung sind, daß auch dieser Standpunkt in den Neuen Wegen zu Worte kommen soll. Der Verfasser ist ein Holländer, ein sittlich hochstehender, tieffrommer Mann, dem der Kampf gegen den Krieg, wie das völlige Einstehen für alles, was er als Wahrheit erkennt hat, zur heiligen Leidenschaft geworden ist. Wie wir selbst den „Antimilitarismus" verstehen, haben wir auf mannigfache Weise zu zeigen versucht und werden es weiter tun. Aber wir wollen unseren Weg nicht für den allein möglichen, ausgeben und halten es überhaupt für eine Aufgabe der Neuen Wege, solchen Geistern, die mit ihrem vorwärtsdrängenden Streben anderwärts nicht leicht eine Stätte finden, ein Asyl zu gewähren. So empfehlen wir den aus einem reinen Herzen und hohen Wollen stammenden „Offenen Brief" der ernsten Aufmerksamkeit unserer Leser und glauben, daß er eine Kraft zum Guten ausströme. Die Red.

Hasset ihr den Krieg, weil dieses Einandermorden etwas sehr Schlechtes ist, etwas was der Mensch nicht tun darf, etwas was das Gewissen der Menschheit durchaus mißbilligt und verurteilt? Ist dies so, dann kann eure Bekämpfung des Krieges, die ein notwendiger Ausfluß solcher Gedanken sein wird, zweckentsprechend sein. Denn sie wird prinzipiell sein. Sie wird den Grundsatz des Kriegführens antasten. Das geschieht sonst nicht. Eure Bekämpfung vermag dies, weil euer Leben dann durch den gegensätzlichen Grundsatz beherrscht wird.

Wir bekämpfen deshalb den Krieg, sowie die Erziehung und Vorbereitung dazu, was wir alles unter dem Namen Militarismus zusammenfassen können, als ein sündiges Tun. Unsere Stellung dagegen zu bestimmen, ist einfach genug. An erster Stelle werden wir es betrauern, mißbilligen, verurteilen, hassen; doch auch begreifen, wie es selbst heutzutage so schrecklich und alles vernichtend wüten kann; aber schließlich werden wir genau wissen, daß wir persönlich uns jeder Teilnahme an diesem sündigen Tun zu enthalten haben, nicht anders als bei jedem anderen sündigen Tun. Mit dem sittlich Unerlaubten, mit dem durch das Gewissen Verurteilten kann ein aus Prinzip Handelnder niemals transigieren. Er wird das Böse böse nennen, die Sünde Sünde und er wird als Postulat erkennen und erklären, daß für den Menschen jegliche Teilnahme an theoretischem und praktischem Militarismus unerlaubt ist, weil er im Gegensatz zum höchsten Lebenszweck, im Gegensatz auch zu den heiligsten Geboten Gottes steht.

Dieser Standpunkt bringt es mit sich, daß wir neben der offenen Anerkennung dieser sittlichen Forderung der militärischen Dienstverweigerung alle unsere Kräfte anspannen werden, um dieser Forderung in unserem eigenen Leben zu gehorchen, und wenn — was der Himmel verhüte — im gegebenen Augenblick unsere sittliche Kraft dazu noch nicht ausreichen sollte, daß wir dann in aller Aufrichtigkeit und mit großem Kummer im Herzen erkennen werden, durch unsere Schwachheit gefallen zu sein und etwas getan zu haben, wovon wir wissen, daß es verkehrt ist.

* * *

Verlangt ihr vom Kriege erlöst zu werden? „Natürlich", werdet ihr sagen, „weil wir ihn hassen, und dann auch um der entsetzlichen Folgen willen".

Wir verlangen also in zweierlei Hinsicht vom Kriege erlöst zu werden: erstlich, weil wir für uns selbst persönlich keinen Teil daran haben wollen, sodann weil wir die Welt davon befreit sehen möchten.

Dies Letztere hängt allerdings nicht von unserem Willen ab, wenngleich auch in dieser Richtung Einfluß von uns ausgehen kann, desto größerer Einfluß, je mehr Gesinnungsgenossen sich in der ganzen Welt einträchtig zusammenfinden.

Das Erste aber ist wohl von unserem persönlichen Willen abhängig. Und das ist es, worüber wir hier hauptsächlich mit einander reden wollen. Dieses Verlangen hat sich in Bezug auf unser eigenes Leben entwickelt, bekräftigt und umgesetzt zu einem Wollen. Muß dies nicht von selbst sich aus dem Standpunkt ergeben, daß wir im Prinzip gegen den Krieg und gegen jede Form des Militarismus sind?

So ist es also unser eigener Wille, uns außerhalb jeder Teilnahme am Krieg und Militarismus zu halten. All unsere sittliche Kraft wird in Ernst und Aufrichtigkeit auf dieses Streben gerichtet sein. In wieweit es uns gelingen wird, diesem Mordgewerbe jede Anteilnahme zu versagen, wird jeweilen nur von unserer sittlichen Kraft abhängen. Diese wird durch verschiedene Faktoren beeinflußt. Wenn jemand erst gestern zu diesem ernstlichen Wollen gelangt ist, ist es natürlich, daß dieser Wille heute noch schwankend ist. Aber auch die Art des Charakters im Allgemeinen wird hierauf großen Einfluß ausüben. Ebenso wenig dürfen wir einen Faktor außer Acht lassen, der sich von anderer Seite geltend macht, nämlich wie stark der Zwang ist, der uns von Staatswegen dazu treibt, uns in den Dienst des mörderischen Militarismus zu stellen. Laßt es uns ehrlich einander bekennen: wenn dieser schändliche, unmenschliche Staatszwang nicht bestünde, so würden wir wirklich solch einer besonderen sittlichen Kraft nicht bedürfen, um das zu vollbringen, wonach unser ernstliches Wollen hinstrebt.

Wir, die wir keinen Teil haben wollen am Krieg und Militarismus, würden uns dieser Teilnahme ebenso gut enthalten wie der an den alkoholischen Trinksitten, weil wir auch diese mit dem Grundsatz der wahren Menschlichkeit für unvereinbar halten. Ist unser Wille ernstlich und aufrichtig, dann wird es uns nicht schwer fallen, die relativ kleinen Hemmnisse aus dem Wege zu räumen, und u. a. gern einer zeitweisen Geringschätzung unserer Umgebung, gewissen Hänseleien über Feigheit, „Sich nicht trauen" u. s. w für unser Prinzip Trotz zu bieten.

Ja, wenn dieser unsittliche Zwang von Staatswegen nicht bestünde, würden wir alle, an welche ich mich jetzt richte, wir Menschen, die den Krieg hassen und die das Verlangen hegen, davon erlöst zu werden, jetzt, in diesem entsetzlichen Zustand allgemeiner Kriegsraserei, unsere Hände rein und unsere Seelen unbeschwert von mörderischem Blutvergießen und sündigem Vernichtungswerk gehalten haben. Dann würden wir — über die ganze Welt — unseren Gewissen keine Gewalt angetan haben, und unsere höchste Lebenspflicht der Menschenliebe nicht verleugnet haben, indem wir, wie es jetzt wohl vielen ergangen ist, uns trotz unserer Ueberzeugung unter die Waffen stellten und uns willenlos unter die Mächte beugten, welche militärische Zwecke verfolgen.

Unzweifelhaft wißt ihr, daß eine große Anzahl derer, die wie wir den Krieg hassen, meist junge Leute in der Blüte ihres Lebens, in Deutschland, in Frankreich, in Rußland und überall, auch in den mobilisierten neutralen Staaten, sich als Soldaten gestellt haben. Wer kennt sie nicht aus eigener Umgebung? Wer hat nicht von ihnen gehört oder gelesen? In „Vrij en Vroom“ [1]), einer in Holland erscheinenden Monatsschrift (siehe auch „La Voix de l'Humanité“ [2]), teilt Jacoba Mossel eine Begegnung mit, die sie im Anfang des Krieges mit einem jungen Mann, einem Deutschen, hatte, den sie in England reisend traf und der ihr sagte, daß er in den Krieg zöge, aber daß er diesen nicht weniger hasse als sie und daß er wisse, daß Tausende seiner Landsleute den Krieg ebenso verabscheuten. — Auch Prof. L. Ragaz in Zürich spricht es aus, [3]) wie gegenwärtig viele edle Seelen den Krieg nur so mitmachten, daß sie ihn als eine furchtbare Not mittragen.

Warum geschieht dies? Warum bleiben diese Menschen nicht zu Haus? Warum halten sie sich nicht fern von diesem sündhaften Gewerbe, das sie verabscheuen und hassen? Warum machen sie sich dessen schuldig, was für sie einem Prinzipienbruch und einer Christusverleugnung gleich kommt?

Weil der Staat es von ihnen verlangt, daß sie nicht zu Haus bleiben. Weil der Staat es von ihnen fordert, daß sie an diesem mörderischen Gewerbe, welches er für nötig erachtet, teilnehmen sollen. Weil der Staat es von ihnen fordert, daß sie ihr eigenes Prinzip mit der Tat abschwören, sobald es mit seinen Gesetzen im Gegensatz steht. Weil der Staat von ihnen fordert, daß sie das Christus-Gebot verleugnen, sobald es darauf ankommt, einem Staats-Gebot Gehorsam zu leisten.

Ihr kennt die Mittel, deren der Staat als Gewalts-Institut sich bedient, um diese seine Gebote und Befehle durchzusetzen: Freiheitsberaubung, Foltern, Todesstrafe, mit andern Worten: Gefängnisstrafe, allerlei Peinigung, Füsilierung.

Das haben wir zu erwarten, wenn wir uns weigern, Teil zu nehmen an dem durch den Staat aufgezwungenen militärischen Dienst.

So wird es begreiflich, warum so viele der Unserigen, die doch aufrichtig das Kriegshandwerk hassen, gegen ihren Willen der Uebermacht der barbarischen Staatsforderung unterlegen sind, ob es nun Rußland, die Schweiz oder was für ein Land immer ist, das diese Forderung stellt. [4])

---

[1]) „Frei und Fromm“.
[2]) Nr. 7, 7. November 1914, Adm. Imprimerie P. Ruedi, Lausanne.
[3]) „Neue Wege“, Heft 10, Oktober 1914.
[4]) England bildet hierin bis jetzt mit seiner Freiwilligen-Armee noch eine glückliche Ausnahme.

So wird es begreiflich, warum es nur Ausnahmen unter uns sind, welche den Gewaltmitteln des Staates eine größere Macht in ihrer persönlichen sittlichen und geistigen Kraft entgegenzustellen vermögen, und die aus Prinzip die militärische Dienstverweigerung ausgeführt haben, unbekümmert um die verhängnisvollen Folgen.

Ihr wisset, daß es Solche gibt, hauptsächlich unter den jüngeren Leuten in verschiedenen Ländern: ich will nur erinnern an die Duchoborzen, eine Sekte, welche vor einem Vierteljahrhundert in Rußland den schrecklichsten Verfolgungen ausgesetzt war, weil sie systematisch den Kriegsdienst verweigert hat und die schließlich in Canada einen Zufluchtsort gefunden hat; dann, in Ungarn, die Sekte der Nazarener, von denen jährlich wohl vierzig oder mehr aus demselben Grunde ins Gefängnis kommen; dann im Laufe der letzten zwanzig Jahre sporadisch auftretend eine Reihe junger Männer in Holland; dann jedes Jahr neue Fälle in Rußland. Unzweifelhaft ist ihre Anzahl größer als wir vermuten, denn über *diese* Helden bewahrt man begreiflicherweise ein ängstliches Stillschweigen. Sie sind ja staatsgefährlich, das sagt genug. Und zwar, weil sie die Macht des Geistes über die Macht der Gewalt siegen lassen. Weil sie das Christus-Prinzip hoch zu halten wissen auf Kosten des Staats-Prinzips.

Wir wissen auch, daß die Anzahl der noch seltenen Ausnahmen in den verschiedenen Ländern anwachsen wird.[1])

Laßt uns jetzt wohl bedenken, welche schwere Verpflichtungen auf *uns* ruhen angesichts dieser Antimilitaristen der Tat. Und in diesem Punkte meine ich, daß wir vor unserem Gewissen die Weise nicht verantworten können, wie wir bis heute im allgemeinen unseren Haß gegen den Krieg und unsere entschiedene Verurteilung des Militarismus gezeigt haben.

Wir machen — Einzelne ausgenommen — eine jämmerliche Figur mit unserem Ausleben dieses Hasses und dieser entschiedenen Verurteilung. Wir stehen als die Schuldigen sowohl den Mutigen gegenüber, die, wie die ersten Christen, ihr Leben opfern, als auch uns selbst gegenüber.

Diese unsere schwächliche Stellungnahme ist ein Mitgrund dafür, daß der Militarismus so allgemein anerkannt und gefeiert wird, daß die Anzahl der Dienstverweigerer noch so klein ist, daß der Ausbruch dieses letzten Weltkrieges in solchem Umfang und so ohne jegliche Hemmung möglich geworden ist, und daß selbst von

---

[1]) Diese Erwartung wurde in den letzten Monaten u. a. auch ausgesprochen in einer Zusammenkunft schweizerischer Christen-Sozialisten: „Wo gegenwärtig Hunderttausende ihr Leben opfern für zweifelhafte Interessen, werden auch Andere für höhere Interessen sich selbst opfern".

christlicher und sozialistischer[1]) Seite jede Idee einer Abweisung oder Opposition ausbleiben konnte.

Daran sind wir Schuld, wir Menschen, die den Krieg hassen und bekämpfen als sündiges Tun. Diese Schuld kann auf keine andere Weise getilgt werden als dadurch, daß wir von Stunde an unseren schlappen und feigen Standpunkt aufgeben.

Wir haben uns gefürchtet vor dem Feind, den wir zu bekämpfen haben, gefürchtet vor dem Geist und der Macht des Militarismus. Wir haben es nicht gewagt, offen und bei jeder Gelegenheit laut uns zu unserem Prinzip zu bekennen, was zugleich eine vollständige Verurteilung und Ablehnung des Militarismus einschließt. Wir haben es nicht gewagt, kräftig Zeugnis abzulegen, daß aller Krieg und aller Militarismus ein sündiges Gewerbe ist und daß es eines Menschen unwürdig ist, auf irgend eine Weise dabei mitzutun. Wir haben es nicht gewagt, mit Entschiedenheit für unseren eigenen Standpunkt, für das, was unsere innigste Ueberzeugung ist und was als einzige lautere Lebensführung in unserer Seele lebt, einzutreten, wenn im gesellschaftlichen Leben das Problem des Militarismus zur Sprache kam und eine feste Stellungnahme forderte. Das alles aus Angst vor den Menschen, die allgemein noch einen gegensätzlichen Standpunkt einnehmen, wenn sie auch noch so viel über den Frieden reden und konferieren, während es doch genugsam bekannt ist, wie sie zur Bewahrung des Friedens die Vorbereitung zum Kriege als notwendig erachten.

Wir haben uns als sittliche Feiglinge gezeigt, weil wir geschwiegen haben, wo Reden und Bekennen Pflicht gewesen wäre.

Wie viele Evangeliumsverkündiger, Priester und Prediger, aus unserer Mitte haben aus Angst vor den Folgen sich gescheut, von der Kanzel herab die neue Evangeliumsforderung der Gemeinde vorzuhalten! Wie viele von ihnen zögern noch, während sie doch in ihrem eigenen Gemüt hierüber volle Sicherheit besitzen! Wie viele Eltern unter uns haben sich nichts vorzuwerfen ihren eigenen Kindern gegenüber in Bezug auf das Verschweigen des anzustrebenden Auslebens des höchsten Liebesgebotes, der heiligsten Lebenspflicht?

Welcher Kleinglauben herrscht noch unter uns, wie viel Angst vor den Folgen einer guten Tat, weil der Staat die schlechte Tat von uns fordert!

Aber sehen wir denn nicht, zu welch einer Halbheit dies führt? Ein Predigen allgemeiner Liebesbegriffe, ein Vorhalten der Nächstenliebe als des Höchsten, ein Einprägen des Gebotes „Du sollst nicht töten", doch, wenn es auf die elementarste Anwendung dieses Gebotes ankommt, dann gezögert und geschwiegen, oder wenn man

[1]) Ausgenommen in Rußland, wie mir erst später bekannt geworden ist. — August 1915.

durch den überall herrschenden Götzendienst des Staates ins Gedränge gebracht wurde, dann selbst unter uns solche, die, weil es sich um die Verteidigung des Vaterlandes handle, ein Sichstellen unter die Fahne für gerechtfertigt, ja selbst für Pflicht halten.

* * *

Wisset ihr wohl, wie teuer solche Feigheit uns und Andere zu stehen kommt?

In dem empfänglichen Gemüt der Besten unter den Jüngern reift, auch durch unsere Predigt der Liebe und Brüderschaft, das Bewußtsein, daß, was im Kriege geschieht und wozu der Militarismus erzieht, schlecht ist, daß es Sünde ist gegen Gott und gegen das Höchste in uns, auch nur daran mitzutun. Gesundes logisches Denken kann zu keinem anderen Resultat führen; besonders weil unsere höhere Natur uns intensiv einen Abscheu vor der geflissentlichen Abrichtung zur massenhaften Menschenschlachtung fühlen läßt. Und was sehen diese jungen Menschen inzwischen um sich her? Daß der militärische Dienst durch den Staat gefordert wird und daß jeder sich dem unterwirft, und daß selbst aus unseren Reihen, von welchen sie wissen, daß wir Kriegführen prinzipiell mißbilligen und das Töten eines Mitmenschen für sündig achten, kein kräftiger Widerstand dem Staat entgegengesetzt wird, der sich so schrecklich an allem Menschenrecht vergreift, indem er seinen jungen Bürgern den Zwang zum Sündigen auferlegt.

Hat solch ein junger Mensch kein Recht, in dieser schweren Periode seines Lebens, wo alles darauf auszugehen scheint, ihm zu zeigen, daß das Leben in der Gesellschaft keinen Platz hat für die Verwirklichung seiner Ideale, hat er kein Recht, es von uns zu hören, daß sein Streben richtig ist, daß seine Kritik dem Staate gegenüber richtig ist, daß es richtig ist, Krieg und Militarismus für Sünde zu achten, daß es richtig ist, sich dem Kriegsdienst nicht zu unterwerfen, wenn man gut leben will, es sei als Mensch, als Christ oder als Sozialist?

Ebensoviel Recht, als von uns zu hören, daß es richtig ist, die Prostitution für Sünde zu achten und sich ihrer nicht schuldig zu machen.

Was aber sein Recht ist, ist unsere Pflicht.

Unsere Pflicht ist es, einander, und an erster Stelle wohl den Jüngern, zur Seite zu stehen und ihnen bei ihrem aufrichtigen inneren Ringen unsere Hilfe zu leihen, daß sie das, was sie als höchstes Lebensgesetz erkennen, auch in ihrem eigenen Leben zu verwirklichen vermögen.

Unsere Pflicht ist es, als Erwachsene solidarisch an der Seite dieser jungen Leute zu stehen, wenn eine kalt berechnende und profitsüchtige Welt, die hauptsächlich materielle Interessen verfolgt,

sie herabziehen will und alles tut, um sie diese „unmöglichen Ideale" preisgeben zu lassen.

Unsere Pflicht ist es, als ältere Brüder und Schwestern, die an äußerer und innerer Lebenserfahrung reicher sind, ihnen in diesen schweren Lebensjahren zu zeigen, daß wir vollständig mit ihrem heiligen Streben nach wahrhaftiger Verwirklichung des Menschheitsideals übereinstimmen. Unsere Pflicht in diesem besonderen Fall, uns mit unserer vollen Persönlichkeit an ihre Seite zu scharen gegenüber dem herabziehenden Einfluß der öffentlichen Meinung und gegenüber der unsittlichen Forderung des Staatsgesetzes, welche beide ihnen die Teilnahme am Militarismus aufdringen.

Dann müssen sie aus unserem Auftreten erkennen, daß sie nicht allein stehen in ihrem Suchen nach dem Höchsten, daß sie nicht allein stehen mit ihrer Ueberzeugung, daß Prinzipien von Reinheit und Recht, Liebe und Brüderschaft erst dann wahrhaftige Bedeutung erreichen, wenn sie in der Praxis unseres Lebens verwirklicht und ausgeführt werden.

Dann müssen sie aus unserem Auftreten es erkennen, daß es überall in der Welt, auch schon in ihrem eigenen Lande und oft in ihrer nächsten Umgebung, Menschen gibt, die in demselben großen Streit stehen wie sie, mit denselben Prinzipien wie sie, die denselben feindlichen Mächten mit denselben sittlichen Mitteln Widerstand leisten, Menschen, die durch denselben Glauben wie sie getragen werden, daß man alles opfern muß, um sich zu befreien von der Sünde der Staats-Abgötterei, von der schrecklichen Sünde des menschenentehrenden und christusverleugnenden Militarismus.

Bis jetzt wissen sie dies durchaus nicht. Doch hätten sie dies wissen müssen; sie hätten es auch gekonnt, wenn wir uns nicht still gehalten hätten. Wenn wir nicht über unsere heiligsten Prinzipien, unsere tiefste Ueberzeugung, und unser lauterstes Fühlen, über unsere höchste Auffassung der Lebensführung, ja über das Hochhalten unserer eigensten menschlichen Persönlichkeit geschwiegen hätten.

Wenn wir im Gegenteil über unsere Prinzipien geredet hätten, wenn wir jedem gegenüber in Wort und Tat Farbe bekannt hätten, wenn wir uns weniger damit beschäftigt hätten, es erst auszumachen, auf welchen evolutionären, politisch gesetzlichen, sozial-ökonomischen oder international-arbiträren Wegen der Krieg aus der Kulturwelt verschwinden müßte, dagegen aber einfach sofort angefangen hätten, für uns selbst jede Teilnahme am Militarismus für unerlaubt, weil sündig, zu erklären und die daraus sich ergebenden Folgen mit Gewissenstreue zu ertragen, wenn wir in dieser Hinsicht uns so gut und tüchtig wie möglich betragen hätten, — dann hätten die jungen Leute es wissen können.

Ich meine, es wäre eine recht ansehnliche Schar gewesen, die

solch eine Haltung hätte zeigen können, wenn wir dazu nicht zu feige gewesen wären.

Doch laßt uns die Finsternis, die dahinten liegt, vergessen, indem wir das Licht hell auf die kommende Zeit scheinen lassen. Laßt uns von nun an das Licht, das in uns ist, auf den Leuchter stellen!

Was die Welt und die jungen Leute bisher noch nicht wissen konnten, das werden sie dann bald erfahren: daß es nämlich viele ernsten Menschen gibt, die den Militarismus als sündhaft hassen und verurteilen, und deshalb radikal, das heißt in Prinzip und Praxis, von sich weisen und bekämpfen, damit die absolute Forderung der Dienstverweigerung auf sich nehmend.

Dies also müssen wir sie wissen lassen. In all unserem Tun und Lassen, in unserm Reden und Handeln, in unserm ganzen Auftreten, mit unserm vollen Leben müssen wir für unsere Ueberzeugung eintreten; jeder von uns für sich, aber auch gemeinschaftlich.

Laßt uns jetzt kurz untersuchen, wozu dies in der Praxis führt.

Unsere innere Ueberzeugung und Erkenntnis werden wir offen erklären. Die Abkehr unseres Herzens und die Verurteilung unseres Gewissens werden wir von nun an unumwunden aussprechen. Wir werden davon Zeugnis ablegen, was wir als unumstößliche Wahrheit erkannt haben, daß Mittun am Militarismus Sünde und Dienstverweigerung einfache Menschenpflicht ist. Dies Bekenntnis wird stets den Grundton bilden; nicht kräftig genug und nicht oft genug können wir es verkündigen. Diese Ueberzeugung kann nie fest genug in uns hineinwachsen.

Aeußert man sich nicht fortwährend — auch wenn es kein Kriegswüten gibt — über Krieg, Heer, Dienstpflicht, Vaterlandsverteidigung, Militarismus, Staatsgesetze, Heldenhaftigkeit u. s. w., im Beruf als Lehrer, so wie im häuslichen Kreise als Vater oder Mutter, der heranwachsenden Jugend gegenüber, oder im gesellschaftlichen Leben, bei jeder zufälligen Gelegenheit; wie viele auch in ihrem öffentlichen Auftreten als Evangeliumsverkündiger, Schriftsteller, Journalisten, deren Wort die Vielen erreicht?

Eigentlich gibt es niemand, dem diese Gesprächsstoffe nicht wieder und wieder begegnen.

Bedenkt einmal, was für ein Einfluß davon ausgehen wird, wenn wir von jetzt ab bei all solchen Aeußerungen unser antimilitaristisches Bekenntnis den Grundton angeben lassen. Bei den Meisten von uns bedeutet dies so viel wie eine vollkommene Umkehr, eine neue Lebensrichtung. Das heißt einen Einfluß auf Andere ausüben in entgegengesetzter Richtung als früher, desto wertvoller, weil dieser jetzt aus einer Einheit unserer Persönlichkeit resultiert.

Wir können wirklich keinen Maßstab für diesen neuen Einfluß finden, der sich gleichzeitig auf jedem Lebensgebiet und in jedem Gesellschaftskreis geltend machen wird, da wir es hier ja nicht mit einem Einfluß zu tun haben, der nur von wenigen Personen ausgeht, sondern von Hunderten und bald von Tausenden zugleich, nicht nur in einem bestimmten Lande, sondern unter den verschiedensten Nationalitäten.

Ihr Mütter unter uns, welche herrliche Aufgabe ruht auch auf euch und wie trägt eine in dieser Richtung harmonische Erziehung ihren Lohn in sich! Welch ein sittlicher Ansporn wird für euch und eure Kinder darin gelegen sein, wenn ihr stets mehr und mehr von Predigern, Erziehern, Männern von Ruf u. a. aufrichtig und entschieden die Seite des lautern Anti-Militarismus, die Praxis einer menschlichen Gemeinschaft erwählt seht. Wartet aber nicht auf Andere, am wenigsten auf die Vielen. Beginnt selbst und gebt ein Beispiel tatkräftiger Liebe, wie dies in der Geschichte schon öfter der Fall war. Auf die Wenigen braucht ihr nicht mehr zu warten, weder ihr Mütter noch ihr Andern. Die Wenigen gibt es schon längst. Ich selbst kenne schon Prediger, Lehrer, Professoren, Schriftsteller, Handwerker, Hausmütter, die unsere Ueberzeugung teilen. Aber die Wenigen müssen Viele werden. Die Wenigen warten schon so lange auf euch.

Die Verkündigung und Vertretung dieses Bekenntnisses an sich übt schon einen sich weit verzweigenden, nicht mehr zu unterschätzenden Einfluß aus.

Nun darf ich jedoch nicht weiter gehen, bevor ich mich über ein Bedenken ausgesprochen habe.

Mancher wird mir entgegenhalten: „Müssen wir denn unsern Söhnen, die als Soldaten aufgerufen werden, die Forderung der Dienstverweigerung vorhalten, während wir sehr gut wissen, welches Los sie zu erwarten haben, wenn sie unserm Rate folgen? Wir haben ja gut reden, weil fast keiner von uns selber mehr in den Fall kommt, ein derartiges Opfer zu bringen. Wenn wir selbst aber die dafür in Betracht kommenden Jahre hinter uns haben, dürfen wir dann die Verantwortlichkeit auf uns nehmen, ihnen eine so schwere Forderung vorzuhalten?"

Meiner Ansicht nach haben wir keine Wahl. Es bleibt nur eins zu tun, solange wir von der Wahrheit dieses antimilitaristischen Bekenntnisses überzeugt bleiben. Jedenfalls sind wir jetzt davon überzeugt, wir, die augenblicklich diese wichtigen Dinge mit einander überlegen. Dann können wir auch nicht anders handeln. Wir müssen ihnen diese Forderung vorhalten, ebenso selbstverständlich als wir ihnen die Forderung stellen, sich niemals mit der Prostitution einzulassen. Einfach weil wir alles, was nicht mit dieser Forderung übereinstimmt, für Sünde halten. Und etwas so Sündhaftes ihnen anzuraten, dies wird wohl niemand

von uns erwarten. Das werdet doch ihr ebensowenig von euch erwarten. Deshalb können wir von unserem Standpunkt aus nicht anders als jedem, also auch unseren Knaben, die Forderung der militärischen Dienstverweigerung stellen.

Wir können einfach nicht anders. Aber möchten wir anders wollen? Ich nicht. Denn ich will meinen Kindern gegenüber nicht unwahrhaftig sein. Das Höchste nur ist gut genug für den Menschen, also auch für meine Kinder. Muß ich ihnen dann nicht vorhalten, was ich selbst als das Höchste erachte? — Ob sie im Stande sein werden oder nicht, dieser Forderung genüge zu tun — angenommen sie seien im entscheidenden Augenblick innerlich von der sittlich zwingenden Kraft derselben überzeugt — dies kann für mich doch niemals ein Grund sein, an Stelle dieser Forderung ihnen etwas vorzuhalten, was ich im höchsten Grade für schlecht, mißbilligenswert, fluchwürdig achte.

Ich weiß sehr wohl, was die Realisierung dieser Forderung einschließt und habe es auch schon gesagt, obschon nicht vollständig. Jetzt will ich es noch von zwei Seiten beleuchten, von der geistigen und der materiellen. Zuerst von der geistigen, weil dies für uns das Hauptsächliche, Allesbeherrschende und Richtungangebende sein muß und auch ist, wenn es richtig steht mit uns.

Wer aus heiliger Ueberzeugung die Tat vollbringt, den militärischen Dienst zu verweigern, wird die innere Ruhe schmecken, die tiefe Seelenbefriedigung erfahren, welche als wertvollste Gemütsstimmung demjenigen zu Teil wird, welcher dem als Lebenspflicht Erkannten treulich nachgekommen ist. Dieser Schatz des Herzens ist von allerhöchstem Wert in eines Menschen Leben. Höher als dieser Friede des Gemüts, dieser Friede Gottes für die Frommen, reicht nichts. Dann genießt man wunderbare Glückseligkeit, dann lebt man im Himmel, dann fühlt man sich getragen von einer unsichtbaren Kraft, dann fühlt man sich bei aller körperlichen Schwachheit, bei aller stofflichen Gebundenheit, bei aller äußerlichen Freiheitsberaubung geistig unsagbar stark, hinaufgetragen über das Materielle, innerlich und wahrhaft frei.

Wie stehts nun mit den Andern, nicht weniger Ernsten, deren intuitives Gefühl ihnen schon von jung auf gesagt hat, daß das Mittun an Kriegszwecken und Soldatendienst schrecklich, verabscheungswürdig, m. E. W. schlecht ist, deren ganzes Wesen beim Heranwachsen damit in Widerstreit gerät, — wenn sie dann doch schließlich erliegen und gegen ihren Willen als Soldaten Dienst tun, unter der Suggestion der „öffentlichen Meinung", infolge des Staatszwanges, aber doch hauptsächlich infolge *unserer* Feigheit und Prinzipienverleugnung, die wir sie in der Hitze ihres ideelen Kampf verräterisch allein gelassen haben — wie steht es mit diesen?

Sie führen ein keineswegs beneidenswertes Dasein. In ihrem

Gemüt ist kein Friede, keine Ruhe, keine Befriedigung, kein Glücksgefühl. In ihrer Seele ist das Gleichgewicht gestört, in ihrem Herzen herrscht unversöhnter Zwiespalt, Unfriede und Disharmonie, die wie ein Wurm nagen, wie ein lästiges Insekt quälen können. Was sie verwerfen, daran helfen sie doch mit. Was sie verabscheuen und hassen, dem dienen sie. Was sie schlecht und verwerflich finden, darin üben sie sich. Was sie in ihrem Gewissen als sündhaft fühlen, dazu lassen sie sich doch erziehen. Dessen sind sie sich wohl bewußt und haben schwer darunter zu leiden — in der Tiefe ihres Gemüts und in der Stille, was das wahre und schwerste Leiden ist. Die gegeneinander streitenden Elemente dieses Problems üben dauernd eine psychische Depression auf sie aus. Sie erkennen sich selbst als minderwertig, büßen in ihren eigenen Augen die sittliche Achtung ein. Sie haben sich nicht halten können, sondern sind mitgeschleppt worden durch die sittlichen und gesellschaftlichen Finsterlinge; den schönen Kern ihrer eigenen Lebenseinsicht haben sie preisgegeben. Hiedurch ist ein Bewußtsein von Schwachheit in ihrem Innern entstanden. Sie fühlen sich von äußerlicher und innerlicher Gebundenheit bedrückt.

Fragt ihr jetzt noch, mit diesem Gegensatz der beiden Gruppen vor Augen, ob wir die Verantwortlichkeit auf uns zu nehmen wagen, unseren heranwachsenden Knaben wie den Jüngeren im Allgemeinen die menschliche Forderung der militärischen Dienstverweigerung vor Augen zu stellen?

Was mich persönlich angeht, so bilden die zu erwartenden Folgen für mich kein Motiv zum Handeln, aber ich würde, die Folgen bedenkend, dennoch sicher und ohne Zögern das Vorhalten der Forderung der militärischen Dienstverweigerung mir zur heiligen Pflicht rechnen.

Nun hat die Frage noch eine materielle Seite, die nach der Natur der Sache die nebensächliche ist.

Die innere Freiheit, die geistige Kraft, der Friede des Gemüts und der Himmel im Herzen sind verbürgt, allem dem gegenüber, was einen Menschen, der diese besitzt, von außen treffen möge, es sei gewalttätige Behandlung, es seien Einsperrung, Entbehrungen, Folterungen, Krankheit, ja selbst der Tod.

Wer den Militärdienst verweigert, läuft Gefahr, daß dies Alles ihn trifft: Gefängnis, körperliches Leiden oder eventuell, in Kriegszeiten, der Tod durch die Kugel.

Wieder lautet die Frage: Dürfen wir noch die Verantwortlichkeit auf uns nehmen, den Jüngeren die Forderung der Dienstverweigerung vorzuhalten, wenn die Möglichkeit besteht, daß sie auf diese Weise als Opfer fallen?

In voller Bewußtheit, mit etwas wie göttlicher Freude in meinem Herzen, antworte ich darauf mit einem hellen: Ja! — Und ich nehme im Vertrauen an, daß ihr ein Gleiches tun werdet.

Opferung ist Grundsatz alles Lebens.

Sich selbst bewußt, aus eigener Ueberzeugung, opfern zu wollen im Dienst des Höchsten, ist Zeichen des höchsten Lebens.

Das ist es, um was es sich handelt bei diesen jungen Menschen.

Wer möchte für solche freiwillige Opferung um höchster Menschlichkeit willen nicht gern die volle Verantwortlichkeit tragen?

Mit heiliger Ironie möchte ich hierauf antworten: Nur sie nicht, die nicht davor zurückschrecken, die Verantwortlichkeit ruhig tragen zu wollen, sowohl für die freiwillige als für die gezwungene Opferung im Dienste der sogenannten Vaterlandsverteidigung, des mörderischen Militarismus.

Oder fallen vielleicht auf dem sündhaften Gebiete des Militarismus nicht zehntausendmal mehr als Opfer? — Es bedurfte wahrlich nicht dieses Weltkrieges, um uns dies zu lehren. — Und auf wie viel schlimmere Art und Weise, von unserm Standpunkt aus betrachtet, für welche verwerflichen Ziele und mit welchen verdammenswerten Mitteln! Denn wenn man es recht bedenkt, geht es in all den „modernen" Kriegen der „Kultur"-Staaten doch nur um einen imperialistischen Kapitalismus, das heißt, um die Geldmachtsinteressen der herrschenden und besitzenden Klassen, die unter der Hypnose eines nationalistisch gefärbten Militarismus die unterdrückten Nichtbesitzenden und Arbeitssklaven in den Kampf hineintreiben, der für sie nie einen Vorteil bringen wird.

Noch auf einen Punkt muß ich hinweisen, der mich rasch zum Schlusse meiner Ausführungen führt. Mit Absicht schrieb ich, daß wer den Dienst verweigert, Aussicht hat, ins Gefängnis geworfen zu werden u. s. w. Aber das Dulden dieser Gewaltsmaßregeln von Staatswegen ist nicht unumgänglich notwendig. In Hinsicht auf antimilitaristische Propaganda mag es zum größten Teil ohne Wert sein, aber in Bezug auf die Person selbst, die sich jeder Teilnahme an dem sündigen Militarismus enthalten will, bleibt es vollkommen lauter gehandelt, wenn einer rechtzeitig vorher das Land verläßt, und damit eine freiwillige langjährige Verbannungszeit auf sich nimmt. Denn nicht jeder, der seine Lebenspflicht in dieser Hinsicht treu erfüllen will und sich daher entschieden des Kriegsdienstes enthalten will, wird sich berufen fühlen, ein nicht durchaus notwendiges Märtyrertum anzutreten, wenn er sich auch dazu bereit erklären würde im Notfalle, falls die Umstände keinen anderen Ausweg zulassen.

Auf diesen Punkt wird sich unsere Tätigkeit in den kommenden Jahren besonders richten müssen. Wir werden den jungen Leuten, die in dieser Hinsicht der Stimme ihres Gewissens folgen wollen, dabei in weitestem Sinne von Nutzen sein können durch Beratung allgemeiner Art, moralische Unterstützung, besondere Hinweisungen in Bezug auf ein Arbeitsfeld, ein sich ihnen öffnendes Haus in

der Fremde und einen Kreis von Gesinnungsgenossen oder wenigstens sympatischer und vertrauenswürdiger Personen, bei der Wahl des Wohnorts und schließlich durch taktvolle Vermittlung gegenüber Eltern und Vormündern.

An allererster Stelle bedarf es für diese wichtige und durchaus praktische Angelegenheit des gegenseitigen Kontakts. Ohne dies wird wenig auszurichten sein, sowohl was die eben genannte direkte Arbeit betrifft, als die mehr indirekte: z. B. die in den verschiedenen Ländern die Aufhebung der gesetzlichen Strafbestimmungen den prinzipiellen Dienstverweigerern gegenüber zu erringen; allmählich den Volkswiderstand anzufachen den Budgetposten für militärische Zwecke gegenüber; eine von stets umfangreicheren Gruppen zu proklamierende Massen-Dienstverweigerung vorzubereiten, für den Fall, daß jemals wieder von den Staatsoberhäuptern das Zeichen zu einem neuen Krieg gegeben werden sollte u. s. w., u. s. w.

Bei der Bildung dieses gegenseitigen Kontakts sind wir jetzt angelangt. Daß er international sein muß, ist selbstverständlich. Dieser kann allerdings erst von Bedeutung werden, wenn zuvor in jedem besonderen Lande ein fester und wohlgeordneter Kontakt zum Vorschein kommt. Um prinzipiell zu bleiben und zweckentsprechend zu Werke zu gehen, und doch niemand durch eine bestimmte, es sei religiös oder sozialistisch gefärbte Formulierung von einem gemeinsamen radikalen Auftreten dem Militarismus gegenüber auszuschließen, möchte ich als Bedingung der Teilnahme an diesem von mir beabsichtigten Kontakt das Unterschreiben folgender Erklärung vorschlagen:

„Wir erklären uns gegen jeden Krieg ohne Ausnahme.

Wir erkennen die sittliche Notwendigkeit, jede Teilnahme am Militarismus zu verweigern.

Wir wollen alle Menschen von gleicher Gesinnung in der ganzen Welt mobilisieren und organisieren."

Nicht nur daß die Welt es wissen muß — und zwar je eher desto besser — daß in allen Ländern eine unvermutet große Anzahl Menschen aus allen Kreisen, sowohl Männer als Frauen, ältere wie jüngere, vom rein menschlichen Standpunkte aus, auf sittlichen Grundsätzen fußend, den Militarismus radikal verurteilt und so entschieden wie möglich von sich weist, und daß diese Zahl immer im Wachsen begriffen ist — auch wir selbst müssen es von einander wissen, daß wir in diesem so wichtigen Punkte Gesinnungsgenossen sind.

Wir sind unzweifelhaft größer an Zahl als einer von uns vermuten kann. Die meisten von uns haben sich selbst für die nächste

Umgebung versteckt gehalten. Möge dies jetzt anders werden. Bekenntnis ist jetzt Pflicht.

Viele werden obenstehende Erklärung unterschreiben können und müssen, als Christen.

Viele werden obenstehende Erklärung unterschreiben können und müssen, als Sozialisten.

Andere auch werden sie unterschreiben nur auf Grund ihres Menschseins.

Mögen viele, sehr viele meinem Aufrufe Folge leisten!

Bern, Januar 1915. Lod. van Mierop.[1])

Der Teufel erschien vor der Himmelstür.

1915.

Der Teufel erschien vor der Himmelstür:
Herr Gott, ich halt's nicht mehr aus!
Verschaff' einen andern Posten mir,
Sie lachen als Stümper mich aus.

Und quäl' ich, so viel ich nur quälen kann,
So spotten sie: Ist es schon aus?
Wir haben ganz Andres uns angetan
Auf Erden im Schlachtengebraus.

Der Ewige drauf: So schließe doch ab
Die Hölle für einige Zeit,
Und greife zum irdischen Wanderstab
Und sei dort zu lernen bereit!

Der Teufel gehorcht. Und der schreckliche Krieg
Belebt ihm auf's Neue den Mut;
Dem Freund und dem Feinde verspricht er den Sieg,
Daß ja nicht erlahme die Wut.

Er weidet daran seine höllische Gier,
Nichts Schlechtes entgeht seinem Blick:
Noch nirgends gefiel es so gut mir wie hier,
Drum kehre ich nimmer zurück.

---

[1]) Wer sich der durch diesen Aufruf gekennzeichneten Bewegung anschließen oder auch nur nähere Auskunft über sie erhalten will, möge sich an Herrn Paul Birukoff, Onex près Genève, oder Herrn Otto Volkart, Monbijoustraße 39, Bern, oder Herrn Dr. L. A. Baehler, Paterswolde bei Groningen (Holland) wenden.

So macht denn die Hölle auf Erden sich breit —
Und hat nun auch Erdengeschick,
Denn Alles, was irdisch, das hat seine Zeit,
Vergeht und kehrt nicht mehr zurück.

Ja, wüte nur bald sie auf Erden sich aus,
Daß endlich vorbei ihre Zeit,
Dann breitet die himmlische Gnade sich aus,
Die immer zu segnen bereit.

Wann liegt die Erde wohl im letzten Krieg?

Wann liegt die Erde wohl im letzten Krieg?
Wann schaut der Friede seinen vollen Sieg?

Wenn sich die Völker gegenüber stehn
Und die Gewehre doch nicht los mehr gehn.

Wenn jeder wartet bis der Andre schießt,
Daß nicht zuerst er Bruderblut vergießt.

Die Ruhe vor dem Blitz und Donnerschlag,
Sein Herz ein jeder pochen hören mag.

Ein Vöglein piept' noch mit geschnürter Kehle,
Nun ist es stumm in angsterfüllter Seele. —

Da stürzt sich einer vor mit lautem Schrei:
„Hier, tötet mich, doch gebt die Brüder frei!"

Und von der andern Seite einer naht:
„Hier meine Bruderhand, bevor's zu spat!"

Ein Dritter, Vierter, Fünfter folgt sodann,
Sie folgen endlich alle, Mann für Mann.

Die Führer fluchen. Doch sie sind besiegt,
Weil Freund und Feind sich in den Armen liegt.

Und wie aus einer Kehle laut es tönt:
„Nun hat die Liebe endlich uns versöhnt!"

Ein nie gehörter Siegesgesang erschallt,
Der selbst vom Himmel jubelnd wiederhallt.

Man fragt beglückt, woher das alles kam,
Weil Seelennot sich wer zu Herzen nahm.

W. Kambli (Lichtensteig).

Stimmen von der Höhe.

Der Sohn eines unserer französischen Gesinnungsgenossen und Freundes, eines Führers des religiösen Sozialismus, schreibt:

8. Juni, Brief an seinen Vater:

„Je pars demain aux tranchées . . . J'espère faire tout mon devoir sans emphase mais avec vigueur. Le reste importe peu. Je suis heureux d'avoir à vivre des heures pareilles; on se sent moins étouffé qu'à l'habitude, plus à l'air. Peut-être y serons-nous un peu trop, mais je n'en ai cure. On a plaisir à être exactement, où l'on doit. Ne vous inquiétez pas outre mesure à mon sujet. A quoi cela sert-il? Pour moi, croyez bien que j'ai l'intention de revenir. Si pourtant il fallait rester là-bas, je fais dès maintenant don de ma frêle existence à la cause qui secoue notre patrie d'un spasme héroique et divin."

Uebersetzung:

„Morgen geht's nach den Schützengräben . . . Ich hoffe, meine ganze Pflicht tun zu können, ohne Schaustellung, aber mit aller Kraft. Das Uebrige hat nichts zu bedeuten. Ich bin glücklich, solche Stunden erleben zu dürfen; man fühlt sich freier als sonst, gleichsam in frischer Luft. Vielleicht werden wir davon etwas zu viel bekommen, aber das macht mir keine Sorge. Man freut sich, genau da zu stehen, wo man stehen muß. Beunruhigt euch nicht zu stark um meinetwillen. Wozu doch? Seid gewiß, daß ich im Sinne habe, wiederzukehren. Wenn ich aber dort bleiben müßte, so weihe ich ja von jetzt an mein gebrechliches Dasein der Sache, die unser Vaterland mit einem Schauer von Heldentum und Gefühl des Göttlichen erfüllt."

15. Juni, Brief an seine Schwester:

„Je te dois une lettre des tranchées; je te l'écris sur mes genoux, assis au bord de mon gourbi exigu et je prévois qu'elle sera interrompue par les obus qui ne cessent d'éclater autour de nous. La vie d'ailleurs n'est pas, ici, aussi terrible qu'on le croit. Il est vrai qu'à chaque instant l'ordre peut venir d'attaquer, et les choses changeront . . . .

Jolie vie que cette vie des tranchées malgré ses fatigues. On est à l'air et au soleil, et puis on a l'ennemi en face de soi. Que voulez-vous de plus? L'âme s'exalte à cette lutte et s'enrichit. On a parlé beaucoup de sacrifice à propos de nos soldats; je n'aime guère cette idée, à moins qu'on ne prenne le mot absolument dans le sens antique (sacré = consacré à), mais dans l'acception moderne de ce terme, il y a une idée de perte; or, ce n'est pas le cas; nous avons tout à gagner ici, rien à perdre, si notre âme s'agrandit et s'épure. La beauté de la vie vaut mieux que la vie elle-même."

Uebersetzung:

„Ich bin Dir einen Brief aus dem Schützengraben schuldig; ich schreibe ihn Dir auf den Knien, am Rand meines winzigen Hüttchens und bin darauf gefaßt, daß er durch die Granaten unterbrochen wird, die unaufhörlich um uns herum platzen.

Das Leben hier ist übrigens nicht so schrecklich, als man meint. Freilich kann jeden Augenblick der Befehl zum Angriff kommen und dann wird's anders . . . .

Wie ist dieses Leben im Schützengraben fröhlich, trotz seiner Mühsale. Man ist in frischer Luft und Sonnenschein und hat den Feind vor sich — was wollt ihr mehr? Die Seele wird durch diesen Kampf gehoben und bereichert. Man redet in Bezug auf unsere Soldaten viel von Opfern; ich liebe diesen Gedanken nicht, es sei denn, daß man das Wort völlig in seinem antiken Sinne nimmt (geopfert = geweiht), aber in der modernen Bedeutung dieses Ausdrucks liegt etwas vom Gedanken an einen Verlust. Um einen solchen aber handelt es sich nicht: wir haben hier alles zu gewinnen, nichts zu verlieren, wenn nur unsere Seele größer und reiner wird. Die Schönheit des Lebens ist mehr wert als das Leben selbst."

Wenige Tage darauf ist er gefallen.

* * *

Ein Anderer schreibt aus der Kaserne seinem Vater, einem andern unserer Freunde und Führer des religiösen Sozialismus:

„Il faut regarder au-dessus des moyens employés et contempler hardiment l'avenir, l'humanité qui nous succédera. Seul, celui dont l'horizon est vaste, peut voir tout ce que cette guerre a de grand. Que l'on se batte pour préparer un monde, où l'on ne se battra pas! Telle est la pensée qui me remplit d'enthousiasme et de joie. La guerre va faire faillite, une fois pour toutes. Il vaut la peine de donner sa vie, au propre ou au figuré, pour une telle idée."

Uebersetzung:

Man muß über die angewendeten Mittel hinwegsehen und den Blick kühn auf die Zukunft, die Menschheit richten, die nach uns kommt. Nur wer einen weiten Horizont hat, vermag ganz zu erkennen, was Großes in diesem Kriege liegt. Wir führen Krieg, um eine Welt herbeizuführen, worin kein Krieg mehr sein wird. Das ist der Gedanke, der mich mit Begeisterung und Freude erfüllt. Der Krieg macht Bankrott, ein für allemal. Es ist der Mühe wert, für diesen Zweck, in leiblicher Wirklichkeit oder in geistigem Sinne, sein Leben hinzugeben."

* * *

Eine zweiundachzigjährige Engländerin schreibt (Juli 1915):

I wish I could bring into your midst my joy in living in these times — as terrible as they are, — and convey to you my implicit faith in the power back of all. For the Earth is the Lord's and He is working in it, paradoxical as it seems to our human sight. One has to look deeply and lovingly and fearlessly, I know — but to live above the seeming is our duty, while we carry our armour lightly, . . to sink or to rise, as is the Willing. Great and marvellous issues are with us — they are coming to the race through these very ways that are stirring the nations. All are waking to the inner call. Sleep and apathy are going.

Uebersetzung.

„Ich wollte, ich könnte Ihnen meine Freude mitteilen, in diesen Zeiten leben zu dürfen — so schrecklich sie sind — und meinen unerschütterlichen Glauben

an die Macht, die hinter allem steht, auf Sie übertragen. Denn die Erde ist des Herrn und er darin am Werke, so paradox dies unserem menschlichen Blick vorkommen mag. Ich weiß, man muß, um dies zu erkennen, tief, liebevoll und furchtlos den Dingen ins Gesicht schauen — aber es ist ja unsere Aufgabe, über dem Schein der Dinge zu leben, und unsere Rüstung leicht zu tragen . . . um zu sinken oder steigen, wie der Wille, der über uns ist, gebietet. Große und wundervolle Dinge sind über uns — sie kommen zu unserem Geschlecht gerade auf diesen Wegen, die nun die Völker erregen. Sie warten alle auf den Ruf der Seele. Schlaf und Apathie schwinden hinweg . . .

Erklärung.[1]

Die Unterzeichneten sehen sich zu folgender Erklärung veranlaßt:

Ein Lehrer aus der Gemeinde Lucens im Kanton Waadt ist wegen militärischer Dienstverweigerung zu vier Monaten Gefängnis und einem Jahr Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt worden. Dazu ist er vom Regierungsrat seines Kantons aufgefordert worden, seine Lehrstelle „freiwillig" niederzulegen. Wie die Zeitungen berichten und wir auch sonst aus zuverlässigen Quellen wissen, hat er seinen Schritt nach langer und ernster Ueberlegung aus Gründen des religiösen Gewissens getan, in der Ueberzeugung, daß der Krieg und was dazu gehöre, mit der Welt, die Christus will, in unerträglichem Widerspruch stehe und daß ein wirklicher Glaube an den allmächtigen und gütigen Gott uns andere Wege für das Zusammenleben der Völker weise. Diese Ueberzeugung ist, wie schon in einem anderen Falle, den Richtern so seltsam vorgekommen, daß sie ihn einer langen irrenärztlichen Untersuchung unterwarfen, wie auch in den Zeitungen das höhnische Staunen über einen solchen „sonderbaren religiösen Schwärmer" zum Ausdruck kam. Dem gegenüber möchten die Unterzeichneten erklären, daß sie jene Ueberzeugung durchaus teilen und für den verurteilten Gesinnungsgenossen einstehen. Wir lassen es dahingestellt, ob ernsthafte christliche Gesinnung in jedem Falle zur Verweigerung des Militärdienstes führen müsse, aber wir können nicht anders, als unserer Meinung Ausdruck zu geben, daß ein Mann, der seinem christlichen Gewissen gehorcht, ohne auf die Folgen zu achten, wie der Verurteilte, ein edler Mensch und echter Jünger Christi ist. Wir begreifen durchaus, daß das Kriegsgericht ihn verurteilt hat; dies entspricht dem Gesetz und den vorhandenen Anschauungen und der Verurteilte hat gewiß nichts anderes erwartet. Aber wir stellen fest, daß unsere heutige Staatsordnung ein Christentum, dessen Höhe und Reinheit niemand anzweifeln kann, nicht dulden zu können scheint und erklären, daß diese Strafe in den Augen jedes Edeldenkenden kein Makel, sondern nur

---

[1]) Man vergleiche zu dieser Erklärung das erste und zweite Stück der „Rundschau".

ehrenvolles Leiden um des Gewissens willen sein kann. Diese Erklärung geben wir ab, weil wir sie dem Manne und uns selbst schuldig zu sein glauben, überzeugt, daß sehr Viele unsere Auffassung teilen.

E. Altwegg, Pfr., Wipkingen-Zürich.
Carl Arbenz, Pfr., Zürich.
Dr. Berchtold, Zürich.
M. Boller, Pfr., Veltheim b. Winterthur.
P. Cadonau, Pfr., Luvis.
Th. Caveng, Pfr., Pitasch.
O. Clavuot, Pfr., Zernez.
W. Cuendet, Pfr., Zürich.
H. Domenig, Pfr., Davos-Dorf.
B. Gantenbein, Pfr., Reute, Appenzell.
M. Gerber, Pfr., Feldis.
B. Guidon, Pfr., Scharans.
Ch. Holzer, Pfr., Sils i. D.
B. Jecklin, Pfr., Klosters.
Ad. Kistler, Pfr., Langnau i/E.
H. Kober, Pfr., Rümlingen.
Prof. Dr. L. Köhler, Pfr., Langnau, Zürich.
Dr. J. Kuster, Rechtsanwalt, Zürich.
Otto Lauterburg, Redaktor am „Freien Schweizer Arbeiter", Bern.
R. Lejeune, Pfr., Tenna.
R. Liechtenhan, Pfr., Basel.
Alb. Maag, Lehrer, Schwamendingen.
P. Martig, Pfr., Chur.
A. Maurer, Pfr., Schwamendingen-Oerlikon.
J. Matthieu, Religionslehrer, Zürich.
L. Ragaz, Professor, Zürich.
R. Ragaz, Pfr., Ilanz.
R. Rotach, Pfr., Neunkirch.
A. Schaedelin, Pfr., Bern.
K. Straub, Pfr., Bremgarten i/A.
L. Streuli, Präs. der Kirchenpflege, Wipkingen-Zürich.
L. Stückelberger, Pfr., Winterthur.
C. Stuckert, Pfr., Schaffhausen.
P. Trautvetter, Pfr., Oberhallau.
Dr. O. Vollenweider, Zürich.
Fr. Walthard, Zürich.
H. Wirz, Red. am „Grütlianer", Zürich.
F. Zulauf, Pfr., Delsberg.

Rundschau.

Der Fall Baudraz. Wir entnehmen der „Neuen Zürcher-Zeitung" (3. September, zweites Morgenblatt) folgenden Bericht über den Fall Baudraz:

Vor dem Militärgericht der 1. Division, das in Pruntrut unter dem Vorsitz von Großrichter Major Maunoir tagte, kam jüngst ein Fall von Dienstpflichtverletzung zur Aburteilung, dessen Begleitumstände geeignet sind, nachdenklich zu stimmen. Denn der Fall, daß ein junger Lehrer, ein in seinem zivilen Leben unbescholtener, in seiner Berufstätigkeit sehr geschätzter und bei seinen Mitbürgern überaus beliebter Mann, sich aus religiösen Gründen weigert, seinem Vaterland mit der Waffe in der Hand zu dienen, ist gewiß kein alltäglicher. Er hat denn auch im Kanton Waadt, der Heimat des Angeklagten, wie es scheint, großes Aufsehen erregt, und von weit her waren Leute, die den Angeklagten kennen, so unter andern zwei waadtländische Pfarrer, zur Gerichtsverhandlung erschienen, die vor überfüllten Tribünen sich abspielte.

John Baudraz, von Beruf Primarlehrer, ist als Soldat beim Füsilier-Bataillon 2 eingeteilt. Er hat 1910 die Rekrutenschule gemacht, und die seitherigen Wiederholungskurse mit seiner Einheit absolviert. Als im August letzten Jahres die Mobilisation der Armee erfolgte, rückte er anstandslos ein. Bemerkenswert ist nur sein nachträgliches Geständnis, bei der Beeidigung seiner Truppe habe er sich nicht getraut, die Schwurfinger kräftig und überzeugt zu erheben, sondern habe sich damit begnügt, den Arm leicht zu heben, aus Furcht, seinen Grundsätzen durch einen Treueschwur gegenüber der weltlichen Macht untreu zu werden, also einen Meineid zu schwören.

Baudraz hat dann die ganze erste Mobilisation, d. h. volle sieben Monate, mit seinem Bataillon mitgemacht. Sein soldatisches Betragen war untadelig und gab nicht zu der geringsten Klage Anlaß. Allerdings schien damals schon das religiöse Empfinden in seinem Innern langsam die Oberhand gegenüber dem Bewußtsein seiner Bürger- und Soldatenpflicht zu gewinnen, denn im Monat November 1914 weigerte er sich eines Tages, ebenso plötzlich als kategorisch, die Uebungen seiner Kompagnie fernerhin mitzumachen, da dies sein Gewissen nicht mehr zulasse. Den eindringlichen Vorstellungen des vom Kompagniekommandanten beigezogenen Regimentsfeldpredigers gelang es jedoch damals, Baudraz von seinem Vorhaben der Dienstverweigerung abzubringen, und er machte von da an bis zur Entlassung seiner Truppe widerspruchslos in Reih und Glied mit. Wie es scheint, hat damals die Lektüre Tolstoischer Schriften und ein mit seiner Frau bezüglich ihrer gemeinsamen religiösen Ueberzeugungen gepflogener Briefwechsel seine spontane Weigerung, weiterhin Dienst zu leisten, veranlaßt.

Bekanntlich wurde die 1. Division Mitte Juni 1915 zum Ablösungsdienst neuerdings unter die Fahnen gerufen. Baudraz, der in der Zwischenzeit zu Hause sich eifrig mit der Lektüre religiöser Schriften abgegeben hatte, war offenbar „mit seinem Gewissen definitiv ins Reine gekommen", denn er rückte nur ein, um seinem Kompagniekommandanten sogleich bei der Besammlung der Kompagnie ruhig zu erklären: „que ses principes religieux ne lui permettaient plus d'accomplir le service militaire." Der Hauptmann war über diesen „Rückfall" Baudraz höchlichst erstaunt und hielt ihn wohl im ersten Augenblick mehr für eine vorübergehende Stimmung, denn als unerschütterlichen Entschluß. Er signalisierte immerhin den Fall sofort dem Bataillonskommandanten, welcher persönlich Baudraz auf die schweren Folgen seiner Handlungsweise eindringlich aufmerksam machte und ihn demzufolge zu bestimmen versuchte, seine Pflichten als Soldat und Bürger auch weiterhin zu erfüllen. Umsonst; seine Vorgesetzten mußten bald einsehen, daß Baudraz' bestimmte Erklärung: „Aujourd'hui ma décision est inébranable" ernst zu nehmen war. Baudraz wurde daraufhin in das Gefängnis abgeführt und zur Verfügung des militärischen Untersuchungsrichters gestellt. Dieser ordnete vorerst

die Ueberführung des Angeschuldigten in die kantonale Irrenheilanstalt Cery bei Lausanne zur Beobachtung auf seinen Geisteszustand an, da er an der vollen Zurechnungsfähigkeit Baudraz' Zweifel hegte und geneigt war, das Vorhandensein eines geistigen Defektes anzunehmen. In Cery verblieb Baudraz etwas länger als einen Monat in Beobachtung. Das psychiatrische Gutachten wurde vom Subdirektor der Anstalt, Dr. Preisig, erstattet. Letzteres, eine überaus sorgfältige, eingehende und feine Arbeit, der man es ordentlich anzusehen glaubt, mit welch liebevollem Interesse sich der beobachtende Psychiater des eigenartigen Falles angenommen hat, kommt zum bestimmten Schlusse, das Baudraz geistig vollkommen normal veranlagt sei. Daraufhin wurde seine Ueberführung in Untersuchungshaft nach Delsberg angeordnet; nachdem die strafrechtliche, volle Verantwortlichkeit des Angeschuldigten einwandfrei feststand, konnte das reguläre, militärstrafgerichtliche Verfahren seinen Gang nehmen.

Während seines Aufenthaltes in Cery hat Baudraz sein Glaubensbekenntnis in einem umfangreichen Schriftstück, das bei den Akten liegt, niedergelegt. Eine gedrängte Zusammenfassung seines wesentlichen Inhalts hat der psychiatrische Experte in sein Gutachten aufgenommen. Da letzteres an der Gerichtsverhandlung zur Verlesung gelangt, erhält auch das Publikum von seinem hauptsächlichen Inhalt Kenntnis. Ein interessantes Dokument, das man mit wachsendem Interesse liest! Man hält es kaum für möglich, daß es in unserm nüchternen Zeitalter, und zudem zu einer Zeit, da eine ganze Welt in Waffen starrt, noch Menschen gibt, die das Bibelwort von der Nächstenliebe so furchtbar ernst und buchstäblich nehmen, daß sie, Familie, Stellung, Soldatenpflichten, Vaterland, — kurz, alles, was sonst dem Menschen teuer ist, vergessend, lieber ins Gefängnis wandern, als die Waffe nur zu tragen, geschweige denn gegen irgend einen Menschen, auch wenn er als Feind zu uns käme, zu erheben. Und das in einem Lande, das keinen Eroberungskrieg führen will, dessen Soldaten nur zu den Waffen greifen, um den heimatlichen Boden, die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes gegen den zu verteidigen, der es wagen sollte, diese unsere heiligsten Güter anzutasten! Dabei ist dieser Mann ein Jugendbildner, der berufen ist, in Hunderte von jungen gläubigen Kinderherzen die Liebe zum Vaterland, die Achtung vor seinen Gesetzen und eine hohe Auffassung von den Bürgerpflichten und Bürgertugenden zu pflanzen! Muß das nicht nachdenklich stimmen? Doch hören wir in Kürze das Glaubensbekenntnis dieses sonderbaren religiösen Schwärmers:

„Der Krieg ist ein Uebel, eine Ungeheuerlichkeit; er ist die Antithese der Lehre des Christentums, das die Nächstenliebe und die Verzeihung uns zugefügter Beleidigungen predigt. Leben und Tod des Menschen unterstehen der Verfügungsgewalt Gottes, und keine Regierung der Welt hat das Recht, darüber zu gebieten. Selbst zur Verteidigung seiner Grundsätze und seiner Anhänger verneint das Christentum die Anwendung der Gewalt. Jesus hat Petrus befohlen, sein Schwert in die Scheide zu stecken; ein Christ, der angegriffen wird, darf versuchen, seinen Gegner zu entwaffnen, aber er soll ihn nicht schlagen, um sich zu verteidigen; er hat nicht das Recht, ihn zu töten. Auch eine Nation, die angegriffen wird, soll versuchen, den Gegner durch Gebietsabtretungen zu befriedigen; eine christliche Regierung führt keinen, auch keinen Verteidigungskrieg. Sie wird vielmehr der Waffengewalt des Feindes nachgeben, vertrauend auf die Gerechtigkeit Gottes. Die politische Freiheit ist keine Verletzung der Grundsätze des Christentums wert, welches die Anwendung von Gewalt verdammt. Die Vaterlandsliebe soll den Grundsatz von der Verzeihung uns zugefügter Beleidigungen nicht unwirksam machen. Einer Armee in irgend welcher Eigenschaft angehören, ist gleichbedeutend mit der Annahme der Gesetzlichkeit einer Schlacht, also dem Verlassen des christlichen Standpunktes. Baudraz gibt zu, daß vom menschlichen Standpunkt aus eine Differenz zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg besteht, und daß eine Regierung unter Umständen gezwungen werden kann, zu den Waffen ihre Zuflucht zu nehmen. Aber vom christlichen Standpunkt aus, folgert er weiter, kann diese Unterscheidung nicht aufrecht erhalten werden: ein Verteidigungskrieg ist gleichermaßen verdammenswert

wie ein Angriffskrieg. Baudraz ist sich der Tatsache bewußt, daß zwischen seinen Anschauungen als Christ und seinen Pflichten als Schweizerbürger ein Konflikt besteht. Er hat darunter furchtbar gelitten, bis er sich zu seinem nunmehrigen, unabänderlichen Entschlusse durchgerungen hat. Einsehend, daß man nicht zugleich Christ und Soldat sein könne, und das Evangelium allen menschlichen Gesetzen voranstellend, glaubt er, vor allem Christ bleiben zu müssen. Daher sein Entschluß und seine Weigerung, weiter Militärdienst zu leisten."

Soweit das Glaubensbekenntnis dieses fanatischen Apostels der Nächstenliebe, der wohl zum mindesten hundert Jahre zu früh auf die Welt gekommen ist. Der Auditor hatte denn auch für die biblischen Theorien des Angeklagten wenig Verständnis. Er stellt sich die Frage, wer wohl gefährlicher sei für die Rechtsordnung eines Staates, ein Anarchist der Tat oder ein solcher Religionsfanatiker. Beide, wenn auch aus ganz verschiedenen Gedankengängen heraus, verabscheuen den Militärdienst und alles, was mit den physischen Machtmitteln des Staates zusammenhängt; beide stellen sich über die Rechtsordnung des Staates. Solche Theorien anerkennen, seien sie der Ausfluß gewalttätiger oder religiöser Gesinnung, hieße den Staatsbegriff als solchen negieren. Die Tatsache, daß der Angeklagte im Zivilleben den Lehrerberuf ausübt, muß schwere Bedenken erwecken; wenn den Schülern solche Ideen und Grundsätze doziert werden, und wenn sie auf fruchtbaren Boden fallen sollten, würde eine merkwürdige Generation von Bürgern heranwachsen. Der Einfluß solcher theoretischer Antimilitaristen auf ihre nähere und weitere Umgebung ist nicht zu unterschätzen, weniger intelligente und gebildete Leute unterliegen ihm leicht. Tatsächlich läßt sich denn auch bereits die Wirkung der Theorien des Angeklagten auf seine Familie erschreckend deutlich konstatieren. Seine Frau, ebenfalls diplomierte Lehrerin, billigt nicht nur den Standpunkt ihres Mannes, sondern geht, wie ihre Aussage vor Gericht zeigt, völlig in seinem Ideenkreise auf. Ein Bruder, der als Soldat in der gleichen Kompagnie dient, und der ebenfalls als Zeuge vor Gericht erscheint, hat bis jetzt seine militärischen Pflichten gewissenhaft erfüllt, fängt aber bereits an, in seiner Auffassung zugunsten derjenigen seines Bruders wankend zu werden. Sind es heute nur Familienglieder, die dem Einfluß dieses religiösen Schwärmers erliegen, so könnten es morgen schon Kameraden sein. Das ist es, was solche Leute für ihre Umgebung gefährlich erscheinen läßt. Zur Entlastung des Angeklagten muß allerdings angeführt werden, daß er in der Truppe, unter seinen Kameraden, für seine merkwürdigen Anschauungen nie Propaganda gemacht hat. Baudraz ist kein Proselytenmacher, sondern eher ein stiller, in sich gekehrter Mensch, der sich damit begnügte, wie er sich ausdrückte, „mit seinem eigenen Gewissen ins Reine zu kommen". Gleichwohl beantragt der Auditor, von den weiter oben angeführten Erwägungen ausgehend, eine empfindliche Strafe, die ihren Zweck, abschreckend zu wirken, erreiche. Der Antrag des Anklägers geht auf eine Gefängnisstrafe von vier Monaten.

Der Verteidiger, Rechtsanwalt Barbey aus Montreux, hatte natürlich angesichts des zweifellos vorliegenden kriminellen Tatbestandes einen schweren Stand. Er versuchte das Vorliegen einer deliktischen Absicht, der „intention criminelle", wie sie Art. 13 des Militärstrafgesetzbuches für die Strafbarkeit zur Voraussetzung hat, zu verneinen, ohne, wie vorauszusehen war, mit dieser These beim Gericht durchzudringen. Interessant war seine Mitteilung, daß die Schulpflege der Gemeinde, in welcher Baudraz als Primarlehrer wirkt, einstimmig beschlossen habe, Baudraz nach wie vor im Amte zu behalten, wie auch das Urteil des Militärgerichtes ausfallen möge. Baudraz wird also nach Verbüßung seiner Strafe, umgeben von der stillen Glorie eines Märtyrers seiner religiösen Ueberzeugung, wieder vor seine Schüler treten können.

Das Urteil des Gerichtshofes, das nach kurzer Beratung gefällt wird, lautet auf vier Monate Gefängis, unter Anrechnung der erlittenen Untersuchungshaft. Mit dieser Strafe verband das Gericht, über den Antrag des öffentlichen Anklägers hinausgehend, den Entzug der bürgerlichen Rechte und Ehren für die Dauer eines Jahres. Wie sich das Urteil ausdrückt, fand der Gerichtshof „qu'il n'est pas ad-

missible que celui qui ne veut pas remplir ses devoirs militaires, puisse bénéficier de la contre-partie de ces devoirs, c'est-à-dire de ses droits politiques." Gewiß ein durchaus logischer Standpunkt, so entehrend diese Zusatzstrafe für den Verurteilten angesichts seiner bürgerlichen Stellung auch sein mag.

Baudraz nahm das Urteil mit der gelassenen Ruhe eines Menschen auf, der das Bewußtsein hat, für eine gute Sache zu leiden. Wir wagen kaum zu hoffen, daß er sich in der Stille der Gefängniszelle eines Bessern belehren wird. Leute, die sich so hartnäckig in eine Idee verbeißen, wie Baudraz in seine religiös-pazifistische Ueberzeugung, sind kaum zu bekehren. Das wird sich übrigens zeigen, wenn seine Einheit wiederum zum Aktivdienst einzurücken hat.

Zum Schlusse sei noch, als kleines Stimmungsbild, die Tatsache konstatiert, daß das zahlreiche Tribünenpublikum, unter dem selbstredend auch die Damenwelt nicht fehlte, mit seinen Sympathien offensichtlich auf seiten des Angeklagten stand.

Es wäre schade, wenn wir diesem Berichte einen Kommentar hinzufügten. Er sagt einem nachdenklichen Leser mehr als viele Abhandlungen und wirft ein fast blendendes Licht auf unsere geistige Lage!

Zu der Erklärung in Sachen Baudraz dürfte wohl die Bemerkung angebracht sein, daß selbstverständlich bei weitem nicht Alle, die gern ihre Unterschrift dazu gegeben hätten, auf der Liste stehen. Diese trägt einen mehr oder weniger zufälligen Charakter. Die Sammlung ging in der Stille und in sehr großer Eile vor sich; schon darum konnte von einer Vollständigkeit nicht die Rede sein. Es kam wohl auch weniger auf eine große Zahl oder gar möglichste Vollständigkeit der Unterschriften an, als darauf, daß überhaupt diese Stimme öffentlich gehört wurde.

Alkohol und Heer. Zur Ergänzung des Aufsatzes von Dr. E. K. im Juni-Heft drucken wir folgenden schweizerischen Armeebefehl ab.

„Auf besondere Weisung des Generals soll der Befehl vom 4. September 1914 betreffend Alkohol und Wirtschaftspolizei neuerdings in Erinnerung gebracht und durch verschärfte Bestimmungen ergänzt werden.

Anlaß hiezu bietet die Wahrnehmung, daß Trunkenheit die Hauptursache der bisher vorgekommenen Disziplinar- und Kriminalstraffälle war.

Allgemein auch dringt die Erkenntnis durch, daß Alkoholgenuß weder die physische noch die geistige Leistungsfähigkeit und noch viel weniger die Willensenergie fördert, von den direkt schädlichen Folgen nicht ganz mäßigen Alkoholgenusses gar nicht zu reden.

Die Truppenkommandanten erhalten hiemit den Befehl, bei der Truppe durch Belehrung und geeignete Maßnahmen auf Einschränkung des Alkoholgenusses überhaupt hinzuwirken, und Mißbrauch von Alkohol strenge zu bestrafen.

1. Im theoretischen Unterricht sind die geeigneten Belehrungen der Truppe über Alkohol periodisch zu wiederholen, und die Offiziere haben dafür zu sorgen, daß sie dabei auf ihr eigenes gutes Beispiel verweisen können.

2. Allen denjenigen Einrichtungen und Veranstaltungen von Vereinen und Gesellschaften und Soldatenstuben 2c. 2c., welche der Einschränkung von Alkoholgenuß und Wirtshausbesuch dienen, sollen die Truppenkommandanten alle Förderung angedeihen lassen.

3. Die Wirtschaften sind von den Truppenkommandanten nach Tunlichkeit zu veranlassen, daß sie für die Truppen auch alkoholfreie Getränke zu billigen Preisen führen.

4. Den örtlichen Polizeibehörden und den Inhabern von Wirtschaften und von Getränkeverkaufsstellen ist von den Truppenkommandanten bekannt zu geben, daß es im Interesse militärischer Disziplin verboten ist:

a) Soldaten (allen Militärpersonen) Getränke bis zur Betrunkenheit auszuschenken, ersichtlich Angetrunkenen überhaupt noch Getränke zu verabfolgen,

b) Soldaten nach der für das Militär festgesetzten Polizeistunde noch zu bewirten, oder im Wirtshaus zu dulden,

c) Soldaten alkoholhaltige Getränke zum Wegtragen zu verkaufen. (Von Truppenkommandos befohlene Fassungen natürlich ausgenommen.)

5. Die Soldaten selber, welche ihrerseits diesen Verboten zuwiderhandeln, sind strenge zu bestrafen.

Wollen Wirte und Ladeninhaber sich nicht fügen oder handeln sie diesen Verboten zuwider, so ist den Soldaten das fernere Betreten solcher Wirtschaften oder Geschäfte bei strenger Strafe zu verbieten, und zur Durchführung dieses Verbotes, solange den Truppenkommandanten ein solches nötig erscheint, sind vor die betreffenden Wirtschaften oder Geschäfte Schildwachen zu stellen, welche die Soldaten am Eintritt hindern.

Der Generaladjutant der Armee:
Oberstdivisionär Brügger.

Dazu haben wir nur Eins zu bemerken: wo bleibt die Verordnung gegen den Alkoholismus der Offiziere? Wie sehr diese nötig wäre, beweist u. a. die Klage der stadtzürcherischen Polizeidirektion, daß das Verhalten der Offiziere ihr die Durchführung der Polizeistunde besonders erschwert habe. (Vergl. den Rechenschaftsbericht des zürcherischen Regierungsrates.) S. R.

Persönliches. Rade beklagt sich in der „Christlichen Welt" über die Behandlung, die wir im letzten Hefte Prof. Troeltsch hätten angedeihen lassen. Diesmal hat Rade, entgegen seiner sonstigen Art, eine Sache allzu schwer genommen. Ganz selbstverständlich galten unsere Bemerkungen nicht der Person von Professor Troeltsch, sondern seiner Theologie. Es ist uns nicht eingefallen, seine Person irgendwie anzutasten oder seine wissenschaftlichen Verdienste herabzusetzen. Jene kennen wir nicht, diese haben wir jederzeit gewürdigt und hervorgehoben. Uns hat die Art, wie Troeltsch das, was uns das heiligste Glauben und Erleben ist, abgetan hat, zum Spott gereizt, im Sinne von 1. Korr. 1, 20—31. Die von uns zitierten Sätze beweisen, was sie beweisen sollten und bilden keine Entstellung dessen, was Troeltsch ausgeführt hat: Wir haben nie mit Entstellungstaktik gearbeitet und müssen Rades Vorwürfe durchaus zurückweisen, obschon wir solche von ihm am liebsten annähmen. Er hat in diesem Falle nur die eine Seite gesehen. Es handelt sich um einen scharfen Gegensatz zweier Denkweisen, der in diesem kleinen Zusammenstoß einige Funken erzeugt hat. Er wird ein ander Mal in anderer Form zum Austrag kommen müssen. R.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Christophorus.

Der Fluß verband die Länder, band die Völker;
von einem seiner grünen Ufer zu dem andern gab's
ein buntes Hin und Her auf Brücken und auf Fähren,
und über gleitendes Gewässer hin trug leicht der Kahn die Menschen
zu einander.

Jetzt aber ist es still auf Fluß und Land;
nur wenig Leben gehet hin und wieder.
Wer über Brücken schreitet, wird gemustert und bewacht,
und Sorge, Furcht, Mißtrau'n und Argwohn sind Begleiter,
wo harmlos sonst und froh das Leben hinzog.
Man weicht einander aus, man meidet fremden Boden.
Die Fähren liegen lang schon still an beiden Ufern,
uud lange schwieg das Glöcklein, das so oft zur Fahrt gerufen.

Doch heut auf einmal klingt's vom Ufer drüben,
klingt hell und klar der Glockenruf, und heller noch
schallt Kinderlachen zu uns übers Wasser.
Was wollt ihr, Kinder? Spottet ihr
des Kriegszustandes, der bewaffneten Gewalt?
Wollt ihr mit Lachen und mit Glockenklang
hinüberdringen über diese Flut, die heut die Völker trennt?
Kein Ruderschlag begegnet eurem Zeichen, ach, und glaubt ihr wohl,
es werde wieder je ein leichtes Boot
hingleiten über diese wildbewegten Wasser?

Einst schritt ein Mann durch Fluten, so wie diese,
und seine Schultern beugten sich und trugen
die geheimnisvolle Last des göttlich-heil'gen Kindes.

Und nur wenn Göttlich-Großes, heil'ge Einfalt wieder wach wird
zwischen Volk und Volk,
wenn statt des Mißtrauens und der Furcht
das kindliche Vertrauen,

statt des Argwohns und des Hassens Gottesliebe wieder aufsteht,
wird der dunkle Strom, der heute trennt,
uns endlich wieder einen.
Denn alles andre sank dahin und wurde fortgerissen von den Wassern.
Das aber bleibt.

Und nun, so komm' Christophorus,
und beuge dich der Last
und teil' den Strom der Meinung,
teil' die dunkle Flut des Hassens,
trag' als ew'ges Friedenszeichen du hindurch den größten Helden —
reine Gottesliebe.

Eine Bettagspredigt.

O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!
Jeremia 22, 29.

Verehrte Bettagsgemeinde! Vor einiger Zeit hat sich in der Schweiz ein Ereignis zugetragen, das am eidgenössischen Bettag nicht verschwiegen werden darf. Ein Lehrer in der französischen Schweiz, der auf Grund seiner religiösen Ueberzeugung sich weigerte, weiter Militärdienst zu tun, ist deswegen verurteilt worden. Er war schon mehrmals zu seinen Kursen pünktlich eingerückt und stand bei den militärischen wie bei den bürgerlichen Behörden in größter Achtung. Eines Tages aber wurden die religiösen Bedenken gegen den Militärdienst in ihm so mächtig, daß er sein Gewehr weglegte und sich weigerte, weitern Dienst zu tun. Da wurde er zur Beobachtung seines geistigen Zustandes ins Irrenhaus gesteckt. Der ihn behandelnde Arzt gab vor Gericht sein Gutachten dahin ab, daß der geistige Gesundheitszustand des Dienstverweigernden ein völlig normaler sei. Darauf verurteilte das Militärgericht den Angeklagten zu vier Monaten Gefängnis. Der Verurteilte hatte in seiner Verteidigung ausgeführt, die christliche Religion verbiete das Töten. Und zwar erstrecke sich dieses Verbot nicht nur auf den einzelnen, sondern auch auf den Staat. Das Verbot sei absolut zu nehmen, und deswegen verbiete ihm sein christliches Gewissen, noch länger Militärdienst zu leisten. Trotzdem ward er verurteilt. Er wurde verurteilt, obwohl jeder sich sagen mußte: Gäbe es viele solcher Menschen, so wäre jeder Krieg, ja beinahe jeder Unfriede, auf der Welt unmöglich. Der Staatsschulrat veranlaßte den Verurteilten, sein Lehramt aufzugeben, offenbar in der Meinung, daß ein Lehrer zum Erziehen der Jugend nicht tauge, wenn er es nicht verstehe, die Jugend über das Gebot: „Du sollst nicht töten," hinwegzuführen.

In der Grundidee dieser Geschichte liegen einige Gedanken, über die wir am heutigen Tage nicht hinweggehen dürfen. Vor allem liegt ein Gedanke darin, der geeignet ist, die friedliche Eintracht zwischen Staat und Religion zu zerstören. Ein höchst achtbarer Mensch hat es unzweideutig herausgesagt: „Ich kann nicht Gott und dem Staate dienen". Laßt uns darum, meine Freunde, heute mit einander betrachten zuerst, was Gott will, dann, was der Staat will, und wie der Christ mit ihm in Widerspruch gerät und endlich, welche Stellung wir selber einzunehmen haben. Als Geleitwort unserer Betrachtung wählen wir die Bibelstelle: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!

Meine Freunde! Was Gott unter den Menschen will, ist zusammengefaßt in das Wort: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." An wen hat Gott diese Forderung gestellt? Natürlich an jeden Menschen mit seiner Stärke und seiner Schwäche. An jeden Menschen mit seiner Eigenart. An jeden Menschen, der vermöge seiner Eigenart einen besondern Gedanken Gottes in der Welt darstellen soll. An jeden Menschen, der als eigenartiger Gedanke Gottes für sich wie für den Nächsten ein heiliges Gut sein soll. Auf welche Richtung menschlicher Eigenart bezieht sich nun Gottes Forderung? Zweifellos auf die sittliche. Die sittliche Vollkommenheit ist die stärkste Kraft der Welt. Sittliche Kraft ist der Boden für jede große geistige Kraft. Je stärker die sittliche Kraft wird, umso größer werden auch die Geisteskräfte, die nötig sind, um in die Tiefen von Gottes Geheimnissen zu dringen. Welches ist aber das Mittel, mit welchem Gott seine Forderung der Vollkommenheit in der Welt in Wirklichkeit setzen will? Gottes Mittel ist die Liebe. Die Liebe läßt die herrlichsten Kräfte in uns aufbrechen, wenn wir von ihr berührt werden; sie weckt das Beste in unserem Nächsten, so wir ihn dieselbe erfahren lassen. Die Liebe gibt uns Opferfreudigkeit bis zur Hingabe unseres Gutes und unseres Lebens. Sie allein vermag jenen höchsten Zustand, den wir Seligkeit nennen, in den Menschen zu schaffen. Ungeahnter Segen würde über die Menschen kommen, wenn sie wirklich mit Gottes Forderung Ernst machen würden. Der gute Geist Gottes würde die Menschen zusammenführen. Man würde nicht mehr Unterschiede des Standes, des Besitzes, des Staates oder der Rasse kennen. Die Menschen würden alle diese Unterschiede vergessen und sich zusammenfinden in sittlichen Gemeinschaften, die an Stelle der Staaten träten. Jeder könnte nach freiem Willen in der Gemeinschaft leben, die seiner Eigenart am besten zusagen würde. Ebenso gut wie heute die einzelnen Völker besondere Eigenarten darstellen, würden die einzelnen sittlichen Gemeinschaften ihre besondere Art haben und sie pflegen. Eines freilich würden sie vor allen unsern Staaten voraus haben. Es würde nicht der Geist des Kampfes und der unersättlichen Selbstsucht unter ihnen herrschen, sondern alle würden trotz ihrer Verschiedenheit von einem Geiste Gottes durchdrungen sein.

Alle diese sittlichen Gemeinschaften zusammengenommen, alle mit ihrer besonderen Eigenart, würden die Mannigfaltigkeit des Gottesreiches ausmachen. Gottes Ziel in der Welt ist aber das Gottesreich. Es bedeutet den Zusammenschluß aller Kräfte, die zum Guten streben. Welche Aufgabe würde nun uns zufallen, wenn wir wirklich ernstlich an die Erfüllung von Gottes Forderung dächten? Wir hätten nichts anderes zu tun als die uralte Forderung zu erfüllen, die bald zweitausend Jahre alt ist. Soll das Reich Gottes kommen, so müssen wir umdenken. Tut Buße, und glaubet an das Evangelium, hat Jesus gesagt und das Kommen seines Reiches davon abhängig gemacht. Glaubet an das Große und Herrliche, glaubet an das Reich Gottes trotz Spott und Verfolgung! Glaubet an die Macht der Liebe, dann wird Unwahrscheinliches wahrscheinlich und Unmögliches möglich werden! Dann werden Friedensträume wahr werden. Wie eine leuchtende Morgensonne wird der Friede kommen und in unser froherstauntes Auge blicken. Wir werden den Nächsten nicht mehr töten, weder im Krieg noch im Frieden; denn sein glückliches Antlitz wird uns mehr wert sein als alle Schätze der Welt.

Allein, meine Freunde, sobald ein Mensch, der von der Herrlichkeit evangelischer Gedanken durchdrungen ist, wirklich daran geht, Gottes Forderung zu gehorchen, tritt ihm als berghohes Hindernis der Staat in den Weg. Was will denn der Staat? In seinem Innern wünscht der Staat, daß Ruhe, Ordnung und Sicherheit herrsche. Jeder soll im Frieden seinem Berufe nachgehen können, ohne daß ihn ein böser Nachbar belästigt. Ein jeder soll unbehelligt denken können, wie er will, so lange er damit nicht dem Nächsten oder dem Bestande des Staates bedrohlich wird. Kurz, jeder Staatsangehörige soll seine Individualität ausleben können innerhalb der gesetzlichen Schranken. Nach außen wünscht der Staat, daß er unter den übrigen Staaten eine geachtete Stellung einnimmt, daß sein Einfluß wachse, seine Produkte ungehindert Absatz finden, daß kein Staat ihn in der freien Entfaltung seiner Kräfte hindere. Vor allem duldet er nicht, daß ein anderer Staat seine Unabhängigkeit angreift. Mit welchen Mitteln sucht nun der Staat seinen Zweck zu erreichen? Zur Erreichung seines Zweckes nach innen und außen stehen ihm zwei Mittel zu Gebote: das Recht und die Gewalt. Im Grunde genommen sind beide das gleiche Mittel, nämlich die Gewalt; denn wer aus freien Stücken sich den Rechtsordnungen des Staates nicht fügen will, wird mit Gewaltmitteln dazu gebracht. Deshalb stehen als Zwangsmittel dem Staate zur Verfügung: Gerichte und Zuchthäuser, Polizei und Militär. Wie erzieht nun der Staat seine Bürger, damit sie den Staatszweck erfüllen? Er macht das auf zwei Arten, seinem doppelten Zweck entsprechend. In der Staatsschule werden Knaben und Mädchen zu friedlichen Bürgern erzogen. Sie müssen lernen, daß es verboten ist, den Nächsten zu belügen, zu bestehlen oder gar ihn zu töten. Es wird ihnen gesagt, daß die Wohlfahrt aller davon abhängt, daß jeder

ein braver, friedsamer Mensch ist. In der Militärschule, die übrigens schon teilweise in der Staatsschule beginnt, empfängt der junge Mann eine zweite Erziehung. Dort wird ihm vor allem beigebracht, es sei das Töten des Feindes eine Heldentat und heilige Pflicht. Nichts sei köstlicher, als auf dem Felde der Ehre für das Vaterland zu sterben. Mit dieser doppelten Erziehung erreicht der Staat unter seinen Bürgern eine doppelte Sittlichkeit. Es wird ihnen gesagt: Ihr sollt im bürgerlichen Leben nicht töten; aber im Krieg ist das Töten eine Heldentat. Ihr sollt nicht lügen; aber im Krieg ist das Belügen des Feindes eine Kriegslist und aller Bewunderung wert. Ihr sollt nicht stehlen; aber im Krieg ist es unsterbliches Verdienst, fremde Länder für den Staat zu erobern. Mit dieser doppelten Sittlichkeit bricht der Staat vor Gott, der als höchste Wahrheit nur eine Sittlichkeit kennt, zusammen. Für jeden Christen ist es aber eine ausgemachte Sache, daß Gott höher steht als alle Staaten, und daß sein Wille höher ist als der Wille aller derer, welche die Staaten regieren. Darum wird jeder Christ Gottes Gebote über alles stellen. Er wird sagen: Auch für den Staat darf ich nicht stehlen, nicht lügen, nicht töten. Auf diese Weise kommt es zum Zusammenstoß zwischen Staat und Christentum, und er ist schon gekommen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, werden diese Zusammenstöße immer häufiger werden. Die Zusammenstöße werden zahlreicher, weil diejenigen, welche ihr Christentum nicht verleugnen wollen, zunehmen werden. Aber auch deshalb werden die Zusammenstöße häufiger, weil der Staat immer feindseliger gegen solche Christen auftreten wird. Das liegt in seinem Selbsterhaltungstrieb; denn wenigstens in der gegenwärtigen Form würde es seinen Untergang bedeuten, wollte er die Christen ungehindert walten lassen. Seine Macht würde immer geringer, je mehr Menschen sich weigern würden, Staatsdienst oder Militärdienst zu tun, Steuern zu zahlen oder Gerichte anzuerkennen. Daher handelt der Staat von seinem Standtpunkt aus einzig richtig, wenn er Dienstverweigerer ins Gefängnis steckt. Dieselben ins Irrenhaus zu stecken, wird er in Zukunft wohl unterlassen; denn man müßte komische Schlüsse auf seine eigene Geistesverfassung ziehen, wenn er in Friedenszeiten den, der tötet, zur Beobachtung seines geistigen Zustandes ins Irrenhaus schickt, in Kriegszeiten aber denjenigen, der nicht töten will. — Im Kampfe zwischen Staat und Christentum wird unzweifelhaft Christus siegen, wie alle Wahrheit siegen muß. Heute sind solche schon da, welche um Christi willen leiden. Ihre Anzahl wird sich mehren. Sie sind die Saat, aus welcher einst eine an Christus gebildete Volksmeinung entstehen wird, welche alle Gewalttat, vor allem den Krieg, verabscheut und unmöglich macht. Dann sind die Kräfte des Evangeliums allgemeiner Besitz geworden.

Soweit sind wir aber noch nicht. Deshalb erhebt sich für uns, meine Freunde, die Frage: Was haben wir zu tun? Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß man den Staat nicht von heute auf morgen

abschaffen kann. Daraus würde die größte Unordnung folgen. Krieg und Faustrecht würden kein Ende nehmen. Der Staat könnte aber auch deswegen nicht aufgehoben werden, weil die Mehrzahl der Menschen sittlich noch nicht so gereift ist, daß sie zu jenen sittlichen Gemeinschaften des Gottesreiches zusammengeschlossen werden könnte, die den Staat zu ersetzen berufen sind. Ebenso sicher als das, daß wir den Staat noch nicht durch eine bessere Gemeinschaft ersetzen können, ist auch die Gewißheit, daß wir auf unsere heiligste Ueberzeugung nicht verzichten können. Sonst wären wir Verräter an Gott und unserem Gewissen. Darum wird es so gehen, wie es schon gegangen ist. Einzelne vermögen den Widerspruch nicht zu ertragen und stellen sich unbedingt auf die Seite Gottes. Der Staat steckt sie dafür ins Gefängnis. Wer zu solchem Heldentum berufen ist, das bleibt jedem seine persönliche Angelegenheit. Nur einer, der in seinen Gründen ganz rein ist, wird diesen Weg des Märtyrers beschreiten dürfen, weil nur ein reines Opfer höchste sittliche Bedeutung hat. Einem andern wäre es sittlich gefährlich, die Waffe wegzuwerfen und sich von Amt und Ehre bringen zu lassen. Die, welche das Martyrium nicht auf sich nehmen dürfen, aber den Widerspruch zwischen Gottesforderung und Staatsforderung erkennen, haben etwas anderes zu tun. Sie haben vor allem in der Welt die Friedensaufgabe des Staates zu betonen und selber Friedensarbeit zu leisten. Sie müssen darauf hinweisen, daß eine vieljährige Aufopferung in sozialer Friedensarbeit ein viel größeres Heldentum ist und viel größere, freiwillige Aufopferung erfordert als ein kurzes, meist erzwungenes, Heldentum auf dem Schlachtfelde. Gerade wir Schweizer müssen die Jugend darauf hinweisen, daß die Schweiz ihre größte Bedeutung in der Welt nicht durch ihre Kriegs-, sondern durch ihre Friedenstaten erlangt hat. Die Jugend muß erfahren, daß Zwingli und Calvin unsere größten Helden sind, die der Schweiz die größte weltgeschichtliche Bedeutung verschafft haben; denn drei Viertel aller Protestanten der Gegenwart sind auf die Schweizerreformation zurückzuführen. Die Schweizerjugend muß wissen, daß ihr Vaterland durch Pestalozzi der Welt einen Mann gegeben hat, der für die Bildung der Jugend fruchtbarer ist als alle Kriegshelden zusammen. Die falschen Volkserzieher müssen abgelehnt werden, welche in der Jugend die Meinung pflanzen, wahre Heldengröße sei nur in blutigen Taten für den Staat möglich. Solche Friedensarbeit haben alle zu tun, welche den Willen Gottes als das größere ansehen, für ihn aber nicht zum Märtyrer werden können. Daneben werden sie aber auch dem Staate dienen müssen. Solange der Staat in dieser Form besteht, muß er auch Polizei und Militär, Gerichte und Zuchthäuser haben. Alle diese Einrichtungen müssen sogar in sehr vollkommenem Zustande gehalten werden. Wollten wir z. B. den Versuch machen, uns bei der Invasion eines Feindes nicht zu wehren, um einfach zu leiden, so würden wir etwas unternehmen,

dem wir sittlich, mit wenigen Ausnahmen, noch gar nicht gewachsen wären. Ein überzeugter Christ, welcher dem Staat auch in seiner Kriegsarbeit dient, kann es jedoch nur mit zerrissenem Herzen tun. Er muß leiden. Wird er aufrichtig leiden im Bewußtsein, einem bessern Zweck zu dienen, dann wird er auch dem Bessern zum Siege verhelfen. Auch viele weniger reine Opfer sind helfende Kräfte. Es ist schon etwas geholfen, wenn einmal jeder, der Christ sein will, zur Einsicht kommt, daß Gewalttat und Jesu Nachfolge nicht mit gutem Gewissen vereinbar sind.

Meine Freunde! Wir haben heute einiges vernommen, das nicht zu den gewohnten Bettagsgedanken gehört. Man ist sonst gewohnt, von der glänzenden Geschichte unseres Vaterlandes und seinen Heldensöhnen zu hören, der Männer zu gedenken, die in schweren Tagen des Landes schwankes Schifflein sicher durch die tobende Brandung des Völkerkrieges führten, Gott zu danken, daß unsere Heimat ein Eiland des Friedens geblieben ist. Das sind die Gedanken, von denen fast alle Pfarrer und vaterländischen Redner, Zeitungen und Erbauungsblätter, sprechen. Vielleicht sind einige wenig angenehm berührt, daß es nicht auch an dieser Stelle geschehen ist. Aber man möge doch bedenken, daß die Zeiten zu ernst sind, um sich mit altgewohnten Redensarten in süßen Schlaf oder vaterländische Begeisterung zu bringen. Es ist Zeit, wieder einmal christliche Wahrheiten unverhüllt zu sagen. Wohin die Welt mit ihren gewohnten Bettagen gekommen ist, hat jeder unter uns mit Grauen gesehen. Niemand wünscht, daß diese Zeit des Blutes und der Tränen wiederkehre. Wer das nicht mehr wünscht, muß aber auch den Weg wünschen, der zum Frieden Gottes führt, mag er auch noch so sauer erscheinen. Dieser Weg ist aber kein anderer als ein tieferes Sich-erfassen-lassen vom Geiste des Evangeliums. Darum klingt unsere Betrachtung in das Prophetenwort aus: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Amen!

H. Domenig.

Prophetenbilder.

VII. Jeremia. (Schluß.)

Der Pharao Necho war auf seinem Siegeszug durch Syrien bis an den Euphrat vorgedrungen. Dort aber trat ihm Nebukadnezar von Babel, der schon den größten Teil des assyrischen Reiches unterworfen hatte, in den Weg. In Jerusalem meinte man, jetzt habe die Stunde der Befreiung vom ägyptischen Joch geschlagen. Wieder strömte das Volk in den Tempel, vermutlich um den Sieg der babylonischen Waffen zu erbeten. Jeremia, der die ganze Eitel-

keit dieser Hoffnungen durchschaute, aber selbst nicht den Tempel betreten durfte, schickte den Baruch hin, damit er das Buch, in das er die Worte Jeremias geschrieben hatte, vorlese. Diese Vorlesung wurde vom Königspalast aus beobachtet. Die in der Kanzlei versammelten „Fürsten", d. h. höhere Würdenträger, maßgebende Persönlichkeiten riefen Baruch zu sich in die Kanzlei. Als sie vom Inhalt des Buches Kenntnis genommen hatten, rieten sie dem Baruch, sich samt seinem Meister zu verbergen; das Buch wurde dem König gebracht; diesen versetzte die Vorlesung in eine unbändige Wut; er ließ sie, da Verfasser und Schreiber nicht in seiner Gewalt waren, an dem unschuldigen Papier aus und übergab es den Flammen. Jeremia aber und Baruch stellten einfach in ihrem Versteck eine neue Niederschrift her. Hier war die Drohung an Jojakim beigefügt, man werde nicht Totenklage um ihn halten, sondern ihn wie einen Esel verscharren.

Das Verhängnis ließ auch nicht lange auf sich warten. Necho wurde von Nebukadnezar besiegt und mußte seine asiatischen Besitzungen abtreten; bald erschien der Sieger selbst, um davon Besitz zu ergreifen; Jerusalem, das sich nicht ergeben wollte, wurde belagert. Während der Belagerung starb Jojakim. Sein Sohn Jechonia ergab sich nach einer Regierung von nur drei Monaten; in langer Kerkerhaft büßte er die Schuld seines Vaters. Der Feind drang in Stadt und Tempel und raubte, was an Schätzen zu finden war. Die königliche Familie, der wohlhabendere und gebildetere Teil der Bevölkerung, unter ihnen der Prophet Hesekiel, wurden in die Verbannung geschleppt. Ein Bruder Jojakims, Mathania, der wohl als Gegner des Widerstands bekannt war, wurde als babylonischer Vasall unter dem neuen Namen Zedekia mit der Regierung über die Zurückbleibenden betraut.

Für Jeremia war dieser Verlauf nur eine Bestätigung dessen, was er schon längst vorausgesagt hatte, und deshalb gab es jetzt für ihn nur *einen* Weg, die willige Unterwerfung unter die Babylonier. Das war für ihn nicht etwa bloß ein Gebot der Klugheit, es bedeutete ihm Gehorsam gegen Gottes Willen. Aber Viele in Jerusalem und unter den Verbannten konnten sich diese Ereignisse nicht mit ihren Vorstellungen von Gott reimen. Sie meinten, Gott dürfe sein Volk nicht in so tiefe Demütigung geraten lassen und konnten sich das Vorgefallene nicht anders deuten, als daß auf so unerträgliche — religiös unerträgliche — Erniedrigung eine umso wunderbarere Erhöhung folgen müsse. „Propheten" traten unter den Deportierten und den Zurückgebliebenen auf und verhießen, ehe zwei Jahre um seien, werde ihnen eine völlige Wiederherstellung geschenkt werden. Das Vertrauen auf Jahwes Macht und Hilfe war also nicht zusammengebrochen. Im Gegenteil, es nahm einen neuen Aufschwung; durfte man von Jahwe nicht Großes erwarten?

Hier zu widersprechen war für Jeremia besonders schwer. Er mußte den Schein auf sich nehmen, daß es ihm an Glauben fehle, daß er von Gott gering denke. Aber was seine Gegner für Gottvertrauen ansahen, erkannte er als einen bodenlosen Optimismus. Sie rechneten mit einem erträumten Gott, er redete im Namen des wirklichen Gottes, dessen Stimme er aus der Sprache der Ereignisse vernommen hatte und der die Dauer der babylonischen Fremdherrschaft wollte. Träumer schilt der Prophet diese angeblichen Propheten; er wird nicht müde, vor ihnen zu warnen. In einem Brief ermahnt er die Deportierten, sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen und sich in Babel bleibend einzurichten, Häuser zu bauen, Gärten zu pflanzen, Familien zu gründen und aufs Beste der Stadt, wo sie wohnten, bedacht zu sein. Denn die Träumer, die baldige Rückkehr verhießen, seien nicht von Jahwe gesandt. 70 Jahre werde das Exil dauern, d. h. erst der zweiten und dritten Generation werde die Rückkehr beschieden sein. Freilich fehlen in diesem Brief die tröstlichen Worte nicht. Auch fern von der Heimat sind die Verbannten von Jahwe nicht fern, auch dort dürften und sollten sie ihn anrufen — das ist dem antiken Denken, wo man dem Gott nur in seinem Land dienen zu können meint, gar nicht so selbstverständlich; es ist nicht eine billige Trostphrase, sondern eine neue Verkündigung: „Denn ich weiß wohl, was ich mit euch im Sinne habe, spricht Jahwe, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, euch zu geben Zukunft und Hoffnung. Ihr werdet mich anrufen und ich will mein Ohr zu euch neigen. Ihr werdet zu mir beten und ich will euch erhören. Ihr werdet mich suchen und finden. Wenn ihr mich von ganzem Herzen sucht, so will ich mich von euch finden lassen" (29, 1—12). Aber zuvor müssen sie den Kelch des Leidens bis auf den Grund leeren; anders kommt die bessere Zukunft nicht, als so, daß sie im Innersten anders werden und Gott von ganzem Herzen, nicht bloß mit ein paar Opfern und Feiern suchen. Die Erkenntnis vom Segen und der göttlichen Pädagogik des Leides, daß Gottes Gerichte nicht richterlichem Zorn, sondern väterlicher Liebe entspringen, ist wohl nicht völlig neu; aber hier erhält sie ihren klassischen Ausdruck, und die Auffassung dieses Segens ist tiefer, innerlicher als zuvor.

Diese Gedanken stießen freilich auf Verständnislosigkeit; die Antwort auf diesen Brief war eine Denunziation Jeremias bei den Priestern von Jerusalem. Ebenso hart war auch der Widerstand in der Heimat. Hier hatte die religiös-patriotische Begeisterung die Siedehitze erreicht; sie äußerte sich im Auftreten von Propheten, die Verheißungen der Wiederherstellung wollten bekommen haben, sie verdichtete sich schließlich in dem Plane eines Bündnisses aller syrisch-phönizischen Kleinstaaten zu einem gemeinsamen Aufstand. In Jerusalem versammelten sich die Gesandten der Ver-

bündeten, um die Aktion zu beraten. Man hatte sie durch die Straßen der Stadt einrücken gesehen, von Mund zu Mund ging es, warum sie gekommen seien, auch dem Jeremia blieb es nicht verborgen. Plötzlich sieht man ihn in einem merkwürdigen Aufzug durch die Straßen schreiten, wohl verfolgt von der lärmenden Gassenjugend, die es mit einem Verrückten zu tun zu haben glaubt; wie ein Zugtier trägt er ein Joch auf dem Nacken und steuert gerade auf die Burg los, wo die Gesandten Beratung pflegen. Unverhofft erscheint er im Kreise und spricht: „Hinein mit euerm Nacken in das Joch des Königs von Babel! Dienet ihm und seinem Volk, dann bleibt ihr am Leben." Es ist eine der sinnbildlichen, bei den Propheten häufigen Handlungen, welche die Zukunft binden sollen.

Offenbar machte er damit einen tiefen Eindruck, so daß für diesmal der Aufstand unterblieb. Aber die Kriegspartei setzte ihre Umtriebe fort; deshalb ließ sich auch Jeremia immer wieder in diesem Aufzug blicken, um seine Botschaft dem Bewußtsein gegenwärtig zu halten. Da geschah es einmal, daß einer seiner Gegner, der Prophet Hanania, in seiner Gegenwart im Tempel gegen seine Warnung protestierend baldige Wiederherstellung verhieß. Jeremia antwortete: „Amen! Möchte Jahwe so handeln! Möchte Jahwe deine Worte, die du prophezeit hast, erfüllen! Aber höre doch dieses Wort, das ich dir und dem ganzen Volk in die Ohren rufe: die Propheten, die vor mir und dir gelebt haben von Urzeiten her, die haben über viele Länder und große Königreiche vom Krieg geweissagt. Der Prophet aber, der vom Frieden weissagt — wenn das Wort eintrifft, dann wird man den Propheten erkennen, den Jahwe in Wahrheit gesandt hat." Das will sagen: niemand wünscht sehnlicher als ich, daß du Recht behalten möchtest. Aber die großen Propheten waren Unglücksboten, dem Glückspropheten mißtraut man bis er sich durch Erfüllung seiner Weissagungen legitimiert hat. Hanania, statt dieses Argument zu widerlegen, ergreift mit pathetischer Geste Jeremias Joch und zerbricht es mit den Worten: „So hat Jahwe gesprochen: ebenso zerbreche ich das Joch des Königs von Babel auf dem Nacken aller Völker." Doch unbeirrt, wenn auch schweigend, geht Jeremia seines Weges. Und bald sieht man ihn wieder auf der Straße, mit einem eisernen Joch an Stelle des hölzernen angetan; dem Hanania verkündet er: „So spricht Jahwe: ein Joch von Holz hast du zerbrochen; ich mache statt dessen ein Joch von Eisen", d. h. jeder Versuch, die babylonische Knechtschaft abzuschütteln, wird sie nur verschärfen. Persönlich prophezeit er seinem Gegner einen baldigen Tod, und die Erfüllung dieser Weissagung mag Jeremias Ansehen für einige Zeit erhöht haben (Kap. 27 und 28).

Es sind zwei Religionsstufen, zwei verschiedene Arten von Gottvertrauen, die hier zusammenstoßen. Gegenüber dem religiösen

Optimismus, der den „lieben Gott" zum Diener der eigenen Wünsche macht, vertritt Jeremia den Gott der unerbittlichen Heiligkeit, vor dem nichts bestehen kann, was seine Bestimmung nicht erfüllt, dessen Plänen die Menschheit dienen soll. Ist Gott um der Menschen willen da oder die Menschen um Gottes willen? Um diese Frage handelt es sich zwischen Hanania und Jeremia. Und weil dieser nur den heiligen Gott kennt, erscheinen ihm auch die Unheilpropheten als die einzig wirklichen Träger seines Geistes, nicht aber die Heilspropheten, welche jener Willkür dienen, die vor Buße, Opfern, Ergebung zurückweicht. Bevor sich ihre Prophezeiungen erfüllt haben, kann Jeremia nicht an ihre Gemeinschaft mit Gott glauben, kann er ihre Verheißungen nicht für etwas Anderes als leere Träume, als Phantasien halten; dann sollten sie aber auch so ehrlich sein, sie für nichts anderes als Träume auszugeben. „Was hat Stroh mit dem Korn gemein? fragt Jeremia; ist Gottes Wort nicht wie ein Feuer? Nicht wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?"

Jeremia lehnt es auch ab, in irgendwelchen äußern Formen des Visionären, Ekstatischen das Kennzeichen der Echtheit der Gottesbegeisterung zu erkennen; ihm ist das schlichte, klare Gotteswort lieber als dieses enthusiastische Treiben, auf das seine Gegner und das Volk so großes Gewicht legen. Nein, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sagt schon Jeremia:

„Standen sie in meinem Rat,
So mögen sie mein Wort reden zum Volk,
Es zurückbringen von seinem Weg
Und seiner Taten Schlechtigkeit. (23, 22.)

Sittliche Wirkungen sind die einzige Legitimation des Göttlichen; wo wir die nicht finden, wo man gegen den natürlichen Menschen nachgiebig ist, steht auch Gott nicht dahinter, haben wir es mit der religiösen Lüge zu tun.

Auf die Dauer vermochte aber Jeremia den religiös-patriotischen Taumel nicht zu bannen. Zedekia, der nicht so verdorben war, daß er für des Propheten Größe kein Organ besessen hätte, aber auch nicht so charakterfest, daß er entschlossen zu ihm gehalten hätte, ließ sich, offenbar unter dem Einfluß ägyptischer Versprechungen, vielleicht auch ägyptischen Geldes, zum Abfall gegen die Babylonier bewegen. Unermüdlich warnte Jeremia. Er lehnte es auch ab, für das Volk Fürbitte einzulegen; er wollte nicht für den Erfolg eines Unternehmens beten, das er als Gottlosigkeit beurteilte und dessen Nutzlosigkeit er voraussah. Schon als ein babylonisches Heer vor Jerusalem lag, forderte er nicht bloß den König, sondern die Einzelnen zur Uebergabe auf; er selbst wollte in der Stadt aushalten, aber wer sein Leben retten wollte, der sollte hinausgehen. Nochmals schien eine Wendung zum Guten einzutreten. Als Nebukadnezar vernahm, ein ägyptisches Entsatzheer rücke heran, hob er die Belagerung auf, um im offenen Felde

seinem Feinde zu begegnen. In Jerusalem glaubte man, die Stunde der Befreiung habe geschlagen. Der verfrühte Siegesjubel äußerte sich bezeichnender Weise darin, daß man die Sklaven, die man in der Stunde der Angst, des altgeheiligten Brauches des Freijahrs, der Freilassung im siebenten Jahr, sich erinnernd freigelassen hatte, nun wieder einfing. Jeremias Zorn entbrannte darüber: „So spricht Jahwe, rief er aus: So will ich nun auch für Krieg, Hunger und Pest ein Freijahr über euch ausrufen!"

Jeremia selbst wollte während dieser Zeit, wo die Babylonier abgezogen waren, einer geschäftlichen Besorgung halber in seine Heimatstadt Anathoth hinausgehen. Da wurde er von der Torwache des versuchten Ueberlaufs beschuldigt, gefangen gesetzt und in ein unterirdisches Verließ geworfen. Der König, der wie alle willensschwachen Menschen sich mehr von Schicksalszeichen und Vorbedeutungen als von Einsichten und Gewissensurteilen leiten ließ, zitierte ihn heimlich zu sich und fragte ihn um ein Orakel. Jeremia konnte nur seine frühern Worte wiederholen, erwirkte aber doch eine Erleichterung seiner Haft; er durfte seinen Kerker mit dem Wachthof vertauschen. Als er aber dort mit seiner Meinung nicht zurückhielt und immer wieder zur Uebergabe aufforderte, beschloß die Kamarilla von Unverantwortlichen, die das Heft in den Händen hatte und auch den König tyrannisierte, ihn unschädlich zu machen. Sie warfen ihn in eine halbvertrocknete Zisterne, damit er dort im Schlamm elend umkomme. Doch ein Kämmerer des Königs, ein Mohr, also ein Heide, erwirkt vom König die Erlaubnis, den Propheten wieder heraufzuziehen. Jeremia kehrt in den Kasernenhof zurück und verbleibt da bis zum Fall der Stadt.

Als eine Bresche in die Mauer gelegt war, versuchte Zedekia zu fliehen, ward aber aufgegriffen, mußte noch zusehen, wie seine Söhne niedergemetzelt wurden, dann wurde er geblendet und nach Babel geschleppt. Jerusalem wurde dem Erdboden gleichgemacht, der größte Teil der Bevölkerung deportiert. Jeremia wurde die Wahl gelassen und er entschied sich für das Zurückbleiben im Lande mit einem geringen Rest. Der Statthalter Gedalia, einer seiner Anhänger, machte sich, von Jeremia als seinem Ratgeber unterstützt, mit gutem Erfolg daran, im Land wieder geordnete Zustände herbeizuführen. Da — eine neue unheilbare Enttäuschung — fiel der tüchtige Mann der Privatrache eines gemeinen Menschen, eines Verwandten des Königshauses, zum Opfer. Die ratlose Schar fragte Jeremia, was nun Gottes Wille sei, sie schworen sogar, nach seinem Spruch zu handeln. Doch als derselbe nicht nach ihrem Sinn ausfiel: sie sollten im Lande bleiben, verdächtigten sie ihn und Baruch, in babylonischem Solde zu stehen und zwangen beide Männer, mit ihnen nach Aegypten auszuwandern. In der ersten ägyptischen Stadt prophezeite Jeremia, Nebukadnezar werde hier seinen Thron aufschlagen — er tat es in der sinnbildlichen Weise,

daß er selbst ein paar Steine als Fundament für des Babyloniers künftigen Thron in den Boden versenke — und sein Schwert werde die Flüchtigen in Aegypten erst recht treffen. Zuletzt mußte er noch protestieren gegen einen großen Rückfall ins Heidentum. Er sah, wie die Frauen Kuchen backen von der Art, wie man sie der „Himmelskönigin", der babylonischen Astarte, darzubringen pflegte. Als er sie darob zur Rede stellte, erklärten sie ihm frech heraus, sie täten es in Erfüllung eines Gelübdes, im Einverständnis ihrer Männer; denn seit dieser Kult aufgehört habe, habe auch das Unglück nicht aufgehört. Darin dokumentierte sich nun allerdings eine innere Blindheit, mit der keine Diskussion möglich war. In furchtbarem Grimm schleuderte ihnen Jeremia die Worte entgegen:

So haltet in Ehren euer Gelübde!
Ja tut's, erfüllt es!
Darum vernehmet das Wort Jahwes:
Sieh, ich schwöre bei meinem Namen,
Nicht wird mehr mein Name ertönen
Aus dem Munde eines Judäers,
Daß er spreche: So wahr Jahwe lebt!
Im Land der Aegypter! (44, 25—28.)

So seid ihr auch nicht mehr wert, seinen Namen auszusprechen, will er sagen, so ist das Band zwischen ihm und euch zerschnitten. Das ist das Letzte, was von ihm erzählt wird. Die spätere Legende, die berichtet, er habe unter den Steinwürfen seiner Volksgenossen seine Seele ausgehaucht, hat eine große innere Wahrscheinlichkeit für sich. Die Erfolglosigkeit, die schon im Leben alle seine Schritte begleitet hatte, war auch der letzte Eindruck des Sterbenden.

Unerträglich wäre dieses Leben gewesen, wenn ihm nicht zweierlei über die Tiefe des Leides hinweggeholfen hätte: sein Verkehr des Herzens mit Gott und seine Hoffnung.

Wir finden im Buch Jeremia eine ganze Reihe von Gedichten, die nicht zur prophetischen Verkündigung gehören, sondern Bekenntnisse sind, dem dichterischen Bedürfnis entsprungen, inneren Seelenvorgängen Worte zu verleihen, durch dichterische Darstellung die Seele von der Last dieser Vorgänge zu befreien.

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide,"

das hätte kaum je ein Mensch so wie Jeremia von sich sagen können.

Es kommen immer wieder Stunden, wo dem Propheten sein Schicksal, seine Einsamkeit, die verständnislose und böswillige Anfeindung von allen Seiten einfach unerträglich wird. So tief wird seine Niedergeschlagenheit, daß er in die Klage ausbricht:

Verflucht der Tag, da ich geboren ward,
Da meine Mutter mich zur Weilt gebracht,
Bar alles Segens soll er sein!
Verflucht der Mann, der da zum Vater kam,
Die Freudenbotschaft ihm zu bringen:
„Du hast ein Kind, es ist ein Knabe,"

Und ihn damit so hoch erfreute! . . .
Warum nur kam ich aus der Mutter Schoß,
Um Mühsal nur zu sehn und Kummer,
In Schmach die Tage zuzubringen! (20, 14—18).

Ja, die Leidenschaft seiner Schwermut versteigt sich sogar zu Anklagen wider Gott selbst:

Warum ward ewig mein Schmerz,
Meine Wunde unheilbar?
Du bist mir zum Trugbach geworden,
Zum Wasser, auf das kein Verlaß ist! (15, 18),

d. h. wie ein Talgrund, der den durstigen Wanderer eine sprudelnde Quelle erhoffen, aber nur ein trockenes Bachbett finden läßt. Jeremia hat sich seine Aufgabe schwer vorgestellt, aber doch nicht so schwer, wie sie wirklich geworden ist. Er fühlt sich wie von Gott betrogen:

„Du hast mich betört, und ich ließ mich betören,
Du packtest mich und wardst Meister,
Ich ward zum Gelächter beständig,
Ein jeder spottet meiner . . .
Das Gotteswort ward mir zur Schmach,
Zum Hohne den ganzen Tag! (20, 7. 8.)

Ja, seine Erbitterung wurde so groß, daß er Gott seinen Dienst aufkündete:

Da sprach ich: ich will ihn vergessen,
Rede nicht mehr in seinem Namen!
Doch da ward's in mir wie Feuer,
Verschlossen in meinen Gebeinen;
Vergeblich versucht' ich's zu halten,
Ich vermocht' es nicht zu ertragen." (20, 9.)

So brachte es Jeremia nicht fertig, dem prophetischen Zwang zu widerstehen. Das Schweigen war ihm noch viel unerträglicher als das Reden; er spürte, er gehörte nicht mehr sich selbst, er gehörte ganz seinem Beruf und seinem Gott.

Aber eben, warum brachte ihm die Treue gegen seinen Beruf so unendliche Seelenqualen? Die furchtbare Frage nach dem Leiden des Gerechten, während die Frevler Glück und Erfolg haben, begleitet Jeremia durch sein ganzes Leben. Schüchtern nur wagt sie sich zuerst hervor, er weiß, Jahwe bleibt im Recht, wenn er mit ihm hadert, und doch läßt ihm die Frage nach dieser Ungleichheit der Geschicke keine Ruhe. Ja, plötzlich bricht die Unruhe seines Herzens in die leidenschaftliche Verwünschung aus:

Du, Jahwe, kennst mich ja,
Prüfst, wie zu dir mein Herz steht:
Raffe sie hinweg, wie Schafe zum Schlachten,
Weihe sie dir zum Tage des Würgens!

Aber augenblicklich erwacht auch wieder die Reue über dieses Vergessen des bessern Selbst, und er vernimmt die göttliche Antwort in Form der vorwurfsvollen Frage:

Fußgänger machten dich schon müde,
Wie willst du denn mit Rossen laufen?
Und fliehst du schon in sichrer Landschaft,
Was willst du tun im Schilf des Jordans? (12, 1—6.)

Das will sagen: schon unter der bisherigen Last des Schicksals bricht dein Gemüt und dein Glaube zusammen; wie willst du dann den noch viel schwereren Aufgaben gewachsen sein, die noch auf dich warten? Das ist zwar keine Lösung des Problems; aber du brauchst es gar nicht zu lösen, du sollst bloß den Weg treuen Gehorsams gehen ohne ihn zu begreifen, so lautet die göttliche Antwort.

Aber immer wieder drückt diese ungelöste Frage den Propheten nieder. Er ruft Gott selbst zum Zeugen dafür an, daß er ja nie das Unheil, das er zu verkündigen hatte, auch gewünscht habe; nein, im Gegenteil, wie oft hat er Fürbitte einlegen wollen, ja Gott um das Glück der Feinde bestürmt! Und nun muß er den schwärzesten Undank erleben! Sehnlich verlangt er danach, Gottes Vergeltung an ihnen zu schauen. Wir dürfen dieses Verlangen ja nicht etwa als Rachgier auslegen; nein, es entspringt einfach dem Bedürfnis, etwas zu schauen von einer sittlichen Weltordnung. Jeremia möchte es erleben, daß es doch nicht umsonst ist, sich an Gott zu halten. Aber alsbald empfindet sein zartes Gewissen wieder das Ungehörige solcher Wünsche, er schämt sich seiner Schwäche und vernimmt die göttliche Antwort:

„Kehr um, so laß' ich dich umkehren,
Daß du mir wieder dienest!
Wenn du das Edle in dir
Von allem niedrigen scheidest,
So darfst du mein Mund sein!
Hebe sie zu dir empor,
Steige nicht zu ihnen hinunter,
So mach ich dich für dies Volk da
Zur festen, ehernen Mauer.
Umsonst werden sie wider dich kämpfen,
Denn ich bin mit dir und rette dich." (20, 19. 20.)

Der göttliche Beruf ist für ihn eine übermenschliche Ehre. Wer dieser gewürdigt ist, darf nicht nach dem trivialen Glück der Durchschnittsmenschen verlangen, und seine einzige Sorge soll sein, dieser Ehre würdig zu bleiben. Das Bewußtsein, Gott auf seiner Seite zu haben, soll ihm genug sein, soll ihm Kraft und Trost spenden.

So erleichtert sich seine gepreßte Seele etwa in Seufzern wie: „Heile du mich, so werde ich heil, hilf du mir, so ist mir geholfen, denn meinen Lobpreis bist du!" Oder er beruhigt sich in der Zuversicht: „Dir habe ich meine Sache befohlen." Am triumphierensten kommt aber das Gottes Frohwerden zum Ausdruck in dem Psalm, den dem Jeremia abzusprechen ich keinen triftigen Grund finde:

Verflucht der Mann,
Der sich verläßt auf Menschen,
Fleisch macht zu seinem Arm,
Des Herz von Jahwe weicht!
Der gleicht der Steppenpflanze,
Wird Gutes nicht erleben,
Haust in verbrannter Wüste,
Im unbewohnten Salzland.

Gesegnet ist der Mann,
Der sich verläßt auf Jahwe!
Der gleicht dem Baum am Wasser,
Zum Bach die Wurzeln sendend.
Er bangt nicht, kommt auch die Hitze,
Grün bleiben seine Blätter.
Er fürchtet ein dürres Jahr nicht,
Bringt unablässig Früchte. (17, 5—8.)

Man muß aus diesen scheinbar so abgeklärten Worten das trotzige Dennoch, die ganze verhaltene Leidenschaft des Propheten heraushören, dann werden sie zum Dokument des durch alle Tiefe des Leides unbesiegten Glaubens. Nicht das falsche Dogma, daß es dem Frommen gut und dem Gottlosen schlimm gehe, ist darin ausgesprochen, wie schon behauptet worden ist, sondern der Glaube an den unzerstörbaren Wert der Treue, die lieber die ganze Welt opfert als von Gott zu lassen. Die Höhe des neutestamentlichen Wortes: „Wer sein Leben finden will, der wird es verlieren; wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden", ist hier schon von Jeremia ergriffen worden.

Freilich, ein Trost, aus dem der Opfergeist des neuen Testaments Kraft zieht, hat dem Jeremia noch nicht geleuchtet: der persönliche Ewigkeitsglaube. Er hat ihn nicht abgelehnt; er scheint ihm einfach unbekannt; es gibt genug Stellen, wo er davon reden müßte, wenn er diesen Glauben kennte. Uns Heutigen ist es ja psychologisch unverständlich, daß einem religiösen Menschen wie Jeremia diese Frage gar nicht kommt. Aber wir stehen vor der Tatsache, daß sie gar nicht berührt wird. Und es scheint, daß das ganze Volk sie ebensowenig gekannt hat.

Jeremias Hoffnung richtet sich auf die Zukunft seines Volkes und vor allem die Zukunft der Sache Gottes. Das sind ja die großen Anliegen, hinter denen sein persönliches Schicksal verschwindet; daß er den ganzen politischen Zusammenbruch nicht für etwas Definitives, sondern für eine Krisis hält, durch die eine bessere Zukunft vorbereitet wird, das haben wir schon erwähnt. Auch das Exil hat ein Ende, Gott wird sich von dem Volk, das ihn von ganzem Herzen sucht, finden lassen. In der Zeit der größten Bedrängnis spricht er die Hoffnung aus, daß man in diesem Lande wieder säen und ernten wird; ja in dieser Hoffnung tritt er schon auf ein Angebot eines Vetters ein, der ihm, als dem nächstens Verwandten, während der Belagerung Jerusalems ein Stück Erbbesitz der Familie zum Kauf anbietet. Nicht nur Juda, auch das ältere Brudervolk Ephraim, das vor hundert Jahren den Untergang durch die Assyrer fand, darf zurückkehren, die Stammmutter Rahel, die der Volksglaube in der Nähe ihres Grabes in Rama um die verlorenen Kinder wollte weinen hören, darf ihre Thränen trocknen, auf die Periode des Ausreutens und Einreißens folgt eine solche des Bauens und Pflanzens:

„Gnade fand in der Wüste
Ein Volk der dem Schwert Entronnenen,
Da Israel wanderte zu seiner Ruhe.
Von fern her erschien mir Jahwe:
Unwandelbar liebte ich dich
Und zog dich zu mir aus Gnade.
Noch einmal will ich dich aufbau'n,
Du Jungfrau Israel,
Dann sollst du dich schmücken mit Pauken
Und auszieh'n im fröhlichen Reigen,
Noch einmal Weinberge pflanzen,
Dort auf Samarias Höhen,
Ja du sollst pflanzen und jauchzen." (31, 2—5.)

Diese nationale Hoffnung ist von der religiösen nicht zu trennen. Ein neuer Sproß des Davidischen Hauses wird königlich und weise herrschen, Ruhe und Gerechtigkeit im Lande aufrichten, das Volk wird sicher wohnen, und sein Name wird sein: „Jahwe unsere Gerechtigkeit." Das ist eine deutliche Anspielung auf den Namen des letzten Königs Judas, den er sich erst bei seiner Thronbesteigung beilegte: Zedekia; der künftige König wird das wirklich sein, was der Name der jetzigen wie zum Hohn bedeutet: Gerechtigkeit Jahwes. Daß die vornehmste prophetische Forderung, Gerechtigkeit, durch Gottes Macht verwirklicht sei, das ist das Ziel der Hoffnung Jeremias.

So schonungslos die Drohungen Jeremias wider den Tempel gewesen waren, so gering die Rolle war, die der Tempel in seiner eigenen Frömmigkeit spielte, so fehlt er doch nicht im Zukunftsbild des Propheten. Die Wächter auf Ephraims Bergen werden wieder rufen: „Auf, wir wollen nach Zion hinauf, zu Jahwe, unserm Gott!" Man wird wieder rufen: „Es segne dich Jahwe, Gefilde der Gerechtigkeit, heiliger Berg." Freilich, daß das höchstverehrte Sinnbild der göttlichen Gegenwart im Tempel, der sichtbare Thron des Unsichtbaren, die Bundeslade, die mit dem alten Tempel verbrannt ist, nicht mehr da sein wird, das beunruhigt Jeremia nicht, darüber vermag er das Volk zu trösten: niemand wird mehr nach ihr fragen, denn man wird Jerusalem selbst „Thron Jahwes" nennen, und alle Völker werden sich daselbst versammeln. Gott wird also von aller Welt Verehrung empfangen, darin nimmt Jeremia die universale Hoffnung wieder auf, die uns schon bei Jesaja begegnete. Und diese Religion der Zukunft, oder sagen wir lieber, diese neue Gemeinschaft Gottes mit der Menschheit wird keine sinnliche Vermittlung durch heilige Dinge wie die Bundeslade mehr brauchen, sie wird geistiger Art sein.

Und sie wird innerlich sein, ihre Stätte, ihr Kraftquell wird im Herzen der Menschen wohnen, sie wird vom Zentrum aus aufgerichtet. Es ist nicht etwa Innerlichkeit in dem üblen Sinn, daß die Frömmigkeit auf ein verborgenes Heiligtum der Seele beschränkt bliebe. Nein, so sehr Jeremia ein ganz persönliches

Verhältnis zu Gott hat, so ist er doch nicht religiöser Individualist; auch ihm ist Religion ein Bund Gottes mit dem Volk: „ich will euer Gott sein und ihr sollt mein Volk sein", das ist für Jeremia die religiöse Grundvoraussetzung. Seine Innerlichkeit besteht in dem Gegensatz gegen alles Statutarische, Aeußerliche, Gesetzliche und Gemachte in der Religion. Er hat aus seinen bittern Erfahrungen mit dem Reformwerk des Josia etwa gelernt. Er weiß, daß man einen religiösen Fortschritt nicht von außen her befehlen kann, sondern daß er einer innern Erneuerung und Erweckung entspringen muß. Er hat, wie später Paulus und Luther, die Ohnmacht des Gesetzes, die Unfreiheit des Menschen erlebt und sucht deshalb das Heil nicht in einer Moralpredigt, sondern in der Erlösung. Der Mensch kann nicht in jedem Augenblick tun, was ihm beliebt; er muß in seinem Kern anders werden, um überhaupt das Gute tun zu können; besitzt er aber die Erlösung, den freien, freudigen Trieb zu Gott hin, dann bedarf er keines Gesetzes mehr. Aus der Sehnsucht nach dieser herrlichen Freiheit der Kinder Gottes ist die klassische Verheißung geboren, mit der wir dem Lebensbild Jeremias den krönenden Abschluß geben möchten:

Siehe, Tage kommen, spricht Jahwe,
Da schließe ich mit dem Haus Israel einen neuen Bund.
Nicht einen Bund, wie ich ihn schloß mit ihren Vätern,
Als ich sie bei der Hand nahm, sie aus Aegypten zu führen —
Den sie brachen, daß ich ihrer überdrüssig ward.
Nein, das ist der Bund, den ich mit Israel schließe
Nach diesen Tagen, ist der Spruch Jahwes:
Ich gebe mein Gesetz in ihr Inneres
Und schreibe es in ihr Herz,
Ich will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein.
Nicht belehrt man den Nächsten
Und sagt zu seinem Bruder: erkenne den Herrn!
Denn sie alle werden mich erkennen,
Jung und alt, ist der Spruch Jahwes. (31, 31—34.)

R. Liechtenhan.[1])

Weltverbesserer.

Wer von uns sollte nicht den Ton kennen, in dem das Lied von den „unverbesserlichen Weltverbesserern" gesungen zu werden pflegt, diesen Ton der Ueberlegenheit und realpolitisch gesättigter Welterfahrung, mit dem man alle wahrhaft fortschrittlichen Bestrebungen abzulehnen für gut findet? Sind es nicht in erster Linie oft die Geistlichen, die das Bedürfnis fühlen, dem Verdacht eines boden-

[1]) Wir machen darauf aufmerksam, daß von dem Verfasser dieses Aufsatzes in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern" eine ausgezeichnete Monographie über „Jeremia" erschienen ist, die wir denen empfehlen, die diese Prophetengestalt noch genauer kennen lernen möchten. Die Red.

losen Idealismus, in den sie durch ihre transzendente Weltanschauung gekommen sind, die Unterlage zu entziehen, indem sie zwar die jenseitige Welt mit heiligem Glorienschein umgeben, das Diesseits aber als die Domäne der unüberwindlichen Unvernunft als unkorrigierbar erklären? Sind es nicht in zweiter Linie die selbstgenügsamen Pharisäer, und die breitstirnigen Philister, die in ihrer schlafsüchtigen Denkfaulheit sich weigern, neue Bahnen zu betreten und jede Entdeckung auf dem Gebiet des Geistes und sozialen Lebens mit tiefgründigem Mißtrauen begrüßen und so die Wahrheit durch das Spannseil der Ungerechtigkeit aufhalten?

Der Schein spricht für die ewig Gestrigen. Ist nicht die Welt tatsächlich seit Jahrtausenden ihren alten schiefen Gang weiter gegangen, immer im Kern ihres Wesens das unüberwindliche radikale Böse mit sich führend, immer mit neuen Wahnvorstellungen die Menschen blendend und die Vernunft, die sich mehr und mehr nur als potentielles Licht herausstellte, in neue Irrsale hineinziehend? Kaum war ein Aberglauben überwunden, so tauchte ein neuer auf. Man glaubt heute nicht mehr an die sibyllinischen Bücher, wohl aber an die Prophezeiungen gewisser Schäfer, man verfolgt zwar die religiösen Häretiker nicht mehr, wohl aber die politischen Ketzer. Man vergewaltigt nicht mehr die Religion, aber die Nationalität der Untertanen. Man verbrennt die Hexen nicht mehr, aber man läßt Häuser, in denen verwundete Krieger liegen, in Flammen aufgehen. Man hält in Europa keine Leibeigenen mehr, aber die weißen Sklavinnen, die der Prostitution zum Opfer gefallen sind, schreien vergeblich nach Freiheit. Man führt keine geraubten Silberschiffe mehr über den atlantischen Ozean, wie dies zu Zeiten der spanischen Konquistadoren geschah, aber man hat die Völker einer blutsaugerischen Plutokratie unterworfen, die schlimmer ist, als sie zur Zeit der römischen Imperatoren gehandhabt wurde. Man opfert die kleinen Kinder nicht mehr dem Götzen mit den glühenden Armen, aber man wirft die erwachsenen Söhne dem Schlachtengott zu Hunderttausenden vor. Die Gleichberechtigung der Bürger vor Gericht scheint gesichert zu sein, aber in den wichtigsten Fragen des Völkerlebens sind die Massen in völliger Rechtlosigkeit befangen. Das Recht über Krieg und Frieden, über Tod und Leben von Millionen ist in die Hände Weniger gelegt. Dem Christentum scheint eine Götterdämmerung beschieden. Die alten Heidengötter stehen auf: Mars und Bachus, Venus und Vulkan regieren die Stunde.

Die Meinung, daß das in alle Ewigkeit so fortgehen müßte, ist nach den schlimmen Erfahrungen, die die Menschheit machen mußte, seitdem Geschichte geschrieben wird, begreiflich, ist aber doch so trostlos, daß denkende Menschen sich nicht dabei beruhigen können. Die Frage legt sich dem nicht ganz verhärteten Gemüt, besonders im Anblick des naiven kindergläubigen Volkes nahe: was haben

denn diese Schafe getan, daß sie zu einer beständigen Hölle verdammt sein sollen? Bei aller Anerkennung der Pflicht der Selbstüberwindung und der sittlichen Charakterbildung, bei allem Abscheu vor Frevel und Ruchlosigkeit dürfen wir doch vielleicht sagen: das bischen Lust und Liebe, selbst das bischen Egoismus, das bischen Habgier und Ruhmgier, das bischen Neid und Ungeduld, von dem die meisten beseelt sind und das ihnen in gewissem Sinn angeerbt sein mag, wird viel zu hart bestraft mit dem Sumpf von Schmutz und Blut, in dem die Menschheit versinken soll. Ich will damit nicht behaupten, daß wir die Narrheiten des Lebens extra verhätscheln sollten, wir wollen zugeben, daß sie mit einer Art Naturnotwendigkeit zu schlimmen Häusern führen, aber die Hölle ist uns für die Unüberwindlichkeiten, wie sie nun einmal in der menschlichen Natur liegen, eine zu drakonische Strafe, ganz abgesehen davon, daß man sich jedenfalls ein weniger stark geheiztes Inferno vorstellen könnte.

Aber wie soll der Höllensturz der Verdammten abgewendet werden? Ich glaube wahrgenommen zu haben, daß die Besserungsversuche, die dem Einzelnen gegenüber angewandt wurden, sehr häufig versagten, und daß die Menschheit seit der Geburt Christi trotz aller individualisierender Methoden der Pädagogik nicht wesentlicht gehoben worden ist,[1]) daß aber gewisse soziale Einrichtungen doch einen greifbaren Fortschritt mit sich führten. Man darf nur an die Schule und an die Einrichtungen für gesellschaftliche Fürsorge denken, und man wird verstehen, was ich meine. Das Recht z. B. hat trotz seiner gewaltsamen Genesis, durch die es diskreditiert worden ist, einen bedeutenden Weg zum Ziel der Gerechtigkeit zurückgelegt. Die alten Privilegien, wie sie mit der Leibeigenschaft und dem Feudalismus zusammenhingen, sind verschwunden, der Absolutismus ist durch den Konstitutionalismus abgelöst worden und die Militärdespotie geht doch nicht mehr so weit, die eigenen Landeskinder ins Ausland zu verkaufen, wie dies noch am Schluß des 18. Jahrhunderts üblich war. Ein Arbeiterrecht ist daran, sich durchzusetzen, und schon heute müssen Kranke, Verunglückte, Invaliden und Alte sich nicht mehr mit Bettelsuppen begnügen, sie können vielmehr Ansprüche auf Versorgung geltend machen.

Man nennt uns Weltverbesserer und wir wollen es sein. Ja, die Welt wollen wir verbessern, weil wir der Ueberzeugung sind, daß all die Filigranarbeit, die der Einzelne am eigenen Herzen vollbringen mag, schließlich einer vergeblichen Liebesmühe gleichkommt, wenn die Sturmflut höher und höher steigt, und alle Feinheit, allen Schmelz und alle Politur der Privatsittlichkeit bedroht.

Und noch einmal, die Welt wollen wir verbessern, weil wir wissen, daß sie sich eher verbessern läßt, als der oft so wider-

[1]) Daß wir darüber trotz allem doch anders denken, möchten wir zu bemerken nicht unterlassen. Die Red.

borstige Einzelmensch. Man hat uns bald zwei Jahrtausende gepredigt, daß wir bei den Herzenssünden beginnen müßten, um dann langsam durch die Familienfehler hindurch auf die Volkslaster zu kommen. Nun gehen wir einmal den umgekehrten Weg. Was hilft es dem frömmsten Gottsucher, wenn er sich zu einem Urbild aller Tugenden ausgestaltet und er wird nachher genötigt, dem sogenannten Landesfeind das Bajonett in den Leib zu stoßen? Muß dabei nicht alles Christentum als der helle Hohn erscheinen? Wohl mag es richtig sein, daß man, um eine soziale Reform durchzuführen, die soziale Gesinnung voraussetzen muß. Aber um sozial gesinnt zu sein, muß der Mensch nicht notwendig die verkörperte Tugendhaftigkeit in sich darstellen, es genügt einzusehen, daß man unter der Herrschaft der Desorganisation, die unsrer Zeit das Gepräge gegeben hat, samt all seinem leiblichen und geistigen Reichtum verdirbt und daß man des Lebens erst wieder froh werden kann, wenn man es versteht, sich in die Organisation, die werden soll, einzufügen.

So sei's denn mit aller Freudigkeit verkündigt, das Evangelium der Befreiung von der Gewalt sozialer Unterdrückung und kriegerischer Unterjochung. Es muß eine Zeit kommen, wo die soziale Frage gelöst wird auf dem Weg der Organisation der Berufsstände, des neuen Grundeigentumsrechtes und einer vernünftigen Preisregulierung. Die Völker müssen nur einmal verstehen lernen, welch durchgreifende Hilfe in diesen Vorschlägen liegt und es ist nicht einzusehen, warum sie sich nicht für die soziale Reform ins Zeug legen sollten bis zu ihrer Durchführung. Sind die Berufsstände tatsächlich organisiert, in der Weise, daß es keinen Arbeiter mehr gibt, der nicht einer Gewerkschaft angehört, und ihren Gesetzen unterworfen ist, so werden die Genossen eben damit das sichere Dasein von Beamten genießen, das sie vor Heimatlosigkeit und Brotlosigkeit schützen wird. Ist das neue Grundeigentumsrecht unter Korrektur des Hypothekenwesens anerkannt, so wird es keine zum Zwangsverkauf kommenden Güter mehr geben, aber auch keine brachliegenden oder mit übermäßigen Herrschaftsrechten ausgestatteten Latifundien, sondern nur noch ertragsfähige und wohlbestellte Rentengüter, die als Existenzgrundlage der bäuerlichen Bevölkerung unveräußerlich sein müßten.

Die Preisregulierung aber, die von den Berufsgenossenschaften selbst vorgenommen werden und von dem Suchen nach dem billigsten oder, wie man es in alter Zeit nannte, nach dem gerechten Preis geleitet sein wird, muß zu einer allgemeinen Verbilligung der Lebenshaltung führen. So wird das Leben in den Grenzen des geliebten Heimatlandes sich erst recht lebenswert gestalten und der Alpdruck des Sorgengeistes, der heute noch sich lähmend auf alle Daseinsfreude und Unternehmungslust legt, wird von uns genommen werden.

Aber noch kann die Welt nicht zur Ruhe kommen, solang die ständige Kriegsgefahr über ihr schwebt und damit die Sicherheit jedes Einzellebens und jedes Familienglücks bedroht ist. Gegen diese furchtbare Gefahr ist mit keiner noch so gewaltigen Kriegsrüstung, wohl aber mit dem föderativen Zusammenschluß der Kulturstaaten zu einem die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Berücksichtigung der Lebensnotwendigkeiten garantierenden Rechtsverband aufzukommen. Der Geist der Berufserfüllung mit Pflichttreue, der sich in den Berufsgenossenschaften der Einzelstaaten verkörpern wird, muß auch Stab und Stütze der völkerumspannenden Weltordnung werden. Dies ist das Völkerevangelium, das in tausend Zungen gepredigt werden muß, bis der Höllengeist der Vergewaltigung mit seinem letzten Dämon ausgetrieben sein wird. Ist dann der Krieg und die soziale Not verschwunden, so ist die Erde damit immer noch nicht zum Paradies umgeschaffen. Wie viele furchtbare Krankheiten werden der Kunst der Aerzte spotten und ververheerend über die Lande ziehen! Wie viel Schuld der Menschen wird nach wie vor das Leben erschweren und verbittern und doch — man wird dann wieder anfangen, zu hoffen, daß die Erde noch einmal das werde, wozu sie von Anfang an bestimmt war: zum würdigen Wohnplatz des Geistes! Und wenn man fragen wird, wer hat die Bresche in der Zukunft Land hinein gelegt, so wird die Anwort sein: die Weltverbesserer! O. Umfrid.

Militarismus und Pazifismus im heutigen Deutschland.[1]

I.

Der deutsche Krieg hat dem deutschen Volk und Reich seine Schicksalsstunde heraufgeführt, in der nicht nur über seine äußere Existenz, sondern auch über seine innere, soziale, geistige, sittliche Zukunft entschieden wird.

In der Frage: ob Militarismus, ob Pazifismus handelt es sich um ein entscheidendes Stück Selbstverständnis des deutschen Volkes in seiner geschichtlichen Bestimmung.

II.

Militarismus im Sinn von politischer Diktatur der Heeresgewalt ist etwas durch und durch Undeutsches; hat doch der Deutsche sein Schwert ein volles Jahrtausend hindurch nur für das ge-

[1]) Vgl. die „Redaktionellen Bemerkungen".

führt, was größer war als er selbst. Diese Tatsache hat den Deutschen befähigt, in sämtlichen großen Menschheitsfragen während dieser ganzen Zeit, zwar nicht das erste, wohl aber das entscheidende Wort zu sprechen. Sodann aber ist der heutige deutsche Militarismus überhaupt erst durch die Notwehr gegen die napoleonische Militärdiktatur groß geworden. Unter Preußens Führung wurde er als Organisation der nationalen Rüstung mit allen verfügbaren technischen und geistigen Mitteln zu seiner Vollendung gebracht. So weit er wirkliche Notwehr ist zum Schutz der nationalen Selbständigkeit als der Vorbedingung der sittlichen Volksfreiheit, ist er im Sinn der Stein und Fichte, Arndt und Schleiermacher durchaus berechtigt. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß er den Gefahren, die jedem nationalen Militarismus drohen, zumal seit 1870, oftmals in recht greifbare Nähe gekommen ist, nämlich:

1. Der sozialen und geistigen Unterdrückung der untern Klassen zu Gunsten der oberen zu dienen;

2. Private Handels- und staatliche Kolonial- und Eroberungspolitik zu decken in einem Maße, das sich mit einfachen Rechtsgrundsätzen nicht mehr verträgt und nur durch das noch schlechtere Beispiel anderer Staaten sich einigermaßen rechtfertigen läßt;

3. Derjenigen, einer Politik des bloßen nationalen „Prestige" zu dienen.

Was der klassische Militärstaat Rußland in der ersten Hinsicht wirklich fertig gebracht hat, das wurde nach der Schwindelzeit der siebziger Jahre im deutschen Sozialistengesetz versucht. Das klassische Vorbild der zweiten Entgleisung, die marinistische Politik Englands, hat in der Art der Erwerbung von Tsingtau[1]), sowie in den Ursachen des Hereroaufstandes eine nicht ganz unebenbürtige Parallele gefunden. Die dritte Gefahr, der die französische Politik seit drei Jahrhunderten regelmäßig erlegen ist, wird durch die Agitation unserer Rassendeutschen nach Kräften im akuten Stadium erhalten. Trotzdem ist im Ganzen zu sagen: der deutsche Militarismus ist diesen Gefahren trotz allem noch entronnen, und wenn unsere drei großen Feinde sich in dem geheimen Gedanken zusammengefunden haben: „Der Deutsche ist geworden wie unser einer, für drei Profitjäger und Landräuber ist die Welt eben groß genug, für vier ist sie zu klein, darum laßt uns den vierten totschlagen", so wäre ihnen dazu nur auch noch die ehrliche Erkenntnis zu wünschen, aus welcher Quelle denn der Deutsche seine neue Wissenschaft geschöpft hat. Wir aber hoffen, daß er jetzt ebenso rasch wieder verlernt, wie er das fremde schlechte Vorbild einst nach 1870 im Siegesrausch aufgenommen.

[1]) Das ist nicht zu vergessen, trotz des trefflichen Fortgangs und des tragischen Endes dieser Kolonie. Es lag doch eine Nemesis darin. Bei Ostafrika und Kamerun stand es von Anfang an wesentlich besser mit der Rechtsfrage.

III.

Die Aufgabe des Pazifismus in Deutschland wie in andern Ländern ist die, den Militarismus auf seine Funktion als Organisation der nationalen Notwehr zu beschränken. Diese Kritik gegenüber dem eigenen Staat ist die Voraussetzung jeglicher Art von Friedensarbeit; sie allein bahnt den Weg zu einer sachlichen Behandlung der politischen und wirtschaftlichen Dinge. Sie ist auch, wenn wirksam durchgeführt, erfolgreicher als alle Schöpfungen der eigentlichen Friedenspropaganda. Denn auch die größte Leistung derselben, die Einrichtung des internationalen Schiedsgerichtes, ist doch nur erst eine vorbereitende, negativ den Krieg verhindern sollende, noch nicht positiv Frieden schaffende. Deshalb ist der Haager Palast heute im Krieg eine leere Form ohne jeden Inhalt und ohne jede Macht.

Die Friedensmission hat daher fortzuschreiten zu einer Kritik des Gesamtcharakters unserer bisherigen Kulturstaaten, die bei allem Glanz ihrer militärischen Autonomie und ihrer nationalen Souveränität bis heute ihrem Wesen nach nichts anderes sind als Mächte zur Deckung des privaten Erwerbs und Profits;[1]) dies ist der bis heute unüberwundene Rest der manchesterlichen Staatsauffassung, dieses Endprodukts der englischen Revolution, das in der Außenpolitik sämtlicher Kulturstaaten noch in voller Nacktheit in die Erscheinung tritt, wenn es auch innerhalb der staatlichen Grenzen, z. B. in Deutschland aus sozialen Gründen, sich starke Einschränschränkungen gefallen lassen mußte. Erst ein geschlossener Berufsstaat, für den es nach innen und nach außen kein Recht ohne entsprechende Pflichtleistung gibt, ist zur Ueberwindung des genannten Kriegszustandes fähig, der hieraus mit innerer Notwendigkeit entspringt. Denn der unkontrollierte Profit ist seiner ganzen Natur nach maßlos und schreit eben deshalb beständig nach Deckung durch die heimatliche Militärgewalt. Hier sitzt der eigentliche Dolus des heutigen Krieges.

IV.

Zur Erreichung dieses Zieles, das heißt zur Umwandlung des bis heute allmächtigen privaten Erwerbseigentums und Rechtes in ein öffentliches Berufsrecht, hat sich der Pazifismus weit stärker als bisher mit allen idealen Faktoren des Staats- und Volkslebens zu verbinden.

1. Mit der Religion, die jeder nationalen und staatlichen Selbstvergötterung zu wehren hat und dagegen die gliedliche Be-

[1]) Gewiß ist das Kapital seiner Natur nach international; sobald es aber aus irgend einem Grunde gefährdet ist, und das ist bei kolonialen Neugründungen sehr oft der Fall, dann entdeckt es plötzlich seine nationale Herkunft und ruft den Heimatstaat zu Hilfe, „zur Deckung des Raubes“ (daher das Wort „privat“, für das es hoffentlich keine Verdeutschung gibt).

dingtheit aller Stände und Völker durch die nationale und internationale Gemeinschaft aufs stärkste betonen muß. Daß die Kirche bis heute dem allgemeinen Sturmlauf aller Stände seit 1870, ihre Rechte zu erhöhen und ihre Pflichten zurückzuschneiden, keinen wirksameren Widerstand entgegensetzen konnte, das ist ihr schlimmstes nationales Versäumnis. Freilich war der ganze Zeitgeist von 1870 bis 1914 demjenigen Geist, der ein wachsendes Bewußtsein sittlicher Berufspflicht voraussetzt, schnurstracks zuwider, allem Sozialismus zum Trotz. Daß aber die Kirche nicht diese ganze Richtung als den Todfeind des Evangeliums erkannt und bekämpft hat, das ist ihr weit mehr übel zu nehmen, als z. B. die Nichteinführung des Friedenssonntags. Zu letzterem siehe vorderhand noch Matth. 7, 16—18.

2. Mit der humanen Bildung, die jedes zur Arbeit berufene Individuum zur Erkenntnis seiner Stellung innerhalb des Ganzen von Volk und Menschheit zu befähigen hat und es in den Stand setzt, das Gleichgewicht seiner Rechte und seiner Pflichten unparteiisch zu bestimmen, während die bisherige Unterrichtspolitik tatsächlich weit mehr Selbstüberhebung und Anmaßung gezüchtet als Einfügung und Einfühlung ins Ganze gezeitigt hat.

3. Mit dem wahren, echten Sozialismus, der nicht duldet, daß bestimmte Stände und Volksklassen, weder oben noch unten, sich kasten- und parteimäßig absondern, der vielmehr ein beständige Wechselwirkung, eine fortwährende Bewegung vom Haupt zu den Gliedern und von den Gliedern zum Haupte herstellt.

V.

Daß ohne ein ganz erhebliches Erstarken des sittlichen Berufs- und Verantwortlichkeitsbewußtseins in allen Ständen der durch den Krieg augenblicklich wiederhergestellte soziale Friede mit dessen Ende sofort in die Brüche geht, ist eine Selbstverständlichkeit. Eine Zeit wirklich schaffenden, wachsenden Rechtes (entgegen der bisherigen bloßen sozialen Fürsorge) wird aber mit dem Volksfrieden, den es schafft, auch den Völkerfrieden mächtiger fördern als alle expreß internationalen Bestrebungen und Vereinigungen es vermögen. Denn das Rechtsbewußtsein allein trifft den eigentlichen Störefried, der in anmaßlicher Selbstüberhebung fortfährt, Ansprüche zu erheben und Forderungen zu stellen, die durch keinerlei wirkliche Leistung seinerseits gedeckt sind. Ohne solchen Boden im Völkerbewußtsein gleicht auch das beste Friedensinstitut einer Zange, die nicht faßt. Wenn aber die nationale Volksgemeinschaft sich solchermaßen (siehe Nr. 4) in eine innere Rechts- und Berufsgemeinschaft verwandelt, dann ist Hoffnung vorhanden, daß der erzeugte Rechtsgeist stark genug wird, auch im internationalen Handel und Verkehr wie im ganzen kolonialen Betrieb nicht bloß papierene Abmachungen und steinerne Denkmäler hervorzubringen,

sondern ein wirklich übernationales Handels-, Verkehrs- und Kolonialrecht zu erzeugen, das sich, dem Schwergewicht der Dinge folgend, schließlich zu einer internationalen Rechtsordnung, ja zu einer wahrhaft so zu nennenden übernationalen Rechtsmacht entwickeln kann und muß. Ob wir Deutsche das Volk sind, an das diese übernationale Rechtsgewalt sich natürlicherweise anschließen kann, hängt vor allem davon ab, nach welcher Seite hin wir Erfolg und Ertrag des Sieges zu wenden gewillt sind, auf den wir heute nicht ohne Grund hoffen.

VI.

Welches ist der entscheidende Schritt, den das Deutsche Reich und Volk tun muß, um den permanenten heimlichen oder offenen, sozialen und nationalen Kriegszustand zu überwinden?

Der Zustand, in dem das ganze öffentliche, staatliche Leben der europäischen, bezw. europäisierten Kulturmenschheit sich befindet, ist wie wir angedeutet haben, das Endprodukt der beiden großen Revolutionen, der englischen und der französischen; beide zusammen bedeuten die endgiltige Emanzipation der westlichen Kulturvölker von kirchlicher und dynastischer Bevormundung. Emanzipation ist aber noch nicht wirkliche Befreiung. Der Grundsatz aller Revolution ist vielmehr: Nimm dir dein Recht selber, denn du hast nur so viel Recht als du Gewalt hast. Dieses gereizte Bewußtsein des subjektiven Eigenrechtes ergibt im innerstaatlichen Leben das Prinzip des schrankenlosen Privaterwerbs, der jede öffentliche Kontrolle soweit als möglich zurückschiebt, um den Raub nicht sehen zu lassen. Nach außen hin aber bedeutet es das ausgesprochene Gewaltsystem, den Militarismus und Marinismus, eben zur Deckung des so gemachten Gewinnes. Right or wrong, my country! Kann ein derartiger Grundsatz die Völker befreien? Er kann doch nur neue Versklavung bedeuten! Auf diesem Punkt ist die Entwicklung des englischen und französischen Erwerbs- und Staatslebens völlig gleich — der napoleonische Militarismus ist nur das innereuropäische Gegenstück zu dem außereuropäischen weltumspannenden Marinismus Englands.[1]) Wollte das werdende Deutschland sich sein Recht in Europa und in der Welt verschaffen, so gab es freilich

[1]) Die Leser der Neuen Wege werden es mir glauben, daß ich über die Gaben des französischen und englischen Geistes an Deutschland Besseres zu sagen hätte, als über diejenigen ihrer Politik. In betreff dieser letzteren bin ich allerdings geneigt, Bismarcks bekanntes Wort, das Schlechteste an England sei seine Politik, auch auf Frankreich auszudehnen. In diesem Punkt stimmt nun freilich das Urteil der dermaligen Gegner über einander merkwürdig zusammen. Die ganze Sache bedarf noch einer wesentlich gründlicheren Untersuchung und einer besseren Beleuchtung als dies das grelle, unruhige Licht des Krieges verstattet. Ich darf hier für mich nur noch das Eine beifügen, daß mein Urteil längst vor diesem Krieg feststand, zu einer Zeit, da sich das ganze aufstrebende Deutschland in unbegrenzter Bewunderung und Nachahmung Englands gefiel. Man denke an Häckel! Ein andermal hoffentlich mehr darüber.

tatsächlich — zumal da der Versuch einer Einigung aus inneren Kräften im Jahre 1848 gescheitert war — kein anderes Mittel als das, in die bezeichnete, allgemein betretene Straße einzubiegen. Entschlossen hat Fürst Bismarck diesen Kurs aufgenommen und durchgehalten. Der aus der Revolution geborene nationale Militarismus hat sich in ihm, wie schon einmal 1813, gegen sein Ursprungsland gewendet; Kaiser Wilhelm II. hat dieselbe Methode in Beziehung auf die Weltstellung Deutschlands gegenüber dem allmächtigen englischen Marinismus befolgt. Beides war und ist jetzt noch Notwehr: die Revolution wendet sich gegen den Revolutionär und wird ihm selber — mit Recht — äußerst unbequem. Daher die Verurteilung des preußisch-deutschen Militarismus durch unsere Feinde, daher aber auch die Wahrheit des Satzes, daß Deutschland seinen beiden Gegnern geistig auf deren eigenen Boden gefolgt ist, weil sie anders von den Konsequenzen ihrer revolutionären Grundstimmung nicht zu überzeugen waren. Siegen wir Deutsche in diesem Krieg, so müssen wir jetzt aber auch beweisen, daß wir nur in der Notwehr, mithin nur hypothetisch, nicht faktisch auf den Boden des revolutionären „Sichselbstrechtschaffens" getreten sind. Dieser Beweis wird uns Deutschen freilich nicht so ganz leicht, da wir seit dem Jahr 1848 die eigene Spur verlassend auf den Boden der englisch-französischen Privaterwerbsgesellschaft getreten sind und mithin auch deren Konsequenzen nach außen zu ziehen genötigt waren. Auf diesem Punkt wollen wir denn auch bereitwillig zugeben, daß uns Deutschen die Sprengung des alten dynastisch-zünftlerischen Systems mit all seinen Bindungen und hemmenden Privilegien ein willkommenes und innerlich notwendiges Geschenk der englisch-französischen Revolution gewesen ist.[1]) Aber freilich: es war nur Emanzipation (= Entfesselung), nicht wirkliche Befreiung und diese letztere sind wir Deutsche noch heute uns selbst und der Welt schuldig. Was 1848 im Rückstand blieb, die Ersetzung des revolutionären natürlichen Eigenrechtes durch ein wahrhaft deutsches, sittlich begründetes Berufsrecht, dieses staatlich-rechtliche Gegenstück zur religiösen Reformation, die wir Deutsche einst gemacht haben — das beginnt heute die Lebensfrage für die gesamte Kulturmenschheit zu werden. Was schon immer den sozialen Unfrieden in allen Kulturländern erzeugt hat, die Auslieferung des Schwachen an den Starken, des Bedürftigen an den Besitzenden, d. h. aber die Auslieferung der ganzen Volksmasse an die allmächtigen Monopolinhaber, das ist nun als böser Nerv des jetzt akut gewordenen allgemeinen Kriegszustandes zum Vorschein gekommen für jeden, der sehen will; die aber noch nicht sehen wollen, das sind die Betrüger, deren Betrug eben ihr Gewinn

[1]) Wir Deutsche mit unserer überwiegend passiven Geistesanlage haben es von uns aus zu gar keiner Revolution gebracht. Wir kommen nur bis an den Rand einer solchen. Was dann aber doch nötig war, das hat Bismarck gemacht.

ist. Diese gilt es jetzt verantwortlich zu machen für die Folgen ihres bisherigen unverantwortlichen — weil verantwortungslosen — Erwerbstreibens. Das wilde englisch-französische Naturrecht hat mit seiner Entfesselung aller starken selbstsüchtigen Triebe uns den ganzen Reichtum der Natur- und Kulturwelt erschlossen, aber das von ihm bereitete Gastmahl schmeckt nicht einmal mehr den Geladenen, weil keiner dem anderen über den Teller trauen kann, ganz abgesehen davon, daß die ganz überwiegende Masse derer, die es mitgeschafft haben, eigentlichst davon ausgeschlossen sind. Ist dies schon der Normalzustand innerhalb desselben Volkes und Staates, wie wird sich das Verhältnis zu den auswärtigen gestalten? Man mag zwischenstaatliche Organisationen bauen und Schiedgerichtsverträge schließen, soviel man will, so lange das revolutionäre Eigenrecht die Triebkraft des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens bildet, setzt seine Elementargewalt alle Abmachungen außer Kraft, sobald es sich in seiner ausschließlichen Geltung bedroht fühlt. Solange dieser Instinkt die politische Windrichtung bestimmt, sind alle Friedensinstrumente nicht mehr als Sand, den er in die Augen der Dummen bläst.

VII.

Für die ernsthafte Friedensmission ist das Kriegsziel selbst die Ueberwindung des durch die Revolution geschaffenen neuerlichen Kriegszustandes, der den Religionskrieg und den dynastischen Krieg nur abgelöst hat. Ueberwunden wird derselbe nicht durch alte reaktionäre Bindungen, deren ultima ratio immer selbst wieder der Krieg ist, sondern durch Ergänzung des bloß natürlichen Freiheitsprinzips durch das sittliche, welches das Element der allgemeinen gegenseitigen Verantwortung in das soziale und zwischenstaatliche Leben einführt. Das bedeutet nicht die Aufhebung der Unternehmungsfreiheit im Erwerbsleben für das In- und Ausland, wohl aber die Aufhebung von dessen bisheriger Verantwortungslosigkeit. Ebenso wie der Ausbeuter im nationalen Wirtschaftsleben zur Rechenschaft gezogen werden muß durch die Vertreter der Gesamtheit, der Produzenten, Konsumenten, so muß das ganze internationale koloniale Erwerbsleben seine Stellen haben, denen es unmittelbar verantwortlich ist. Und auf diesem Punkt ist keine Frage, daß die bisherige Ueberspannung der militärisch gedeckten Souveränität, besonders der Großmächte, zusamt der dynastisch oder revolutionär-demokratisch gesteigerten Eifersucht der Nationen — je überspannter und geschraubter sie sind, desto mehr sind sie bereit, Anmaßung und Raub zu decken — endgiltig weichen muß vor der Reformation des Rechtes, die allem diesem bisher unverantwortlichen und anmaßlichen Dünkel endlich Maß und Ziel setzt. Soweit der Militarismus die Ablehnung jeder überstaatlichen Verantwortung be-

deutet, muß er fallen. Gewiß kann und darf weder Großnoch Kleinstaat seine Souveränität, die seine Existenz bedeutet, den Unzuverlässigkeiten und schwankenden Urteilen eines internationalen Schiedsgerichtshofes anvertrauen, es müssen ganze andere Rechtsgarantieen geschaffen werden, als sie bisher das Haager Gericht zu bieten hatte. Vor allem wird auch hier ein wirklich Unparteiischer als Gerichtsherr aufzustellen sein, dem ein voller, geregelter Instanzengang zur Herbeiführung eines wahrhaftigen Endurteils zur Verfügung steht. Die Schaffung einer solchen wirklichen Rechtsmacht, die gestützt auf allgemein verständliche, elementare Rechtsgrundsätze die Entscheidung herbeiführt, ist die conditio sine qua non[1]) der Herstellung eines überstaatlichen und übernationalen Gerichtes. Das bloße Parlament der Großmächte und der Neutralen genügt hiefür noch nicht.

VIII.

Doch wir wollen nicht in den Fehler verfallen, der bei dem Bau des Haager Palastes wieder einmal gemacht worden ist, nämlich das Dach eines Hauses fertig zu machen, von dem noch nicht einmal die Fundamente sicher bestimmt sind. Denn dies und nichts anderes war im Haag der Fall. Die große Politik ist wirklich nicht bloß das Werk von Staatsmännern, Diplomaten, Parlamentariern und andern Berufspolitikern, die man beliebig versammeln kann, weil von ihrem guten Willen Krieg und Frieden abhängt. Nein, hier sind ganz andere Massen und Gewichte zu bewältigen, deren Lenkung und Hebung auch die Souveränität der Souveräne nicht gewachsen ist, geschweige denn das federleichte Gerüste der zwischenstaatlichen Organisation. Wenn es der Friedensmission nicht gelingt, ganz andere, elementarste Seelenkräfte wachzurufen als den Utilitarismus der Bourgeoisie, die Sentimentalität der schwachen Kriegszuschauer, dazu das böse Gewissen der Kriegführenden und der am Kriege Schuldigen — ist auch nur das Letzte schon in ausreichendem Maße gelungen? — so bleibt seine ganze bisherige Arbeit ein Schlag ins Wasser. Erst muß das Bündnis mit allen guten Geistern der Kulturmenschheit fest begründet und geschlossen sein, ehe der Pazifismus ernsthaft daran denken kann, sein Werk mit dem Erfolg des wahrhaft Berufenen wieder aufzunehmen: mit der Religion, die letztlich die Herrin über das Gewissen der Völker ist, mit der Humanität, die das ganze gesellschaftliche Zusammenleben der Kulturmenschheit reguliert, mit dem Sozialismus, der Rechte und Pflichten nicht bloß der Stände und Klassen, sondern auch der Völker untereinander bestimmt. Gewiß ist jetzt, wo der Krieg Opfer gefordert hat, die kein Staat und kein Souverän mit wirklich gutem Gewissen für sich in Anspruch nehmen kann, die gottgegebene Zeit, das geweckte Gewissen aus einem bloß zwei-

[1]) d. h. die unumgängliche Bedingung.

felnden und schwankenden in ein seines Rechtes vollbewußtes, schaffendes zu verwandeln. Die absolute Sicherheit aber, die hiezu nötig ist, kann nur aus den Quelltiefen der Religion selbst kommen. Erst von ihr aus steigen dann die Wasser, die das Niveau des gesellschaftlichen Lebens wie des sozial bestimmten Rechtslebens in eine dauernd andere Höhenlage bringen. Gelingt es dem Pazifismus, jenes Bündnis wirklich zu schließen, dann wird er im gleichen Augenblick zum wertenden Gradmesser, zum bleibenden Maßstab für die Kulturhöhe der gesamten Menschheit, d. h. zum Völkergewissen, auch wenn sein letztes Ziel, der wirkliche Völkerfriede, sich als ein nur sehr bedingt und relativ zu verwirklichendes herausstellen sollte.

Zu der bestimmten Annahme, daß das bezeichnete Bündnis wirklich gelingt, glauben wir aber hinreichenden Grund zu haben. Die europäische Revolution hat uns nach Umstürzung der die alte kirchliche Absolutheit ablösenden dynastischen Souveränität drei neue Souveräne gebracht, von denen im Grunde jeder behauptet, nichts von seiner Allmacht abgeben zu dürfen. Das verhältnismäßig meiste Recht zu diesem Anspruch besitzt natürlich der nationale Machtstaat selbst, der auch mit der ihm zur Verfügung stehenden Militärgewalt den Schein der Absolutheit am besten zu wahren versteht. Da er aber einerseits doch nicht allmächtig, allwissend, allweise ist, trotzdem aber seine absolute Unverantwortlichkeit in möglichst weitgehendem Maße festhalten möchte, so ist er außer Stande, den zweiten von den beiden nach ihm heraufgestiegenen, aber erst durch ihn und mit ihm groß gewordenen Souveränen, die Kapitalmacht, diesen lebendigen Nerv des wirtschaftlichen Lebens, richtig in Zaum und Zügel zu halten. Zum mindestens verlangt dieser letztere sein Geheimfach, das ihm der Staat wohl schützen, dessen Inhalt aber auf seine Herkunft zu prüfen er nicht befugt sein soll. Respekt- und verständnisvoll grüßt der Souverän der Macht den Souverän des Kapitals. Schließlich ist ja doch der eine nur des andern Knecht, der ihm den Wein in seine Schläuche schafft. Aber wozu ist denn der dritte und jüngste Souverän da, wozu anders, als um die beiden ersten haftbar zu machen im Namen des Volkes, wozu anders, als daß dieses durch die Macht des Einen, den Besitz und Gewinn des Andern nicht um sein gutes Recht auf sein Leben betrogen werde? Führt er doch den Ehrentitel: Volksvertreter! Aber es ist eine eigene Sache mit diesen Volksvertretern. Entweder sind sie selbst dem nationalen Machtstaat verpflichtet, oder stehen sie durch Besitz und Einkommen selbst unter dem Bann des Kapitals und haben daher keine Lust, ihrem Auftrag auf Haftbarmachung der zwei Großmächte nachzukommen, oder aber fühlen sie sich eben als Volksvertreter als die allein rechtmäßige Souveränität, so daß sie fortgesetzt behaupten, ehe die beiden andern nicht völlig abgesetzt seien und das souveräne Volk selbst und allein Herr über Macht und Besitz werde, sei gar nicht daran zu denken, daß es jemals zu seinem Recht komme.

Und das Ende von dem dreifachen Dünkel ist, daß der Hauptschuldige, das Kapital der entscheidenden Verantwortung entschlüpft und daß der soziale Unfriede ebenso bleibt wie der Kriegszustand der Völker. Das ist so nicht bloß in England und Amerika, den Ländern der kapitalistischen Allmacht, sondern auch in Rußland, im Bereich der brutal-dynastischen Staatsmacht; und in Frankreich, dem klassischen Land der souveränen Volksvertretung, ist es um kein Haar anders. Von den drei Unverantwortlichen tut keiner dem andern zuviel zu leide. Sind auch zwei davon formell verantwortlich, der Staat der Volksvertretung, diese dem Volke selbst, sie schützen die Unverantwortlichkeit des Dritten, wenigstens nach außen, wie ein unantastbares Kleinod. Im Innern geschieht das Nötigste; die schlimmsten kapitalistischen Auswüchse werden noch beseitigt, wie es z. B. in Deutschland der Fall ist, aber nach außen prallen souveräne Staatsmacht, geschraubtes Nationalbewußtsein (dies die Achillesverse des Parlaments!) und kapitalistische Gewinnsucht mit voller Wucht aufeinander.

Soll der ewige Kriegszustand fallen, so muß zuerst einmal der Ring der Verantwortlichkeit geschlossen werden, d. h. aber: das ganze wirtschaftliche Leben des Volkes, seine „Nationalökonomie", muß mit festem Griff gefaßt, der gesamte Markt muß organisiert werden. Das ist noch etwas anderes als die Organisation von Militär und Beamtentum, von Technik und Industrie. Hier handelt es sich um Fassung des flutenden Lebens selbst in seinem fruchtbaren Ertrag. Das ist das Meisterstück aller Organisation, ohne dessen Vollendung alle übrige Organisation frucht- und ziellos bleibt, da sie ja die beständige Kriegsgefahr, wie die soziale Eifersucht, ohne diese letzte nicht zu bannen vermag.

Daß aber die Unverantwortlichkeit in dieser ihrer letzten unbezwungenen Festung endgültig falle, das ist nicht zuletzt die Lebensfrage der Religion. Sie darf bei Gefahr ihrer eigenen Existenz nicht zugeben, daß irgend eine irdische Macht sich als absolut und unverantwortlich gebärde. Das ist der Sinn des heiligen Todes des Christus, der als Opfer der jüdischen Selbstvergötterung fiel, daß nichts Menschliches sich solche Würde mehr anmaßen darf. Die katholische Kirche schlägt dem freilich mit ihrer Selbstvergötterung unmittelbar ins Gesicht, aber die evangelische Kirche, die in ihrem Schöpfer Luther den Staat frei und selbständig gemacht hat, sie hat es versäumt, ihm auf seinem Wege beizeiten das Wort zuzurufen, das ihn vor seiner eigenen Gottheit hätte müssen bange machen. Sie hat ihm nicht genug eingeschärft, daß es beim Gebrauch der Macht nur zwei Wege gibt, den des Rechts und den des Raubs. So ist der Staat denn auch bald genug seiner Mutter untreu geworden[1]) und diese kann sich selbst den Vorwurf nicht ersparen, daß sie auch an der eingebildeten und angemaßten Absolutheit der beiden Kinder der Revolution, des Kapitals und der Volksvertretung, mitschuldig ist und

[1]) Nicht bloß im katholischen Frankreich! Es gibt evangelische Länder, in denen der Staat mit der Kirche noch recht gut, aber mit der Religion sehr schief steht.

damit auch an der Verewigung des Kriegszustands. Sie war es, die den dynastischen Staat gegen die Revolution nicht bloß gedeckt, sondern auch gegen jede freiere bürgerliche Regung noch mißtrauischer, gegen jede freie Geistesrichtung und -Regung scharf gemacht hat. Sie hat damit ihrem Gott einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Denn durch Niederhaltung auch des Berechtigten wurde dieses dann in seinem verletzten Bewußtsein derart geschraubt, daß es zuletzt auf allen Punkten zu den beliebten modernen Selbstvergötterungen kam bis zu dem Häckel-Ostwaldschen Satze: die Wissenschaft ist Gott. Das sind lauter Gegenschläge gegen die von Kirche und Militärstaat ausgehende Gegenrevolution (= Reaktion), die ihre gemeinsame Wurzel darin haben, daß die Kirche für ihren erstgeborenen Sohn, den Staat, mehr getan hat als sie vor Gott durfte. Sie hat ihn (wie in Frankreich die katholische Kirche Ludwig des XIV., so in England, letztlich auch in Preußen-Deutschland die evangelische) zum irdischen Gott gemacht, für die noch mehr zu tun ihr wirklich nichts mehr übrig blieb. Will die Kirche die Religion, d. h. das Christentum selbst retten, so *muß* sie allen irdischen Absolutheiten und Unverantwortlichkeiten ein Ende machen, auch der verhältnismäßig berechtigtsten, derjenigen des eigenen Staates. Sonst bleibt *sie* die schuldige, wenn aus dem jetzigen Krieg noch einer nach dem andern hervorgeht. Denn jeder Krieg bedeutet eine abgelehnte Verantwortung. Diese als solche zu brandmarken hat aber auch *nur* die Religion und sie allein die absolute Pflicht, denn sie darf außer Gott nichts Unverantwortliches dulden, kein Nationalbewußtsein, keinen politisch-militärischen Machtanspruch, kein wirtschaftliches Interesse. Sie ist also berufen und verpflichtet, für alle irdischen Mächte, auch die obersten und höchsten, die strikte gegenseitige Verantwortung zu fordern und wo eine solche nicht besteht, die Einführung einer solchen unverzüglich zu verlangen. Für sie ist die Abschaffung aller irdischen Souveränitäten die *Lebensfrage selbst* und zwar liegt diese für sie nicht erst „jenseits des Kriegsziels", sondern dieser Weltkrieg ist für sie das Gericht selbst über alle diese angemaßte Unverantwortlichkeit, sei sie nun, wie der Zarismus, von Gottesgnaden, oder revolutionären Ursprungs; so *muß* sie denn auch verlangen, daß am Schluß dieses Krieges grundsätzlich aufgeräumt werde mit dem unseligen Prinzip selbst, mit der falschen Souveränität, die aller Kriege Anfang und Wurzel ist. Und hat sie, die Kirche, nicht mit ihrem Herzblut selber diese falsche Souveränität großgezogen und mit der mütterlichen Schürze gedeckt, so kann sie gar nichts anderes tun, um diesen Fehler gut zu machen, als daß sie jetzt das Prinzip selbst, nachdem es im Weltkrieg seine letzten Konsequenzen gezogen und enthüllt hat, in seinem Nerv tötlich treffen will. Für die evangelische Kirche ist es keine Schande, einen Irrtum einzugestehen, sie ist nicht unfehlbar wie die katholische, und daß dieser Irrweg menschlich notwendig und daher relativ berechtigt war, das mag sie mit gutem Gewissen betonen. Auf Erden wird man nur durch Schaden klug, nur

auf Irrwegen kommen wir Menschen weiter. Aber wenn der lebendige Gott uns durch furchtbare Gerichte wieder auf seine echte Spur führt, dann gilt es nicht in falscher Scham verleugnen, was er uns nach Jahrhunderten des Wahnes schließlich als echtes Gold der Wahrheit hat neu entdecken lassen. Der Irrweg der Kirche war die Vergötterung des dynastischen und des nationalen Staates. Die neue Wahrheit aber ist die folgende:

1. Der soziale Friede ist die durchgängige lückenlose gegenseitige Verantwortlichmachung der Berufsstände. Diese Aufgabe hat der in seinem Innern (wirklich und mit Recht) souveräne Nationalstaat unverzüglich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln durchzuführen. Er hat sie in der Hand. Dies ist das jetzt schon erreichbare innere Kriegsziel des Nationalstaates.

2. Der Völkerfriede ist die durchgängige, gegenseitige Verantwortlichmachung der Großmächte. Die Mittel hiefür müssen erst noch geschaffen werden. Aber das Kriegsziel muß auch hier doch schon sein die wahrhaftige Grundsteinlegung des kommenden übernationalen Rechts, für das der Haager Palast bisher ein totes Symbol, ein Traum und Schatten, noch nicht lebendige Wirklichkeit war. Aber diese muß jetzt werden.

Die Revolutionszeit hat den Staaten und Völkern ihre Rechte gegeben. Ihr Fehler war der Mantel der Absolutheit, die sie von Kirche und Dynastie übernahmen. Daher der Kampf aller gegen alle. Dieser Krieg bedeutet das Ende aller irdischen Absolutheiten. Recht auf Leben hat nur noch, wer mitträgt am Ganzen. So ist denn das Kriegsziel selbst: nicht gegenseitige Entrechtung der Völker (auch nicht ein leiser Ansatz hiezu beim Friedensschluß!), wohl aber gegenseitige Bindung, Knüpfung ihrer freien Existenz an ihre Pflichtleistung für die Menschheit.

IX.

Die christliche Religion hat bei Strafe der Selbstvernichtung die Pflicht und Schuldigkeit, alle irdischen Lebensmächte einander gegenseitig zu verpflichten und jeder angemaßten Absolutheit ein definitives Ende zu bereiten. Damit verwandelt sie den Pazifismus aus einer phantastischen Utopie in das kritische Ideal, das von jetzt an die Kulturmenschheit rückhalt- und rücksichtslos an alle ihre großen gemeinsamen Lebensbewegungen anzulegen hat. Der organisierte Pazifismus wird nicht verfehlen, diese Umwertung aller Werte, die ihm wohl immer vorschwebte, die er aber nicht auf den Begriff bringen konnte, rundweg gut zu heißen und gegenüber der religiösen Existenzfrage, die jetzt den Völkern mit dem Pazifismus gestellt ist, allen vormaligen Motivierungen und Begründungen nur noch sehr relativem Wert zuzugestehen. Denn die Gesundheit und Wahrhaftigkeit der Volksseele ist der letzte Wert aller politischen

und kulturellen Bewegung; ihre Krankheit und Unwahrhaftigkeit die Wurzel aller Kriege und alles sozialen Unfriedens. Das krankhaft geschwollene Bewußtsein der Völker und der Volksstände ist die Mutter aller sozialen Aufgeblasenheit, aller politischen Selbstüberhebung, aller nationalen Lüge. Solang die Volksseele nicht wieder zum Frieden kommt, d. h. zur wahren Selbsteinschätzung und Selbstbeschränkung, so lange ist der soziale Friede wie der Völkerfriede gleichermaßen ein Wahn. Der Pazifismus ist nicht bälder gesund und arbeitsfähig, als bis ihm diese Tatsache Ausgangs-, Richtungs- und Zielpunkt aller seiner Arbeit geworden ist.

X.

Deutschland ist weder das klassische Land der dynastischen Selbstvergötterung, noch der revolutionären, volkspräsentativen oder kapitalistischen Selbstherrlichkeit. Es hat den christlichen Grundgedanken des gegenseitigen Dienens und Verpflichtetseins nie ganz vergessen. Sein Militarismus ist nicht als Werkzeug dynastischer, staatlicher, nationaler Selbstüberhebung entstanden, sondern als bittere Notwehr. Aber wie einst vor Jahrhunderten dynastischer, so ist im Gefolge der Revolution nationaler und sozialer Größenwahn weithin im deutschen Volk epidemisch geworden und deren Gefolgsmann im wirklichen Leben, der wirtschaftliche Monopolismus, dieses Instrument der kapitalistischen Habsucht, vergiftet auch die deutsche Volksseele und verwüstet dermalen — noch im Kriege — das Volksleben. Erst wenn es sich des fremden Giftes, das einst über den Rhein und über den Kanal kam, das sich jetzt aber recht einheimisch und natürlich gebärdet, ernstlich erwehrt hat, hat das deutsche Volk die Befähigung erlangt, an der eigenen Seele die Seele der kranken Kulturmenschheit genesen zu lassen. Der einzige Weg dazu ist der: Gott, dem schaffenden und gnädig wiederaufrichtenden, richtenden Geiste, die Ehre zu wahren, die ihm allein gebührt und allem Geschaffenen, zu allererst dem eigenen Ich samt der eigenen Nation alles zu wehren, was ihnen nicht zugehört. Denn das ist immer ein Raub an andern.

Die deutsch-evangelische Kirche aber führe das Schwert, das ihr noch in die Hand gegeben ist! Führt sie es nicht, so wird es ihr genommen. Wenn einmal, so ist in diesem Krieg die Dämmerung aller irdischen auch die des absoluten militärischen Nationalstaats. Weiß die Kirche Christi nicht ihrem Gott seine Ehre zu wahren, so wirft er sie weg. Heute geht es um die Frage: bleibt der deutsche Militarismus Notwehr oder steigt er zum Nationalgott auf? So lang die zweite Frage nicht endgültig verneint ist, hat der deutsche Pazifismus seinen Beruf bei Kirche und Staat. Denn hierin liegt die Entscheidung darüber, ob das deutsche Volk ein Volk wird wie alle andern, oder ob es *seinen* Weg geht bis zu Ende.

Reinhold Planck.

Aufruf an das Schweizervolk.[1]

September/Oktober 1915.

Während der Krieg die Aufmerksamkeit der ganzen Welt beschäftigt und alle Kräfte der europäischen Großmächte in Anspruch nimmt, gehen in der Türkei Dinge vor sich, die selbst in unserer an das Schreckliche gewöhnten Zeit furchtbar sind und das, was früher schon dort geschah, noch hinter sich lassen.

Es handelt sich um nichts weniger als die systematische Ausrottung eines ganzen christlichen Volkes, der Armenier, welche jetzt ins Werk gesetzt wird, weil die vollständige Herrschaft des Islam im türkischen Reich durchgeführt werden soll.

Schon Hunderttausende von Armeniern sind entweder hingemordet worden, oder müssen, aus ihrer Heimat verschleppt, in den Steppen Mesopotamiens oder anderer Gegenden elend verderben. Eine große Zahl namentlich von Frauen und Kindern ist gezwungen worden, den Islam anzunehmen.

Diese Tatsachen sind festgestellt durch bestimmte Aussagen und Berichte von in jeder Hinsicht einwandfreien Personen, welche ihre Kenntnisse aus eigener Anschauung haben.

Die Unterzeichneten wollen nicht nur das Schweizervolk um Gewährung tatkräftiger Hilfe bitten zur Linderung der Not, welche unter den Ueberlebenden des unglücklichen armenischen Volkes herrscht. Sie fühlen sich auch verpflichtet, vor aller Welt auf diese Vorgänge aufmerksam zu machen und sich an die öffentliche Meinung aller Länder zu wenden, damit zum Schutz der überlebenden Armenier unverzüglich getan wird, was gegenwärtig in Konstantinopel noch getan werden kann.

Pfr. H. Andres, Bern.
Prof. C. Béguelin, Rektor der Universität Neuenburg.
Prof. Br. Bloch, Basel.
Prof. P. Böhringer, Basel.
E. Bonhôte, Nat.-Rat, Neuenburg.
Fel. Bonjour, Nat.-Rat, Lausanne.
L. Bonnard, Syndic, Nyon.
Prof. E. Bovet, Zürich.
H. Boveyron, Großratspräsident, Genf.
A. Brüstlein, Adv., Bern.
Chr. Buchmann-Schardt, Basel.
Prof. G. Castellaz, Freiburg.
Francesco Chiesa, Lugano.
Prof. Rob. Chodat, Genf.
Dr. H. Christ-Socin, Riehen.
Th. Diethelm, St. Gallen.
Prof. N. Dubois, Neuenburg.
Pfr. E. Dusseiller, Genf.
Prof. L. Emery, Lausanne.
Pfr. E. Etter, Rorschach.
Nat.-Rat H. Eugster-Züst, Speicher.
Dir. Em. Favre, Waadt.
Leopold Favre, Genf.
H. Fazy, Nat.-Rat, Genf.
Pfr. H. Fichter, Basel.
Pfr. P. Flury, Schiers.
Dr. J. Fragnière, apostol. Protonotar, Freiburg.
Pfr. Osk. Frei, Alt St. Johann.
Pfr. K. Fueter, Olten.
Dekan J. Ganz, Zürich.
Prof. Luc. Gautier, Genf.
Dr. Rud. Geigy, Basel.
Prof. Ph. Godet, Neuenburg.
Kirchenrat U. Guhl, Frauenfeld.
C. Gutzwiller, Basel.
Stadtammann H. Häffig, Aarau.
Pfr. J. Hauri, Davos.
Dr. Friedr. Hegar, Zürich.
Dr. Karl Henking, Schaffhausen.

[1]) Vgl. dazu „Rundschau".

Dr. Eduard Herzog, Bischof der christkatholischen Kirche der Schweiz, Bern.
Prof. Andreas Heusler, Basel.
Alt Pfarrer Hugendubel, Bern.
Stadtrat Aug. Huggler, Bern.
Dir. E. ImHof, Schaffhausen.
Dozent Dr. Hans Iselin, Basel.
Pfr. C. Juchler, Herisau.
Pfr. Paul H. Kind, Schwanden.
Prof. K. Kirchhofer, Schaffhausen.
Stadtrat Conr. Leu, Schaffhausen.
Alt Reg.-Rat F. Manatschal, Chur.
Prof. K. Marti, Bern.
Prof. Alf. Martin, Genf.
Dekan J. Meier, Frauenfeld.
A. de Meuron, Nat.-Rat, Lausanne.
Prof. G. Meyer von Knonau, Zürich.
Pfr. E. Miescher, Basel.
G. de Montenach, Staatsrat, Freiburg.
Pfr. Alex. Morel, Bern.
Prof. Paul Moriaud, Genf.
Oberrichter P. Müri, Aarau.
Dr. Musy, Staatsratspräsident, Freiburg.
Prof. Ed. Naville, Genf.
Gust. Naville, Zürich.
E. Perrier, Staatsanwalt, Freiburg.
Pfr. C. Pestalozzi, St. Gallen.
Dr. Pestalozzi-Pfyffer, Zug.
E. Picot, Bundesrichter, Lausanne.
Prof. Conradin Planta, Chur.
Prof. de Quervain, Basel.
Ed. Quartier la Tente, Staatsrat, Neuenburg.
Prof. L. Ragaz, Zürich.
Gonzague de Reynold, Freiburg.
Dr. Eug. Richard, alt Ständerat, Genf.
Pfr. A. Rothenberger, St. Gallen.
Dr. César Roux, Lausanne.
Pfr. E. Ryser, Bern.
Alfred Sarasin, Basel.
Stadtrat Samuel Scherz, Bern.
Pfr. A. Schlatter, Herisau.
Pfr. Th. Schlatter, St. Gallen.
Pfr. E. Schnyder, Schaffhausen.
Pfr. Emil Schultze, Chur.
Pfr. A. Salis, Basel.
Ed. Secrétan, Nat.-Rat, Lausanne.
P. Seippel, Genf.
Prof. G. Senn, Basel.
Prof. Fr. Siebenmann, Basel.
J. Sigg, Nat.-Rat, Genf.
Pfr. Ant. Spehn, Zürich.
Pfr. E. Staehelin, Basel.
Dir. Rud. Staub, Baden.
Dr. von Tavel-Stettler, Bern.
E. Usteri-Pestalozzi, Zürich.
Dir. Virieux, Lausanne.
Prof. Eberh. Vischer, Basel.
Dr. Wilhelm Vischer, Basel.
Jean von Wattenwyl, Bern.
Ständerat Dr. O. Wettstein, Zürich.
Pfr. G. Witzemann, Rothrist.
Alt Pfarrer Leo v. Wyß, Thalwil.

Die Sammlung von Hilfsgeldern für die übriggebliebenen Armeniern soll in der Schweiz unverzüglich an die Hand genommen werden. Es bestehen hiefür schon Komitees und weitere werden noch gebildet.[1])

Zur belgischen Frage.

Nachdem es uns zu unserem größten Leidwesen lange nicht möglich war, den von uns einst versprochenen Aufsatz über die belgische Frage zu liefern, bringen wir nun darüber drei Aeußerungen auf einmal. Sie ergänzen einander trefflich und sollen im übrigen nicht unser letztes Wort in dieser Sache sein. Wir fühlen uns verpflichtet, bei diesem Anlaß nochmals zu erklären, daß wir das Verhalten Deutschlands gegen Belgien nach wie vor für ein äußerst schweres Unrecht und einen verhängnisvollen Fehler dazu halten. Keiner der Versuche, diesen Vorwurf zu widerlegen, hat uns eines Bessern belehrt. Das Wesentliche, worauf es bei der Beurteilung dieser Sache ankommt, scheint uns sonnenklar zu sein. Wir glauben sodann, daß eine Annexion Belgiens durch Deutschland diesem vollends zum Verhängnis werden müßte, glauben aber auch, daß weitaus der größte Teil des

[1]) Auch die Neuen Wege nehmen gerne Gaben entgegen.

deutschen Volkes kein Unrecht tun will und ein unwissentlich begangenes sühnen wird, sobald es den Tatbestand selbständig prüfen kann. Dafür bürgen uns neben vielem Andern jene Ausführungen eines Deutschen, die wir an dritter Stelle abdrucken. Die Redaktion.

I. Zum Streit über die belgische Frage.

Schon vor mehreren Monaten hat die Redaktion der Neuen Wege das Gesuch an mich gerichtet, ich möchte das Buch von Professor E. Waxweiler: „Hat Belgien sein Schicksal verschuldet?“[1]) einer Besprechung unterziehen. Wenn ich diesem Gesuche nun Folge gebe, so tue ich das schweren Herzens. Wer sich irgendwie über die belgische Tragödie äußert, läuft Gefahr, in endlose und unerquickliche Zeitungspolemiken verwickelt zu werden. Eine Debatte im jetzigen Moment scheint hoffnungslos zu sein. Ich kann den Eindruck nicht los werden, daß die Meinungen gemacht sind, daß die Sympathien und Antipathien, die man meist zur Erörterung dieser Frage mitbringt, alle Unbefangenheit verschwinden lassen. Wir pflegen in dieser aufgeregten Zeit meist nur das zu lesen, was unsern Standpunkt, den wir schon vorher gefühlmäßig eingenommen und gerechtfertigt haben, gewissermaßen aktenmäßig verstärkt.

Dazu kommt, daß Diskussionen über die belgische Frage uns gar leicht auf ein totes Geleise bringen. Der ganze Fragenkomplex, der am Anfang für sich allein die Welt aufgeregt hatte, ist — wenn dieser militärische Ausdruck erlaubt ist — zum Nebenkriegschauplatz geworden, oder scheint es wenigstens geworden zu sein.

Wenn wir aber näher zusehen, so gewahren wir, daß sich auch heute noch an dieser Frage eine Scheidung der Geister vollzieht. Zunächst eine politische Scheidung. Wer politisch mit den beiden Imperien empfindet, glaubt die Verletzung der belgischen Neutralität, dieses Hineinzerren Belgiens in den Kampf der Großmächte, milde beurteilen zu müssen, wenn er überhaupt noch zuläßt, daß man von Neutralität Belgiens unmittelbar vor dem Kriege noch spricht.

Wer gar — über rein politische Erwägungen weit hinausgehend — im Deutschen Reich eine Vorstufe zum Gottesreich sieht — eine Betrachtungsweise, die auch in der Schweiz mehr oder minder repräsentative Vertreter hat — der muß folgerichtig auch dazu kommen, im Widerstande Belgiens ein Sichauflehnen gegen den Heilsplan Gottes zu sehen.

Derjenige aber, der findet, das größere politische Recht liege auf der Seite der Entente, wird gerade in dieser Verletzung der belgischen Neutralität eine wesentliche Stütze für seine Argumentation finden.

So orientieren sich — wenigstens äußerlich — die Sympathien für das eine oder andere Lager zu einem wesentlichen Teil an dieser belgischen Frage.

[1]) Zürich, bei Orell Füßli & Cie., 1915.

Alle diese Auffassungen tragen das gemeinsame Merkmal, daß sie eine konstante Neutralität für möglich und berechtigt halten. Daneben stoßen wir nun aber auf eine Betrachtungsweise, die überhaupt das sittliche Recht einer konstanten Neutralität bestreitet. In der „Hilfe“[1]) hat Friedrich Naumann die Frage aufgeworfen, „ob der kleine Einzelstaat für alle in der Welt möglichen Fälle ein Recht haben kann, sich der weltgeschichtlichen Neubildung zu entziehen“. Wer nicht nur darum, weil er durch den Zufall der Geburt ein Angehöriger eines neutralen Staates ist, sondern grundsätzlich neutral denkt, wird freilich Naumann antworten müssen, daß es immer noch so etwas wie ein Selbstbestimmungsrecht der Völker gibt — dem Begriff der Autonomie hat gerade die deutsche klassische Philosophie seinen Inhalt gegeben — ein Selbstbestimmungsrecht, das nicht ohne schweren Schaden für die ganze Ordnung der Beziehungen der Völker untereinander verletzt werden kann.

Wäre z. B. die Schweiz imstande, die Aufgaben durchzuführen, die sie in dieser Zeit bekommen oder selbst übernommen hat und wofür sie offiziell von allen Seiten belobt wird, wenn sie von fremden Kriegsheeren überrumpelt worden wäre? Hatte Belgien nicht so gut wie die Schweiz ein Recht, sich für den Fall eines Konfliktes der Großmächte diesen Aufgaben zuzuwenden? Hat irgend eine Großmacht das Recht, ein kleines Land von diesen Aufgaben abzuziehen nicht um es am großen Weltgeschehen teilnehmen zu lassen — das ist eine Phrase — sondern ganz einfach, um zu verhindern, daß dieses „große Weltgeschehen“ sich auf ihrem eigenen Boden abspielt? (Womit neben anderm auch erreicht wird, daß der Blutgeruch der Schlachtfelder recht weit von Naumanns Schreibtisch entfernt bleibt.)

Die große Nation wäre doch gewiß nur dann schuldlos, wenn der kleine Staat aus eigenem Antrieb die Neutralität innerlich preisgegeben und sich einer Mächtegruppe verkauft hätte. Damit ist der Kernpunkt der ganzen Streitfrage aufgedeckt.

Das ganze Buch von Waxweiler will auf die einzige Frage Antwort geben, ob Belgien selbst seiner Tradition untreu geworden sei.

Bevor der Autor selbst in seinen wesentlichsten Gedanken zum Worte kommt, möchte ich noch eine kurze Bemerkung über den Gesamteindruck vorausschicken.

Es ist kein fanatisches und kein fantisierendes Buch und wer da meint, sich mit dem wohlfeilen Trost begnügen zu können, daß es eine Apologie mit Vorzügen und Mängeln dieser Gattung sei, der wird sich sagen lassen müssen, daß er einem durchaus ernst zu nehmenden Werke mit einem Vorurteil gegenüber getreten sei.

---

[1]) Nr. 40 vom 1. Oktober 1914, S. 649/50.

Der Verfasser ist ein Belgier und schreibt als solcher. Aber ich kann nicht finden, daß dieser Umstand dem Buche geschadet hätte. Gewiß ist es mit verhaltener Glut geschrieben, aber mit einer Glut, die nicht die Wahrheit entstellt, sondern sie beleuchtet. So wirkt das Buch überzeugender als alle Proteste.

Ich versuche im folgenden, die These, die Waxweiler verficht, in gedrängter Kürze darzustellen, wobei ich überall den Autor selbst oder die Zeugnisse, die er anführt, sprechen lasse.

Waxweiler untersucht zunächst die Entwicklung der öffentlichen Meinung in Belgien, soweit sie sich auf das Verhältnis der beiden Staaten Belgien und Deutschland zueinander bezieht. Gegenüber den nachträglich aufgestellten Behauptungen, daß in Belgien sich in den Jahren vor dem Krieg eine deutschfeindliche Stimmung breit gemacht habe, stellt er fest, daß im Gegenteil ein wechselseitiges Geben und Empfangen sich zeigte. Auch die offiziellen diplomatischen und höfischen Beziehungen waren ungetrübte, sodaß sich das Land sicher fühlen konnte. Und als das Gerücht immer wieder auftauchte und sich hartnäckig erhielt, daß in den Kriegsplänen Deutschlands der Durchmarsch durch Belgien ein integrierender Bestandteil sei, wurden der belgischen Regierung von deutscher offizieller Seite die bestimmtesten Zusicherungen gegeben, daß kein Mensch in Deutschland daran denke.

Im Jahre 1905, den 25. Juli, bei einem offiziellen Gastmahle, hatte der deutsche Gesandte in Belgien, Herr Graf v. Wallwitz, erklärt, „die Aufrechthaltung des belgischen Neutralitätsvertrages sei für Deutschland sozusagen ein politisches Axiom, das niemand ohne die nachteiligsten Folgen verletzen möchte." (S. 13.)

Und am 29. April 1913 gab der Staatssekretär des Auswärtigen in der Budgetkommission des Reichstages auf eine Anfrage betreffend die belgische Neutralität die Antwort,

„die Neutralität Belgiens sei durch internationale Abmachungen festgelegt, und Deutschland sei entschlossen, an diesen Abmachungen festzuhalten." (S. 13.)

Als nun gegen Ende Juli des Jahres 1914 die Ereignisse, die zum Kriege drängten, sich überstürzten, da wurde auch Belgien hineingezogen. Der englische Minister des Auswärtigen bemüht sich, verbindliche Erklärungen der unmittelbar am Konflikt beteiligten Großmächte zu erhalten. Von Deutschland erhält er eine ausweichende Antwort. Und die belgische Regierung selbst erhielt auf ihre Bemühungen, eine verbindliche Erklärung von Seiten Deutschlands zu hören, die Aufforderung, den deutschen Armeen den freien Durchmarsch durch Belgien zu gestatten. Wenn das geschehe, werde Deutschland Belgien nicht weiter derangieren. Waxweiler weist nun an Hand der völkerrechtlichen Literatur nach, daß Belgien diese Forderung nicht annehmen konnte,

„da es gegenüber England, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Rußland, den Mitkontrahenten Preußens die ausdrückliche Verpflichtung übernommen hatte, niemals aus seiner im Jahre 1839 vertraglich übernommenen Neutralität herauszutreten." (S. 39.)

Gegenüber den „Realpolitikern", die heute noch Belgien vorrechnen, die Annahme des deutschen Begehrens hätte ein gutes Geschäft bedeutet, versicht Waxweiler mit viel Geschick den gegenteiligen Standpunkt, ohne ihm freilich mehr Bedeutung beizumessen, als ihm zukommt.

„Aber die Erwägung einer solchen Eventualität konnte erst in zweiter Linie in Betracht kommen: In der Gesellschaft der Staaten, wie in derjenigen der Individuen ist das Festhalten an den übernommenen Pflichten die Richtschnur für denjenigen, der auf die Achtung anderer etwas hält.

Daß dieser Weg der Ehre und Rechtschaffenheit selten der kürzeste, aber der sicherste und schließlich der einträglichste ist, hat schon Tocqueville in seiner Darstellung des gegenseitigen Verhältnisses der Moral und Politik so trefflich gezeigt." (S. 44.)

In einem weitern Abschnitt wird die Begründung, die das deutsche Ultimatum für das Verlangen nach freiem Durchmarsch gibt, kritisch beleuchtet. Es heißt da:

„Französische Streitkräfte *hätten die Absicht*, an der Maas auf der Strecke Givet-Namur aufzumarschieren; ... es herrsche kein Zweifel über die *Absicht* Frankreichs, durch belgisches Gebiet gegen Deutschland zu marschieren; *man könne sich der Besorgnis nicht erwehren*, daß Belgien trotz dem festen Willen nicht imstande sein werde, diesen Vormarsch abzuwehren." Alle diese Befürchtungen und Vermutungen entbehren aber jeder kontrollierbaren Grundlage. Deutschland selbst weiß das; und daher wird seine Regierung von nun an auch stets auf der Suche nach Vorfällen sein, die zu seiner Entlastung angeführt werden könnten. Daher auch ohne Zweifel die seltsamen, einige Stunden nach der Uebergabe der sehr vertraulichen Note mitten in der Nacht unternommenen Schritte des deutschen Gesandten in Brüssel.

Ich entnehme die Beschreibung den diplomatischen Dokumenten Belgiens. (Graubuch Nr. 21.)

„Um halb zwei Uhr nachts besucht der Gesandte Deutschlands den Baron van der Elst. Er sagte ihm, seine Regierung habe ihn beauftragt, uns mitzuteilen, daß französische lenkbare Luftschiffe Bomben geworfen hätten, und eine französische Kavalleriepatrouille die Grenze überschritten habe, mithin das Völkerrecht verletzend, da ja der Krieg noch nicht erklärt worden sei.

Der Generalsekretär fragte Herrn von Below, wo sich diese Dinge zugetragen hätten. „In Deutschland", war die Antwort. Baron van der Elst bemerkte darauf, daß er sich in diesem Falle den Zweck seiner Mitteilung nicht erklären könne. Herr von Below sagte darauf, diese das Völkerrecht verletzenden Taten *seien derart, daß von Frankreich andere, das Völkerrecht verletzende Taten zu befürchten seien.*

Was sind dies anderes als unsichere Behauptungen zur Unterstützung von Hypothesen, die Mutmaßungen rechtfertigen sollen?" (S. 50.)

Dieses Thema, daß Deutschland nur notgedrungen durch Belgien ziehe, wird dann, wie bekannt, variiert in der Rede, die der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg im deutschen Reichstage am 4. August hielt:

„Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt und vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. *Das widerspricht den Geboten des Völkerrechts.* Doch waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest der luxemburgischen und der belgischen Regierung hinwegzusetzen. *Das Unrecht — ich spreche offen — das Unrecht, das wir damit tun*, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist, wie wir, und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut. ... Wir sind jetzt in der Notwehr; *und Not kennt kein Gebot.*" (S. 56.)

Recht interessant ist die Parallele, die Waxweiler (S. 59) feststellt:

Seit jenem Zeitpunkt und speziell im Jahre 1914 bestand Deutschlands Verpflichtung im vollen Umfange, ausdrücklich, unumstößlich, und die Erklärung, daß es aus Not sich ihr habe entziehen müssen, ist reiner politischer Sophismus. Da war die Eingebung des Kanzlers eine bessere, als er in leidenschaftlichem Zorne gegen England, sich an den englischen Botschafter wendend, ausrief (Blaubuch Nr. 160):

„Die Neutralität? Ein Wort, auf das man so oft in Kriegszeiten keine Rücksicht nahm. Ein Vertrag? Ein Fetzen Papier!"

Zweifellos waren dem Kanzler an jenem Tage die Worte, welche sein berühmter Vorgänger Bismarck am 2. Mai 1871, am Tage sogar nach der Gründung des Deutschen Reiches, im Reichstag sprach, nicht mehr im Gedächtnis:

„Es konnte nicht die Rede sein, aus Elsaß und Lothringen ein neutrales Land zu machen, wie Belgien und die Schweiz, wir hätten Frankreich nicht angreifen können, weil wir gewöhnt sind, die Verträge und die Neutralität zu achten."

Im Jahre 1914 vernahm im Gegenteil der Reichstag die Erklärung des Kanzlers, daß Deutschland, entschlossen über Frankreich und Rußland zugleich zu siegen, sich einfach für denjenigen Plan entschieden habe, der ihm am meisten Aussicht auf Erfolg zu bieten schien, daß es das Recht verletze, weil der strategische Vorteil dies erheische.

Doch ist noch mehr zu sagen.

Diese Verletzung geschah mit Vorbedacht.

Nicht in einem Augenblick der Aufregung, der unvermuteten Bedrohung seiner nationalen Existenz hat das Deutsche Reich zu einem letzten Entschluß seine Zuflucht genommen und das loyale befreundete Belgien allen Konsequenzen eines Verrates ausgesetzt. Denn kein klar denkender Mensch wird glauben, der plötzliche und schreckliche Einfall in das Gebiet Belgiens, der mit einer Methode und Schnelligkeit vor sich ging, welche die Militärkritiker aller Länder in Erstaunen versetzten, sei improvisiert worden. Das hieße dem Organisationstalent Deutschlands Hohn sprechen, das es auf allen Gebieten beanspruchen darf, und den es mit gutem Recht entrüstet zurückweisen würde.

Der Einfall in Belgien gehörte so zweifellos zu den Grundlagen des Feldzugsplanes im Kriegsfalle, daß der deutsche Staatssekretär in einem Gespräche mit dem englischen Botschafter am 31. Juli denn auch erklären konnte, man könne unmöglich von Deutschlands Verhalten in bezug auf die belgische Neutralität sprechen, ohne seine strategischen Absichten zu enthüllen (Blaubuch Nr. 122).

Um den Erfolg zu sichern, sollte also der Plan geheim gehalten werden. Welchen Wert haben dann die wiederholt (siehe weiter oben) von den Vertretern Deutschlands gemachten offiziellen Versicherungen seiner steten Absicht, die Neutralität Belgiens pflichtgemäß zu achten?

Hatte Belgien Unrecht, solchen Behauptungen Glauben zu schenken? Waren diese Behauptungen nicht im Gegenteil in Uebereinstimmung mit den herrschenden Beziehungen zwischen den beiden Ländern und mit der gesamten wirklichen Sachlage, welche die ersten Seiten dieses Berichtes offen und ehrlich darlegten?"

In einem weiteren Kapitel (III.) schildert Waxweiler die Schicksale der belgischen Neutralität in den Verhandlungen der Großmächte, namentlich in den Verhandlungen zwischen Deutschland und England, wobei nach ihm folgendes mit aller Deutlichkeit hervorgeht:

„Aus Deutschlands Anerbieten geht nun jedenfalls das hervor, daß es im Hinblick auf die bevorstehenden Konflikte Belgiens Neutralität nicht als eine heilige Verpflichtung, sondern als ein käufliches Pfand

betrachtete. England ist ein gefürchteter Gegner; an der Unabhängigkeit Belgiens ist es aufs lebhafteste interessiert. Damit gestaltet sich das Problem für Deutschland einfach folgendermaßen: Durch welche Kombinationen könnte man auf Kosten Belgiens England zu einer passiven Stellungnahme veranlassen und damit einen Mitschuldigen gewinnen?" (S. 84.)

Und an einer andern Stelle faßt er sehr scharf seine Meinung zusammen:

Das ist es also, was in der geheimnisvollen Stille der diplomatischen Verhandlungen schamlos am 29. Juli England gegenüber anvertraut wurde! In seinem höchst raffinierten Eroberungstrieb schafft sich Deutschland die Gelegenheit zur Eroberung, indem es Belgien zum Widerstand zwingt. Es tut dies im selben Moment, in welchem es der Schweiz gegenüber seine Befriedigung darüber ausdrückt, daß diese in gleicher Weise, wie Belgien es will, ihre Neutralität zu wahren bestrebt ist. Darin liegt der Beweis, daß Deutschland den Widerstand Belgiens als natürlich und unvermeidlich ansah. Im schlimmsten Falle, wenn Belgien wider alles Erwarten nicht widerstehen sollte, verlöre Deutschland allerdings die Gelegenheit der Eroberung Belgiens, gewänne aber dafür freien Weg nach Frankreich. Jedenfalls verfüge Deutschland über ein vortreffliches Mittel zur Intimidation Englands.

Sie irrten sich, Harden, mit Ihrer Annahme, daß das deutsche Heer nicht ausgezogen sei um Belgien zu erobern, und daß Deutschland Belgien nur behalten würde wie Theodorich Italien behielt, weil es ihm anstand, dort zu weilen.

Nein, vom ersten Tage an, da Deutschland den Namen Belgien in einem Konflikte, mit dem diese kleine Nation sonst nichts zu tun hatte, aussprach, hat es seinen Plan festgelegt: „Belgien sollte zur Verteidigung gezwungen werden, um es dann als Sühne dafür, daß es seine Pflicht getan hat, sich einzuverleiben." Angesichts dieser Gewißheit tritt die bloße Verletzung der belgischen Neutralität in den Hintergrund, und die Verschwörung gegen Belgien kommt deutlich hervor.

Von all diesen Ränken hat weder der Reichskanzler, noch das deutsche „Weißbuch" irgend ein Wort erwähnt, und als vor der Oeffentlichkeit eine Rechtfertigung gegeben werden mußte, als der Kanzler im Reichstag zweimal eingestehen mußte, daß Deutschland ein Unrecht beginge, beschränkte er sich darauf, hinter der Maxime „Not kennt kein Gebot" Schutz zu suchen.

Diese Entschuldigung mit der Not! . . .

Ueber allem steht die Tatsache, daß aus Anlaß eines diplomatischen Konfliktes Deutschland sich in ein Feilschen um Belgien eingelassen hat. Deutschland konnte aus strategischen Notwendigkeiten nur zu einem Durchmarsche durch Belgien gezwungen werden — nichts mehr! Und wenn wirklich für die belgische Neutralitätsverletzung kein anderer Beweggrund, als derjenige der Verteidigung des Reiches existiert hätte, warum dann Belgien seine Souveränität Stück für Stück entreißen wollen, oder sie ihm nur um den Preis von Gefälligkeiten und Kränkungen zu belassen?

Empfinden die besten Freunde Deutschlands, ja die Deutschen selbst, die trotz den bangen Ereignissen der letzten Monate ein mäßiges Urteil bewahrt haben, nicht ein unbeschreibliches Unbehagen und, um es ganz zu sagen, nagende Reue? Verstehen und schonen sie nicht die gerechte Entrüstung, welche die Belgier von der ersten Stunde des Angriffes aufgemuntert hat und die sie heute noch, getrennt von aller Welt auf ihrem heimatlichen besetzten Boden, in verhaltenem Zorne erzittern macht?" (S. 100—102.)

Als dann doch einige Aufregung über die Ueberrumpelung des kleinen Landes durch die erste Militärmacht des gegenwärtigen Zeitalters entstand, als ferner, die Begründung mit der Notwehr bei den Neutralen wenig Glauben fand, was angesichts des raschen deutschen Vormarsches und bei dem völligen Mangel an Vorkehren in

jenem Gebiet von Seite Frankreichs begreiflich ist, da wurde die von Spitteler meisterhaft charakterisierte „chasse aux documents“ von allen Seiten eröffnet. Waxweiler beschäftigt sich im vierten Kapitel seiner Schrift damit, indem er mit wahrhaft rührender Geduld auch die a priori unwahrscheinlichsten Gerüchte, anonymen und offiziellen Anschuldigungen untersucht. Wir weisen nur hin auf die Erörterung der vielumstrittenen Frage einer belgischen Militärkonvention mit England (S. 155 ff.).

Das Schlußkapitel beschäftigt sich mit den deutschen Kriegsregeln und ihrer Anwendung in Belgien. Zunächst werden auch hier wieder eine Reihe von Fragen (Franktireurkrieg, levée en masse, ausgestochene Augen u. s. w.) gründlich geprüft, Behauptungen hoher und höchster deutscher Persönlichkeiten analysiert. Dann dreht Waxweiler den Spieß um und erhebt nun seinerseits Anklagen. Und gerade dieser Teil des Buches (S. 212 ff.) scheint mir besonders aufschlußreich. Die Zitate, die Waxweiler hier aus deutschen offiziellen militärischen Dokumenten bringt, sollen in ihrer Gesamtheit folgende These beweisen:

„Denn nicht als Buße für angebliche Verbrechen wurde in Belgien der Krieg in der allbekannten Weise geführt, sondern einer Verordnung gemäß, den Vorschriften eines speziellen Kriegsgebrauchs gemäß, den Deutschland sich aufgelegt.“ (S. 213.)

Und an einem andern Orte:

„Die Tat ist vergänglich, das Recht ewig.

Man darf sich also nicht wundern, wenn ich nicht auch, wie so viele andere, alle diese Szenen von Brand und Verwüstung nochmals beschreibe. Ich will gar nicht untersuchen, wie viele Straßen Löwens zerstört oder wie viele Menschen in Dinant füsiliert worden sind, mich auch nicht in eine Untersuchung darüber einlassen, auf welche Weise die deutschen Befehlshaber wirklich glauben konnten, daß Zivilpersonen auf die Truppen schossen.

Gleichfalls behaupte ich nicht, daß die deutschen Truppen nun überall, wohin sie kamen, Verwüstung und Zerstörung brachten, daß sie ferner systematisch alle Kunstwerke zerstört haben. Solches sage ich nicht, weil es nicht wahr ist.

Ich behaupte aber, daß die deutsche Armee eine absolut nicht zu rechtfertigende Methode der Kriegführung hat, die einfach willkürlich, blindlings und brutal durchgeführt wird. Daß dann diese Methode zu Grausamkeiten führt, kann nicht nur nicht weggeleugnet werden: das ist einfach die ganz natürliche, automatisch eintretende Folge der Methode. Das sage ich, weil es wahr ist.“ (S. 240.)

Und was nun Waxweiler aus offiziellen deutschen Handbüchern über den Kriegsgebrauch beibringt, ist geradezu erschütternd. Dieser ständige stille Kampf, der da gegen das moderne Humanitätsbewußtsein geführt worden ist, erfüllt uns mit Grauen. Aber — und damit kommen wir schließlich auf die Hauptfrage — hier herrscht schließlich nur ein Gradunterschied. In nuce sind diese Gedanken in jedem militärischen System vorhanden und sie drängen in jedem „Militarismus“ darnach, sich auszuwirken. Und es erscheint mir nicht zweifelhaft, daß die Lösung nicht darin liegt, daß wir einstimmen in das berühmte, aber doch ein wenig abgedroschene Kampfgeschrei: Tod dem deutschen Militarismus. Befreiungen, die von außen

kommen, sind immer Halbheiten. Wohl empfinden wir gerade als Schweizer ein starkes Mitleid mit dem überfallenen Belgien, ja viele unter uns haben darunter gelitten, daß dieser Ueberfall von der deutschen Schweiz so ruhig hingenommen oder gar verteidigt werden konnte. Aber bei allem Mitleid mit der unglücklichen kleinen Nation ist es unsere erste Pflicht, den Blick aufs Ganze zu richten, und eine Teilkatastrophe, die nur ein Symptom für einen allgemeinen Uebelstand ist, nicht zur Hauptsache zu machen.

Der Weg, der uns aus diesem schrecklichen Labyrinth führt, geht — das ist unsere feste Ueberzeugung — nicht über Vergeltungsmaßnahmen und die Abschreckungspädagogik ist nicht das Heilmittel, das wir suchen dürfen. Trotz all den schmerzlichen Erfahrungen über die Ausbreitung der Kriegspsychose geben wir die Hoffnung nicht auf, daß sich die Stimmen der Besonnenheit, Vernunft und Menschlichkeit namentlich in Deutschland wieder hervorwagen werden, wenn schon diese Hoffnung nach dem tadellosen „Einschwenken" Vieler, auf deren Tapferkeit und unbeirrbaren Gerechtigkeits- und Freiheitssinn wir gezählt hatten, gewagt erscheint.

Im belagerten Paris hat ein französischer Historiker, Fustel de Coulanges, einen Aufsatz geschrieben, dessen Hauptteile sich gegen die politique d'envahissement richten (Questions historiques, S. 473 ff.) Man lese dort nach, wie dieser Franzose die Geschichte seines eigenen Landes würdigt, in ihr nach den selbstverschuldeten Ursachen des damaligen Krieges sucht. Solches war möglich und ist geschehen im belagerten Paris, als das republikanische Frankreich für die Sünden des Kaiserreiches bluten mußte. Wann aber wird der Deutsche erstehen, der in aller Offenheit mit derselben Ehrlichkeit gegenüber seinem Lande, mit nichts anderem gewappnet als mit dem „Mut zur Wahrheit", den ein großer deutscher Denker, Hegel, proklamierte, die „politique d'envahissement" würdigt, die gegenwärtig in Deutschland unbestrittenes Glaubenbekenntnis zu sein scheint. Darauf, auf dieses Erwachen, müssen wir hoffen und bauen, viel mehr als auf Lektionen durch Waffenerfolge oder Niederlagen.

Otto Vollenweider.

II. Die Zukunft eines Volkes.

Die Weiterentwicklung des Weltkrieges wird auch eine Weiterentwicklung der belgischen Frage mit sich bringen. Schon jetzt sind deutliche Symptome vorhanden, daß diese Frage in ein neues Stadium tritt.

Immer mehr drängt sich das Problem in den Vordergrund: Auf welcher Grundlage soll einmal dem Krieg ein Ende gemacht werden? Es fesselt das Gemüt, auch wo man den Frieden noch in weite Ferne verlegt. Wie kann es wieder zu einem Zusammenleben der Völker kommen? Unter welchen Bedingungen? Bei welchen Garantien? Mit dieser Zukunft unserer Welt ist Belgiens Zukunft aufs engste verknüpft. Und damit ist auch gesagt, daß wir hier die Frage keines-

wegs als rein politische Angelegenheit behandeln. Ich schreibe keinen Aufsatz über die Annexion oder Nichtannexion Belgiens. Schon darum nicht, weil ich gar nicht weiß, in welcher Art sich das Problem bei der Frage der Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen stellen wird, und welche Machtfaktoren hiebei entscheidend sein werden. Nur das kann man als feste Tatsache hinnehmen, daß die Annexion Belgiens auf einen sehr heftigen Widerstand stoßen würde; und daß es, auch in dem an dieser Annexion interessierten Lande, in Deutschland, einen starken Widerspruch gegen Annexionsgelüste gibt. Einen Widerspruch, bei dem keineswegs nur utilitaristische Rücksichten, nicht etwa nur die Einsicht in die Schwierigkeiten und Nachteile dieses Unternehmens, sondern auch echt ethische Bedenken mitspielen.

Der Kampf beginnt in der Sphäre des Geistes, bevor er in den niedrigen Regionen der Realpolitik ausgefochten wird. Darum sind wir nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, Stellung zu nehmen und uns zu äußern. Es ist zunächst nur der Geist, aus dem sich die definitive Vergewaltigung Belgiens als eine selbstverständliche, notwendige Folgerung ergibt, gegen den wir aufs entschiedenste Protest einlegen müssen. Daß wir dabei nicht nur an Belgien, sondern auch an Deutschland denken, versteht sich von selbst. Denn der Sieg dieses Geistes wäre nicht nur der Untergang Belgiens. Er wäre für Deutschland selber ein Verhängnis.

Es scheinen vor allem Gründe spezieller Art — Belgiens Charakter, seine Leistungen in der Vergangenheit und der Gegenwart — für die Aufrechterhaltung seiner Selbständigkeit zu sprechen. Ich bin weit entfernt, ihre Tragweite und Bedeutung zu unterschätzen. Ich werde selber bald darauf zu reden kommen und ausgiebigen Gebrauch davon machen. Nur hat die ganze Sache eine noch viel prinzipiellere Seite. Und man begibt sich sofort in eine viel ungünstigere, schwächere Stellung, wenn man sich auf die Gründe beruft, die gerade Belgiens, und etwa nur Belgiens Vergewaltigung zum Frevel stempeln würden.

Die Gegner verfügen hier über grobes Geschütz. Sie lassen es aufmarschieren. „Kleine Staaten, heißt es, haben überhaupt kein Existenzrecht. Die Zukunft ist unzertrennlich, ausschließlich, mit der Existenz der großen Kolosse verbunden. Kleine Staaten müssen sich nun einmal in das Unvermeidliche fügen. Sie werden entthront, wie der Kleinhandel vom Großhandel verdrängt wird, und, sind sie im Weg, so ist es unumgänglich, daß sie zertreten werden. Es ist nur der bedauerliche, aber notwendige Untergang einer Entwicklungsstufe, die ihr Daseinsrecht verloren hat.

Wir wollen hier von der Frage absehen, wie viel die Vergötterung der eigenen Nation, der Wunsch, sie möge sich unbeschränkt entfalten, an diesen Theorien beteiligt ist. Wir wollen auch vergessen, mit welcher Roheit und Geschmacklosigkeit man von dieser Aufhebung des Rechtes der kleinen Staaten auf Existenz gesprochen hat. Mit

denen, welche die kleinen Staaten für „schlechte Witze der Weltgeschichte" halten, haben wir uns nicht einzulassen. Denn sie haben selber die Stufe des „schlechten Witzes" nicht überschritten.

Prinzipien werden nur durch Prinzipien verdrängt. Und in diesem Sinn kann man sagen, die belgische Tragödie führe uns in das innerste Wesen der jetzigen Weltkrise. Bei keinem Punkt kommt die Verrohung und Veräußerlichung unserer Kultur so sehr zum Ausdruck, wie bei der Frage, ob das Kleine noch ein Recht auf Dasein hat. Zunächst einmal — ich betone es — abgesehen von seinem besondern, eigenartigen Wert. Die Frage ist: Sind unsere Machtorganismen, sind diese schwer beweglichen, schwer bepanzerten Kolosse, die fast nur noch zum Zertreten da zu sein scheinen, sind sie die Träger der Zukunftskultur?

Der Streit um die Selbständigkeit der kleinen, politischen, kulturellen und sozialen Organismen ist ein Streit um die Seele der Kultur. Die Frage ist: ob es eine feine Gliederung, Differenzierung geben soll, oder ob alles dem Schema, der geistigen und wirklichen Kaserne verfallen muß. Ob unsere Welt noch eine Individualität zuläßt, die sich nicht auf die Macht zu stützen braucht, sondern höhere Garantien besitzt. Ob nur derjenige soziale Organismus sich erdreisten darf, etwas wie Autonomie zu beanspruchen, der sie mit der größeren Macht stützen, oder zu ihrem „Schutze" andere angreifen kann.

So ist die belgische Frage gleichbedeutend mit dem Problem: Soll es gelingen, die Welt des äußeren, seelenlosen Mechanismus zu durchbrechen, oder verfallen wir der Geist und Seele ertötenden, Tyrannei der äußeren Macht? Soll der Hammer alles plattschlagen oder nicht?

In diesem Sinne wäre die Vernichtung der Selbständigkeit Belgiens der moralische Bankerott einer ganzen Kultur.

Das ist die allgemeine Seite der Sache. Ganz abgesehen von der Frage, was Belgien noch im besondern für die Aufrechterhaltung seiner Autonomie ins Feld führen kann. Da kann es freilich sehr viel ins Feld führen. Und die belgische Frage wird nicht nur formell, sondern inhaltlich zu einem äußerst scharfen Zusammenstoß der beiden Welten, die heute im Streite miteinander liegen: Todbringendes Schema oder lebendige, feine Differenzierung.

Denn Belgien ist eine Nation, die, wie wenig andere, sich das Recht auf völlige Autonomie errungen hat. Es ist ein Land, in dem die Gegenkräfte gegen die alles aufsaugende und vernichtende Tyrannei des Kolossalen, gegen die Vergötterung der massiven Macht, am schönsten gedeihen und recht zukunftsfähig sind.

Die Unterdrückung Belgiens wäre somit nicht nur ein Attentat auf das Recht der Kleinen, es wäre auch eine Versündigung an einem wertvollen, wegen seines Inhalts wertvollen, sozialen Organismus, bei dem gerade das vorhanden ist, was unseren großen Staaten fehlt und eine notwendige Reaktion gegen sie bilden muß.

Nur kurz sei daran erinnert, wie Belgien sich sein Recht auf Autonomie erworben hat. Bei jedem Schritt stößt man in diesem kleinen, von einem so intensiven Leben erfüllten Land auf die historischen Erinnerungen an alles, was dem Volke sein Gepräge, seine Eigenart verliehen hat. Ich weiß nicht, ob es ein Land gibt, in dem der Geist der Vergangenheit so deutlich, so ergreifend, in einer so feinen, zarten und doch so scharf geprägten Form, zu uns redet, und in dem sich so unmittelbar offenbart, wie stark, wie lebendig die Kämpfe gewesen sind, die er geliefert hat, um sich selber zu erfassen, sich einen Ausdruck zu schaffen und sich zu behaupten. Wie es jetzt auch schwerlich etwas Ergreifenderes und Wehmütigeres geben kann, als die Erinnerung an diese alte Pracht und den darin verkörperten, nach Selbständigkeit strebenden Geist, jetzt, im Augenblicke, da die Freiheit des Volkes auf dem Spiel steht. Wo gibt es auf einem so kleinen Raum so viele Städte von so ausgeprägter Individualität, wie Antwerpen, Brüssel, Gent, Brügge, Mecheln und Löwen. Jede gleichsam eine Verkörperung eines nach Charakter und Selbständigkeit strebenden Geistes. Des gleichen Geistes, aber eines Geistes, der, gerade um seine ganze Freiheit zu offenbaren, sich den mannigfaltigsten Ausdruck geschaffen hat.

Wir wollen diesen Geist nicht vergöttern. Er hat seine Grenzen gehabt, er hat sie ja selber gekannt. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß in Belgien eine mit Recht heilig gehaltene Tradition dem Volk bei Schritt und Tritt vom Werden einer bestimmten Eigenart redet, die sich in Architektur, Gewerbe, Industrie und Kunst bestimmt, prägnant ausgedrückt hat.[1])

Wer Gelegenheit gehabt hat zu spüren, wie dieser Geist noch jetzt im Volke lebendig ist, und wie das Volk aus der Vergangenheit Anregungen holt, um weiter zu gehen, der wird beim Gedanken, daß die Weltkrise uns das gewaltsame Ende dieser so eigenartigen Verkörperung des Menschengeistes bringen könnte, das Gefühl einer ungeheuren Gewalttat, eines welthistorischen Frevels nicht zu unterdrücken vermögen.

Doch dem Lebenden sein Recht. Wie oft hörte man nicht am Anfange des Krieges sagen, daß sentimentale Bedenken, auch die wärmste Verehrung der Vergangenheit, nichts ist, wodurch sich das weiter eilende Leben hemmen lassen soll. Das Schaffende hat das Recht zu zerstören, weil das Werdende das höhere Recht auf Dasein hat. Nietzsches Worte von der historischen Belastung und ihren Gefahren sind zur Kardinalweisheit unserer Generation geworden. Freilich in einer Form, die den Ursprung aus der imperialistischen Werkstätte und dem Bureau des Generalstabs deutlich verrät.

[1]) Noch jetzt ist dies der Fall. Maeterlinck, Verhaeren, Meunier, um nur ein paar charakteristische Gestalten zu nennen, sind typische Verkörperungen menschlichen Suchens und Gestaltens. Kann man sie sich aber von ihrem Boden losgelöst denken? Sogar von ihrer bestimmten Umgebung?

Aber auch zugegeben, daß das Werdende beseitigen und wegräumen darf. Wenn man diese These vertritt, schmiedet man nur eine Waffe gegen alles, was Belgien seiner vollen Autonomie berauben möchte. Denn dieses kleine, aber so lebendige Volk ist jetzt noch Suchen, Streben, Wollen; es ist selber Werden.

Ich will dieses belgische Wesen nicht überschätzen und seine Schattenseiten verschweigen. Ich habe Gelegenheit gehabt, zu sehen, woran es krankt, wie sehr es ihm an gewissen Eigenschaften gebricht. Ich habe aufmerksam verfolgt, wie sehr das Freiheitsstreben hier der inneren Vertiefung bedarf, wie sehr das Volk zu einem Freiheitsbegriff erzogen werden sollte, welcher die Freiheit nicht in der Willkür, sondern in der inneren Gebundenheit sieht. Aber ich habe auch dort, und im Verkehre mit verschiedenen belgischen Bekannten und Freunden verfolgen können, wie dieses kleine seltsame Land, wie wohl kaum ein anderes der modernen Welt,[1]) eine Entwicklung durchmacht, die zu einer Befestigung der Freiheit führt, ohne daß die Freiheit dabei ihre Lebendigkeit einbüßt. Man kann in Belgien widrige Erscheinungen der als Freiheit maskierten Willkür beobachten. Aber ich weiß nicht, ob es mir je so klar, wie da, zum Bewußtsein gekommen ist, daß die Vertiefung der Freiheit niemals durch äußeren Zwang stattfinden, sondern nur die Frucht einer inneren Läuterung sein kann. Jeder, der Belgien liebt und etwas von seiner seltsamen Seele erfaßt hat, kann darum den Eindruck einer welthistorischen Vergewaltigung nicht überwinden, wenn eine fremde Hand sich hier in plumper Art in Probleme und Entwicklungen einmischt, die nur aus der Tiefe einer ringenden, gegen sich selber kämpfenden Seele gelöst werden können.

Ein Volk, das unter starken Hemmungen und Widerständen so energisch nicht nur an der Ueberwindung der autoritären Gewalt, sondern auch an der Läuterung seiner Selbständigkeit gearbeitet hat, darf nicht ohne weiteres aus der Liste der Völker gestrichen werden. Belgiens Entwicklung in den letzten Jahrzehnten kann man kurzerhand folgermaßen charakterisieren: Aus dem Kampfe zwischen schwarzer Reaktion und liberaler, schwach fundierter Freiheitssehnsucht, taucht immer stärker eine Strömung empor, die sozialistische, die, wie in keinem Lande, aus dem Kampfe der zwei feindlichen Brüder die richtige Lehre gezogen hat. Der Sozialismus liegt hier im Kampf mit den engherzigsten reaktionären Versuchen und mit der ganzen Verlogenheit des politischen liberalen Dogmatismus.

Und so ist es dazu gekommen, daß in dem Lande, das Marx das klassische Land der „laissez aller, laissez faire“ Theorie nennen konnte, eine ganz eigenartige Freiheitsbewegung aufgetreten ist und bereits ein gut Stück Realität erobert hat. Der belgische Sozialismus

[1]) Frankreich bietet sehr viele Parallelen, ist aber schon wegen der ganz anderen Probleme, mit denen es zu tun hat, wieder sehr verschieden.

ist Wille zur Freiheit, wie der Sozialismus überhaupt. Aber diese wahre Freiheit hat er nicht nur der Reaktion, sondern der unwahren liberalen Freiheit entreißen müssen. Darum ist er zur Sublimierung der Freiheit geworden, nicht nur zur Revolution gegen die Reaktion. Nach den Zeugnissen seiner Führer war es nicht viel weniger schwer die Masse den falschen Dogmen des Liberalismus und seiner sozialen Atomistik zu entreißen, als den Krallen der Klerikalen. Schritt für Schritt, mit einer fast unglaublichen Zähigkeit ist in Belgien der soziale Wille zu einer Macht geworden. Er hat dabei jeden Fuß der harten Realität ertrotzen müssen. Und damit ist er selber zur Realität geworden. In wenigen Ländern hat man so sehr den Eindruck, daß der Sozialismus zu einer neuen Welt inmitten der alten, zu einem neuen sozialen Organismus inmitten des Staates geworden ist, ohne sich vom Geiste des Alten beeinflussen und lähmen zu lassen. Der Sozialismus ist dort ein großes Stück sozialistischer Kultur, die das wirtschaftliche und geistige Leben umfaßt. Seine Volkshäuser mit ihren weitverzweigten Genossenschaften sind sozialistische Zentralen.

Man hat es dort verstanden, den beiden großen Gefahren des Sozialismus kräftig Widerstand zu leisten: Der revolutionären Phrase und der matten, entnervenden Reformpolitik. So wuchs sich dort der Sozialismus langsam, aber fest, unentwegt zum großen Verband aus, bei dem die Disziplin nicht die Freiheit unterband, und bei dem die planmäßige Entwicklung nicht das entschiedene revolutionäre Auftreten ausschloß. Man denke nur an den Generalstreik.

Und welche Fülle von Leben, von mannigfaltigen, scharf geprägten Gestalten in dieser kleinen, aber so sprudelnden Welt des belgischen Sozialismus. VanderVelde, Brouckère, Anseele und Octors sind bei allem großen, allgemein humanen Zug, trotz des weiten Zieles, das sie ihrem sozialen Streben gaben, so wenig von Belgien zu trennen, als Bebel von Deutschland und Jaurès von Frankreich. Damit sind sie Bereicherung, Verfeinerung und Differenzierung des sozialen Gedankens.

Und dies kann ich sagen: Am Tage, da dieser so lebendige, mit Idealismus und Sinn für Realität, mit Humor, Freiheitssinn, praktischer Begabung und Verständnis für seine letzten Ziele ausgestattete Sozialismus seiner freien Entfaltungsmöglichkeit beraubt wäre; am Tage, da man eine Bewegung, die es verstanden hat, die Freiheit zu disziplinieren und höheren Zwecken dienstbar zu machen, in Bahnen gezwungen hätte, die sie nicht aus eigenem Antrieb befolgen kann, da wäre die Weltgeschichte um ein Verbrechen reicher, und die Welt um eine ihrer flottesten und verheißungsvollsten Bewegungen ärmer. Es wäre nicht das Werdende, das hier mit dem höheren Recht auf Dasein ausgestattet, das tote Sein zertreten hätte, um weiter zu kommen. Es wäre das Werdende selber, das Werdende in seiner ganzen Schaffensfreudigkeit, mit seiner Zukunftsmöglichkeit, das zu Tode getroffen würde.

Nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart gibt somit eine klare, unmißverständliche Antwort, wenn man fragt, ob das belgische Volk noch eine Zukunft hat und das Recht haben soll, diese Zukunft völlig autonom zu gestalten.

Gerade die Gegenwart zeigt uns, wie Belgien seinem ganzen Wesen nach aus Treue zu sich und seiner Entwicklung jeden Versuch, es zu bevormunden, als Eingriff nicht nur in seine Rechte, sondern in seine ganze Entfaltung möglichst abwehren muß. Zum ganzen Volkscharakter — es ist vielleicht das Volk, das den äußeren Zwang am wenigsten duldet — kommt noch die besondere Entwicklungsphase hinzu, in der das Volk jetzt steckt. Niemand wird fremde Organisationsversuche energischer abweisen, als der, welcher auf dem Weg ist, seinem eigenen Freiheitsstreben eine tiefere Grundlage zu verleihen.

Soweit ich den Charakter des belgischen Volkes kenne, würde es auf solche Versuche mit maßloser Verbitterung und Verzweiflung reagieren. Ohne Freiheit wird es nicht leben können. In welcher Form der Tod käme, durch äußere Vernichtung oder durch Verzweiflung, ist Nebensache.

Was schon ganz allgemein ein Unsinn ist, nämlich daß ein Staat oder ein Volk einen anderen Staat oder ein anderes Volk so zu bevormunden, oder, wie das Wort nun lautet, zu organisieren versteht, daß seine Leistungsfähigkeit nicht gelähmt, sondern gesteigert wird, ist hier doppelt unsinnig. Wer nur ein klein bischen die Belgier kennt, müßte bei diesem psychologischen Schnitzer in helles Gelächter ausbrechen, wenn der Versuch nicht neben der Komik, mit der er notwendig verbunden wäre, zu etwas so Tragischem führen müßte.

Doch habe ich mir nicht zur Aufgabe gestellt, von der praktischen Durchführbarkeit der Annexion Belgiens zu reden. Somit ist diese bescheidene Aufgabe gelöst. Es wird nicht an Leuten fehlen, die mir sogar das Recht bestreiten, in diesem engen Rahmen dieses Thema zu behandeln. Es sei zu früh, es sei nutzlos, es sei gegenwärtig nur Nebensache. Mir scheint, eine Frage, bei der die Selbständigkeit eines nicht nur mit dem Willen zum Leben, sondern mit den Gaben, die zu einem frischen Leben befähigen, ausgerüsteten Volkes auf dem Spiel steht, nicht Nebensache zu sein. Ich weiß sehr wohl, daß es völlig nutzlos ist, realpolitischen Erwägungen mit ethischen Bedenken entgegenzutreten. Ich weiß auch, daß der Augenblick noch nicht gekommen ist, da die Frage praktisch akut wird.

Aber ich höre immer lautere Kundgebungen eines Geistes, der sich gerade in der kalten, definitiven Vergewaltigung der belgischen Autonomie in seiner vollen Roheit offenbart. Es ist der Geist, der mit seinem Größenwahn, seiner mathematischen Enteignungstechnik, seiner Organisation der Zerstörung unsere Welt zum Trümmerhaufen nicht nur großer Kulturerrungenschaften, sondern auch der werdenden Freiheit, machen würde. Nicht wir, sondern er macht die belgische Tragödie zu einem Konflikt, an dem nicht nur die Zukunft *eines*

Landes, sondern die Zukunft der Menschheit interessiert ist. Der Sieg des Geistes, der jetzt Belgiens definitive Vergewaltigung verlangt, wäre der Tod für uns alle. Darum nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, ihm offen entgegenzutreten.

Im übrigen steht die Zukunft des Landes, das jedem, der für feinere Werte, Selbständigkeit und Originalität Sinn hat, ans Herz gewachsen ist, in einer höheren Hand. In einer noch mächtigeren Hand, als der eisernen Faust der Imperialisten. In einer Hand, die für die Freiheit und Bewahrung ihrer Schöpfungen besser zu kämpfen und einzutreten vermag, als wir.

J. Matthieu.

III. Die Annexion Belgiens.[1])

Am weitesten verbreitet ist in Deutschland zweifellos der Gedanke, Belgien zu annektieren. Und gerade dieser Gedanke ist der unheilvollste von allen.

Das sollte, meinen wir, jeder erkennen, wenn er sich von der Herrschaft bloßer Gefühlsgründe und recht gedankenloser Phrasen losmacht, um nüchtern den Tatsachen ins Auge zu sehen.

Ein gedankenloser Gefühlsgrund lautet — wie überhaupt, wenn es sich um die Annexionsfrage handelt, so besonders wenn von Belgien die Rede ist: „Die furchtbaren Opfer dürfen nicht umsonst gebracht sein; wir sind es den Gefallenen und Verstümmelten, all den Familien, die um ihr Lebensglück gebracht sind, schuldig, Belgien zu behaupten. Das eroberte Land aufgeben, wäre eine unverzeihliche Schwäche".

Der wahre Lohn für die gebrachten Opfer kann doch wohl nur darin bestehen, daß wir einen Frieden gewinnen, der das Wohlergehen des deutschen Volkes erhöht und seine Zukunft besser als bisher sichert, besonders gegen die Wiederkehr einer ähnlichen furchtbaren Heimsuchung, wie die dieses Krieges. Schwäche wäre es, einen errungenen Vorteil ohne Not preiszugeben, ihn nicht nach Kräften auszunützen für das gleiche Ziel besseren Wohlergehens und eines gesicherten, dauernden Friedens.

Bei Annexionsforderungen müssen wir also zunächst fragen, ob sie dazu beitragen, dieses Kriegsziel, das allein der furcht-

---

[1]) Wir entnehmen die folgenden Ausführungen einer uns aus Deutschland zugestellten, als Manuskript gedruckten Schrift: „Reale Garantien für einen dauernden Frieden." Die ganze Schrift ist ein herzstärkendes Zeugnis für den Geist des Guten, wie er draußen „im Reiche" in so vielen Menschen lebt, deren Stimme nicht genügend zur Geltung kommt. Die Red.

baren Opfer würdig ist, zu erreichen. Sollte die Antwort bejahend lauten, dann könnten wir der Frage näher treten, ob sie mit den allgemeinen Grundsätzen, die wir sonst im öffentlichen Leben vertreten, vereinbar sind.

Prüfen wir die Forderung, Belgien zu annektieren, so ergibt sich ganz klar dreierlei. Diese Forderung bedeutet,

1. daß der Krieg auf unbestimmte Zeit, vielleicht um viele Monate, vielleicht um Jahre verlängert wird;
2. daß die Kraft Deutschlands in Krieg und Frieden nicht gestärkt, sondern geschwächt werden würde;
3. daß mit absoluter Sicherheit ein neuer, wahrscheinlich noch furchtbarerer Krieg binnen kurzer Frist diesem folgen müßte.

1. Die Annexion Belgiens würde den Krieg auf unabsehbare Zeit verlängern. Es genügt ja nicht (wie sich das seltsamer Weise Viele unter uns vorzustellen scheinen), daß wir Belgien tatsächlich militärisch behaupten und daß uns die feindlichen Armeen nicht hinausdrängen können, sondern der Besitz müßte im Friedensschluß von den kriegführenden Mächten formell anerkannt werden.

Es wird doch bei einiger Ueberlegung niemand daran zweifeln, daß England in die Annexion Belgiens nicht willigen wird, außer, wenn es, vollständig niedergeworfen, sich vollkommen außer Stande fühlt, den Krieg weiter zu führen. Es wird uns, um den Krieg beenden zu können, für die Räumung Belgiens unter Umständen sehr weitgehende Zugeständnisse machen. Aber niemals wird es sich damit abfinden, daß die belgischen und ebenso die französischen Kanalhäfen in deutschen Besitz gelangen, weil es darin eine stete Bedrohung der eigenen Sicherheit sehen müßte. Ehe es sich uns so auf Gnade und Ungnade ausliefert, müßte es wehrlos am Boden liegen.

Kein Urteilsfähiger wird auch nur annähernd zu bestimmen wagen, ob und wann dieses Ziel erreicht werden kann. Daß England wirtschaftlich die gleiche Kraft „durchzuhalten" besitzt, wie wir, ist klar. Daß es militärisch aller Voraussicht nach, ebenso wie Deutschland, nur nach unabsehbaren Kämpfen vollkommen niederzuzwingen ist, nicht minder.

Denken wir uns den Moment, in dem unsere Feinde sonst bereit sein würden, in Anerkennung unseres militärischen Uebergewichtes Frieden zu schließen. Die Annexion Belgiens als Kriegsziel würde uns nötigen, noch über diesen Zeitpunkt hinaus, ganz in's ungewisse hin, die Opfer dieses entsetzlichen Krieges zu bringen, ohne Gewähr dafür, das Ziel jemals zu erreichen.

2. Die Annexion Belgiens würde die Kraft des Deutschen Reiches in Friedens- und in Kriegszeiten schwächen. Wir müßten während des Friedens eine Unsumme

nationaler Kraft darauf verwenden, eine unbotmäßige, von grimmigster, unversöhnlicher Feindschaft beseelte Bevölkerung niederzuhalten, eine Bevölkerung, der Landesverrat geradezu als Pflicht und Tugend erscheinen würde. Wir würden Unsummen aufwenden müssen für die besonderen Rüstungen, zu denen die Annexion Belgiens uns nötigen würde. *Vermehrte Rüstungen bedeuten vermehrte Steuerlasten.*

Dafür würden wir eintauschen den *Besitz der reichen industriellen Schätze des Landes*, die ja unter Enteignung der jetzigen Besitzer in deutsche Hand überführt werden sollen, und den *bequemeren Zugang zu den belgischen Häfen.*

Wir würden aber voraussichtlich erleben, daß ein Teil des belgischen Kohlenbergbaues, der wesentlich mit von niedrigen Arbeiterlöhnen lebt, innerhalb des deutschen Wirtschaftsgebietes, nach Verteuerung der Lebenshaltung durch unsere Schutzzölle, nicht weiter existenzfähig sein würde.

Wir würden ferner sehen, daß Einfuhr und Ausfuhr West-Deutschlands wesentliche Vorteile nicht gewinnen würden, weil sie zum großen Teil schon heute über die belgischen und holländischen Häfen gegangen sind, daß aber die weitere Pflege dieses Verkehrs auf Kosten altdeutscher Häfen, *auf Kosten von Emden, Bremen und Hamburg und auf Kosten guter Beziehungen zu Holland* gehen würde. Sicher gewinnen würde nur die rheinisch-westfälische Schwerindustrie, die sich der belgischen Industrie bemächtigen würde, und die ihrem Ziele, jede Konkurrenz vom deutschen Markt auszuschließen und durch Kartellierung zu herrschen, näher kommen würde.

Dürfen wir für die Erhöhung der Dividenden und der Kurse der großen Aktiengesellschaften von unseren deutschen Soldaten auch nur einen Tag diese entsetzlichen Opfer verlangen?

In Kriegszeiten würde der *Besitz der belgischen Häfen* (und das gilt auch für die französischen Kanalhäfen) für den *Schutz des deutschen Handels* so gut wie bedeutungslos sein. Darüber, ob unsere Handelsschiffe das offene Meer behaupten können (und darauf kommt es an), entscheiden andere Faktoren.

Auch für den *Schutz der deutschen Küsten* wäre durch den Besitz der belgischen Häfen nichts gewonnen. Die Erfahrungen dieses Krieges, wie jenes von 1870/71, zeigen, daß die deutschen Küsten auch für eine übermächtige Flotte so gut wie unangreifbar sind. Der Besitz der belgischen Häfen würde unsere Küsten, statt sie zu schützen, verwundbarer machen.

Es ist auch gar nicht wahr, daß ein unabhängiges Belgien notwendig der Verbündete unserer Feinde sein müßte. Man versetze sich nur auf den Standpunkt einer belgischen Regierung nach Friedensschluß. Es wird für sie, so

feindselig sie gegen uns gesinnt sein mag, keine stärkere Sorge geben als die, nicht wieder in einen Krieg verwickelt zu werden, der das Land wieder zum Kriegsschauplatz machen müßte. *Irgend ein offensives Bündnis wäre vom belgischen Standpunkt aus heller Wahnsinn.*

Von militärischem Wert wäre die Annexion Belgiens nur für eine *Offensive gegen England*. Darüber ist kein Zweifel: die belgischen Häfen in deutscher Hand (abgesehen von dem für diesen Zweck wertlosen Antwerpen) bedeuten für England die Drohung mit einer Invasion. Die unvermeidliche Rückwirkung aber wäre, daß England zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gezwungen wäre, die ohne solche unmittelbare Bedrohung des Landes nach dem Krieg an der tiefwurzelnden Abneigung der Nation sicherlich scheitern würde. Wir ständen also nach Annexion Belgiens in einem künftigen Kriege zwar in einer bedrohlichen Offensivstellung, aber zugleich einem weit besser gerüsteten England gegenüber. Vorteil und Nachteil dürften sich ausgleichen.

Nicht aber gälte das für die Stärke der *internationalen Stellung*, in der uns nach der Annexion Belgiens ein künftiger Krieg finden würde. Ebenso wichtig wie die militärische, ist die diplomatische Vorbereitung für einen Krieg. Es ist lächerlich, derartige Erwägungen als Zeugnisse von Schwäche oder Furcht abtun zu wollen. Alle wirklichen Staatsmänner haben immer ebenso viel Wert auf Gewinnung von Bundesgenossen oder — wo das nicht möglich war — auf Trennung der Gegner und Verhinderung von Gegenbündnissen, wie auf militärische Rüstungen gelegt.

Die Annexion Belgiens wäre aber das sicherste Mittel, über den Krieg hinaus die Aussichten auf Besserung unserer internationalen Stellung zu verderben. Sie würden uns für lange Zeit fast die ganze Welt zum Feinde machen und eine Koalition Aller gegen Einen herausfordern.

Um sich darüber keiner Täuschung hinzugeben, muß man sich vergegenwärtigen, *wie der deutsche Einmarsch in Belgien auf die Stimmung in der ganzen Welt, auch auf den größten Teil der deutsch-freundlichen Neutralen gewirkt hat*. Man muß vielleicht während des Krieges im neutralen Ausland, im Verkehr mit Neutralen der verschiedensten Gesinnung gewesen sein, um das vollständig ermessen zu können.

Wir hatten in dieser Frage, von ganz geringfügigen Ausnahmen abgesehen, die ganze Welt, auch so weit sie im übrigen deutsch-freundlich gesinnt war, gegen uns. Die Wirkung wurde in unheilvoller Weise verschärft durch das, was nachfolgte. Man strafte in Deutschland die offene, ehrliche und mutige Erklärung des Reichskanzlers vom 4. August Lügen, gab den begreiflichen Standpunkt, unser militärisches Vorgehen durch die zwingende Not der Lage

zu verteidigen, auf und unternahm es, Dinge zu beweisen, die uns niemand im neutralen Ausland glaubte; man benutzte dann die in Brüssel gefundenen Dokumente, nicht um zu beweisen, was sie, nach dem Zugeständnis des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, wirklich bewiesen, die Inkorrektheit Belgiens bei der Einseitigkeit seiner Neutralitätswahrung, sondern Offensivabsichten, für die leider zwingende Beweise fehlten. Das alles hat im Ausland ganz entsetzlich zu unserm Schaden gewirkt und die Stimmung bereitet, mit der jede deutsche Maßnahme gegenüber Belgien fortan rechnen muß.

Wenn im Friedensschluß Deutschland die Annexion Belgiens durchsetzt, so wird in der ganzen Welt, auch bei einem großen Teil der von Hause aus deutsch-freundlich gesinnten Neutralen, die Auffassung vorherrschen, daß ein am Kriege vollkommen unschuldiges Land durch Deutschland zuerst vergewaltigt und zum Schauplatz des Krieges gemacht, dann zerstört und ausgeplündert, schließlich seiner Unabhängigkeit beraubt ist. Alle Kleinstaaten in Europa, in erster Linie Holland, dann die Schweiz und die nordischen Länder, würden sich durch deutsche Eroberungslust bedroht fühlen. Sie würden, obschon sie für sich allein keine sehr bedeutende Macht darstellen, doch wichtig werden, weil sie den Kitt abgeben würden für eine allgemeine über Europa hinaus reichende Koalition, unter dem Feldgeschrei, unseren Erdteil „von dem unerträglichen Joch deutscher Herrschaft zu befreien".

Wir mögen in Deutschland noch so sehr überzeugt sein, daß diese Auffassung unberechtigt ist, oder daß sie — wie die meisten Deutschen glauben werden — der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlägt, wir werden darum an der für uns traurigen Tatsache nichts ändern können, daß diese Auffassung die herrschende ist und durch keinerlei Beweisführung sich im Gefühl unserer Gegner wird erschüttern lassen. Es kommt ja in dieser internationalen Frage leider nicht darauf an (das dürfen wir nie vergessen), wie die Dinge uns erscheinen, auch nicht darauf, wie sie wirklich sind, sondern wie sie sich für die Außenstehenden darstellen und nach deren Voraussetzungen darstellen müssen.

Wer Belgien annektieren will, muß dem furchtlos ins Gesicht sehen können, daß wir uns durch diesen Akt über Kriegsdauer hinaus für absehbare Zeit alle Welt zum Feinde machen und Deutschland, so weit die Sympathien der Völker entscheiden, politisch isolieren.

Wer das verantworten will, darf die Forderung stellen. Wer nicht, nicht!

Isolierung ist Schwächung. „Der Starke ist am mächtigsten allein" hat in der internationalen Politik keine Geltung.

3. Die Annektion Belgiens bedeutet einen neuen Krieg. Bedarf es dafür wirklich eines Beweises? Man sollte meinen, daß dieser Satz jedem, dem die Kriegsaufregung nicht jede Fähigkeit zu ruhiger Ueberlegung geraubt hat, unmittelbar einleuchten müßte. Und doch gibt es Leute, die Belgiens Einverleibung fordern, um, wie sie sagen, den Frieden auf möglichst lange Zeit zu sichern!

Diese Art zu argumentieren, ist so seltsam widersinnig, daß führende Persönlichkeiten, die so sprechen, den Verdacht wachrufen, es käme ihnen darauf an, Motive, die sie nicht sagen mögen, durch ein populäres Schlagwort zu decken, in der Hoffnung, die sinnlose Phrase werde gedankenlos aufgenommen werden.

Es ist doch klar, daß England und Frankreich einen Zustand der Dinge, bei dem Belgien (und nach dem Willen der sechs wirtschaftlichen Verbände auch ein erheblicher Teil französischen Gebietes) in deutscher Hand wäre, unmöglich bestehen lassen können, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollen. Das gilt, was Belgien anlangt, ganz besonders für England.

Ein Frieden, der die belgischen Häfen in deutsche Hand gibt, zwingt England den Revanchekrieg mit allen Mitteln vorzubereiten. Daß es dazu Verbündete finden würde, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Wer sich nicht darum sorgt, ob dieser Krieg noch einige Monate oder einige Jahre länger dauert, wer da meint, Europa müsse bis zur vollständigen Zerstörung seines Wohlstandes, bis zum „Weißbluten" der Völker den Krieg durchführen, nur um Deutschlands Grenzen in Europa durch Eroberungen zu erweitern, wer ferner diesen Krieg als die Eröffnung einer Reihe furchtbarer Kriege betrachtet, wer sich willenlos diesem Verhängnis glaubt beugen zu müssen, oder wer gar den nächsten Krieg, in dem er England auszuhungern und auf die Knie zu zwingen hofft, absichtlich herbeiführen will — der handelt folgerichtig, wenn er auf der Annexion Belgiens beharrt.

Wer aber mit der ganz überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes einen Frieden wünscht, der uns auf möglichst lange Zeit gegen die Wiederkehr eines solchen wahnsinnigen Unheils sicher stellt, der kann zwar über die Zweckmäßigkeit mancher Maßregel im Zweifel sein, aber Eines kann er unter gar keinen Umständen wollen: die Annexion Belgiens.

Man mag über diese Annexion, ihren Nutzen und Schaden, im übrigen noch so verschieden urteilen, über Eines dürfte nicht gestritten werden: Die Forderung eines gesicherten, dauernden Friedens und die Forderung einer Annexions Belgiens sind unvereinbare Gegensätze.

Zur Friedensarbeit.

Aus Deutschland.[1])

1. Bund Neues Vaterland.

In Deutschland hat sich eine Vereinigung gebildet, die ähnliche Ziele hat wie die englische Union for Democratic Control (Vereinigung für demokratische Kontrolle). Er will gegenüber einer Politik der Gewalt und Eroberung, des Nationalismus und Imperialismus eine kulturelle und humane Orientierung des nationalen und internationalen Lebens der Völker vertreten. Doch wollen wir ihn selbst seinen Zweck aussprechen lassen und nur noch hinzufügen, daß der „Bund" neuerdings gegen die Eingaben der wirtschaftlichen Verbände und eines Teiles der Intellektuellen, die eine Politik der Annexion und Eroberung fordern, in einer ausgezeichneten Gegeneingabe geantwortet hat, die wir, wenn der Raum es erlaubt, gerne einmal abdrucken möchten. Ueber die politische Bedeutung, die der „Bund" hat, vermögen wir uns natürlich kein Urteil zu bilden; uns ist er schon als Symptom hocherfreulich.

Es heißt in den Satzungen:

Der Bund ist eine Arbeitsgemeinschaft deutscher Männer und Frauen, die sich unbeschadet ihrer sonstigen politischen und religiösen Stellungnahme zusammenschließen, um an den Aufgaben, die dem deutschen Volk aus dem europäischen Kriege erwachsen, mitzuarbeiten.

Daher beabsichtigt der Bund:

1. Die direkte und indirekte Förderung aller Bestrebungen, die geeignet sind, die Politik und Diplomatie der europäischen Staaten mit dem Gedanken des friedlichen Wettbewerbs und des überstaatlichen Zusammenschlusses zu erfüllen, um eine politische und wirtschaftliche Verständigung zwischen den Kulturvölkern herbeizuführen. Dieses ist nur möglich, wenn mit dem seitherigen System gebrochen wird, wonach einige wenige über Wohl und Wehe von hunderten Millionen Menschen zu entscheiden haben.

2. Insoweit sich bei der Arbeit für dieses Ziel ein Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Politik der Staaten ergibt, darauf hinzuwirken, beide in volle Uebereinstimmung zu bringen — zum Besten des deutschen Volkes und der gesamten Kulturwelt.

Ein hervorragendes Mitglied des Bundes schreibt in der englischen Zeitschrift „Jus suffagrii" über seine Ziele Folgendes:

Seit letzten November besteht in Deutschland unter dem Namen „Bund Neues Vaterland" eine Vereinigung unabhängig denkender Männer und Frauen, die bestrebt sind, ohne Rücksicht auf ihre politischen und religiösen Ansichten, in gemeinsamer Arbeit Probleme zu lösen, die aus dem Krieg hervorgegangen sind und dauernde bessere Beziehungen zwischen den Nationen zu schaffen. Wir gehen von dem Grundgedanken aus, daß der Krieg in furchtbarer Weise die Solidarität der Menschheit geoffenbart und gezeigt hat, wie die Nationen Europas

[1]) Die Fortsetzung folgt in einem der nächsten Hefte.

alle Glieder einer Arbeits- und Kulturgemeinschaft sind. Wir müssen in Zukunft eine bessere Grundlage schaffen, wenn wir nicht wollen, daß die europäische Zivilisation eine so verhängnisvolle Krisis durchmache, wie Deutschland sie nach dem dreißigjährigen Kriege erlebt hat.

Die wichtigsten Bedingungen für einen dauernden, auf Gerechtigkeit gegründeten Frieden, für die Entwicklung der internationalen Ethik, für das friedliche Zusammenarbeiten der Nationen in gegenseitiger Anerkennung und Würdigung sind: die Autonomie und Unabhängigkeit der einzelnen europäischen Nationen, der großen und der kleinen; in den einzelnen Staaten eine politische Verfassung, die Mann und Frau den gleichen Anteil an den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens gewährt, und es in Zukunft unmöglich macht, daß einige wenige Männer, die ihrer Nation keine Rechenschaft über ihre Taten abzulegen haben, über das Schicksal von Hunderten von Millionen Menschen entscheiden können.

Wir haben die Empfindung, daß es nicht nur ein Problem für einige gescheite Köpfe ist, neue Formen des internationalen Zusammenlebens zu schaffen, und so den künftigen friedlichen Wettbewerb zwischen den Nationen zu sichern, wodurch sowohl die Ursachen zu Feindseligkeiten als deren Beilegung durch Mittel der List und Gewalt beseitigt werden könnten. Zuerst und vor Allem muß vielmehr eine neue Gesinnung da sein, ein fester Entschluß, auf allen Seiten den schon bestehenden abstrakten Formen neues Leben und neue Kraft zu geben. Viele unter uns waren schon davon überzeugt, daß das Leben der Nationen so gut wie das Leben der Einzelnen durch das Recht, nicht durch die Macht beherrscht werden müßten. Aber wir behielten unsere Gedanken für uns und ließen der Welt ihren Lauf. Wir waren Schüler Platos und doch vergaßen wir, daß er immer darauf gedrungen hatte, das öffentliche Gewissen zu wecken. Er gab sich nicht zufrieden, bis nicht die Herrscher Philosophen und die Philosophen Herrscher wären. Wir haben uns Ideale gebildet, aber wir haben nicht versucht, die Kluft zwischen den Idealisten und den Männern der Tat zu überbrücken.

Wir fühlen, daß alle Nationen teilhaben an der Schuld, die dieser Weltkatastrophe zu Grunde liegt. Es ist noch nicht der Zeitpunkt da, um sich eine Meinung zu bilden über die unmittelbaren Ursachen, die zum Ausbruch des Krieges geführt haben; auch ist das nicht der wichtigste Punkt. Wie auch die Geschichte entscheiden mag, wird sie erkennen, daß in dem Zustand der internationalen Anarchie, in dem wir lebten, der Würfel zu einer andern Zeit und unter andern Umständen so hätte fallen können, daß die Schuld auf andern Häuptern geruht hätte, als es jetzt der Fall ist, und dennoch die tiefste Ursache, der anarchistische Zustand gegenseitigen Mißtrauens, dieselbe geblieben wäre.

Und so betrachten wir, Männer und Frauen, die wir unser Land innig lieben, es als die wichtigste Pflicht jeder Nation, zu erwägen,

was ihr Teil an der gemeinsamen Schuld ist und wie eine jede am besten dazu beitragen kann, eine Wiedergeburt des internationalen Lebens herbeizuführen. Unsere Vereinigung nennt sich „Neues Vaterland", und so wie wir daran arbeiten ein neues Deutschland zu schaffen, so sind wir fest überzeugt, daß in andern Ländern Männer und Frauen durch Selbstprüfung und Erkenntnis ihres eigenen Anteils an der Schuld darnach streben, ein neues England, Frankreich, Rußland u. s. w. aufzubauen. Solche Bemühungen müssen schließlich einen gemeinsamen Brennpunkt finden in der Geburt eines neuen Europa, des größeren Vaterlandes von uns allen.

Der Krieg hat die Liebe und Dankbarkeit gegenüber unserm eigenen Vaterland vertieft. Er hat auch unser nationales Gewissen und unser Verantwortlichkeitsgefühl für die moralische Haltung unserer Nation als Ganzes gestärkt. In der traurigen Erkenntnis, daß wir alle geirrt und gestrauchelt haben, finden wir uns mit den Aufrichtigen und Edelgesinnten aller Länder zusammen: Gleichgesinnte Männer und Frauen aller Nationen stehen in ihrem gemeinsamen Leid und ihrer Sehnsucht zu helfen und tätige Hilfe und Sühne zu schaffen einander näher, als jeder von ihnen den gewissenlosen Kriegshetzern und herzlosen Zuschauern ihres eigenen Landes. Sie bilden einen unsichtbaren Bund von Geistern, die sich gegenseitig stärken und stützen.

Wir rufen die Besten aller Länder auf, sich mit uns zu vereinigen in dem festen Entschluß, ihren Einfluß auf ihre Volksgenossen dahin zu verwenden, ihre eigenen Fehler zu erkennen und zu bessern, statt daß sie die Schuld bei den andern suchen, in der feindlichen Nation das Gute zu sehen, das schließlich die Versöhnung herbeiführen muß, mit den Vorwürfen und Anklagen aufzuhören, in der festen Zuversicht, daß die denkenden Menschen auf der andern Seite dasselbe tun werden, und daß der Klarblick eines wahren (nicht blinden) Patriotismus in jedem Lande die Irrtümer besser sehen und deren Heilmittel besser herausfinden wird, als das umwölkte Auge des erzürnten Anklägers.

Wir stellen freudig unsere besten Kräfte in den Dienst dieser durchaus nationalen und zugleich internationalen Aufgabe. Wir benützen jede Gelegenheit, unter unsern Leuten die Kenntnis verwandter Bestrebungen in andern Ländern zu verbreiten. Wir erkennen, daß wir Diener und Werkzeuge eines Ideals sind, ohne das unsere Bestrebungen ziellose und vereinzelte Anstrengungen wären, welche die nächste Woge verschlingen könnte. Zugleich aber stehen wir fest auf den Wirklichkeiten des täglichen Lebens, mit einem wachsamen Auge für Gelegenheiten, schon jetzt unsere Auffassung der neuen nationalen und internationalen Ideale in die Tat umzusetzen, so daß sie ein entscheidender Faktor in der Gestaltung der nächsten Zukunft werden mögen.

Elisabeth Rotten
(ins Deutsche übersetzt von C. R.).

Berlin.

Stimmen von der Höhe.

An die Bekenner des Evangeliums.[1])

Zu den unerfreulichen Erscheinungen des jetzigen Krieges gehört die Leichtigkeit, mit der christliche Geistliche das Christentum der Zeitlage anpassen zu können meinen. Es ist eine Vergewaltigung des Evangeliums, wenn man aus ihm eine Rechtfertigung oder Idealisierung all der Tugenden herauslesen will, die heute gebraucht werden zur Erringung politischer oder kriegerischer Erfolge. Die Opferwilligkeit, die das Evangelium verlangt, ist eine ganz andere als die, die unsere Zeit den Völkern predigt. Von einer Pflicht zur nationalen Selbstbehauptung weiß das Neue Testament nicht eine Silbe. Es fordert Selbstverleugnung und Selbstaufopferung. Es preist die sanftmütigen Herzen, denen es nicht „wider ihre Ehre geht", sich einmal zu fürchten, wo es etwas zu fürchten gibt, und zu weinen, wo die Traurigkeit des Lebens und das Mitleid sie bezwingt. Und nur wer den moralischen Mut hat, sich zu diesen zu bekennen, sollte das Evangelium predigen. Die andern sollten ihre Hand davon lassen, es ist nicht ihr Amt! Sie sollten die ehrliche Konsequenz eines Nietzsche besitzen, der das Evangelium gehaßt hat, weil es für die Welt, wie sie einmal ist, völlig unbrauchbar ist. Zu brauchen ist es für die Welt, die werden soll. Sie sollten keine rabulistischen Verdrehungskünste üben und die armseligen paar Stellen, wo auch Christus der Gewalt das Wort zu reden scheint, nicht künstlich aufbauschen und ins Feld führen gegen den großen Gesamtkomplex neutestamentlicher Ideen, der die Gewaltanwendung als widergöttlich verwirft.

Es wird im Evangelium allerdings auch ein Heldentum gepredigt, aber nicht ein Heldentum, das mit geflissentlicher Unterdrückung des Todesgrauens gegen menschliche Feinde anstürmt, um sie zu vernichten. Der Held des Evangeliums ist ein Mann, der die grauenvolle Bitterkeit des Sterbenmüssens langsam durchmacht, der Menschheit tiefsten Jammer sich damit qualvoll zum Bewußtsein bringt und dennoch willig stirbt, damit durch seinen Tod die andern alle „Leben und volle Genüge haben". — Feind heißt diesem Helden kein sterblicher Mensch, sondern das radikale Böse, das er in Teufeln und Dämonen sieht. Dieser Grundcharakter des Evangeliums negiert das, was man Weltwirklichkeit nennt. Aber die Negation des gemein Wirklichen ist eben das Wesen des religiösen Glaubens. Wer statt dessen meint, sich mit der Wirklichkeit immer irgendwie aussöhnen zu müssen, wohl gar in ihr immer das Walten Gottes verehren zu müssen, sollte nicht christlicher Prediger sein. Er bringt

[1]) Abgedruckt aus der Zeitschrift: „Ethische Rundschau" (Berlin, Herausgeber Magnus Schwantje).

mit seiner Anpassungsfähigkeit das Christentum um seine beste Kraft. Und die Zukunft ist nahe, wo wir das Christentum bitter notwendig brauchen werden. Die Zukunft ist nahe, wo Millionen Menschen nach einer Religion schreien werden, die ihnen zu sagen erlaubt, daß das Wesen ihres Menschentums Unbefriedigung und Angst ist, Angst vor den Härten und Grausamkeiten des Daseins, Zittern und Zagen vor seinen fortwährenden Enttäuschungen, sehnsüchtiges Verlangen nach einem wahrhaftigen göttlichen Leben. Die das nicht kennen, sollen nur ja nicht wähnen, daß sie den Typus „Mensch" repräsentieren. Der wahrhaftige Mensch bekennt, daß ihm auf sein natürliches Glücksverlangen das Leben mit lauter Härten antwortet, und daß die Möglichkeit zu leben nur auf der Verheißung beruht von einer erbarmenden, allumfassenden Liebe die das Leben vom Grund aus umzuändern vermag. Solche Verheißung enthält das Evangelium, und die selbstverständliche Voraussetzung dabei ist das volle Verständnis für die abgrundtiefe Traurigkeit des natürlichen Lebens, das es wahrlich nicht not hat, daß sich Menschen als solche noch untereinander wehe tun.

Pastor Hans Francke, Berlin.

(Gekürzte Wiedergabe eines in der Zeitschrift „Völker-Friede" vom Dezember 1914 erschienenen Aufsatzes).

Was bringt ihr heim?

Sie kämpfen vorn, sie liegen in den Gräben
Und lauern, leiden, lechzen: Wär's doch aus!
Sie säen Tod, verspritzen Blut und Leben —
Was bringt ihr Helden einmal uns nach Haus?

Husarenstreiche, blutige Geschichten
Und Haß und Zorn aus hartem Kampf und Streit —
Nein, Freunde, wenn ihr kommt, müßt ihr berichten,
Was eure Seele litt dort vorne all die Zeit.

Nur leise müßt ihr, Brüder, uns dann sagen,
Was ihr gedacht, wenn es zum Sturme kam
Und wenn so viele dann am Boden lagen,
Gebleicht, zerfetzt, geblendet oder lahm.

Wie war's, wenn dann die Zeitung euch erreichte
Und von Begeist'rung schrieb, von Mut und Sieg? —
Wir warten zitternd fast auf eure Beichte,
Ihr sagt uns einmal, was ihr denkt vom Krieg!

Ihr kennt ihn nun, ihr saht das Blut noch dampfen,
Als es so rot aus seinen Fäusten rann,
Ihr saht ihn über Städt' und Dörfer stampfen,
Wißt, was er aus den Menschen machen kann.

Was bringt ihr heim einmal als Seelenbeute —
Wir warten drauf, daß ihr uns leben heißt —
In euren Briefen schreibt ihr uns schon heute:
„Ach helft uns flehn um einen neuen Geist!"

So schaun wir glaubensvoll nach jenen Tagen,
Wo wir euch drücken eure blutige Hand;
Ihr müßt vom Frieden uns die stärksten Worte sagen;
Ihr führt uns weg vom Krieg in beff'res Land.

Adolf Maurer.

Stimmen aus Holland.

Seit dem Ausbruch des Weltkrieges sind in Holland eine ganze Menge von Schriften und Artikeln erschienen, welche einen anti-militaristischen Standpunkt vertreten. Die meisten wohl von Anhängern eines religiösen Sozialismus. Von einigen derselben will ich kleine Teile in Uebersetzung für die Leser der Neuen Wege hier folgen lassen, damit ihnen das Fühlen, Denken, Kämpfen und Arbeiten ihrer holländischen Gesinnungsgenossen etwas besser bekannt werde.

„Seit vielen Jahren sind die Kriegsrüstungen in allen Ländern schrecklich gesteigert worden. Wie man vorgab um den Frieden zu bewahren, unter dem betrügerischen, heidnischen Spruche: „Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg". Jedermann wußte aber, daß der Erfolg davon ein unübersehbares Unglück sein mußte.

Und wir Christen haben fast ohne Ausnahme geschwiegen.

Wir haben es gebilligt, mindestens uns dabei beruhigt.

Wir redeten auch vom Rechte der Völker, ihre Interessen zu verteidigen, im Notfall mit dem Schwerte. Wir nannten den Krieg ein gesetzliches Mittel für Fürsten und Völker, um, wenn Verständigung nicht mehr möglich wäre, ihren Willen durchzusetzen — koste es, was es wolle.

Und von Jesus Christus, dessen Schüler wir sein wollten, haben wir gesagt: „Ich kenne Ihn nicht".

Als er sprach: „Ich aber sage euch, daß ihr euch nicht widersetzen sollt dem Bösen", haben wir geantwortet: „Herr, das meinst Du doch nicht für diese Zeit, aber für die . . . Zukunft, wenn

Dein Königreich in Herrlichkeit gekommen sein wird?" — als ob dann der böse Mensch noch wüten könnte!

Und als Er sagte: „Sondern so dir jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar", haben wir geantwortet: „Herr da machst Du Dich doch einer gewaltigen Uebertreibung schuldig; denn wenn wir uns selbst nicht verteidigten, so gingen wir unter und — was käme dann von Deinem Dienste zu Stande?"

Und als er fortfuhr: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden", haben wir gesagt: „Ja Herr, damit meinst Du natürlich, daß wir uns selbst als arme nichtswürdige Sünder erkennen sollen, was wir auch freilich tun wollen, um nur von Deiner Gnade das Leben der ewigen Seligkeit zu empfangen. Aber inzwischen wollen wir doch gern hier auf Erden ein so ruhiges und angenehmes Leben als möglich führen, und mit Deiner Genehmigung werden wir, wenn es darauf ankommt, unser Leben möglichst teuer verkaufen".

Und als Er warnte: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert", haben wir erklärt: „Freilich, Herr, Du willst sagen, daß ich um niemandes Willen meiner christlichen Ueberzeugung entsagen darf. Glücklicherweise sprichst Du aber nicht von meinem Vaterland; denn sieh einmal, Herr, wenn das mich töten heiß, muß ich doch Menschen mehr gehorchen als Gott!"

Und als er sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" haben wir beigestimmt: „So ist es, Herr. Im Geiste wird Deine Kraft erfahren. In der Einsamkeit des Kämmerleins empfinden wir die Herrlichkeit jenes unsichtbaren Königreichs. Auf dem Todbette hoffen wir, daß sein Licht die dunkle Todesnacht uns erhellen werde. Und auf den jüngsten Tag erwarten wir es auf einer neuen Erde. Aber eben deshalb wirst Du uns wohl für zu gut halten, daß wir uns, so lange wir noch auf dieser sündhaften Welt sind, zu viel darum kümmern müssen. Denn Du begreifst, als Leute, welche in der Welt vorwärts kommen müssen, namentlich als Staatsbürger, haben wir ganz andere Verpflichtungen, denn als Untertanen Deines Reiches. Wir können den Staat nun einmal nicht reformieren und müssen uns darum den herrschenden Gesetzen, Regeln, Gewohnheiten eben fügen. Als Bürger dieser Welt — von der Dein Reich ja nicht ist — kennen wir Dich nicht, aber wir beugen uns vor den Fürsten dieser Welt." (Pfr. A. J. Wartena).

„Es gibt (und jetzt komme ich, wie ich meine, zum wichtigsten Satz dieser ganzen Schrift) es gibt für einen Menschen oder für eine Gruppe von Menschen nur eine Möglichkeit, dem entsetzlichen Widerspruch unsres Lebens zu entgehen, nämlich, daß wir uns im Glauben, oder ich will statt dieses abgegriffenen Wortes sagen: im Heldenmut

Gott übergeben; daß wir, nach dem kühnen Ausdruck von Dr. de Hartog, den Mut haben einen Sprung in den Abgrund zu tun.

Und es wird uns auf einmal klar, warum weder durch eine andere Einrichtung der Gesellschaft, noch durch Bildung eines Europäischen Staatenbundes, noch durch Demokratisierung der ausländischen Politik der Krieg jemals wird aufgehoben werden. Das ist so, weil das Alles an und für sich keine Erneuerung des menschlichen Willenslebens mit sich bringt. Darum ist auch das Streben nach allgemeiner, gleichzeitiger Entwaffnung nicht anders als das Jagen nach einer Fata Morgana. Wenn alle Völker sich zugleich entwaffneten, dann würde aber nicht ein einziges von ihnen des Heldenmuts (=Glaubens) dazu bedürfen. Es würde einfach ein „Geschäft" sein für den berechnenden Verstand. Die Völker würden sich auf diese Weise wohl dem Elend des Krieges entzogen, ohne sich doch Gott übergeben zu haben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Gott dies zulassen würde. Das Gleiche gilt von allen andren vorgeschlagenen Rettungsmitteln. Gesetzt der Fall, es wäre möglich, zum Beispiel die ganze Gesellschaft zu sozialisieren, oder ein solcher Europäischer Staatenbund zu bilden, der ein gewissermaßen lenkbares Gebilde wäre, oder auch nur die Politik so zu demokratisieren, daß jede Maßregel bezüglich des Auslandes einem Referendum unterworfen werden müßte, was würde es nützen, wenn dann nicht zugleich die Individuen, welche den Staat ausmachen, aus dem Boden ihrer natürlichen Instinkt in einen besseren Grund verpflanzt würden?

Man verstehe mich wohl: ich erkläre mich für die Sozialisierung der Produktionsmittel, weil mir dies aus den Forderungen des Evangeliums zu fließen scheint; denn Konkurrenzsystem und Krieg sind zwei Aeste desselben Stammes, nämlich des Stammes der natürlichen Gewalt, sodaß wer den einen Ast vernichten will, auch den andern muß abhauen wollen. Ebenso verteidige ich die Bildung eines Staatenbundes und die Demokratisierung der ausländischen Politik. Ich glaube sogar, daß dadurch viele äußerliche Versuchungen zum Kriege wegfallen würden, und der Menschheit die Uebergabe an Gott dadurch leichter werden müßte. Aber diese Glaubensübergabe an Gott und an seine heiligen Gebote muß das Primäre sein! Es ist zu vergleichen mit einer Dampfmaschine. Verbesserung oder Reparatur der Maschine ist nützlich und nötig, aber die Maschine in Bewegung setzen tut doch der Dampf!

Nichts, nichts, nichts auf dieser Welt wird je im Stande sein den Gehorsam gegen Gottes Gebote zu ersetzen. Und nie und nimmer kann dieser Gehorsam in unserem Verstande eine Stütze finden. Es ist klar am Tage, daß der Verstand den Menschen immer wieder antreiben wird, sich selbst „im Notfall" mit Gewalt

zu behaupten, und nur der Heldenmut des Glaubens kann ihn bewegen von der Gewalt Abstand zu nehmen.

Und so machen wir denn die merkwürdige Entdeckung, daß, wie jede Erscheinung, so auch der Krieg bekämpft werden muß den Gesetzen entsprechend, welche sein eigenes Dasein beherrschen. Denn so wie eine blinde Unterwerfung unter eine eiserne Disziplin nötig ist um die Leute in den Krieg zu führen, ebenso ist auch eine blinde Unterwerfung unter eine eiserne Disziplin nötig, um sie davon abzuhalten. Wie jetzt die Menschheit nur in Mißachtung ihres eigenen Lebens gegen die Feuerlinie anstürmen kann, so kann sie sich auch nur in Mißachtung ihres eigenen Lebens daraus zurückziehen. Und so wie auf der einen Seite Führer, Offiziere nötig sind, um sie anzutreiben, so sind auf der anderen Seite auch Führer, Offiziere[1]) nötig, um sie zurückzutreiben, und die mit gleicher mitleidloser Strenge wie jene kommandieren „Ihr müßt!", der Welt im Namen Gottes zurufen: „Ihr müßt nicht . . . !"

Dies ist der einzige Ausweg." (Hilbrandt Boschma, „Orlog en Christendom").

„Die Liebe zum Vaterland und die Treue gegen die Heimat sind die Beweggründe, welche manchen wohlgesinnten Mann zum Verteidigungskrieg mit den Waffen treiben. Obwohl ich niemandem nachstehe in dieser Liebe und in dieser Treue, meine ich doch, daß diese achtungswerte Gesinnung niemals eine einzige Waffengewalt rechtfertigen könne.

Uns wird gesagt, daß keiner guten Sache mit schlimmen Mitteln gedient werden kann. Trotzdem wenden wir manchmal böse Mittel an zu einem guten Zweck. Die Liebe ist oft blind auch in der Wahl ihrer Mittel. Charles Dickens erzählt von einem Vater, der mit der Absicht, ein Vermögen für seine Tochter zu sammeln, nach dem Spieltisch schlich und sich dem Spiele ergab, bis er endlich sich selbst und sein Kind in's Verderben gestürzt hatte. Es kommt vor, daß um des Guten willen gesündigt wird. Doch kann dies nie die Probe des sittlichen Urteils bestehen.

Es gibt Mittel, welche an und für sich so greifbar unsittlich sind, daß auch das erhabenste Ziel nicht im Stande ist, sie zu heiligen. Durch Lügen und Betrügen kann ich vielleicht mich selbst und meine Familie materiell fördern, allein in geistiger Beziehung tue ich unermeßlichen Schaden. Hier gilt das Wort Jesu: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Ebensowenig als ich meinem Vaterlande dienen kann mit Lüge und Betrug, kann ich ihm dienen mit Waffengewalt. — — — Ich nenne es eine verkehrte Liebe zur Heimat, seine besten Söhne zu Mördern zu machen, und sie systematisch

[1]) Damit sind die Christen gemeint.

zum Schlachten und Schänden abzurichten, womit im Vergleich die abscheulichste Schilderung aus Dantes Hölle nur Kinderspiel ist. — — —

Die Total-Abstinenten stehen dem Alkohol mit einer absoluten Verurteilung gegenüber. So stellen wir uns auch zur Waffengewalt als Total-Abstinenten. Es gibt kein Ziel, weder auf der Erde noch im Himmel, das dieses widerwärtige Mittel heiligen kann." (Pfr. H. G. Cannezieter Drn. „Geeft den Duivel geen kans!").

„Aber im Rausch des Nationalismus sind auch die meisten Frauen befangen. Und eigentlich hat niemand etwas anderes von ihnen erwartet.

Wie kommt das?

Den größten Fehler haben wir bei den christlichen Frauen zu suchen. Oder besser noch, nicht in erster Linie bei ihnen, sondern bei der Kirche, welche den göttlichen Beruf der Frau verkannte und welche sie nicht erzog zur Trägerin eines Helden- und Prophetengeschlechtes, sondern sie ein beschränktes Evangelium lehrte. Es wurde in ihr kein Verantwortlichkeitsgefühl geweckt für die großen Absichten Gottes in der Welt, sie weckte nur die Sorge um die Seligkeit der eigenen Seele. In dieser Hinsicht ist die Kirche, ob auch ohne Absicht, den Frauen zu einer Verführerin geworden. Sie hat sie die Tugend der Demut, Bescheidenheit und Opferwilligkeit gelehrt. Aber in kurzsichtiger Weise ist das geschehen, so wenig dem wahren Wesen dieser Tugenden gemäß, daß es schließlich hinauskommt auf eine Anpassung der Frau in Demut und Gehorsam an die Sünden unsres gesellschaftlichen Lebens.

— — — Die gesellschaftliche Arbeit, d. h. die Arbeit, welche unsre Kinder täglich betreiben werden, trägt, wie wir sagten, das Prinzip des Todschlags in sich. Gottes Absicht mit der Menschheit wird darin verleugnet.

Wir sprachen von dem scharfen Konkurrenzkampf zwischen den kapitalistischen Staaten, dessen Ergebnis dieser Krieg ist. Dieser selbe Kampf wütet von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde in unsrem gesellschaftlichen Leben, und ob wir wollen oder nicht sind wir alle daran beteiligt. — — — Der Drang nach Besitzvermehrung, der jetzt die Staaten in den Krieg hineintreibt, ist derselbe Drang nach Vermehrung seines Besitzes und Ausbreitung seiner Geschäfte, der den Fabrikanten vorwärts treibt.

Wird die Frau, die ihre Berufung versteht, sich noch durch den gegenwärtigen Kriegsrausch befallen lassen? Wird sie sagen: „Hier ist mein Sohn, ich gebe ihn für mein Vaterland gern in den Tod?"

Wie würde sie das sagen können? Sie kann ihr Kind nicht mit Freude dem Kriegsdienst opfern, sie, die weiß, daß ihre Heimat ökonomisch in Not und Tod liegt, will ihren Sohn nur noch

opfern, um sie daraus zu retten. Für diesen Dienst will sie ihr Liebstes in heiliger Freude schenken. Aber wie würde sie freiwillig dem Vaterlande dienen in einem ungerechten, aus Habgier geborenen Kriege?

Neue Taten werden von uns gefordert, eine neue Liebe und starke Standhaftigkeit. Die Liebe Gottes ist es, welche uns erweckt, unsere Berufung Seinen Kindern gegenüber wirklich zu verstehen.

Wir wollen diesen Krieg nicht! Er ist verkehrt: er kehrt sich gegen das Wesen des Menschen, er ist im tiefsten Grund ein Krieg gegen Gott.

Wir wollen einen anderen Krieg, einen heiligen Kampf für das wahrhafte Königreich, das Christus begründet hat.

Er wartet auf uns, Mütter, Frauen, damit wir seine Kinder, die Menschheit der Zukunft, erziehen zur Gründung des neuen und wahrhaften Gottesreiches." (Frau Tr. Kruyt-Hozerreil „De nonn en de vorlog").

Der neue Redaktor von „De Vrye Mensch" (Motto: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit"), Dr. Louis A. Baehler, schloß seinen Aufruf in dem ersten Hefte dieses Jahres mit den Worten:

„Kommt, ihr Gesinnungsgenossen von ehedem! Kommt, ihr Gesinnungsgenossen von heute! Gehen wir gemeinsam ans Werk und laßt uns „De Vrye Mensch" zum Organ des radikalsten Antimilitarismus der Welt machen, als eine ganz einzigartige unter allen anderen Zeitschriften. Diese sind ja bekanntlich einer reinen Auffassung des Evangeliums gänzlich verschlossen — unserm Organe aber werden eben diese reinen Auffassungen des Evangeliums am herzlichsten willkommen sein.

Welch eine Macht die Eintracht des Bösen entwickelt, kann man an dem Kriege, der jetzt wütet, zur Genüge sehen — wir aber wollen die Eintracht des Guten erstreben mit den heiligsten Absichten für Menschenfriede und Menschenfreude!

Es ist sehr gut, und sehr notwendig, daß wir, Anarchisten im Geiste des Herrn, unsern tiefen Abscheu gegen Militarismus und Kriegsgeschäft so deutlich als möglich kund tun. Es wäre Hochverrat, jetzt sich verborgen zu halten.

Laßt uns eine neue Aera christlichen Heldentums eröffnen! „De Vrye Mensch" sei unser Feldgeschrei.

Und in demselben Hefte treffen wir die Thesen an, welche Baehler schon 1897 vertreten hatte über das Thema: Wie haben wir vom religiösen Standpunkt aus über Dienstverweigerung zu urteilen? Sie lauten:

„1. Gott ist die Liebe.
2. Gottesdienst ist Wirksamkeit im Dienste der Liebe.
3. Kriegsdienst ist Wirksamkeit im Dienste der Feindschaft.

4. Verweigerung des Kriegsdienstes ist also Pflicht des religiösen Menschen."

Ich selber schrieb in dem März-Hefte 1915:

— — — Sie sagen: „Wenn jemand angefallen wird, ist es sehr natürlich, daß er sich verteidigt" (mit mörderischen Waffen). Ohne Zweifel, natürlich ist es. Aber das Evangelium hat uns eben vorgehalten, wie wir als Menschen über das Natürliche hinauszuwachsen haben. Mit dem Christentum tritt der wahre Mensch, der geistige Mensch, in die Geschichte ein. Dessen Moral lautet anders als die des natürlichen Menschen. Deshalb lesen wir im Evangelium vom „Vergelten des Bösen mit Gutem", auf welches Prinzip schon Platon hingewiesen hat. In dieser Höhenlage bewegen sich also die „christlichen" Tugenden. Wer sich in seinem Handeln bloß vom natürlichen Wesen leiten läßt, handelt, geschichtlich gesprochen, noch vor-christlich. Beim Geschichtsunterricht kann dies bequem eingeflochten werden. Und auch sonst in der Erziehung, d. h. in unserem eigenen täglichen Verkehr mit Groß und Klein.

Vor diesem evangelischen, diesem christlichen, diesem höhersittlichen Standpunkt aus, gilt es nicht als eine Niederträchtigkeit, wenn eine Person oder ein Volk sich lieber durch Gewalt und Waffen erschlagen lassen, als daß sie selber mit gleichen Mitteln den Angreifer erschlügen, sondern im Gegenteil als eine Hochherzigkeit, welche nur durch einen starken und mutigen Menschen verwirklicht werden kann. Er wählt solches, weil er das angewandte Mittel für verkehrt und darum unerlaubt hält. Totschlag, Gewaltsamkeit, Militarismus, Krieg — achtet er für ein sündhaftes Tun, nicht etwa nur für ein „sehr großes Unheil".

Bern, Juni 1915. Lod. van Mierop.

Staat und Gewissensfreiheit.

(Aus einer Bettagspredigt.)

Wir bringen eine weitere Aeußerung, die an den Fall Baudraz anknüpft und einen Gesichtspunkt hervorhebt, der besonders überlegt werden muß:

Warum erzähle ich diese Geschichte heute, am eidgenössischen Bettag? Nun wir sollen ja an diesem Tag den Zustand unsres Volkes, unsres Landes betrachten, und diese Geschichte erscheint mir wie wenige geeignet, uns zu zeigen, wohin es eigentlich mit uns gekommen ist, wie es in unserm Lande steht. Schon ganz abgesehen davon, was man über den Standpunkt des Verurteilten denkt, sollte man diese Geschichte wie verschiedenes andere Aehnliche nicht einfach gedankenlos hinnehmen: Ist nicht in der schweizerischen Bundes-

verfassung das Recht der Gewissensfreiheit gewährleistet, und ist nicht unser Volk stolz auf diese Freiheit? Hier ist sie, die eine unsrer ersten Gesetzesbestimmungen ist einfach aufgehoben; es gibt sie nicht mehr!

Was ist denn das, die Gewissensfreiheit (damit nicht etwa ein Mißverständnis sich einschleiche)? Gewissensfreiheit heißt: Es darf niemand gezwungen werden, etwas zu tun, was wider sein Gewissen geht. Diese Freiheit ist im letzten Grunde eine Errungenschaft der Reformation vor vierhundert Jahren. Sie hat dieses Recht, des eigenen Glaubens leben zu dürfen, als notwendige Lebensbedingung für sich beanspruchen müssen. Wie haben unsre Väter dafür gekämpft und gelitten! Ein wie teures Gut muß sie uns also sein! Dürfen wir sie ohne weiteres preisgeben? Es handelt sich da wahrhaftig um alles weniger als etwa um eine Freiheit, Schlechtes tun zu dürfen. Betrachten wir noch einmal unsern Fall! War es etwa ein schlechter Mensch? Nein, das erschien ja der Militärbehörde gerade als das Gefährliche, daß es ein sonst unbescholtener Mensch war, der so handelte. Und ist es etwa, wie man gemeint hat, ganz leicht, eine solche Dienstverweigerung nachzuahmen, daß ein jeder Feigling und ein jeder Faulenzer das tun könnte? Wie wenig haben diejenigen, die so denken, eine Ahnung von dem, was Gewissenskämpfe sind, und von den Leiden, die derjenige auf sich nimmt, der den Mut hat, einmal in irgend etwas anders zu sein als die andern alle. Ist es so leicht, die spöttischen Blicke und Fragen über sich ergehen zu lassen, die einen dann treffen? Es soll's nur einmal einer probieren uud die Schmach auf sich nehmen: Es ist keine Gefahr, daß es viele tun! — Und es müßte doch für die Mitglieder der Militärgerichte nicht schwierig sein, jeweilen unterscheiden zu können, ob es ernste Gründe sind, die eine solche Weigerung veranlassen, oder nicht, ob Gewissenhaftigkeit vorliegt oder Gewissenlosigkeit, und wenn wirklich das Gewissen dahinter steht, wie es bei unserm Fall offenbar ist, so sehe ich nicht ein, warum der große Grundsatz vorn in unsrer Verfassung nicht zu respektieren wäre. Sonst darf man sich wahrhaftig fragen, wozu denn eigentlich unsre Truppen an der Grenze stehen, was für eine Freiheit sie dann noch zu schützen haben: Wir sind ja dann der Freiheit, die wir verteidigen sollen, in Wirklichkeit schon längst beraubt, und zwar nicht durch Fremde, sondern durch unsre eigenen Landsleute, was um so trauriger ist!

Aber noch um etwas viel Tieferes und viel Schwereres handelt es sich da für uns heute, wo unser Volk als ein christliches Volk vor Gott treten will. Der Standpunkt, den jener Dienstverweigerer eingenommen hat und den er nun, von den Behörden unsres Vaterlandes verurteilt, im Gefängnis büßen muß, ist es nicht eigentlich der wahrhaft christliche? Es sind nicht etwa nur vereinzelte Worte des Neuen Testaments, die auf so etwas hinweisen, dann könnte man freilich von einem fanatischen, bornierten Buchstabenglauben sprechen, es ist vielmehr der ganze Geist dieses Buches, der folgerichtig darauf führt.

Und die ersten Christen haben auch dementsprechend gehandelt: Dreihundert Jahre lang von Jesu Geburt an ist kein Christ Soldat gewesen! Lieber ließen sie sich ins Gefängnis werfen und töten als dem Kaiser zu opfern und ihm Kriegsdienste zu leisten, und auch nachher hat man's eigentlich immer gewußt, daß das im Grunde das christliche Ideal wäre. Erst die neuen Zeiten scheinen darin eine Wandlung gebracht zu haben, und doch *gefehlt* hat es auch da nie ganz an solchen, nicht bei Sekten und nicht innerhalb der verschiedenen großen christlichen Kirchen, die entweder mit schlichter Ruhe oder auch mit Leidenschaft, den durchaus friedlichen Charakter des Evangeliums betont haben. Müssen wir nicht, wenn wir ehrliche und klar denkende Menschen sein wollen, ohne alle Mißachtung des Soldatenstandes einfach zugeben: „Jener Lehrer war ein besserer Christ als wir andern alle, die wir nicht imstande wären, der christlichen Forderung so bedingungslos und aller Welt zum Trotz treu zu bleiben?" Und vielleicht ist das auch ein Heldentum, das noch größer ist als dasjenige derer, die sich draußen im Felde im kriegerischen Rausch zu Taten hinreißen lassen, die sie sonst nicht täten. Vielleicht ist das das wahrhaft christliche Heldentum, das noch einst die Welt erlösen wird vom Krieg. Bei dieser Aussicht aber sollten wir uns freuen über solche zarte feine Gewissen.

Wozu führe ich das alles aus? Nun damit der heutige Tag, der die beiden Dinge Christentum und Vaterland miteinander verbinden will, uns dazu diene, daß wir einmal abfahren mit allen selbstbewußten patriotischen Phrasen, damit, daß wir uns einer Freiheit rühmen, die wir doch nicht haben, und ferner wollen wir darüber klar werden, daß das Christentum und der *heutige* Staat zwei völlig unvereinbare Größen sind: Wie es noch nie einen christlichen Staat gegeben hat, so gibt es auch heute noch keinen; wir sind unter Ordnungen gezwungen, die noch unterchristlich sind. Es fällt mir da immer jenes tiefsinnige Gleichnis des Danielbuches ein, wo einem Propheten im Traum der Nacht die Geheimnisse der Weltgeschichte erklärt werden: Er sieht da aus dem Meer nacheinander seltsame Tiere aufsteigen, eins greulicher und gräßlicher als das andre. Das eine gleicht einem Löwen, das andre einem Bären, dann wieder eins einem Panther, und zuletzt kommt ein ganz entsetzliches gehörntes Ungeheuer. Diese Bestien aber bedeuten die Weltreiche, und ein jedes von ihnen hat seine Zeit und Stunde. Dann aber kommt ein anderes Wesen, auf den Wolken des Himmels, „einer gleich eines Menschen Sohn", und der bekommt dann die Herrschaft für immer. Was bedeutet das? Nach den brutalen Bestien, den gegenwärtigen Staaten und Reichen, die sich grimmig gegenüberstehen, um im ersten besten Augenblick zu gegenseitiger Zerfleischung aufeinander zu stürzen, muß das wahrhaft *menschliche* Reich kommen, von Gott uns geschenkt, der Zustand, wo wir wirklich Menschen mit Menschen sein dürfen, wo wir den *höchsten* Geboten in uns und keinen andern gehorchen

dürfen, der Stimme in uns, die uns sagt, daß wir alle Brüder sind! Wie ist der Mensch gering geachtet gegenwärtig, nur gerade dazu gut genug, seinen Mitmenschen zu töten oder sich von ihm töten zu lassen! Dann wird's anders sein: Dann wird er wieder groß, geehrt und wert dastehen, und man wird nicht mehr das gering achten, was in seiner Seele vorgeht, und die Ueberzeugung, die sein Geist in schwerem Kampf sich errungen hat, nicht mehr zertreten wollen! — Wie müssen die gegenwärtigen Zustände uns bestärken in der Bitte, die Jesus als die erste und wichtigste seine Jünger gelehrt hat: Dein Reich komme! Dein göttliches Menschenreich, das so ganz anders ist als alles, was die Menschen von sich aus ohne die Hilfe Deines Geistes errichtet haben! Wir haben zweifeln gelernt an der Güte alles dessen, was jetzt besteht und mächtig ist. Sende Du Deinen Geist, daß er in dieses veraltete Wesen hereinfahre und es erneuere! Schaffe Du solche Staaten, die wirklich menschenwürdig sind! — Das ist unsre Bitte gerade auch am Bettag unsres Volkes, denn wir sehen den Schaden auch in seiner Mitte, an Begebenheiten wie der, von der wir ausgingen.

Christian Holzer (Sils i. D.)

Rundschau.

Der Armeniermord. Wir möchten den „Aufruf an das Schweizervolk" in der Armeniersache noch mit ein paar Worten der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen, obschon wir noch selten so stark das Gefühl gehabt haben, daß Worte ganz und gar untauglich sind, das ungeheuer Furchtbare, das da wieder vor unsern Augen vor sich geht, auszudrücken. Wir haben auch kaum die Kraft zum Reden mehr. Unsere Seele ist von all dem Höllengreuel, den wir in diesen vierzehn Monaten haben erleben müssen, todmüde geworden. Als wir vor nun bald zwanzig Jahren die Armenierschlächtereien erleben mußten, die damals die Welt erregten, da meinten wir schon, es sei unerträglich. Inzwischen ist der große kaiserliche Mörder von damals vom Schauplatz getreten. Als seine Erben, die Jungtürken, die als Bringer von Frieden und Kultur Begrüßten, zur Feier ihres Regierungsantrittes in Adana und Umgebung wieder 25,000 Armenier niedermetzeln ließen, waren wir schon zu abgestumpft, um uns tief aufzuregen. Nun aber geschieht das Letzte und Unglaubliche: das ganze Volk soll ausgerottet werden. Was uns zuverlässige Berichte melden, ist viel zu grauenvoll, als daß wir davon reden oder schreiben könnten.[1])

[1]) Wir verweisen vorläufig auf die Broschüre von M. Piranian in Thalwil (Kanton Zürich): „Die Vernichtung eines christlichen Volkes", vor allem aber auf die Berichte im „Journal de Genève" und in den „Basler Nachrichten".

Wir können nur sagen: alles, was den nicht Kriegswahnsinnigen noch an Kräften und Mitteln, äußern und innern, geblieben ist, muß eingesetzt werden, damit das ungeheure Verbrechen nicht ganz gelinge. Jedem, der davon hört und liest, sei es auf die Seele gebunden, daß er dagegen tue, was er kann, es sei viel oder wenig.

Es ist die Zeit der entfesselten Höllenmächte. Neros Taten sind ein Kinderspiel gegen das, was die Enver Pascha und Genossen unter Anrufung Gottes tun.

Und nun soll auch noch das serbische Volk hingeschlachtet werden. Sind wir keine Menschen mehr? Die Kriege sind über es hingetobt, unsägliches Grauen hat es erlebt.[1]) Flecktyphus und Hungersnot haben im letzten Winter in seiner Mitte Zustände geschaffen, die allein schon im Stande wären, ein Gemüt für lange mit Schauder zu erfüllen; vom elfjährigeu Knaben bis zum siebzigjährigen Greis wehren sich die Männer gegen den Untergang und Frauen und Mädchen helfen mit, während drei Großmächte und ein kleines „Brudervolk" über das todgeweihte Land herfallen. Sind wir noch Menschen? Wissen wir nicht mehr, was Frevel ist? Oder haben wir keine Furcht mehr davor? Hilft uns unsere „religiöse Erhebung" darüber hinweg?

L. R.

Zur Erklärung zum Fall Baudraz. sind bei der Redaktion der Neuen Wege eine Anzahl Zustimmungserklärungen eingelaufen, die unsere Annahme bestätigen, daß die Unterzeichner nur als eine Vertretung der Vielen, die gern auch ihre Unterschrift gegeben hätten, anzusehen seien. Aus diesem Grunde sehen wir auch vorläufig von einer Nennung weiterer Namen ab.

Ueber den Fall selbst wird in der französischen Schweiz, besonders im „Essor" und im „Semeur Vaudois" sehr eifrig weiter verhandelt. Auch kirchliche Blätter der deutschen Schweiz haben sich mit ihm beschäftigt, so z. B. Herr Pfarrer Etter im „Religiösen Volksblatt" in ähnlichem Sinne wie die „Erklärung". Wir selbst behalten uns vor, unter Umständen auf die Angelegenheit zurückzukommen.

Antimilitarismus. In Holland haben 529 Männer und Frauen folgende Erklärung erlassen:

Werte Mitbürger! Wir alle, deren Namen Sie unter dieser Erklärung finden, wenden uns an das Niederländische Volk, um wider den Geist des Krieges und des Militarismus, der auch über uns mehr und mehr zur Herrschaft gelangt, zu zeugen.

Wir erklären hiemit offen, daß wir uns mit ganzer Seele gegen alles kehren, was zum Militarismus gehört, auch gegen ein sogenanntes Volksheer. Diejenigen unter uns, welche jemals unter die Verpflichtung fallen könnten, zur bewaffneten Landesverteidigung gerufen zu werden, hoffen die Kraft zu besitzen, in diesem Falle jede

[1]) Vgl. die Broschüre von Reiß: „Wie die Oesterreicher und Ungarn in Serbien Krieg führten". Payot, Lausanne.

persönliche direkte Teilnahme daran zu verweigern, die Kraft, lieber Gefängnisstrafe, ja selbst den Tod durch Erschießen zu erdulden, als unserm Gewissen, unserer Ueberzeugung oder dem, was wir als höchste Gesetze allgemeiner Menschlichkeit verehren, untreu zu werden. Diejenigen unter uns — Männer und Frauen — welche um verschiedener Gründe willen nie in den Fall kommen könnten, der Wehrpflicht unterworfen zu sein, wünschen durch unsere Unterschrift unsere moralische Unterstützung allen denen anzubieten, die aus dem oben genannten Grunde (der intensiven innerlichen Abkehr) die Ausführung jeder persönlichen Gewalttat im Dienste des Militarismus verweigern. Wir wünschen aufrichtig, die volle Verantwortlichkeit für diese Tat mit zu tragen. Die militärische Dienstverweigerung erkennen wir als eines der Mittel, durch deren Zusammenwirken der Militarismus vernichtet werden wird; der individuellen Dienstverweigerung kommt hierfür ein hoher sittlicher Wert zu, weil sie den Weg zur Dienstverweigerung in Masse bereitet.

Der Feldprediger.[1]) (Ein Briefwechsel).

Sehr geehrter Herr!

Vor mir liegt die August-Nummer der „Glocke". Sie werden nicht erwarten, daß ich eine oratio pro domo halte und die Feldprediger verteidige, ich habe eigentlich von Ihnen ganz andere Keulenschläge gegen unsern Stand erwartet. Allerdings ist es noch schlimmer, einfach so zum alten Eisen geworfen zu werden.

Nun, als Fachmann müssen Sie übrigens wissen, daß auch altes Eisen immer einen Wert behält. — Es interessiert Sie vielleicht, zu vernehmen, daß ich eine Predigt, die ich während meines Urlaubs in Windisch hielt, nachher auch als Feldpredigt verwendete und daß meine erste Predigt, die ich nach der Entlassung daheim hielt — ich kam am Samstag nachmittag heim —, eine schon einmal im Dienst gehaltene Predigt war; man braucht also als Feldprediger nicht religiös-vaterländisch zu salbadern.

Was mich veranlaßt, Ihnen ein paar Worte zu schreiben, ist die zweite Hälfte Ihres Artikels.

Sie sind wohl mit mir darüber einig, daß — menschlich gesprochen — unser Land es unserer Armee zu verdanken hat, wenn es nicht zum Kriegsschauplatz geworden ist. Das ist der Gesichtspunkt, unter dem der ganze Grenzdienst betrachtet werden sollte. So bekommt er eine große Bedeutung. Es scheint mir eine wichtige Aufgabe derer zu sein, die etwas aus dem allgemeinen Volk emporragen, immer wieder auf die große Bedeutung unserer Armee in der gegenwärtigen Zeit hinzuweisen. Sie erschweren den Soldaten den gewiß durch seine Eintönigkeit sauern Dienst. Das sollten Sie im jetzigen Moment nicht tun. Verglichen mit dem, was andere Heere aushalten müssen, sind die Mühsale unseres Heeres ja gar nichts, und im Gedanken daran, was für einen Dienst unsere Soldaten unserm Land geleistet haben, sollte man das Jammern über Drill und Exerzieren bleiben lassen können.

Ihr Blatt wird vielfach von jungen Leuten gelesen, die als Soldaten ein Salz unter ihren Kameraden sein sollen. Es braucht bei unsern Truppen auch Helden, die in der langen Dienstzeit die bösen Geister bannen und guten Geistern aufhelfen sollen — ich fürchte, in Ihrem Blatt weht jetzt eine Luft, in der keine solchen Helden werden; Sie erschweren den Soldaten den Dienst.

Der Krieg hat gewaltige neue Probleme aufgestellt und alte Probleme ungemein verschärft. Wir wollen nicht vergessen, jetzt steht vor allem das eine Problem im Vordergrund: wie kommt unser Volk durch diese Zeit, ohne seine Selb-

[1]) Wir entnehmen diesen Briefwechsel der September-Nummer der „Glocke", des Organs des zürcherischen Vereins Christlicher junger Männer. Pfarrer und Offizier!! — Das Thema wird im Oktober-Heft der Zeitschrift ausführlich weiter erörtert.

ständigkeit zu verlieren und ohne Schaden zu leiden an seiner Seele, sondern womöglich innerlich zu gewinnen?! Wenn Sie unserm Volk noch Existenzberechtigung zusprechen, dürfen Sie nicht einen beständigen mehr oder weniger versteckten Kampf gegen unser Militär kämpfen, jetzt sicher nicht, da der Weltkrieg tobt. Jetzt müssen wir gegen die furchtbare Brandung Dämme aufrichten, und die müssen solid sein. Ohne Drill und Exerzieren haben wir eine Herde und kein Heer. Und mit der Abrüstung können wir Schweizer ganz gewiß nicht beginnen, wenn wir uns nicht aufgeben wollen.

Das nur ein paar Bemerkungen.

Mit aller Hochachtung

Ihr K. Pfisterer, Windisch.

Geehrter Herr Pfarrer!

Sie haben mir erlaubt, hier in der „Glocke" auf Ihren Brief zu antworten, und ich tue dies gern, da vielleicht noch andere Leser so urteilen wie Sie.

Was uns trennt, scheint in der Tat tiefer zu liegen als in der Beurteilung des Wertes der Feldpredigt. Es ist wohl das, daß Ihnen im jetzigen Augenblick die Wahrung unserer nationalen Unabhängigkeit, das Aufrichten eines Walles gegen das Hereinbrechen feindlicher Heere in unser Land das Wichtigste, und ein eigenes starkes Heer das einzige oder doch beste Mittel dazu scheint. Mir dagegen ist ein größeres Anliegen, daß im gegenwärtigen allgemeinen Kriegstaumel immer wieder das im Grunde Gottwidrige dieses ganzen Tuns und Zustandes gezeigt und durch all den Kanonendonner hindurch die feine Stimme des Herzens noch gehört werde, die von Gott kommt und den Menschen als Bruder zum Menschen bindet. Sie nehmen die Welt, wie sie nun eben ist, suchen der Macht durch Macht zu begegnen und fürchten, daß durch ein Schlafferwerden oder Einschränken unserer militärischen Organisation die ganze Existenz unseres Volkes aufs Spiel gesetzt würde. Das glaube ich meinerseits nicht, halte es aber auch nicht für die oberste Frage, eben weil mir das Herauskommen aus dem kriegerischen Wesen überhaupt mehr am Herzen liegt, und in diesem antikriegerischen Willen schließlich jemand vorangehen muß, unter Umständen auf die Gefahr hin, von der politischen Macht und Unabhängigkeit etwas einzubüßen. Denn was hülfe es uns schließlich, wenn wir zwar diese retten könnten, aber auf Kosten unserer höchsten nationalen Güter, unserer christlichen Ideale der Menschlichkeit und Brüderlichkeit?

Aus dieser Verschiedenheit des Standpunktes erklären sich auch Ihre andern Einwände.

So verstehe ich von hier aus, daß Sie mit ihrem starken Glauben an die Notwendigkeit des Militärs sich als Feldprediger durchaus wohl fühlen und solchen, die auf dem gleichen Boden stehen, gewiß viel Gutes sagen können, das sie erbaut und ihnen vorwärts hilft. Bei dem schreienden Widerspruch dagegen, den ich zwischen der Welt Jesu und der Welt, der Militarismus und Krieg entspringen, empfinde, kann ich nicht anders, als es bedauern, die Vertreter dieser grundandern Welt nun so Teile der militärischen Organisation geworden und sie mit dem Degen unter Trommelwirbel auf eine Kanzel steigen zu sehen, die auf Brigade- oder Regimentsbefehl hin errichtet worden ist und zu der Offiziere und Mannschaft größtenteils gegen ihren Willen geführt worden sind. Es nimmt mir dies von vornherein die Empfänglichkeit für seine Worte, denn ich kann diesem zum militärisch gradierten — und dadurch auch von seinem Oberkommando abhängig gewordenen — Pfarrer gegenüber nicht mehr recht das Vertrauen haben, daß er an diesem Platze von Jesus und seinem Evangelium zu mir reden wird. Es scheint mir, daß — wenn er es tun wollte — er so sehr der Ueberzeugung für die Notwendigkeit des Militärs und damit der Begeisterung für den Dienst den Boden abgraben müßte, daß er kaum lange in seiner militärischen Stellung bleiben könnte.

Damit etwa die Aufgabe des Pfarrers im Heere klein zu machen, liegt mir gänzlich fern. Im Gegenteil. Gerade weil mir nicht die größtmöglich militärische Ausbildung das Höchste ist, sondern die Wachhaltung des Gewissens und des „Menschen" im Soldaten, so möchte ich der Seelsorge noch viel mehr Spielraum gegeben sehen. Dazu gehörte meines Erachtens — neben freien, nicht

obligatorischen Gottesdiensten, Vorträgen, Lektüre unter Anleitung des Zugführers u. s. w. — auch ein gelegentliches Eintreten der Feldprediger für ein möglichst wenig geisttötendes Arbeitsprogramm während der Woche, überhaupt ein Sichkümmern um die Mannschaft auch während der Arbeitszeit. Zur Unterscheidung eines Heeres von einer Herde gehört nämlich nicht nur ein schneidiger Gewehrgriff und Taktschritt, und meine diesbezüglichen Bemerkungen waren gewiß kein schwächliches Gejammer, im Vergessen dessen, was andere Heere aushalten müssen. Das weiß ich schon. Aber wenn den Feldpredigern wirklich an der „Seele unseres Volkes" gelegen ist, so müßte es für sie eine wichtige und dankbare Aufgabe sein, auch in dieser Hinsicht darüber zu wachen und nötigenfalls auch einmal entschieden auf Seiten der Mannschaft zu treten, wo die Unverständigkeit eines Truppenführers dies erheischt. Ich glaube, durch ein solches offenes Auftreten gegen ein wirkliches Zuviel an preußischem Ton und Drill würde er seinen Leuten nicht den Dienst erschweren, sondern sie im Gegenteil für die notwendige Anstrengung und Einschränkung des eigenen Willens freudiger machen.

Dies führt mich noch zum letzten Ihrer Vorwürfe: daß „in unserem Blatt zurzeit eine Luft weht, in der keine solchen Helden (des guten Geistes in der Truppe) wachsen." Das ist allerdings wahr: bloße Dienstfreudigkeit zu schaffen, habe ich nie als besondere Aufgabe der „Glocke" angesehen. Es ist mir ein größeres Anliegen, mit unserem Blatt denen zur Seite zu stehen, die wie ich zwischen dem Göttlichen, das sie in sich lebendig spüren, und dem, was jetzt in der Welt geschieht und woran sie vielleicht auch noch tätigeren Anteil nehmen müssen, einen drückenden Zwiespalt empfinden, und deren besseres Wissen in Gefahr steht, vergewaltigt zu werden. Diesen — vielleicht wenigen — möchte ich in erster Linie helfen, möchte die gute Stimme in ihnen stärken und ihnen Mut machen, trotz allem Widersprechenden an diesem Glauben und Vertrauen festzuhalten. So weckt die „Glocke" vielleicht doch auch „Heldengeist" und sorgt auch dafür, daß ihre jungen Leser „wirken als ein Salz", nur eben beides in etwas anderer Weise. Und ist nicht gerade dies der Weg, unserem Volk durch diese Zeit zu helfen, „ohne daß es Schaden leidet an seiner Seele?" Denn Dämme aufzurichten gegen die uns von außen drohende Brandung, das besorgt schon der natürliche Selbsterhaltungstrieb. Unsere — Ihre und meine — Aufgabe ist doch gewiß eher die, die Herzen so für Gottes Geist empfänglich zu machen, daß er im Einzelnen zuerst, und dann im ganzen Volke, schließlich stärker wird als alle zum Krieg treibenden Mächte, bis er endlich den Damm, der uns jetzt noch alle einzwängt, ganz durchbrechen wird.

Und nun sollen in der nächsten „Glocke" nochmals Sie das Wort haben.

Mit freundlichem Gruße verbleibe ich Ihr R. Pestalozzi.

Zwei Strafurteile. Wir lesen in den Zürcher Zeitungen folgende Strafurteile.

1. Territorialgericht 3. Vorsitz: Großrichter Major Dr. Zoller (Zürich). Ein 1894 geborener Soldat hatte sich wegen Diebstahls eines Velos und von Geld sowie wegen Diebstahlsversuchs und Ausreißens zu verantworten. Auditor Hauptmann Meyer beantragte zwei Jahre Zuchthaus, Kassation und 10 Jahre Einstellung im Aktivbürgerrecht. Der Verteidiger, Oberleutnant Martin, machte geltend, daß der Beklagte bisher nicht vorbestraft, das Velo zurückgegeben und fast alles Geld zurückgezahlt sei. Der Schaden beträgt lediglich noch 2 bis 3 Franken. Da es sich um einen Diebstahl von über 40 Franken handelt, müsse allerdings eine Zuchthausstrafe ausgesprochen werden. 14 Monate würden deshalb genügen. Das Territorialgericht sprach den Mann schuldig des Ausreißens, des einfachen Diebstahls und des Versuchs zum ausgezeichneten Diebstahl und verurteilte ihn zu 18 Monaten Zuchthaus, zur Kassation, zu 10 Jahren Einstellung im Aktivbürgerrecht und zu den Kosten.

2. Ein netter Wirt stand dieser Tage vor dem Bezirksgericht Zürich. Der Mann betrieb in einer größeren industriereichen Ortschaft in nächster Nähe von Zürich eine bekannte größere Wirtschaft und hatte selbstredend auch Angestellte, darunter Kellnerinnen, Küchenmädchen u. s. w. Der Mann ist nun offenbar in sitt-

licher Beziehung ein Wüstling; denn die weiblichen Dienstleten waren vor seinen Nachstellungen nicht sicher. So verkehrte er mit einer Kellnerin und vergewaltigte auch das Küchenmädchen. Das letztere wurde klagbar und die Staatsanwaltschaft klagte gegen den Wirt gestützt auf Artikel 116 des Strafgesetzes, der da sagt, wer die Not oder die Abhängigkeit einer Person mißbraucht, um sie zur Unzucht zu verführen, wird bestraft. Das Bezirksgericht fand nun nach längerer Beratung, daß hier ein genügender Beweis dafür, daß der Wirt dem Mädchen etwa mit der Entlassung aus dem Dienste gedroht habe, nicht vorhanden sei und sprach den Angeklagten frei. Für seine unmoralische Handlung wurden dem Manne aber sämtliche Gerichtskosten auferlegt. Es ist wohl möglich, daß die Staatsanwaltschaft gegen diesen Entscheid appelliert, um einmal die Frage prinzipiell entscheiden zu lassen, ob ein Arbeitgeber, der mit seinen weiblichen Angestellten gegen ihren Willen in dieser Weise verkehrt, nicht doch strafbar sei, auch wenn er nicht gerade mit dem Abhängigkeitsverhältnis droht.

Man vergleiche die beiden Urteile: auf der einen Seite handelt es sich um Geld (neben dem „Ausreißen", das offenbar eine untergeordnete Rolle spielt!), auf der andern um ein Menschenleben. Im ersten Fall 18 Monate Zuchthaus, Kassation, 10 Jahre Einstellung im Aktivbürgerrecht; im zweiten Freisprechung. Ein Kommentar ist hoffentlich überflüssig. Wir bemerken bloß noch, daß nach dem zweiten Urteil, das nicht vereinzelt dasteht, ein weibliches Wesen bei uns vogelfrei ist. L. R.

Büchertisch.

Religion und Krieg. Von D. Alfred Bertholet, Prof. in Göttingen. Rel.-gesch. Volksbücher, V. 20. Tübingen, Mohr. 75 Cts.

Der Verfasser bringt allerlei interessantes Material bei, welches das Verhältnis von Krieg und Religion beleuchtet. Freilich, was er über das Verhältnis von Christentum und Krieg sagt, könnten wir nicht unterschreiben. Aber das Heft enthält mancherlei lehrreiche Beobachtungen. L.

Redaktionelle Bemerkungen.

Dieses Heft könnten wir in gewissem Sinne ein „deutsches" nennen; denn der größte Teil der Beiträge stammt aus deutscher Feder oder beschäftigt sich mit Deutschland. Wir freuen uns insbesondere, den tiefgründigen Aufsatz von Planck, dem Sohne des bekannten (leider nicht genug bekannten) württembergischen Philosophen Karl Christian Planck, bringen zu dürfen. Daß wir seine Urteile über England und Frankreich und die ganze Geschichtsauffassung, der sie eingefügt sind, nicht teilen, brauchen wir wohl kaum zu sagen; dieser Umstand hindert uns aber nicht, uns mit dem sittlichen und religiösen Geist des Ganzen herzlich einverstanden zu wissen. Wir freuen uns dieses Aufsatzes umsomehr, als wir uns längst gern im Zusammenhang über unsere Stellung zu Deutschland geäußert hätten, während wir doch einsehen mußten, daß in dieser Zeit der Fieberleidenschaft keine ruhige Aussprache möglich sei. So sollen denn Deutsche zuerst das Wort führen.

Verdankung.

Für die Armenier. Von H. Sch. in R. 10 Fr. Von Familie R. in Z. 55 Fr.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Theologie.

Da aber die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus: Was dünket euch von dem Christus? wessen Sohn ist er? Sagen sie zu ihm: Davids. Sagt er zu ihnen: Wie kann ihn dann David im Geiste Herr nennen, in den Worten: der Herr sprach zu meinem Herrn: setze dich zu meiner Rechten, bis ich lege deine Feinde unter deine Füße? Wenn ihn so David Herr nennt, wie soll er sein Sohn sein?
Matthäus 22, 41—45.

„Wir werden siegen; denn unsere Sache ist gerecht." Das ist ein stolzes Wort; es entspringt einem starken Lebenswillen, und dieser verbindet sich sofort mit der starken Sehnsucht nach Gerechtigkeit, die unser Aller Herz erfüllt. So kam die Ueberzeugung, der jener Satz Ausdruck verleiht, zu Stande. Ob er aber richtig ist? Die Erfahrung spricht dagegen: diejenigen, die eine gerechte Sache vertraten, haben gar nicht immer gesiegt; woher sonst, um gleich das Wichtigste zu nennen, das Kreuz? Damit kommen wir gleich auf die noch viele wichtigere Frage, ob er einer Theologie entspricht, die sich an Jesus orientiert. Wir werden sie zu beantworten suchen, indem wir die Konsequenzen aus jenem Wort ziehen und ihnen gegenüberstellen die Konsequenzen aus Jesu Verhalten. Es kann sich dabei aber nur um eine Skizze handeln.

In jenem Erlebnis, das sich kleidet in den Satz: „wir werden siegen; denn unsere Sache ist gerecht" ist enthalten ein starker Wille zum Sieg. Dieser Wille führt aber notwendigerweise zur Selbstverteidigung und darum zur Gewalt. Denn wenn wir siegen wollen, müssen wir stark sein; nur so werden wir unsere gerechte Sache durchsetzen. Wir müssen alle die, die sich uns entgegensetzen, niederringen; wir müssen das tun mit allen Mitteln, die die Gewalt uns in die Hand gibt; nur durch unsern Sieg siegt ja unsere gerechte Sache; diese ist an uns und darum auch an unsern Sieg gebunden. Aus der Gewalt aber folgt Zerstörung, Vernichtung,

Tötung, Blutschuld, alle jene Schrecken und grauenhaften Geschehnisse, die tagtäglich in noch nie gesehenem Maßstabe, in unerhörter Ausdehnung jetzt vorkommen. Der Lauf der Welt ist doch widerspruchsvoll: aus dem Lebenswillen erwächst der Tod.

Die Anwendung der Gewalt bringt nun also entweder wirklich den Sieg; dann war also unsere Sache gerecht; oder wir unterliegen; dann ist's ein Zeichen, daß wir im Unrecht waren. Wir beschäftigen uns aber hier nur mit dem Sieg. Was müssen wir aber aus solchem Sieg schließen in Bezug auf das Wesen der Gerechtigkeit unserer Sache? Zuerst drängt sich uns die Frage auf: ist das eine haltbare Gerechtigkeit? Durch die Gewalt begeht man tausend Ungerechtigkeiten; das läßt sich gar nicht ändern. Jede Gewaltanwendung im Großen bringt das mit sich. Man denke nur an die Not und das Elend so vieler unschuldiger Menschen, die wir ja oft vor Augen gehabt haben im Laufe des vergangenen Kriegsjahres. Da sagt man: Einzelschicksale sprechen nicht mit; es handelt sich um ganze Völker. Das ist ja in gewissem Sinne richtig; wir stehen ja vor geschichtlichen Entscheidungen, vor historischen Notwendigkeiten; was soll da die Gerechtigkeit im Einzelleben? So tut sich vor uns auf die widersprechende Tatsache, daß die Gerechtigkeit unserer Sache bewiesen wird durch tausend kleinere und größere Ungerechtigkeiten. Das macht uns stutzig, und wir fragen nach dem Grund dieser seltsamen Erscheinung; wir finden ihn bei weiterm Nachdenken in der Beschränkung unserer Sache auf uns selbst, d. h. in der Identifizierung derselben mit unserm Leben. Damit ist aber auch ihre relativ (im Blick auf das weltgeschichtliche Geschehen) kurze Haltbarkeit verständlich.

Aus dem Sieg unserer gerechten Sache, d. h. also aus unserem Sieg folgt aber weiter, daß der Sieger nach dem Siege seine Ueberlegenheit aufrecht erhalten muß; er muß so stark sein, daß man ihn fürchtet. Das ist für ihn selbst erstens einmal ein schweres Joch: es absorbiert viel Kräfte. Dann aber muß man sich fragen: ist das eine unbedingt starke Macht, die auf der Furcht, also auf der Schwäche Anderer aufgebaut ist? Die Schwäche der Andern oder ihr Rachetrieb könnte aber auch einmal von einem dritten Unbeteiligten ausgenutzt werden, um mit ihrer Hilfe emporzukommen und den Starken durch noch größere Stärke zu bezwingen; der früher Untergebene wird diese Gelegenheit gerne benützen, um wieder stark zu werden. Dann kommt's wieder zu neuen Konflikten, und aus der Anwendung von Gewalt folgt wieder Gewalt. Mit andern Worten: in dem durch Gewalt erreichten Ziele stecken Keime zu neuer Gewalt. (Man überlege sich hiezu die Tatsache, daß unter andern Ursachen auch wirtschaftliche Ziele diesen Krieg entfachten; wirtschaftliche Güter oder kurz Mammon aber führen immer zu Gewalt oder List, die ja eine Dienerin der Gewalt ist.) Es ist aber auch denkbar, daß Einer einmal so mächtig wird, daß nichts

ihn vernichten kann; oder daß einige Gleichstarke in kluger Einsicht unter der Führung eines überragenden Geistes sich vereinigen zu einer Gesamtmacht, die Alles beherrscht. Dann hat die Gewalt dennoch, allerdings unter einer ganz anderen Form, als sie ursprünglich beabsichtigte, das erreicht, was sie wollte: die Macht. Es wird sie nun von außen nichts zu zertrümmern vermögen; aber sie wird sich selbst vernichten. Denn es liegt im Wesen der durch Gewalt errungenen Macht, daß sie in sich selbst zerfällt. Das Innerliche fehlt ihr, das, was wir Geist nennen, wenn auch ihre Verstandesfähigkeiten sehr groß sind. Wo aber der Geist fehlt, da ist der Zusammenbruch schon zum Voraus bestimmt. Die Macht muß sich selbst lieben, sich selbst darstellen, sich selbst anbeten und dabei alle die verfolgen, die ihr nicht huldigen. Sie hat keinen Zweck außer sich selbst; so stirbt sie an sich selbst. So kann man auch sagen: in den Gedanken schon, die nach dem Ziele strebten, liegen Elemente, die zur eigenen Vernichtung führen. Also bringt Gewalt immer nur zeitliche Siege. Die Geschichte, die große Gestalterin der im Menschen wohnenden Gedanken, zeigt ja das wahrlich deutlich genug. Biblisch ausgedrückt: die Reiche dieser Welt vergehen; oder: wer das Schwert nimmt, wird durch's Schwert umkommen.

Also Vernichtung Anderer und in der Folge auch Selbstvernichtung sind die Konsequenzen aus dem Satz: „wir werden siegen; denn unsere Sache ist gerecht." Die Vermittlung ist die Selbstverteidigung; die Wurzel aber ist der Lebenswille, der also auch identisch ist mit der gerechten Sache. Hier steht wieder die Tatsache vor Augen: der Lebenswille ist ein Diener des Todes.

Wir orientieren unsere Theologie nun also an Jesus und stellen diesen Konsequenzen die gegenüber, die aus seinem Verhalten zu ziehen sind. Man hat zu seiner Zeit auch gemeint, er müsse als ein herrlicher Fürst kommen und alle Feinde seines Volkes besiegen und so dessen Sache als einzig gerechte dartun. Aber wie hat er sich verhalten, er, der von sich behauptete, er sei der Messias? Zwar hat er die Sache, die er verfochten, auch an seine Person gebunden; sagt er ja doch: „ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich." Aber im entscheidenden Augenblick hat er sie losgelöst von sich und hat damit gezeigt, daß es ihm nicht um *sein* Leben und *seinen* Sieg zu tun ist, sondern um den seiner Sache. Da hat auch seine Sache gesiegt. Seine Sache war die Verkündigung des Glaubens an den lebendigen, heiligen Gott, den unbedingten Herrscher und zugleich den gütigen und gnädigen Vater. In seinem Glauben war auch eingeschlossen, daß diejenigen, die sich dem Vater unterordneten, auch zu diesem Gott gehörten, wie ein Kind zu seinem Vater gehört; untereinander aber sind sie Brüder und Schwestern, also Angehörige einer einzigen

Familie. Darauf, daß er diesen Glauben in Worten und Taten, im Leiden und Wirken verkündigte, beruhte seine Existenz. Er tat das mit dem Anspruch unbedingter Gültigkeit; denn Alles, was an ihm war, kam von Gott, also auch seine Erkenntnis und sein Glaube. Nach der Art des Glaubens gehörte dazu aber auch der unbedingte Gehorsam gegen den Gott, von dem ihm alles gegeben war. Sein Tun quoll in solchem Maße aus dem Gehorsam, daß Alles, was er tat, eigentlich von Gott gewirkt war. Darum gehörte zu diesem Tun auch das Leiden. Denn wenn sein Glaubensgehorsam zum Leiden führte, nahm er auch das aus Gottes Hand; Gott ist ja allmächtig und lebendig und unbedingter Herrscher. Darum wußte Jesus auch, daß Alles, was an ihm und durch ihn geschah, unbedingt gut war. Hätte er sich aber gewehrt, wäre ja sein Glaube an der entscheidenden Stelle des besten Inhaltes beraubt worden. So aber sprach er: nicht wie ich will, sondern wie du willst; und von ihm heißt's: er war gehorsam bis zum Tode am Kreuz. Aus diesem Glauben entsprangen auch die Wahrheiten, die er seinen Jüngern als Lebensnormen anbefahl. Diese hat er zuerst innegehalten, weil bei ihm Erkenntnis und Leben eins war, beides aus der Verbindung mit dem Vater heraus. Wie hätte er sich wehren können, wenn er gesagt hatte: ihr sollt euch nicht widersetzen dem Bösen; sondern wenn dich Einer auf die rechte Wange schlägt, biete ihm die andere auch dar? So führten ihn Glaube und Glaubensgehorsam zum Leiden. Dieses war also nicht Schwachheit, sondern auch Wille zum Sieg; aber nicht zu seinem Sieg, sondern zu dem seiner Sache. Es war auch nicht Verzicht auf's Leben, weil er verzweifelte am Erfolg; sondern es war Selbstverleugnung; denn nur so konnte seine Sache siegen. Er war seiner Sache so gewiß, weil sie nicht seine, sondern Gottes Sache war. Seine gerechte Sache war also nicht identisch mit seinem Lebenswillen, vielmehr mit Gottes Willen. Gott aber ist der lebendige heilige Gott und unbedingt Herrscher; darum konnte seine Sache nicht untergehen, sondern mußte siegen. Jesus aber wollte diesem Siege nicht mit seinem Lebenswillen in den Weg treten und nahm das Kreuz auf sich.

Was sind nun die Konsequenzen des Kreuzeswegs? Weil das Kreuz aus dem Glauben stammt, müssen wir die Frage so stellen: was ist die Konsequenz aus diesem Glauben, der zum Kreuz führt? In Bezug auf das Verhältnis zu Gott: ein unbedingtes Vertrauen, eine unerschütterliche Ruhe und Gewißheit und eine herrliche Hoffnung, daß die Gotteskräfte, in jenem vollendeten Glauben tätig, dereinst über die ganze Schöpfung in voller Entfaltung ausgegossen sein werden, mit andern Worten, daß Gott im Sinne jenes Glaubens unbedingter Herrscher sein wird. In Bezug auf das Zusammenleben der Menschen aber folgt aus jenem Glauben: ein starker Wille, der alles, was das Vertrauen, die Einigkeit

und Einheit stört, verbannt; ein Wille, der auch auf's Leben ausgeht, aber nicht auf's eigene, sondern auf das der Andern; der sogar bis zur Selbstaufopferung zum Wohle Anderer vorwärtsschreitet auf der Bahn der Liebe. Also alle die Gesellschaft aufbauenden, eine haltbare Grundlage des Zusammenseins schaffenden Tendenzen ruhen in diesem Glauben. Gott ist ja der Herrscher und gnädige Vater über Alle, die an ihn glauben; wie kann's da anders sein? Also Leben schafft dieser Glaube. Das hat aber natürlich auch für den Einzelnen die wohltätigsten Folgen. Denn wenn jeder also gesinnt ist und in allen seinen privaten, geselligen, geschäftlichen und öffentlichen Verhältnissen diese Gesinnung betätigt, wird ja Keinem Unheil, Haß, Streit, Lüge, Neid und dergleichen das Zusammenleben störende, in letztem Ende unmöglich machende Uebel von Menschen begegnen; auch Rache wird nicht mehr sein: was soll denn gerächt werden? Hier kommt aber auch die Gerechtigkeit im Einzelleben zu ihrem Rechte; in der Tat gibt es keine Gelegenheit mehr zur Ungerechtigkeit, weil eben ein Bestandteil jener Gesinnung Gerechtigkeit ist: die Liebe ist gerecht. Somit gehen die Einzelschicksale nicht unter in den Schicksalen der widereinanderstreitenden Kollektivitäten. Aus all dem geht aber auch hervor die Haltbarkeit; eine Gesellschaft von Menschen, die auf solcher Grundlage aufgebaut ist, kann sich nicht selbst vernichten, vielmehr wird ewiger Friede im besten Sinne des Wortes in ihr herrschen; sie wird die Lebensmöglichkeiten Aller und der Einzelnen möglichst fördern, zugleich den lebendigen Gott unbedingt walten lassend und sich ihm jederzeit unterordnend. Gerade aber diese Bereitschaft zur Unterordnung ist das Zeichen, der Beweis des echten Glaubens; das völlige Losgelöstsein vom eigenen Leben, die unbedingte Hingabe an Gott ist das Fundament des festen Baues. Das Sichtbare an ihm ruht auf der unsichtbaren Ewigkeit. Darum strahlt auch das Sichtbare Ewigkeitskräfte aus. Also nicht Tod und Vernichtung, nicht Zerstörung und Vergänglichkeit ist das Endziel der Selbstverleugnung, sondern Leben und Ewigkeit. (Ein geschichtlicher Hinweis auf einen haltbaren Frieden, der aus dem unbedingetn Glauben bis zum Willen, sich gegen übermächtige Feinde nicht zu wehren, stammt, und auf den dauernden Bestand der ganzen Kollektivität, die solchen Glauben annimmt, ist die Geschichte des Volkes, dem später Jesus entstammte und dessen Glauben er verkündete in Wort und Tat bis zu seinen letzten Konsequenzen; Jesus, der dann auch ein neues Volk sammelte, das seine Lebensgedanken durchführen sollte als Volk, wie er es tat als Einzelner. Zur Zeit, als seine Gotteserkenntnis in den führenden Geistern am höchsten stand, wurde ihm sein ewiges Bestehen verheißen unter der Voraussetzung unbedingten Friedens; es fing auch erst dann an, seine Selbständigkeit zu verlieren, als es sich in weltliche Händel einließ, sich also mit der Gewalt vermischte; doch merkwürdig: seine Glieder kennt man

heute noch immer als solche: die Juden. Ob das ein Zeichen für die Zukunft ist? Vielleicht aber doch eine geschichtliche Andeutung für die Wahrheit, daß Gewalt Zeitliches schafft und die Gestaltung des Ewigen in der Zeit zurückdrängt und hinausschiebt.) Wir machen uns im gewöhnlichen Leben gar keine Vorstellung davon, was werden könnte, wenn solcher Glaube wirklich vorhanden wäre; was für ungeahnte Ereignisse eintreten würden, durch unseres Glaubens Kraft. Wir sind gewohnt, das, was nach Jesu Tod geschah, geschichtlich zu betrachten, ohne uns klar zu machen, daß ja diese Erlebnisse der Jünger an Ostern und Pfingsten und die Ereignisse der folgenden Jahrzehnte und Jahrhunderte einzig und allein jenem Glauben entstammten, jenem Glauben, der zum Kreuz führte und der in Andern ähnlichen Glauben erweckte. Ja: Wunderbarerweise wurde gerade Jesus selber, der gehorsam war bis zum Tode am Kreuz, und zwar eben durch seine Selbstverleugnung der Mittelpunkt oder besser gesagt, wenn der Ausdruck für eine so heilige Sache erlaubt ist, der Durchgangspunkt jenes durch ihn neuerweckten Glaubens an den Vater, sodaß an ihm zuerst sich offenbarte die Wahrheit, daß sein Leben gewinnt, wer es verliert. So zeigt sich an ihm in doppelter Weise die Erkenntnis, daß das Leben vom Kreuz kommt und nicht von der Selbstverteidigung: Er selbst bleibt lebendig und hat den vollen Sieg; und die Gesellschaft, die auf ihn sich stützt, hat in sich selbst die Macht des Todes überwunden.

Es sind zwei entgegengesetzte Wege, der Weg der Selbstverteidigung und der Weg des Kreuzes. Sie führen beide an ganz entgegengesetzte Ziele. In Gedanken lassen sie sich auseinanderhalten. In Wirklichkeit haben sie viel Aehnlichkeit. Das ist das Gefährliche daran. Gewiß stehen auch am Wege der Selbstverteidigung viele Kreuze. Wer litte denn nicht mit all den Opfern des Krieges, und wen ergriffe nicht all die Trauer und das Leid, das über zahllose Menschen kommt?! Aber das sind ja in Wirklichkeit keine Kreuze; all die Leiden sind ja untergeordnet dem großen Ziel der Selbstverteidigung der Völker, und die Einzelnen sind Glieder dieser Völker; es handelt sich im Krieg ja um Kollektivitäten. Auf dem Wege der Selbstverteidigung sind auch zu finden herrliche Güter: Freiheit und andere; denn wenn ein Volk kämpft, ist dabei immer auch ein Kampf um aus ihrer Seele herausgeborene Kräfte, die zu erstrebenswerten Gütern werden; aber gerade um dieser ihrer Herkunft willen ist der Kampf um sie im Grunde auch Selbstverteidigung, und die gerechte Sache, die ja gerade oft ihnen gleichgesetzt wird, ist in Wirklichkeit der eigene Lebenswille. Demgegenüber steht das Kreuz, an dem Jesus hing. Seine Sache war, daß er allgemeine Menschheitsgüter verfochten hat; darum war seine Existenz gar nicht mehr nötig; seine Sache siegte ohne ihn, siegte gerade dadurch, daß er mit starkem Geist auf seinen Sieg ver-

zichtete. Das zu verstehen und sich klar zu machen, ist uns nötig; nur dann sind wir fähig, die ganze furchtbare Tragik dieses Krieges zu erfassen und zu erleben, die Tragik, die darin besteht, daß jedes Volk oder jede Völkergruppe die Menschheitssache zu verfechten glaubt, dabei aber doch nicht über sich selbst und seine Existenz hinauskommt und darum die Menschheitssache gewaltsam zerstört und Tod ausstreut. Das Tragische dabei ist aber auch das, daß so viele gute Christen diesem Irrweg verfallen. Darin liegt etwas Grauenvolles; etwas, das uns erbeben macht. Dieser Weg ist nicht nur ein Irrweg; es ist da eine unheimliche Macht tätig, die Macht des Bösen, die antichristliche Macht, die sich Wege bahnt zur vollen Auswirkung. Doch wir schöpfen unsere Hoffnung aus dem Glauben, daß Gott unbedingter Herrscher und darum auch Sieger ist. Vielleicht muß die Welt darum so bluten und weiterhin alle Konsequenzen der Gewalt durchkosten, damit der Tag anbreche, da ihren Siegeslauf hält die Erkenntnis, daß die Menschheitssache nicht durch Selbstverteidigung, sondern durch Selbstverleugnung siegt.

Zu den beschriebenen Konsequenzen zwingt uns jenes so stolze Wort, das wir an den Anfang gestellt haben. Die Frage, ob es, am Willen Jesu gemessen, richtig ist, braucht wohl keine Antwort mehr.

Rud. Reich.

Tolstoj und der Krieg.[1]

I.

Um Ihnen eine deutlichere Vorstellung von den Ansichten Tolstojs über den Krieg zu geben, muß ich Ihnen die Entwicklung schildern, welche diese Ansichten durchgemacht haben. Eine Ansicht, die sich im Zusammenhang mit der geistigen Entwicklung und der Erfahrung eines ganzen Lebens ausgebildet hat, muß, glaube ich, reicher, tiefer, fester sein. Tolstoj hat eine geistige Krisis durchgemacht, die ihn von vielen Vorurteilen, vielem Aberglauben befreite und sein inneres Leben erleuchtete. Die Ansichten, welche in der zweiten Hälfte seines Lebens maßgebend für ihn waren, und die er in seinen letzten Werken dar-

[1]) Der Verfasser dieses Aufsatzes, Paul Birjukow, ist einer der intimsten Freunde Tolstojs gewesen. Er hat lange mit ihm gelebt, mit ihm Leiden und Kämpfe geteilt. Er wird oft in den Tagebüchern genannt. Die Vertretung und Verbreitung der Gedanken des Freundes sind ihm zum Lebenswerk, zu einem Apostolat geworden. Er verfaßt nun die Tolstojbiographie, die auf der genauesten Kenntnis und dem gründlichsten Material beruht. Wenige sind, wie er, berufen, sich über Tolstoj zu äußern.

gelegt hat, sind somit in Folge einer lebendigen Entwicklung bewußter und tiefer geworden.

Tolstoj besitzt drei Eigenschaften: Er ist ein großer Mensch, ein großer Künstler und ein großer Denker. Sein weites Menschheitsgefühl, sein künstlerisches Talent und seine geistige Kraft haben die Entwicklung seiner Ueberzeugung bestimmt.

Ich muß Ihnen zunächst einige biographische Tatsachen mitteilen, um Ihnen die Entwicklung Tolstojs zu veranschaulichen. Ich unterstreiche das, was für die verschiedenen Entwicklungsstufen seines Denkens von maßgebender Bedeutung ist.

Tolstoj verbrachte seine Kindheit in einer aristokratischen russischen Familie. Sein Vater hatte an den Napoleonischen Kriegen teilgenommen. Seine Mutter war die einzige Tochter des Fürsten Volkonsky, der unter Katharina II. als kommandierender General gedient hatte. Er befand sich also in einem durchaus nationalistischen Milieu. Der russische Adel jener Zeit betrachtete es als eine Ehre, in der Armee zu dienen.

Nach einer Studienzeit an der Universität von Kasan ging Tolstoj auf den Vorschlag seines ältesten Bruders ein, ihn auf seiner dienstlichen Mission nach dem Kaukasus zu begleiten. Diese Reise nach dem Kaukasus war ihm sehr heilsam.

In seinen Erzählungen vom Kaukasus nehmen wir noch keinen Antimilitarismus wahr. Er bewundert beschaulich das wundersame Leben der Bewohner des Kaukasus. Doch beginnt sich die Anlage zur Analyse schon bemerkbar zu machen. Er beschreibt den Tod eines jungen Offiziers, der sich in tollkühnem Wagemut auf die Tscherkessen gestürzt hat und einige Stunden nach dem Kampfe mit einem traurigen, fast kindlichen Lächeln sein Leben aushaucht. Und auf den Gesichtern der Kameraden, Krankenpfleger und Soldaten liest man die bange Frage: warum? Warum dieser unnütze, frühzeitige Tod? Warum hat das fröhliche, tätige Leben aufgehört? Warum ist das freundliche Licht, das alles um sich erleuchtete, erloschen?

Schon hier finden sich die ersten Keime seiner späteren Ansichten über den Krieg. Diese Keime entwickelten sich bald weiter.

Nach dreijähriger Dienstzeit im Kaukasus wurde Tolstoj nach Sebastopol versetzt. Rußland wurde damals von drei Nationen angegriffen, der Türkei, Frankreich und England. Es verteidigte sich tapfer und ehrenhaft im ungleichen Kampf. Tolstoj hat sich dem Patriotismus, der in den Festungen und Schützengräben von Sebastopol die Russen begeisterte, nicht verschließen können. Die damaligen Briefe an seine Familie sind voll Bewunderung für die tapferen Verteidiger der Stadt. Aber dieses Gefühl war nicht der Ausdruck seines eigensten Wesens. Er atmete die patriotische Luft ein, die ihn umgab. Zu gleicher Zeit aber besaß er eine mächtige Waffe, mittelst welcher er die Wahrheit endeckte. Es war das ästhetische Gefühl, das er besser als Säbel und Kanonen zu brauchen verstand. Es zeigte ihm die Wirklichkeit in einem ganz andern Lichte. Hier ist

eine Seite aus seinen Erzählungen von Sebastopol besonders bemerkenswert. Tolstoj beschreibt einen eintägigen Waffenstillstand.

„Am Morgen des Waffenstillstandes. Hunderte von blutbefleckten Leichen, welche noch vor zwei Stunden voller Hoffnung, voll großer und kleiner Wünsche waren, lagen mit starren Gliedern in dem blühenden, taubedeckten Tal, welches die Festung von den Schützengräben trennte, und auf dem Boden der Totenkapelle von Sebastopol. Hunderte von Männern krochen herum, Schmähungen und Gebete auf den trockenen Lippen. Die einen mitten unter den Leichen des blühenden Tals, die andern auf den Tragbahren, auf den Feldbetten und auf dem blutbefleckten Boden des Lazaretts. Aber wie an den vorhergehenden Tagen flammte die Morgenröte hinter dem Berg auf. Die Sterne verblichen, der weiße Nebel, welcher vom wogenden, düsteren Meere herüber kam, zerteilte sich; die roten, länglichen Wolken teilten sich am klaren, azurblauen Horizont, und, der ganzen Welt Freude, Glück und Liebe verheißend, stieg, wie sonst, das Gestirn des Tages mächtig und schön empor.

Und nun der Abend. Ja, die weißen Fahnen wehen über den Schützengräben und auf der Festung. Das blühende Tal ist mit Leichen bedeckt. Die Sonne geht im blauen Meere unter, goldene Strahlen glängen im bewegten Meer. Ein Gedränge von vielen Tausenden. Sie betrachten, sie sprechen, sie lächeln. Diese Menschen sind Christen, die alle das gleiche große Gesetz der Liebe und des Opfers umfaßt. Aber bei der Betrachtung dessen, was sie getan haben, fallen sie nicht auf die Kniee; sie sind nicht von Reue erfüllt vor Dem, der, als er ihnen das Leben gab, in ihre Seelen die Furcht vor dem Tod und die Liebe zum Guten und Schönen gelegt hat. Sie umarmen sich nicht wie Brüder mit Tränen der Freude und des Glücks. Die weißen Fahnen sind wieder weg; schon wieder sausen die Waffen des Todes und des Leidens. Wieder fließt unschuldiges Blut; wieder hört man stöhnen und fluchen."

Nicht wahr, diese Seiten könnten in einer Beschreibung des gegenwärtigen Weltkrieges stehen?

II.

Die sechziger Jahre waren verhältnismäßig ruhig für Rußland. Es war die Zeit der großen inneren Umwälzungen. Im Jahre 1863 wurde in Polen eine Revolution grausam unterdrückt; aber in den Werken Tolstojs findet sich nicht die geringste Aufzeichnung darüber. Er war damals durch sein großes Werk „Krieg und Frieden" in Anspruch genommen. Die Napoleonischen Kriege, vor allem der russische Krieg, werden vom Autor als Katastrophen betrachtet. Es ist wie eine große Völkerwanderung von Westen nach Osten und dann wie ein Zurückrollen der Woge von Osten nach Westen. Die Verantwortlichkeit der Menschen und hauptsächlich der Anführer bedeutet nichts. Es ist eine wellenähnliche Hin- und Herbewegung der Menschen und

der Natur. Mit großem Realismus sind alle Schlachten gezeichnet. Tolstoj sagt zwar, er habe dieses Kolorit dem Stendhal'schen Roman „Rot und Schwarz" entnommen. Aber wir wissen, daß er viel eigenes hinzugefügt hat. Und diese realistischen Erzählungen aus dem Leben der Soldaten und Anführer, aus den Schlachten und der Geschichte der bedeutenden Staaten können uns über den Antimilitarismus des Autors nicht mehr im Zweifel lassen. Einer der sympathischsten Helden des Romans, der Fürst Volkonsky, der am Anfang des Krieges voller Enthusiasmus war, steht bei Austerlitz an der Spitze eines Regiments. Dort wird er verwundet; er kehrt aber zur Armee zurück. Am Vorabend der Schlacht bei Borodino drückt er sich folgendermaßen über den Krieg aus: „Was ist der Krieg? Was braucht es zu einem kriegerischen Erfolg? Der Krieg ist das Morden; seine Werkzeuge sind Spionage und Verrat. Die Vernichtung der Bewohner, Plünderung und Diebstahl ernähren die Armeen. Betrug und Lüge nennt man Kriegslist. Die Grundlage der militärischen Ordnung heißt Disziplin. Aber Disziplin heißt Verlust der Freiheit, Müßiggang, Unwissenheit, Grausamkeit, Ausschweifung, Völlerei. Trotzdem betrachtet man sie als etwas Höheres, und wird sie von jedermann geachtet. Alle Kaiser, ausgenommen der Kaiser von China, tragen Uniformen, und dem, der die meisten Menschen umgebracht hat, werden die größten Ehrenbezeugungen erwiesen. Wie man es morgen tun wird, bringt man sich gegenseitig um. Man tötet und verwundet Zehntausende, und nachher feiert man Dankgottesdienste, weil man viele Menschen getötet hat. Wie kann Gott dem zusehen!"

Wir sehen, daß sich Tolstoj sogar bei der Beschreibung des großen nationalen Krieges dem Verdammungsurteil über die Kunst zu morden, sehr genähert hatte. Aber er ging noch weiter.

Das Jahr 1870 fand ihn in pädagogische Werke vertieft. Wir haben nichts über seine Stellungnahme zum deutsch-französischen Konflikt vernommen. Ich habe sagen hören, seine Sympathieen seien auf Seiten Frankreichs gewesen, und er sei seines Sieges fast sicher gewesen.

Doch nun kommt der russisch-türkische Krieg von 1877. Dieser Krieg fällt mit dem Anfang der innern Krise Tolstojs zusammen. Die panslavischen Ideen, welche zu jener Zeit die russische Gesellschaft bewegten, haben bei Tolstoj eine ganz scharfe Kritik hervorgerufen. Dies führte den vollständigen Bruch mit der nationalistischen Zeitschrift „Rußky Wjestnik", in der er gewöhnlich seine großen Werke veröffentlichte, herbei.

Die Krise, welche Tolstoj zu dieser Zeit durchmachte, brachte ihn zu einer religiösen Weltauffassung, die „christlich" von ihm genannt wird, weil er viele Leitgedanken aus den Evangelien schöpfte. Doch steht sie in keinerlei Beziehung zu den Kirchen, weder zu den evangelischen noch zu den katholischen oder griechischen.

Die Leitgedanken seiner neuen Anschauung sind: „Die Verbrüderung der Menschen ohne Unterschied der Nationalität, die Liebe

gegen jedermann, und der Widerstand gegen das Böse durch das Gute."

Man kann sagen, dieses letzte Prinzip sei ein ganz charakteristischer Tolstoj'scher Grundsatz. Es wurde sehr rasch zu einem andern Prinzip umgeformt, zu dem „Nichtwiderstehen dem Bösen", das absolut keinen Sinn hat, weil der, welcher dem Bösen nicht widersteht, es fördert. Man vergißt immer, daß Tolstoj niemals die negative Form „widersteht nicht dem Bösen" anwandte, ohne „durch das Böse" beizufügen, was ja soviel bedeutet als „widerstehet dem Bösen aus all Euren Kräften, indem ihr das Gute dem Bösen gegenüber stellt." Alle Arten von Gewalttat und Zwang vertragen sich mit diesen Leitgedanken nicht, und Tolstoj begnügt sich nicht damit, alle private Anwendung von Gewalt zwischen den Menschen zu verdammen; er verurteilt auch jeglichen Zwang, welchen der Staat anwendet, um seine Einrichtungen zu schützen. Er verdammt die Gesetze, die Gerichtshöfe, die Steuern, die Heere und den Krieg; er ging noch weiter und wurde Anarchist. Tolstoj lehnte diese Benennung nicht ab, verlangte aber, daß sie gründlicher erklärt werde; denn sein Anarchismus ist ohne Zweifel sehr weit vom militanten Anarchismus seiner politischen Zeitgenossen entfernt. Die Verneinung des Eigentumsrechtes und des Staates entspringt bei Tolstoj aus der Erkenntnis, daß es im Menschen innere Gesetze gibt, die höher sind als alle, welche ihm von den Menschen vorgeschrieben werden können. Diese Gesetze des menschlichen Gewissens verbinden sich alle zum Gesetz der Liebe und der Selbstverleugnung den andern gegenüber. Diese Gedanken wurden von Tolstoj in seinen großen Werken „Meine Religion", „Was sollen wir also tun?" und „Das Heil ist in euch" dargelegt. Die Veröffentlichung dieser Werke in den verschiedenen europäischen Milieus erwarb ihm die Sympathie gleichgesinnter Kreise: der Quäker in England und Amerika, der Nazarener in Oesterreich, Ungarn und Serbien, der Mährischen Brüder, der Duchoborzen in Rußland und anderer mehr. Tolstoj freute sich zu wissen, daß er nicht allein stand, und daß die gleichen Gedanken auf der ganzen Welt vertreten wurden.

III.

So kamen die Neunziger Jahre mit ihren großen politischen Umwälzungen. Im Jahre 1894 wurde das russisch-französische Bündnis geschlossen, dieses Bündnis, das furchtbare Folgen mit sich bringen mußte. Tolstoj zweifelte nicht daran, daß alle Reden über den Frieden, die an den politischen Banketten von Petersburg, Paris, Toulon und Kronstadt gehalten wurden, im Grund den Kriegsruf gegen Deutschland enthielten. Er drückte seine Ansichten hierüber in seiner Abhandlung „Christentum und Patriotismus" aus. Wir entnehmen eine prophetische Seite daraus.

Tolstoj redet von den möglichen Folgen der Allianz und sagt: „Man wird die Glocken läuten; Männer mit langen Haaren werden

goldbestickte Säcke anziehen und für dieses Morden beten. Dann wird die alte, längst bekannte Geschichte wieder anfangen. Unter dem Deckmantel des Patriotismus werden überspannte Menschen in den Zeitungen Haß und Mordlust schüren. Fabrikbesitzer, Händler, Lieferanten von Kriegsbedarfsartikeln werden sich rühren; sie hoffen ja auf doppelten Gewinn. Die militärischen Vorgesetzten werden recht tätig werden. Sie bekommen ja doppeltes Gehalt und doppelte Ration, und sie hoffen ja, als Belohnung für die begangenen Mordtaten allerlei Spielsachen zu kriegen: Bänder, Kreuze, Tressen, Sterne. Müßige Herren und Damen werden sich rühren und sich beim roten Kreuz einschreiben lassen. Sie werden sich darauf vorbereiten, den Menschen, die ihre Brüder und Männer verwundet haben, die Wunden zu verbinden. Und diese Menschen glauben, ein christliches Werk zu vollbringen."

„Aus ihrer friedlichen Arbeit herausgerissen, ihren Frauen, Müttern und Kindern entrissen, ziehen hunderttausende von einfachen, guten Menschen, mit Mordwerkzeugen bewaffnet, dahin. Wie Schafherden werden sie geführt. Mit Gesang, Ausschweifung und Alkohol suchen sie ihre Verzweiflung zu ersticken. Sie werden gehen; sie werden frieren, sie werden hungern. Die Krankheit wird sie niederwerfen und töten. Die Ueberlebenden werden endlich an einem Orte ankommen, wo man sie zu Tausenden töten wird, und wo auch sie zu Tausenden töten werden — Menschen, die sie nie gesehen haben, und die ihnen nichts zu leide getan haben. Endlich wenn es so viele Kranke, Verwundete und Tote gibt, daß man sie nicht mehr zusammenlesen kann, wenn die Luft durch die Zersetzung des Kanonenfutters so verpestet ist, daß selbst die Anführer dadurch belästigt werden, dann wird man eine Zeitlang aufhören und, so gut es geht, die Verwundeten bergen. Man wird die Leichen in Gruben übereinanderhäufen und sie mit Kalk bedecken. Dann wird man die Ueberlebenden immer weiter und weiter führen, bis die Anstifter müde werden, oder die, die dabei einen Zweck verfolgen, Genugtuung erhalten haben."

Als Tolstoj später in einem Brief an einen Freund seine Ansicht über den Transvaalkrieg entwickelte, bemerkte er über die allgemeinen Kriegsursachen: „Die Ursachen der gegenwärtigen wie der früheren Kriege sind jedem Menschen, der seine Augen der Wahrheit nicht verschließt, durchaus offenbar. Es gibt deren drei: 1. Die Ungleichheit in der Verteilung der Güter und die Vergeudung dieser Güter durch einzelne, 2. das Vorhandensein einer militärischen Klasse, d. h. von Menschen, die nur zum Zweck des Mordens erzogen werden, und 3. eine wesentlich falsche, verlogene religiöse Lehre, die den jungen Leuten aufgezwungen wird.

Solange es Menschen gibt, die über ein ungeheures Vermögen verfügen, während die Masse des Volks durch übermäßige Arbeit aufgerieben wird, wird es immer Kriege geben; denn man braucht

die Märkte und Goldminen, für die man sie führt, um den außergewöhnlichen Reichtum zu erhalten. Es wird Kriege geben, solange wir die Existenz der militärischen Klasse anerkennen und nicht mit allen Kräften dagegen kämpfen.

Vor allem wird der Krieg so lange dauern, als wir uns nicht gegen die Entstellung des Christentums, die man das kirchlich-dogmatische, offizielle Christentum nennt, empören — des Christentums, das eine christliche Armee duldet, die Kanonen segnet und den Krieg für eine gerechte und christliche Sache hält. Wir bringen diese Religion unsern Kindern bei; wir üben sie selber aus, und dann beschuldigen wir bald einen Chamberlain, bald einen Krüger, die Urheber dieses Mordens zu sein."

Gegen dieses offizielle Christentum, dessen Bankerott sich beim Beginn des Weltkrieges so deutlich offenbarte, hat Tolstoj vor allem folgendes einzuwenden: Es verdrängte den wahren Sinn der Lehre Christi durch eine Menge von mehr oder weniger komplizierten Zeremonien; es erfüllt den Geist des Menschen mit einer Menge von Dogmen und abergläubischen Vorstellungen; es bildet einen bestimmten Priesterstand, den Klerus, heran, dessen bloßes Dasein im Widerspruch zur Lehre Christi steht. Es billigt und segnet alle Verbrechen, die von den bestehenden Gewalten im Namen der öffentlichen Wohlfahrt befohlen werden. Es billigt den Krieg, d. h. den Massenmord, die Todesstrafe, die Gefängnisstrafe, die ungerechte Verteilung der Güter, den Haß gegen die Fremden und den Egoismus. Eine solche Religion kann den Menschen nicht mehr leiten. Der Mensch sucht sich dieser Lügen zu entledigen; aber ohne Führer, auf Irrwegen, geht die Menschheit dem Abgrunde zu.

Und was für eine neue Lebensauffassung kann nun die Menschheit regenerieren? Als das Grundwesen dieser Auffassung bezeichnet Tolstoj das Einpflanzen des Altruismus in unser natürliches Menschentum. Je mehr wir unsere Lebensinteressen auf andere übertragen, und je mehr uns am Wohle der andern gelegen ist, desto vollkommener erreichen wir unsern eigenen höchsten Zweck. Die größten Hindernisse aber, die dem Wohl der andern im Wege stehen, sind Gewalt, Unterdrückung und Mord. Sogar die sehr lückenhafte menschliche Gesetzgebung verurteilt diese Verbrechen. Wie kommt es aber, daß diese Verbrechen, wenn sie, wie es zu Kriegszeiten der Fall ist, an der Masse verübt werden, als glorreiche und belohnenswerte, ja, als heldenhafte Taten betrachtet werden. Aber was machen? Die Antwort ist einfach. Sich weigern, an dem Verbrechen teilzunehmen. Wo ein Mensch beweisen will, daß er wirklich frei ist, soll er nach seinem Gewissen handeln. Hier ist kein Zweifel möglich. Das ist das wahre Gut der Freiheit, einer Freiheit, die im Willen des Menschen liegt. Jeder, der in den Krieg geht, tut es freiwillig; man kann ihn nicht an einem Seile hinführen, als ob er ein Tier wäre.

Aber was würde entstehen, wenn alle Menschen sich weigerten, Militärdienst zu tun? Es wäre nichts mehr da, um den Schlechten Furcht einzujagen. Sie würden triumphieren. Man könnte sich nicht mehr gegen die Eroberungszüge der Barbaren verteidigen.

Diese Frage klingt im Munde von Menschen, die nicht viel nachgedacht haben, ganz natürlich. Tolstoj antwortete folgendermaßen darauf:

„Es ist vielleicht überflüssig zu wiederholen, daß bei den gegenwärtigen Lebensbedingungen die Schlechten schon längst triumphiert haben, und daß sie immer triumphieren werden. In dieser Hinsicht ist also nichts mehr zu fürchten. Ich mache darauf aufmerksam, daß die Furcht vor feindlichen Ueberfällen nur ein Vorwand ist, sich zu verteidigen." Die moralische Verpflichtung, unserem Gewissen zu folgen, darf nicht von praktischen Erwägungen abhängig sein. Das Ideal ist unerreichbar; aber das Prinzip duldet keine Kompromisse.

Das war die Haltung Tolstojs während des russisch-japanischen Kriegs. Die Ueberzeugung, die er sich durch seine neue Lebensanschauung erworben hat, und die er bis zu seinem Tod aufrecht erhielt, hat er uns als Erbe hinterlassen. Die Saat hat gekeimt. Die Weigerungen, Militärdienst zu leisten, werden immer häufiger. Die Idee einer allgemeinen internationalen Abschaffung des Militarismus verbreitet sich immer mehr. Die Entwicklung dieses Prinzips geschieht ohne Lärm. Aber sie macht Fortschritte und wird sich sicher einmal offenbaren. Der Tag wird kommen, da die Anhänger dieser Idee laut ausrufen werden: Fort mit den Waffen; fort mit den Grenzen; wir sind alle Brüder und wollen uns nicht gegenseitig morden.

Dieser Tag wird für die Menschheit der Tag des Heils sein.

Paul Birjukow.

Umlernen?

Ein Beitrag zur Aussprache über die Krise innerhalb der Sozialdemokratie.

Ich gehöre nicht zu denen, die schon vor dem August 1914 gewußt haben, daß die sozialistische Internationale nicht die weltüberwindende Macht, sondern ein Schemen war, das im entscheidenden Augenblick zerstob, hier in den Schatten eines unwürdigen Burgfriedens oder gar an die Seite eines räuberischen Imperialismus, dort in die Ministerien der nationalen Verteidigung.

Ich habe die Demonstration von Basel im Dezember 1912 miterlebt, hielt den Mord von Volk zu Volk nicht mehr für möglich und glaubte, daß die internationale Sozialdemokratie im entscheidenden Augenblicke ihre Friedensmission ausüben werde. Ich habe viel darüber nachgedacht, warum das unerwartetste Gegenteil eingetreten ist und darüber viel, auch sich Widersprechendes, gelesen. Ich glaube, behaupten zu dürfen, daß ich ehrlich mit dem Problem gerungen habe, d. h. nicht meine Wünsche, sondern das Tatsachenmaterial, so wie es sich meinem Auge zeigt, zum Ausgangspunkt dessen gemacht, was ich als Forderungen für die künftige Sozialdemokratie bezeichnen möchte.

Als Sozialdemokratin, als mehrjährige Leserin und Freundin der Neuen Wege mache ich von der im Maiheft 1915 ergangenen Einladung Gebrauch, sich zur Krise innerhalb der Sozialdemokratie zu äußern. Meine Auffassung über das Wesen der letztern macht es notwendig, daß ich mich in meinen Ausführungen immer wieder mit dem Marxismus beschäftige, freilich in anderer Weise, als es in Köttings Artikel „Vergangenheit und Zukunft" (Neue Wege, Juliheft 1915) der Fall ist.

* * *

Ganz gewiß, es gibt einen Marxismus, der eigentlich die Sittlichkeit, die opferbereite Hingabe an überpersönliche Interessen ist, als Inkonsequenz ausschließt. Wir können ihn Marxismus im Hohlspiegel nennen. In diesem Zerrbild wird dem Unpersönlichen, dem Stofflichen eine Allmachtsrolle zugewiesen. Der Mensch wird nicht selbst mit der Kurbel in der Hand an das Rad der Entwicklung gestellt, sondern es läßt ihn vom Rade erfassen und weiter schleudern. Wir treffen diese Auffassung der marxischen Gedankenwelt häufig bei den nicht gründlich durchgebildeten Mittelspersonen zwischen Proletariat und „proletarischer Wissenschaft". Die Geistesgeschichte aber hat den Materialismus als Erklärung für Sein und Dasein bereits überwunden. Es handelt sich um Sein und Nichtsein des Marxismus als lebenskräftige Weltanschauung, daß auch er sich von ihm mehr und mehr befreite. Max Adler gebührt das nicht hoch genug zu bewertende Verdienst, nach dieser Richtung etwas Grundlegendes geschaffen zu haben. In seinen Schriften, besonders in „Marxistische Probleme" stellt er den Marxismus nämlich auf eine idealistische Grundlage. Wer den Marxismus nicht nach Schlagwörtern, sondern seinem wahren Gehalte nach kennen lernen will, greife zu den Marxbüchern Adlers, dem schon Genannten reihen sich an: „Kant zum Gedächtnis", „Wegweiser" (Untertitel: „Studien zur Geistesgeschichte des Sozialismus"). Mit dieser Feststellung ist für den Marxismus sehr viel gewonnen, falls er der sozialdemokratischen Bewegung auch künftig die geistigen Bausteine liefern soll.

Im Artikel J. Köttings: „Vergangenheit und Zukunft" (Neue Wege, Juliheft 1915, wird der Marxismus zwar nicht als wissenschaftliche Methode zur Untersuchung der gesellschaftlichen Zusammenhänge wohl aber als die für die Verwirklichung des Sozialismus an schöpferischen Kräften unfruchtbare Weltanschauung abgelehnt. Dies hauptsächlich deshalb, weil Kötting nur von der einen Interpretation Marx ausgeht, die als materialistisch-fatalistischer Marxismus zu bezeichnen ist. Max Adler, der jedenfalls weder als Marxkenner noch als gewissenhafter Wissenschaftler zurück zu weisen ist, bringt den Sinn des Marxismus auf folgenden Ausdruck: „Das Ideelle ohne das Materielle ist wirkungslos, das Materielle ohne das Ideelle ist richtungslos." („Marxistische Probleme", S. 17.) Ueber die Interpretation Marx sagt Adler auch folgendes bezeichnende Wort: „Der Sinn unserer ständigen Berufung auf Marx und Engels ist: zu sehen, nicht zwar, wie immer das Wort bei Marx recht gehabt hat, wie aber doch der Geist, aus dem es hervorgegangen, recht behält und behalten kann" (bei Adler gesperrt: „Marxistische Probleme", Vorwort S. VIII).

Wenn Kötting des fernern Bernstein als „Marxtöter" anführt, so ist ihm nicht gegenwärtig, welche Stellung der Vorkämpfer des Revisionismus heute zum Marxismus einnimmt. Darüber gibt seine Rede in Budapest vom 15. März 1914 über „das Bleibende des Marxismus" Aufschluß. Sein Standpunkt dem Marxismus gegenüber gipfelt demnach in dem Satze: „Daß der Marxismus heute in einigen seiner Teile einer Modifikation bedarf, daß aber gerade seinen tiefsten Inhalt und seine größten Gedanken die Entwicklung vollkommen bestätigt hat." Näheres über den Vortrag ist im „Kampf", Heft 7, Jahrgang 7, nachzulesen.

Der Artikel Köttings fordert zufolge seiner Einseitigkeit zum Widerspruch heraus, bietet aber auch viel Wahres und Anregendes Leider aber scheint er nur den Marx im Hohlspiegel zu kennen, der freilich in nicht wenigen Köpfen der sogenannten aufgeklärten Proletarier existiert und nicht Marx, der Erwecker, Marx, der Moses des Proletariates auch heute, 30 Jahre nach seinem Tode.

* * *

Wohl die großartigste Bestätigung des ersten Teiles obigen Satzes der marxistischen Auffassung über das Verhältnis vom Ideellen zum Materiellen bildet die Geschichte des Christentums. Das Ideelle, bestehend in der Forderung, die menschliche Solidarität zu verwirklichen, blieb so gut wie wirkungslos, nicht bei Einzelnen aber im ganzen, heute nach 1900 Jahren christlicher Vergangenheit können wir einfach zu keinem andern Schlusse kommen, weil das Christentum von der Zeit an, da es seine Weltherrschaft antrat, die Regelung der materiellen Verhältnisse

im evangelisch-urchristlichen, d. h. im kommunistischen Sinne aufgab. Das Ergebnis: die Christen in ihrer übergroßen Mehrheit sammelten Schätze, wucherten, vergewaltigten, in der christlichen Gesellschaft bestehen so gut Klassengegensätze, Standesvorrechte wie zur Zeit des römischen Imperiums. Und trotz alledem hat es keine Zeit gegeben, da das Evangelium der Brüderlichkeit nicht verkündet worden wäre. Nochmals: die Geschichte des Christentums ist von unumstößlicher Beweiskraft, daß „das Ideelle ohne das Materielle wirkungslos ist", mit anderen Worten, daß zwischen Mensch und den ihn umgebenden ökonomischen Verhältnissen ein unmittelbarer und bestimmender Zusammenhang besteht. „Ueber andere Menschen zu andern Verhältnissen" (s. obgenannten Artikel J. Köttings) heißt also nichts anderes, als sich gleich dem Christentum durch den Volldampf hochziehender Imperative für Persönlichkeitskultur, um ein seit Kurzem oft gehörtes Schlagwort zu gebrauchen, auf ein totes Geleise fahren zu lassen. —

„Das Ideelle ohne das Materielle ist wirkungslos." Durch andere Verhältnisse zu andern Menschen! Auf Grund sozialistischer Verhältnisse zu sozialistischen Menschen heißt nach meinem Dafürhalten mit vollstem Rechte die sozialistische Losung. Doch darin ist zugleich die Frage enthalten: wer schafft denn die sozialistischen Verhältnisse? Hier setzt der Marxismus mit der Antwort ein: der Klassenkampf der Unterdrückten, zustande gekommen durch die in ihrer Interessengemeinschaft begründeten Solidarität. Und doch, wenn irgendwo nach meinem Erachten die Rechnung unseres Vorkämpfers Marx mit unwirklichen Größen operierte, so da, wo er die proletarische Solidarität als ein Bestehendes voraussetzt.

Auch der Arbeiter erlebt von einem in ihm begründeten Standpunkte, dem des Egoismus, aus und auch als Milieumensch die ökonomischen Verhältnisse als einen Konkurrenzkampf von Mensch zu Mensch. Sein Klassengenosse erscheint ihm, besonders bei der qualifizierten und besser bezahlten Arbeit, eher als Konkurrent denn als der ihn unterstützende Gefährte. Ein erhöhter Standpunkt erst gestattet ihm, eine Interessensolidarität mit den Klassengenossen einzusehen, ihr durch Zugehörigkeit zur Organisation Ausdruck zu verleihen. Noch eine Stufe höher ermöglicht ihm, in das Ziel seines Kampfes die Befreiung aller durch die Geldherrschaft Geknechteten, also auch die Besitzenden, einzubeziehen. Die geistigen Ahnen des Sozialismus haben der proletarischen Bewegung überhaupt kein kleineres Ziel gesetzt.

Der Wille zum Sozialismus aber hat Widerstände zu überwinden, mit denen der Theoretiker Marx fast so gut wie nicht gerechnet hat. Sie liegen innerhalb der Menschen. Die proletarische Klasse wie sie sich heute in unsern sogenannten Kulturstaaten vorfindet, die nach Marx und dadurch im sozialistischen Glaubensbe-

kenntnis allein der Vollstrecker dieses Willens ist, kann in Bezug auf ihre sittliche Tüchtigkeit nach meinem Dafürhalten durch nachstehende Skala charakterisiert werden.

Es ist bei der folgenden Rubrizierung nie außer acht zu lassen, daß die materielle Grundlage der Rubrizierten, die Entwicklung des Ideellen in ihnen eher hemmt als fördert. Weiter sei zum Voraus festgestellt, daß eine Qualifikationsskala in Bezug auf die sittliche Tüchtigkeit der Satten noch ungünstiger ausfallen würde als die folgende. Damit wäre wohl der Beweis erbracht, daß unsere gesamte materielle Grundlage von heute den Geist weit eher fesselt als befreit.

Auch die Talente sittlicher Natur sind mit ungleichen Maßen ausgemessen worden. Die Zahl derjenigen, die das eine Talent vergraben, beträgt auch bei denen, die durch ihre Klassenzugehörigkeit am proletarischen Befreiungskampfe interessiert wären, sicher ein Viertel bis ein Drittel. Sie gehen in den Nichtigkeiten des Lebens, ja im Untermenschlichen auf, so daß bei ihnen auch keine innere Möglichkeit für ein Besinnen auf überpersönliche Interessen vorhanden ist und sich das einzige geistige Bedürfnis auf die Befriedigung der Neugierde und des Sensationstriebes beschränkt. Hierauf kommen die zehn Prozent derjenigen, die irgend ein Steckenpferd reiten, die bei einer sportlichen oder Liebhaber-Nebenbeschäftigung ihre nicht von der Berufsarbeit verbrauchten Kräfte ausgeben. Dann noch einmal zehn Prozent solcher, deren Köpfe ausschließlich mit dem blauen Dunst patriotischer oder religiöser Hingegebenheit ausgefüllt sind. Eine Einschätzung der Religion, wie die soeben erfolgte, betrifft selbstverständlich nur die, die achtlos an den Ungerechtigkeiten, an der Widergöttlichkeit der Welt, die nun einmal unserer Tatkraft durch höhern Willen gesetzt ist, hinwegsieht; sie ist im menschlichen Haushalt ein Luxusartikel. Unsere Jugenderziehung bringt es mit sich, daß sich der bezeichnete blaue Dunst in Form von nationaler Befangenheit auch in den Gehirnen der vorher und sogar der im Folgenden Klassifizierten als mehr oder weniger dichte Schicht lagert. Daß er auch hier im Stande ist, das Denken völlig zu umnebeln, beweist die Haltung der breiten Schichten des Volks bis weit hinein in die Reihen des organisierten Proletariats beim Kriegsausbruch. Für gewöhnlich hält er sich aber daselbst mehr im Unterbewußtsein auf und tritt nur als gelegentlich patriotischer Begeisterungsdusel oder als geschürter Chauvinismus, in seiner religiösen Form als „religiöse Erneuerung in den Stunden der Not" oder als fromm anmutende Sonntagsstimmung und als gewohnheitsmäßiges Mitmachen religiöser Formalitäten ins Bewußtsein. Es folgen in der Skala hierauf die zwanzig Prozent der Schwankenden, der Unschlüssigen, Unzuverlässigen, die prädestinierten Mitläufer. Unter den für den sozialistischen Befreiungskampf

Berufenen befinden sich also nicht einmal ein ganzes Drittel Auserwählte, die den guten Kampf tatsächlich kämpfen.

Sondieren wir die Partei des Klassenkampfes noch weiter, so finden wir auf der Stufenleiter zwischen siebzig und neunzig Prozent die Parteigenossen, die mit einer gewissen Pünktlichkeit das Ihrige an die Organisation leisten, aber für eine tatkräftige, opferfähige Solidarität über den Verband heraus, mit dem sie ihr unmittelbares Interesse verbindet, nur schwer zu haben sind. Auch heute, mehr als dreißig Jahre nach dem Tode des größten Apostels der internationalen Arbeitersolidarität, bald siebzig Jahre nach dem Erscheinen des „Kommunistischen Manifests", dieses Weckrufs an die Proletarier aller Länder, stehen wir der Tatsache gegenüber, daß das Band dieser internationalen proletarischen Solidarität durchschnittlich nur je vom zehnten Proletarier im sozialistischen Sinne, der nicht nur die geknechtete Klasse, sondern die Gesamtheit der Menschen in die Befreiung einbezieht, aufgefaßt und festgehalten wird.

* * *

Wenn es verborgen war, was schon die letztvergangenen drei Jahrzehnte zeigten, daß dem Proletariate nicht jene revolutionierende Kraft innewohnt, wie Marx annahm, dem haben die ersten Augusttage 1914 darüber die Augen geöffnet. Und nun die Erklärungen zur Haltung der sozialdemokratischen Parteien beim Ausbruch und während des Weltkrieges. Die einen: das Proletariat wurde durch den Gang der ökonomischen Tatsachen auf einen andern Weg gedrängt als den in die Tiefen der Verelendung, wie ihn Marx gezeichnet hatte, um dann auf den feurigen Rossen der Revolution empor zu steigen. Unsere Praxis von heute hat unsere Theorie von vorgestern zu nichte gemacht. — Die andern: die revisionistische Auffassung vom friedlichen Hineinwachsen in den Sozialstaat auf der einen Seite, anderseits der Marxismus, interpretiert als ökonomischer Fatalismus, haben die revolutionären Energien in der Arbeiterschaft gelähmt. — Die erstere der beiden angeführten Erklärungen halte ich nicht für beweiskräftig. Einmal, weil Verelendung und Bedürfnislosigkeit, die bekanntlich keine Revolutionen erzeugen, in ursächlichem Zusammenhange stehen. Dann ist ferner geltend zu machen, daß die heutige Massenarmut und dazu die Klassenpolitik der Herrschenden mit deren legitimem Sohn, dem Militarismus, genügend Zündstoff lieferten, um den Brand zu entfachen, — wenn in einer genügenden Anzahl Einzelner des Volkes der Vulkan überhaupt vorhanden wäre. Die zweite der beiden Erklärungen entspricht nach meinem Dafürhalten der Wahrheit, enthält aber nicht die ganze. Denn auch sie unterläßt das Unerläßliche, festzustellen nämlich, daß das heutige Proletariat, ich erinnere an meine obige Rubrizierung, in seiner Mehrheit überhaupt

nicht fähig ist, Träger der sozialistischen Gesinnung zu sein. Einer sozialistischen Gesinnung, die dem Staate gegenüber, im Augenblicke, da er den Menschenmord sanktionierte, nicht anders als revolutionär sich hätte betätigen müssen.

* * *

Es kann niemand sehnlicher wünschen als ich, daß ich in meiner Klassifizierung des Proletariates widerlegt würde. Ich hege auch die unerschütterliche Zuversicht, daß sich unter gewissen Voraussetzungen, die Verhältnisse der Qualifikationsskala zu Gunsten der obern Rubriken und besonders der obersten verschieben werden. Auch der Krieg wird das seine dazu beitragen, ist das Volk nur erst einmal aus seinem nationalistischen Taumel erwacht. Möglicherweise wird dies Mal für sein Erwachen nicht einmal der Wink mit dem Zaunpfahl nötig sein: die ungeheure Steuerlast nämlich, die die besitzenden Klassen nach bewährter Methode auf die Masse des Volkes abwälzen werden. Es wird viel von dem blauen Dunst, von dem oben gesprochen wurde, nach dem Kriege verschwinden. Es werden viele Schwankende einen festen Standpunkt gewinnen und vielleicht auch deren weniger sein, die ihr Talent in den Nichtigkeiten des Lebens vergraben. Keine Bewegung wird nach dem Kriege in dem Maße wachsen wie die Sozialdemokratie, wenn sie ihrer sozialistischen, ihrer revolutionären Seele treu bleibt. Freilich muß sie dann gewisse „bewährte Wege" aufgeben. Es kommen hier namentlich zwei in Betracht. Bei dem einen sieht sich der Wanderer in einen Fatalismus eingeengt, wo es nur naturnotwendige, vom menschlichen Willen so gut wie unbeeinflußte Wandlungen im Stofflichen gibt. Dieser materialistisch-fatalistische Marxismus, von dem schon mehrmals die Rede war, ist leider heute noch ein vielbegangener Weg. Zu seiner weitern Kennzeichnung dient wohl die Tatsache am besten, daß die Sozialimperialisten ihren Standpunkt mit vollem Rechte von ihm ableiteten. — Der andere Weg hat seine Ziele ganz innerhalb des kapitalistischen Gegenwartsstaates. Die darauf vertretene Theorie und Praxis wendet sich nur gegen die sogenannten antisozialen und antidemokratischen Auswüchse im Staate, aber nicht gegen seine Grundlage. So lautet hier in Bezug auf den Militarismus die Losung: „Nicht Antimilitarismus, sondern Demokratisierung des Heeres!" In Bezug auf die Internationalität nehmen sie den Standpunkt ein, daß die „nationalen Interessen" das allein Reale, einer internationalen Interessengemeinschaft dagegen nur der Wert einer unwirklichen Ideologie zuzuerkennen sei. Auf diesem Wege werden die anzustrebenden Vorteile für die Arbeiterschaft weit eher durch Zugeständnisse an die Gegenpartei, als durch Kampf zu erreichen gesucht. Der gefüllte Kassaschrank, große Stimmenzahlen und die Mitregierung im Staate sind die allein sichtbaren Ziele der Arbeiterbewegung, die diesen Weg geht.

Beide Wege, sowohl da, wo dem Mechanismus die Gestaltung einer sozialistischen Zukunft anheim gestellt ist, als dort, wo der Augenblickserfolg den Sinn der Aktion überhaupt ausmacht, führen niemals in die Welt des Sozialismus. Beide lassen den Arbeiter nichts erleben, was ihn über seine engpersönlichen Interessen hinaushebt.

Die Losung für unser „Vorwärts!" und „Aufwärts!" kann deshalb nur heißen: „*Weist der Arbeiterschaft als Ziel ihrer Bewegung die Ueberwindung der heutigen Profitwirtschaft durch den Sozialismus an und lasset den Weg dahin jedes Einzelnen eigenste Angelegenheit sein!*" Sind wir nur erst hinaus aus den Einengungen von links und von rechts, dann erscheint uns auch der Streit als ein müßiger ob Nurgewerkschaft oder Parlamentarismus. Beides sind Formen, die erst durch den Geist wirksam werden und ihre Berechtigung erhalten. Ich selber neige zu der Ansicht, daß der Weg in die sozialistische Gesellschaft über den eroberten Staat führt. Denn das heutige Staatswesen ist die in Recht, Gesetz und Vollziehung konzentrierte Macht der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Diese wird *im Staate* bekämpft und besiegt.

Kein Maßgeblicher wird dann auch in Abrede stellen, daß die *Methode* unserer Agitation und Propaganda vieles besser zu machen hat. Fort mit allem kathedermäßigen Aufputz, der sich zum voraus hemmend zwischen den Geber und das Auffassungsvermögen, das Erleben der Empfänger stellt. Wer nicht fähig ist, beim Sprechen oder Schreiben gleichzeitig zwei Personen in sich zu vereinigen, den Empfangenden und den Gebenden, eignet sich nicht zum Wegweiser in der Arbeiterbewegung. Die beiden müssen auf einander eingestellt sein, so daß der eine nicht am andern vorbei redet, der andere nicht vorbei hört. Vor allem hat der Gebende die Verbindung zwischen sich und dem intellektuellen sowie gemütlichen Auffassungsvermögen des Empfängers herzustellen. Dann wird sich dieser zum höhern Standpunkt führen lassen. Bei der Darbietung des Höhern ist darauf zu achten, daß dieses an Wirkung in dem Maße einbüßt, als es in unangemessene Form gekleidet ist. Die angemessene Form des Großen aber ist *schlicht* und *wahr* und setzt voraus, daß der Propagandist es *durch eigenes Erleben als sein geistiges Eigentum* weiter zu geben imstande ist.

Die gleichen Grundsätze, die soeben in Bezug auf die Agitation und Propaganda ausgesprochen wurden, gelten in verstärktem Maße der Jugend gegenüber. Nicht ohne Bitterkeit muß hier bemerkt werden, daß unsere Partei nie so vollständig zusammengebrochen wäre, wenn sie nur während der letzten zehn Jahre die Hälfte der Arbeit, die sie auf Sesselpolitik verwendete, der Erziehung der proletarischen Jugend für den Sozialismus zugewandt hätte.

Nach meinem Dafürhalten liegt der Weg zu den sozialistischen Menschen klar vor Augen, er geht über die sozialistischen Verhältnisse. Der sozialistische Mensch beginnt nicht ohne weiteres mit der Zugehörigkeit zur Organisation, sondern er fängt erst da an, wo man aufgehört hat, die Welt nur von seinem persönlichsten Interessenstandpunkte aus zu begreifen und zu erleben. Die Mehrheit der Menschen aber wird in ihrem Sein durch die Gesetze der Anpassung und der Trägheit (Beharrungsgesetz) bestimmt. Deshalb werden wir in kapitalistischen Verhältnissen auch stets eine Mehrheit kapitalistisch denkender und empfindender Menschen haben. Diese Mehrzahl wird nicht nur aus den Kreisen der Besitzenden, sondern auch zu ihrem größern Teile durch die Proletarier, die im weitesten Sinne des Wortes in der Gesamtheit der Gesellschaft wenigstens vier Fünftel ausmachen, bis hinein in die Reihen der Organisierten gebildet. Die Frage der Fragen wäre also die: „Woher die sozialistischen Verhältnisse, auf denen die sozialistischen Menschen wachsen werden?"

Diese für die Menschheit so schwerwiegende Frage und in überzeugender Lösung für ihre Mehrheit noch nicht gefunden, ist bei Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" für die menschliche Gesellschaft in glücklichem Sinne beantwortet. Die ewig sich wiederholende Tragik aber macht sich auch in diesem Falle geltend, daß die Menschheit nur in den Wenigsten, nicht aber in ihrer Mehrheit fähig ist, den „Sprung in die Freiheit" zu tun, daß sie an Zwangsvorstellungen gekettet ist und erst eine Unsumme unnützen und in den Einzelnen unverdienten Leides im Stande ist, diese Ketten zu lockern und zu lösen. Fichte verlangt in dem genannten Werke, um zu der sich als notwendig erweisenden sozialen Neuschöpfung zu gelangen die kommunistische Jugenderziehung. Dieser Weg würde den Erfolg zweifellos sichern. Im Kinde ist nämlich sowohl der „vergesellschaftete Mensch" (Ausdruck aus Max Adlers: „Marxistische Probleme") als der individualistisch-egoistische vorhanden. Unsere heutige bewußte und die unbewußte Erziehung durch die Verhältnisse bringen den letztern zur Entwicklung und lassen den erstern verkümmern. Dieser erstere aber ist ebenso sehr wie der zweite in der menschlichen Natur begründet und könnte zum richtungsbestimmenden Typus herangezogen werden. — Die Welt schreit nach dem sozialen Menschen; sie besäße heute schon eine genügende Anzahl Sozialpädagogen, um wenigstens im Experiment den Träger einer sozialen Gesellschaftsordnung zu schaffen. Statt dessen erzieht sie sich unter den Händen der vielen unerzogenen „Erzieher", als welche wir den Durchschnittselterntypus bezeichnen müssen, gezähmte und ungezähmte Raubtiere. Zukunftsfragen der Menschheit werden wohl am ehesten gelöst, wenn man versteht, sachgemäß die Tatsachengeschichte der Vergangenheit, aber zugleich auch die sie

begleitende Geistesgeschichte zu lesen. Auch für unsere Frage ergibt sich daraus eine Klärung. Die Tatsachengeschichte beweist, daß bis jetzt die verschiedenen politisch-wirtschaftlichen Vorrechtsstellungen nur auf dem Wege der Gewalt beseitigt wurden. Das klassische Beispiel ist die große französische Revolution. Aus der vorrevolutionären Geistesgeschichte aber vernehmen wir, daß, bevor der Thron des Louis XVI. einstürzte, „die französische Aufklärung" ideel den Absolutismus bereits überwunden hatte. Er selber lastete als ein ungeheurer Druck auf der Masse des Volkes. Hier in der französischen Revolution findet der Satz Marx, der für obige Auffassung über Tatsachen- und Geistesgeschichte als Ausgangspunkt dient, seine überwältigende Bestätigung: „Es genügt nicht, daß der Gedanke sich zur Wirklichkeit drängt. Die Wirklichkeit muß sich selbst zum Gedanken drängen." (Auch in der Quelle: Adler, „Marxistische Probleme", S. 14, gesperrt gedruckt.) Nicht eine Mehrheit aufgeklärter, bewußter Republikaner stürzte die mächtigste Monarchie Europas. Die Idee der Freiheit zusammen mit der gegen Steuerlast und Hunger revoltierenden Volksmasse rissen das morsche Staatsgebäude auseinander. Die Tatsache, daß im weitern Verlauf weniger die Idee als der Instinkt richtungsbestimmend blieb, läßt sich darin erklären, daß in der vorrevolutionären Zeit ihr, der Idee, so gut wie keine Wege offen standen, um als Volksaufklärung in die breiten Massen zu gelangen. Die französische Revolution ist ein Schritt ins Reich der Freiheit, den größern auszuführen ist die Aufgabe einer andern.

Im oben auch schon genannten Buche Adlers „Wegweiser" („ein Beitrag zur Geistesgeschichte des Sozialismus") liefert er den Nachweis, wie die Denker des 18. und 19. Jahrhunderts in ihrer Totalität aber erst Marx die ideelle Grundlage des Sozialismus geschaffen haben. Der Gedanke muß sich zur Wirklichkeit drängen. Gedanke und Wirklichkeit aber finden ihren Ausdruck und treten zueinander durch Menschen in Beziehung. Wir haben heute durch die Denker des 19. Jahrhunderts, vor allem des großen Vorkämpfers Marx eine sozialistische Gedankenwelt. Ihr steht eine kapitalistische Wirklichkeit gegenüber. Die Träger jener bilden eine Minderheit, die Vertreter dieser die übergroße Mehrheit. Der sozialistische Gedanke tritt als revolutionierende Kraft zu dieser kapitalistischen Wirklichkeit. Diese setzt sich, wie schon oben ausgeführt wurde, nicht nur aus der Handvoll allmächtiger Expropriateure, aus deren Helfershelfer und Mitbeteiligten, sondern aus einem großen Teile des Proletariates selbst zusammen. Die Wirklichkeit muß sich zum Gedanken drängen. Die Begründung und Ausgestaltung dieses Gedankens aber ist die eigenste Tat Karl Marx und heißt auf das Verhältnis von sozialistischem Gedanken und kapitalistischer Wirklichkeit angewandt: Keine frühere Wirtschaftsordnung hat sich zur Sozialisierung geeignet, weil diese nicht in den Lebens-

interessen der Mehrheit der Gesellschaft als Voraussetzung begründet war. Diese Letztere ist erst in der kapitalistischen vorhanden. *Der Kapitalismus ist also die Wirklichkeit, die sich zum sozialistischen Gedanken drängt.*

* * *

Nicht darum handelt es sich meines Erachtens, den marxistisch-sozialistischen Gedanken zu ersetzen, sondern das auf unserm Gebiete zu vollführen, was von Seite der Forscher geschah, als die elektrische Kraft entdeckt war. Um nämlich für ihre Nutzbarmachung die höchsten Wirkungen zu erzielen, galt es die Widerstände der Leiter zu überwinden. — Marx entdeckte die revolutionäre Kraft, die in der kapitalistischen Wirklichkeit *latent* vorhanden ist. Berührung dieser mit dem Funken des sozialistischen Gedankens und Marx glaubte die Welt in Flammen. Die weitaus meisten Leiter der revolutionären Kraft aber sind auch Träger der Widerstände, so daß sie gebunden bleibt. Ich erinnere an die oben ausgeführte Qualifizierung des **Proletariates**.

Erlischt aber auch noch das Feuer des Gedankens, wie es in der opportunistischen Arbeiterpolitik und im ökonomischen Fatalismus der Fall ist, dann freilich hat Marx umsonst gelebt, wird aber auch ganz sicher die Gesellschaft in einem mehr oder weniger erträglichen Burgfrieden zwischen Bourgeoisie und Arbeiterklasse vollends zu einem Herdentierverbande sich zurück bilden, deren höchste Leistungen darin bestehen, sich mit möglichst viel Anstand den besten Futterplatz zu sichern.

Den Gedanken haben wir oben die sozialistische, die revolutionäre Seele genannt und auch festgestellt, daß nicht das Proletariat als solches, sondern nur *eine Minderheit Einzelner ihre Träger sind*. Es ist ohne weiteres klar, daß sich der sozialistische Gedanke der kapitalistischen Wirklichkeit gegenüber nicht anders als revolutionär verhalten kann. Der Kapitalismus ist die Organisation des Besitzes, um des Profites einzelner Bevorzugter willen, der Sozialismus die Organisation des Besitzes zum Wohle der Gesamtheit. Damit ist für das Verhältnis beider zueinander das Bezeichnende gesagt.

Der Minderheit, als Träger des sozialistischen Gedankens, der revolutionären Seele, ist es nur anheim gegeben, die Widerstände der kapitalistischen Welt zu überwinden. Ich betone immer wieder, daß diese *durch die Proletarier*, die ihr angehören, *eine Mehrheit* umfaßt. Ueberwunden wird sie vor allem durch eine Agitation und Propaganda, wie wir sie oben ausgeführt haben. Was Fichte in: „*Die Anweisung zum seligen Leben*" vom Apostolate, die Erkenntnis und Liebe Gottes in den Menschen zu wecken, fordert, ist auch für das unsere zu wollen: „Alle seine Kräfte anzustrengen, um dieselbe (bei Fichte Erkenntnis Gottes)

womöglich zu teilen mit dem ganzen verbrüderten Geschlechte, jedem einzelnen sie mitteilend in derjenigen Form, in der er derselben am empfänglichsten ist, nie bei sich fragend, noch hin und her zweifelnd, ob es auch gelingen werde, sondern arbeitend, als ob es gelingen müßte, und nach jeder vollendeten Arbeit mit neuer und frischer Kraft anhebend, als ob nichts gelungen wäre."

Wir brauchen eine Minderheit, die jederzeit fähig ist, gegen den Strom zu schwimmen. Wer Träger dieser revolutionären Seele ist, kann in keiner Weise am Krieg teilhaben, auch nicht in seiner latenten Form als Militarismus. Ebenso ist ihr jeder nationalistische Kultus Dienst eines Götzen, der zu gewissen Zeiten auch Menschenblut zu trinken heischt, aus einem ganz kleinen, echten Kern und einem gewaltigen tönernen Gehäuse besteht, wo die aufgespeicherten Schätze der Besitzenden wohl geborgen sich befinden. Die revolutionäre Seele wird alles an sich ziehen, was wesensverwandt, auch wenn es nicht ihres Namens ist: alles, was zur körperlichen und sittlichen Gesundung des Volkes beiträgt, so der Kampf gegen die Ursachen des Alkoholismus und der Prostitution. Nach meiner festen Ueberzeugung werden sich die sozialistische Seele und die christliche, wie sie aus den Evangelien und dem Urchristentum zu uns spricht, nicht mehr fliehen, sobald sie sich nur besser kennen. Die letztere müßte dann freilich ihr prunkvolles, in allen Farben schillerndes Kirchengewand ausziehen, in dem sie sich heute den Herrschenden gefällig zu zeigen sucht und im Gewande Christi einhergehen, der nicht Herren, noch Knechte, noch Feinde, sondern nur Menschenbrüder kennt. Die sozialistische Seele kann jede Arbeit tun, auch die bescheidenste, *falls sie sich dabei nicht verleugnen muß*. In den oben genannten Vorlesungen betont Fichte, daß das überzeugendste Zeugnis des Göttlichen *im Leben* des von ihm Ergriffenen enthalten sei. Ohne Einschränkung gilt das gleiche auch für die Werbekraft des sozialistischen Gedankens. *Seine Träger sollten sozialistische Menschen sein.* Auch hier findet der Satz Anwendung: das Ideelle ohne das Materielle, der Gedanke ohne die Tat ist wirkungslos. Im Namen des Sozialismus sollten nur Einrichtungen geschaffen werden, wo der sozialistische Gedanke als das die Menschen Fördernde zum Ausdruck kommt. Parteivolkshäuser mit Alkoholausschank verderben mehr als sie nützen. Auch das revolutionäre Wort ohne die Tat ist wirkungslos. Gewiß gibt es in fortschrittlichen Demokratien Anlässe für sozialistische Mitarbeit. *Aber um Augenblickserfolge willen ein antisozialistisches Bestehendes stützen, heißt die revolutionäre Seele verleugnen*, bereitet einen Zusammenbruch vor, wie wir ihn erlebt haben.

Wie bereits ausgeführt wurde, gibt es meines Erachtens keine revolutionäre Masse, sondern nur eine revolutionäre Minderheit, *die Führerin der unüberwindlichen Sozialdemokra-*

tie der Zukunft. Auch der einfache Proletarier, dessen Sprachkönnen nicht einmal ausreicht, um orthographisch und stilrichtig zu reden oder zu schreiben, der aber bis in sein Privatleben hinein ein sozialistischer Mensch ist, gehört zur führenden Minderheit. Und wenn in fernern Schicksalsstunden, wie die der ersten Augusttage 1914 nur jeder zehnte Proletarier eine sozialistische Seele hat, jeder, der durch seine Stellung zum Führer gesetzt ist, aber als ein Jaurès (ich denke hier nicht zuerst an seinen genialen Intellekt) oder ein Liebknecht oder eine Klara Zetkin handelt, dann wird die Stimme der Menschlichkeit vom Volke gehört werden. Damit ist nicht alles, aber viel gewonnen.

Ich habe von Widerständen gesprochen, die der sozialistische Gedanke in der kapitalistischen Wirklichkeit zu überwinden habe. Einer der stärksten ist beseitigt, wenn das Volk Glauben und Vertrauen in die sozialistische Sache gewinnt. In diesem Sinne wirkt aber die Wirklichkeit: der sozialistische Mensch zum reinen Gedanken: die allerbeste Definition über den Sozialismus, wie 1 : 100.

Berufen ist jeder Proletarier durch sein Klasseninteresse, die sozialistischen Verhältnisse zu schaffen. Es ist meine Ueberzeugung, daß sich die Wirklichkeit doch endlich, und zwar in mehreren Anläufen, im marxistischen Sinne als akut gewordene soziale Revolutionen zum sozialistischen Gedanken drängt. Aber nicht so, daß im Falle ihres Sieges dann die Masse den „Sprung in die Freiheit" ausführt und als sozialistische Menschen die Gesellschaftsordnung sozialistisch ordnet. Was wir von der Masse des Proletariates zu erwarten haben, das ist eine Klassenherrschaft nicht besser als die vorhergehende. Wenn das Proletariat je in einem Augenblicke der führenden Minderheit sozialistischer Menschen bedarf, so im Augenblick seines Sieges. Die Auserwählten sind die Wegmacher der Berufenen. Wir gelangen schließlich am Ende unserer Untersuchung zur Antithese unseres Hauptsatzes. Er lautet: „Auf Grund sozialistischer Verhältnisse zu sozialistischen Menschen!" Seine Antithese, die sich als unser Endergebnis ergibt: „Durch sozialistische Menschen zu sozialistischen Verhältnissen!" Ein Widerspruch? Nein, denn aus allem Gesagten geht klar hervor und bedarf keiner weiteren Erklärung, daß sich die beiden Thesen nicht aus-, sondern gegenseitig einschließen.

Noch eine Schlußfrage! Wer erwählt denn die Auserwählten? Wer anders als die Macht, die trotz aller Kainstaten die Menschheit der brüderlichen Gemeinschaft entgegenführt, sichtbar aus ihrer bisherigen Geschichte und dem Zeugnisse ihrer Besten. Glücklich, wer die Kraft seiner Hingabe aus Gott schöpft, der die Liebe ist! Gesegnet aber auch, wer unbewußt seinen Willen vollzieht, dadurch daß er die brüderliche Menschengemeinschaft schaffen hilft.

Der Gläubige und der Ungläubige aber, leitet sie nur die reine Absicht in ihrem Werke, übergießen das Alltäglichste, die vielgeschmähte Politik, den harten, rücksichtslosen Kampf mit dem Glanz der religiösen Weihe. Er zieht die Besten an, und sie läßt den Menschen das Größte vollbringen.

Th. B., Luzern.

Eine neue Presse für ein neues Europa.

Wer im Journalismus tätig ist und den Einfluß und Anteil kennt, den die moderne Zeitung nicht nur auf die öffentliche Meinung der Völker, sondern auch auf die Gestaltung der internationalen Politik hat, der wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß die Presse einen nicht geringen Teil der Schuld an dem gegenwärtigen Weltkrieg trägt. Es gibt natürlich zahlreiche Journalisten und Zeitungen, die von dieser Anklage freizusprechen sind, aber in keinem europäischen Großmachtstaat hatten sie genügend Autorität, um als Gegengewicht wirken zu können. In Deutschland, Frankreich, England, Rußland, Oesterreich und Italien beherrscht die sogenannte national gesinnte Presse das Publikum und betrachtete es als ihre vornehmste Aufgabe, ihren Lesern über die internationale Politik ganz bestimmte (das heißt aggressive) Ansichten zu suggerieren. Es galt als Beweis guter Gesinnung und Vaterlandsliebe, wenn man überall den nationalen Standpunkt auf Kosten des Nachbarn herausstrich bis zur Drohung und Beleidigung. Wir haben Interessen im Balkan, im Orient, in China und Südamerika. Wenn unsere Nachbarn behaupten, sie hätten dort auch Interessen, so ist das Humbug; denn ihre Ansprüche sind übertrieben, lächerlich, ungerecht. Nur wir usw., usw. Ein Wort gab das andere, eine Behauptung brachte eine verärgerte Gegenbehauptung und so wurde nach und nach die sogenannte Weltpolitik der europäischen Presse ein Kampf, wo jeder schließlich berufsmäßig Gift und Galle in seine Druckerschwärze mischte. Von Treu und Glauben, Vertrauen in die Anständigkeit des Nachbarn, Wunsch zur gegenseitigen Aussprache und Versöhnung war in den Spalten der nationalen Presse aller Großmächte nichts zu fühlen.

So entstand der Krebsschaden des modernen Zeitungswesens, die sogenannte Hetzpresse. Wir wollen niemand beleidigen und keinen Namen nennen. Aber jedermann weiß, daß diese Hetzpresse in allen Haupt- und Nebenstädten aller heut kriegführenden Länder ihre Vertreter hatte. Zwar verwahrte sie sich bei passender Gelegenheit hoch und heilig gegen kriegerische Absichten, auf Um- und Schleichwegen aber arbeitete sie beständig (vielleicht mehr in-

stinktiv als absichtlich) an der Verhetzung der Völker. Ihr oberstes Prinzip in der Weltpolitik war überall dasselbe: Nur mit Drohungen und Furchteinflößung erzielt man Erfolge. Wer sich friedlich zeigt, wird rücksichtslos beiseite geschoben; denn er gilt als schwach und feig.

Zudem haben uns gewisse Debatten im Reichstag, gewisse sensationelle Prozesse in Paris, gewisse Enthüllungen und Skandale in Wien, London und Petersburg zur Genüge darüber belehrt, daß diese Presse im Solde der Rüstungsfabrikanten stand und daß sie mit ihrer schneidigen, allzu schneidigen Haltung nicht nur die Interessen des Landes, sondern namentlich die Interessen des eigenen Geldbeutels förderte.

Vielleicht findet sich in ruhigen Zeiten einmal der Historiker und Psychologe, der das vorhandene Beweismaterial gegen die Hetzpresse zu einer vernichtenden Anklage ordnet und die Mitschuld klarstellt, die sie in allen Staaten an der gegenseitigen Völkerverhetzung und dem damit notwendig werdenden Krieg trägt. Denn es ist klar, daß wenn ich mit meinem Nachbar und Konkurrenten Streitigkeiten über unlauteren Wettbewerb, Absatzgebiete, Transportmittel, Besitzgrenzen usw. habe (und diese sind im Daseinskampf der Völker unvermeidlich), ich früher oder später mit ihm zu einer Rauferei gelangen muß, wenn ich, anstatt ihm freundlich auf die Schulter zu klopfen und ihn zu einer friedlichen Besprechung der strittigen Punkte einzuladen, ihm nur immer mit meiner Faust drohe und seine Schikanen mit meinen Schikanen erwidere. Das Drohen mit der Faust aber war die zum Teil bewußte, zum Teil unbewußte Aufgabe der großen Presse, die ausschließlich dem Prinzip huldigte, man könne sich im Völkerleben nur mit Ausstellung von Macht und Gewalt, mit offenen oder versteckten Drohungen und Anklagen seinen Platz an der Sonne sichern. Daß sich dieses journalistisch-politische Prinzip ganz und gar mit den Interessen der Rüstungsfabrikanten deckte, liegt klar auf der Hand. Je mehr Mißtrauen, Haß und Neid unter die Völker gesäet wurde, umsomehr mußten sie gerüstet sein, um den ewig perfiden Nachbarn im Notfalle mit Gewalt zur Vernunft zu bringen. Aus diesem Grunde auch haben alle Parlamente immer wieder mit überwältigenden Mehrheiten alle Rüstungsvermehrungen gutgeheißen, die man von ihnen verlangte. Man konnte ja in dieser von beständigen Drohungen geschwängerten europäischen Luft nicht genug gerüstet sein.

Der Weltkrieg ist ausgebrochen. Er mußte ausbrechen. Denn er war nicht nur, wie der Führer der deutschen Pazifisten Dr. Fried in seinem neuesten Buche sagt „die logische Folge jenes Friedens, den wir besaßen", sondern auch das Ergebnis der Kampfmethoden unserer Weltmachtjournalisten. Heute fühlt alle Welt, daß der kommende Frieden anders organisiert werden muß als der bis-

herige, der doch nur ein Scheinfrieden war, weil er künstlich auf Bajonetten und Drohungen balanzierte.

Eine der Hauptforderungen, die in diesem Sinne gestellt werden muß, ist die gründliche Umgestaltung der großen Presse, soweit die internationale Politik in Frage steht. Wenn die Diplomaten, die morgen berufen sein werden, neue Friedensgarantien für Europa zu schaffen, vernünftig sind, dann werden sie diesem Punkte ganz besondere Beachtung schenken. Es handelt sich durchaus nicht darum, die Preßfreiheit zu beschränken, die eine der stolzesten Eroberungen der Zivilisation ist. Jeder Schriftsteller, Politiker und Wissenschaftler soll nach wie vor die Möglichkeit haben, dem Publikum seine Meinungen über die Weltpolitik vorzutragen. Zunächst aber müßte gefordert werden, daß alle Zeitungsaufsätze von ihren Verfassern zu zeichnen sind. Schon Schopenhauer hat sich energisch in diesem Sinn ausgesprochen. Keine anonymen Leitartikel mehr, die den Eindruck erwecken, als drückten sie die Meinung ganzer Volksschichten aus. Diese mysteriös dreinschauenden, von unbekannten Größen ausgehenden, weltpolitischen Leitartikel waren, mehr als man glaubt, die Brutstätte gehässiger, kriegerischer Gesinnungen gegen den Nachbarn. Mit dieser Praxis muß aufgeräumt werden. Wer etwas zu sagen hat, soll auch mit seinem Namen dafür einstehen. Das wird in den meisten Fällen nicht nur seinen aggressiven Gedankengang mäßigen, sondern auch die Wirkung des Gesagten auf die Leser.

Die zweite und hauptsächlichste Forderung aber wäre eine vollständige Neugestaltung des journalistischen Begriffes von der Weltpolitik. Freilich kann man niemand zwingen, seinen Nachbarn zu lieben wie sich selbst. Aber man kann ihm eine Pflicht zur Anständigkeit und Reserve diktieren, die ihn verhindert, der Masse der Leser seinen Haß und seine Kriegslust zu suggerieren. Wie in so viel Dingen, hat auch hier die kleine, neutrale Schweiz ihren großmächtigen Nachbarn ein treffliches Vorbild geliefert. Der Schweizer Bundesrat hat am 3. Juli 1915 in der Tat folgendes Dekret erlassen:

„Wer öffentlich in Wort oder Schrift, in Bild oder Darstellung ein fremdes Volk, dessen Staatsoberhaupt oder dessen Regierung in der öffentlichen Meinung herabwürdigt oder dem Hasse und der Mißachtung preisgibt; wer eine nichtöffentliche Aeußerung dieses Inhalts in beleidigender Absicht öffentlich macht, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Buße bis zu 5000 Fr. bestraft. Die beiden Strafen können verbunden werden. Wer Drucksachen, Bilder oder andere Darstellungen, die Beschimpfungen gegenüber einem fremden Volke, dessen Staatsoberhaupt oder dessen Regierung enthalten, ausstellt, in Verkehr bringt oder feilhält, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder mit Geldbuße bis

zu 1000 Fr. bestraft. Die beiden Strafen können auch hier verbunden werden."

Man nehme dieses Dekret und wende es getrost auf die gesamte europäische Presse an. Die über den neuen Frieden verhandelnden Diplomaten sollten nicht zögern, allen Nationen ein solches oder ähnliches Gesetz zu diktieren. Es gehört nicht einmal eine besondere Kühnheit dazu, diesen Vorschlag zu machen. Denn welche Regierung würde es wohl wagen, einen dahingehenden Vorschlag abzulehnen? Haben nicht alle Regierungen immer wieder betont, daß sie von dem heißen Wunsch beseelt sind, den Frieden zu wahren? Bis jetzt aber waren sie zum Teil selbst die Gefangenen ihrer Presse. Dies schon deshalb, weil eine Regierung allein nicht mit einer solchen Gesetzgebung beginnen konnte. Was in der Tat hätte beispielsweise ein solches Gesetz in Deutschland allein genutzt? Die dadurch erzwungene, reserviertere Haltung der deutschen Presse wäre wahrscheinlich von der Nachbarpresse im umgekehrten Sinne der beabsichtigten Wirkung ausgelegt worden. Es ist also augenscheinlich, daß eine solche Gesetzgebung im Sinne der Kriegsverhütung nur Wert hat, wenn sie *international* geschaffen und gehandhabt wird. Und die dem Weltkrieg folgende internationale Friedensbesprechung kann die vorzüglichste Gelegenheit zu dieser einheitlichen Regelung bieten.

Nachdem der Weltkrieg einmal eine nie wiederkehrende Aussprachemöglichkeit unter den Nationen geschaffen hat, wäre es eine Kleinigkeit, eine solche Gesetzgebung zur internationalen Annahme und Durchführung zu bringen. Seine Anwendung wäre einem international gewählten Bureau (das seinen Sitz am besten im Haager Friedenspalast aufschlagen könnte) zu übertragen. Wo immer die Lektoren dieses Bureaus einen gehässigen Zeitungsartikel entdecken, der von nah oder fern eine Gefahr für die friedliche Diskussion der jeweils schwebenden internationalen Probleme bedeutet, dort müßten sie dieser Zeitung einen Verweis erteilen und, wenn das nichts hilft, bei der betreffenden Regierung Anzeige erstatten und Bestrafung fordern. Die „in Weltpolitik machenden" Journalisten und Schriftsteller würden sich schnell mit dieser internationalen Zensurbehörde abfinden. Wenn einer durchaus das Bedürfnis empfinden sollte, die Deutschen als „Barbaren", die Franzosen als „verfault und dekadent", die Engländer als „Krämer und Lügner", die Russen als „wilde Horden", die Serben als „schmutziges Pack" und dergleichen zu behandeln, je nun, der wird eben zu riskieren haben, wegen Völkerbeleidigung angeklagt zu werden, wie er ja auch eine Beleidigungsklage riskiert, wenn er einen Mitbürger vor Zeugen einen Lumpen oder dergleichen nennt. Was im Privatleben nicht erlaubt ist, darf im intellektuellen und politischen Leben erst recht nicht gestattet sein.

Es handelt sich nur darum, diese schon längst in der Luft unseres Zeitalters liegende (und auf anderen Gebieten, zum Beispiel in der Schuldner- und Verbrecherbelangung teilweise schon verwirklichte) internationale Rechtspflege und Gerichtsbarkeit in die Tat umzusetzen. Der durch den Krieg geschaffene Ausnahmezustand bietet hierzu, nochmals sei es wiederholt, eine nie wiederkehrende Gelegenheit.

Was für den Einzelnen gilt, gilt auch für die Gesamtheit. Auch im Gebiete der internationalen Politik und Moral muß es eine Sicherheitspolizei und öffentliches Gesundheitsamt geben. Was wir für unsere Städte und Staaten geschaffen haben und heut nicht mehr missen möchten (zum Beispiel Kontroll- und Bestrafungsstellen für Lebensmittelfälscher, ansteckende Krankheiten usw.), muß jetzt auch für die geistige Nahrung der Europäer geschaffen werden: Ein Zwang für die Journalisten, Redner, Schriftsteller und Intellektuellen aller Länder, ihre Nachbarn, wenn schon nicht mit Hochachtung, so doch mit Anstand, Friedfertigkeit und Vertrauen zu behandeln, und dem Volk keine vergiftete Geistesnahrung mehr vorzusetzen.

Ein Wort an alle, die guten Willens sind.

Hermann Fernau.

Die Auflehnung gegen den Krieg.[1]

Es ist schwierig, seine Eindrücke wiederzugeben, wenn man mit solch echter Begeisterung und glühendem Patriotismus in Berührung gekommen ist, wie ihn Europa jetzt zeigt. Man hat zu sehr Angst, zu verallgemeinern. Die Lage ist so verworren, es werden so viele tolle und schaurige Dinge darüber gesagt, daß man ängstlich ist, auch nur ein Wort beizufügen, das sich nicht auf eigene Eindrücke und sorgfältig geprüfte Erfahrung stützt. Denn man möchte um alles in

[1]) Unter diesem Titel hat die Leiterin des Friedenskongresses der Frauen im Haag, dessen Erklärung im Augustheft der Neuen Wege veröffentlicht ist, einen Bericht über die Erfahrungen abgegeben, die sie auf ihrer Missionsreise zu den verschiedenen Völkern gemacht hat. Es wurden von jenem Kongreß zwei Gruppen von Frauen ausgesendet, die die Beschlüsse des Kongresses an die Mächtigen der Erde ausrichten sollten. Die einen sollten die skandinavischen Länder, dazu Rußland und Amerika, die andern England, Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich und Belgien (d. h. seine Regierung in Havre) besuchen. Zu der zweiten Gruppe gehörte die Verfasserin des Berichtes. Wir lassen diesen in extenso, einige kleine und ganz unwesentliche Abschnitte ausgenommen, folgen. Der Wert dieser Aeußerungen, der von selbst einleuchtet, wird noch dadurch erhöht, daß die Verfasserin eine der bedeutendsten Frauen unserer Zeit (und wohl aller Zeiten) ist, die durch ihre Genialität der Liebe ausgezeichnete Leiterin des Hull-Settlement in Chicago.

der Welt auch nicht das Geringste zu dieser überwältigenden Verwirrung hinzutun. Und man kann nicht aus diesen kriegführenden Ländern zurückkommen — wenigstens kann ich das nicht — mit dem Wunsche, noch größere Erregung in die Welt hineinzubringen. Man hat das Gefühl, daß ein zartes Verständnis vor allen andern Dingen notwendig wäre, ein Zug von Menschlichkeit, in dieser überhitzten Lage, über die schon zu viel Worte verloren worden sind, und durch die ein so großer Teil der Welt in furchtbare Verwirrung und Blutvergießen geraten ist. Man fürchtet sich vor großen Worten; man weiß nicht, wohin die Leute, zu denen man spricht, durch unsere Worte geführt werden. Worte scheinen so eine erschreckende Bedeutsamkeit gewonnen zu haben, es ist, als ob sie Macht über Leben und Tod hätten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das, was uns in erster Linie auffiel war, daß überall die gleichen Ursachen und Gründe für den Krieg angeführt wurden. Jede kriegführende Nation erklärte feierlich, daß sie unter dem Zwang der Selbstverteidigung kämpfe. Jede der kriegführenden Nationen meint — das kann ich Ihnen versichern — sie müsse für die Erhaltung ihrer Eigenart und ihrer Ideale kämpfen gegen jene, die ins Land einbrechen und diese heiligen Güter und Ideale stören und zerstören wollen. In jeder Sprache, oder auch ins Englische übersetzt, hörten wir die gleichen Redewendungen. Da wir so rasch von einem Lande zum anderen kamen, wußte ich beinahe zum voraus, was ich zu erwarten hatte und welche Redewendungen jetzt daran kommen würden, wenn ein auswärtiger Minister zu reden begonnen hatte.

Des weiteren war sehr auffallend, wie tatsächlich in allen Ministerien des Auswärtigen die Herren uns — auch wieder in ganz ähnlichen Redewendungen — sagten, daß eine kriegführende Nation nicht Verhandlungen anregen könne, und daß eine solche nicht einmal die Bereitwilligkeit ausdrücken dürfe, Unterhandlungsvorschläge entgegenzunehmen; denn wenn sie das eine oder andere tue, werde der Feind es sofort als ein Zeichen von Schwäche auffassen, und wenn die Friedensbedingungen aufgestellt würden, würde die Seite, die zuerst die Unterhandlungen angeregt habe, darunter leiden, weil man sie als die schwächere und als die, welche um Frieden gebeten, ansehen werde.

Aber in all diesen Ministerien sagten sie, daß wenn irgend eine andere Macht Vorschläge machen würde — wenn angesehene Neutrale, wenn ein kleiner Kreis sich der Mühe unterziehen wollte, die Lage ernsthaft zu studieren und Vorschläge zu machen — wenn auch diese immer und immer wieder verworfen würden, bis endlich ein Boden gefunden würde, auf welchem Verhandlungen begonnen werden könnten, so gäbe es keine kriegführende Nation, die nicht mit Freuden einen solchen Dienst annehmen würde. Das kam uns überall übereinstimmend entgegen.

Wir legten jeder Behörde unsere Beschlüsse vor, aber wir redeten in der Hauptsache über die Möglichkeit, Unterhandlungen an die Stelle militärischer Operationen zu setzen. Nun kann ein Minister Ihnen ja

leicht sagen: „Dies Land wird niemals auf Unterhandlungen eingehen; wir werden den Feind Zoll um Zoll aus dem Lande hinausdrängen" — aber er kann es viel weniger gut zu zwei, drei oder vier Frauen sagen, die vor ihm sitzen und ihn fragen: „Wenn Ihnen ein Vorschlag vorgelegt würde, der Ihnen annehmbar erschiene, wenn Ihnen etwas vorgelegt würde, das den Anfang einer Unterhandlung zwischen Ihnen und dem Feinde bedeuten könnte, würden Sie einen solchen Vorschlag zurückweisen? Würden Sie sich berechtigt fühlen, noch weiter die jungen Leute ihres Landes zu opfern um durch Blutvergießen zu erreichen, was Sie durch Verhandlungen erreichen könnten? Ist nicht dies zu verhindern der Zweck der auswärtigen Ministerien?" Kein Minister wird Ihnen natürlich zugeben, daß er das wolle, kein Minister würde sich natürlich zu einer solchen Politik bekennen wollen. Das fanden wir überall.

Noch etwas fiel uns in allen Ländern auf, die wir besuchten: Obgleich sie im gegenwärtigen Augenblick alle so ungeheuer einig sind, obgleich von irgend einer Spaltung nichts zu sehen oder zu hören ist bei dem gemeinsam kämpfenden Volk, während sie so durch das ungeheure Nationalbewußtsein verschmolzen sind, waren doch in jedem Lande zwei gleiche Geistesrichtungen zu erkennen. Die eine findet ihren Ausdruck in der Militärpartei, welche glaubt, daß die Frage nur auf militärischer Grundlage gelöst werden könne; die andere — eine Zivilpartei — lehnt diesen gesteigerten Militarismus ab, sie sagt, daß je länger der Krieg andaure, die Militärpartei sich um so mehr in der Pressezensur und an anderen Orten einnistе; daß, je länger der Krieg währe, die Militärgewalt immer mehr die Dämme des Zivillebens und der Zivilregierung niederreiße, und daß es darum dem Zivilleben und seinen Rechten umso schwerer fallen werde, sich gegenüber den Rechten und der Macht des Militärs durchzusetzen. Je krampfhafter sie sich an ihre Armee anklammern, umso unbedingter ist die Gewalt und der Glanz der Armee. Die Leute, welche inmitten dieser patriotischen Begeisterung, mitten in diesem Kultus der Armee, den nichtmilitärischen Standpunkt einnehmen, erkennen das und sehnen sich nach einer anderen Form der Beilegung, nach einer anderen Form, dieser furchtbaren und verworrenen Lage Herr zu werden, und ihre Sehnsucht wächst von Monat zu Monat.

Wenn man so von einem Lande zum anderen geht, kann man sich selbst und den anderen nur das Eine sagen: „Warum nicht jetzt schon mit den Unterhandlungen beginnen, bevor sich der militärische Geist noch mehr festgesetzt hat? Denn einmal muß der Krieg doch durch Unterhandlungen beendet werden — der Himmel weiß, wann — aber einmal müssen die Menschen aufhören zu kämpfen und müssen zu ihren gewöhnlichen Lebensbedingungen zurückkehren. Warum denn nicht jetzt beginnen, solange Ihr noch die Kraft habt, die Regierenden bei ihren eignen Aussagen zu behaften, sie an ihre eigentlichen Auf-

gaben zu erinnern und ihnen nicht zu erlauben, das Schicksal der Nationen zu beherrschen und zu regeln?"

Nun bin ich mir wohl bewußt, daß wir in jedem Lande, nur — allgemein gesagt — die friedliebenden Leute und nicht solche von der Militärpartei sprachen. Es gab sich ganz von selbst, daß wir überall nur die Friedensfreunde — wenn man sie so nennen will — antrafen, obgleich sie wohl kaum unter diesem Namen bekannt sind. Aber weil wir sie zu Dutzenden trafen, möchte ich doch annehmen, daß es deren in jedem Lande noch viele gibt, die ganz so vaterlandstreu sind wie die Leute von der Militärpartei, denen die Entwicklung und das Wachstum und Ausbreitung ihrer eigenen Ideale und ihres Kulturniveaus ganz so am Herzen liegt, die aber aus tiefster Seele daran glauben, daß die Kriegsbotschaft eine falsche Botschaft ist und letzten Endes nicht diese ihrem Herzen so teuren Güter hervorbringen kann.

Nun ist das etwas, auf dem man weiterbauen kann. Wenn der Friede kommt, muß er durch diese Menschen kommen, die sich auf Menschen von gleicher Art und gleicher Gesinnung in anderen Ländern berufen können. Heutzutage haben sie noch keine Verbindung miteinander. Sie sagen, daß unter der Preßzensur niemand sagen kann, wie viele ihrer sind, die fühlen und glauben wie er. Es mögen Gesinnungsgenossen nahe beieinander, in der nächsten Straße, in der nächsten Stadt wohnen, ohne von einander zu wissen. Sie können nicht zusammenkommen. In unseren modernen Städten mit ihren riesigen Anhäufungen von Menschen verkehren wir größtenteils durch die Presse miteinander. Wir können die öffentliche Meinung auf keinem anderen Wege erfahren. So armselig diese Methode ist, scheint sie bis jetzt doch die einzige zu sein, die wir herausgefunden haben. Und in den kriegführenden Ländern gelangt nichts in die Presse, als was die Militärzensur erlaubt.

Darum geschah es uns auch immer wieder, daß uns die Leute in Bezug auf die Presse beauftragten: „Sagen Sie doch dem So und So ein Wort darüber, daß er die Zensur weniger streng handhaben möchte", und wir mußten dann sagen: „Nein, wir können nur über diese eine Sache reden. Wir können keine Aufträge der Bürger an ihre Regierungen vermitteln." Aber immer wieder wurde dies Ansinnen an uns gestellt. Wenn wir von einem Land zum andern kamen, pflegte man uns zu sagen: „Sagen das die Leute dort auch? — Das ist gerade, was wir hier sagen!" Aber sie kennen sich nicht von einem Lande zum anderen. Und die Einzelnen im selben Lande können sich nicht finden.

Noch etwas Uebereinstimmendes fanden wir in den kriegführenden Nationen. Im Allgemeinen gesagt hörten wir überall, daß dieser Krieg der Krieg der Alten sei; daß die jungen Männer, die sterben, die jungen Männer, welche kämpfen, nicht diejenigen seien, welche den Krieg gewollt hätten, und nicht diejenigen seien, die an den Krieg

glaubten; daß in Kirche und Staat, in den hohen Gesellschaftskreisen, sich die ältlichen Leute irgendwie eingenistet und sich davon überzeugt hätten, daß dieser Krieg ein gerechter sei, daß er ausgefochten werden müsse, und daß die jungen Leute ihn kämpfen müßten.

Nun ist das eine furchtbare Anklage, und ich gebe zu, daß ich sie nicht beweisen kann. Ich kann Ihnen dies nur als Eindruck wiedergeben, aber ich möchte Ihnen einige Einzelheiten vor Augen rücken, als Zeugnis dafür.

Als ich anfing zu sprechen, gedachte ich das Wort Deutschland oder das Wort Verbündete nicht zu brauchen; aber wenn ich ein Beispiel aus Deutschland und eines von der Seite der Verbündeten bringe, werde ich vielleicht nicht in Schwierigkeiten geraten.

Wir trafen in der Schweiz einen jungen Menschen. Er war drei Monate in den Schützengräben gewesen, war verwundet und in die Schweiz zur Erholung geschickt worden. Es hatte sich Tuberkulose entwickelt, und der Arzt, der bei uns war, glaubte, daß er kaum noch drei Monate zu leben habe. Aber er glaubte, daß er in der Heilung begriffen sei, und er wünschte sich die Seele freizureden, bevor er in den Schützengraben zurückkehre. Er war, was man einen feinen jungen Menschen nennt, aber er war kein Ausnahmsmensch. Er hatte Gymnasialerziehung genossen, war im Geschäfte seines Vaters gewesen, war in Südafrika, Frankreich, England und Holland dafür gereist. Er hatte die Menschen als „Menschen" kennen gelernt und hatte in jedem Lande gute Menschen gefunden. Und nun lag er da, achtundzwanzigjährig, den Tod vor Augen; denn er war ganz davon überzeugt, daß, wenn er zur Front zurückmüsse, ihn der Tod dort erwarte. Der sagte nun folgendes: In den drei und ein halb Monaten, während er draußen war, habe er nicht ein Mal sein Gewehr so abgefeuert, daß er einen Menschen damit treffen konnte. Er sagte, nichts in der Welt könne ihn dazu zwingen, einen Menschen zu töten. Man könne ihn in den Schützengraben schicken, man könne ihm bestimmte Bewegungen vorschreiben, aber der letzte Entscheid liege in seiner Hand und in seinem Gewissen. Und er sagte: „Mein Bruder ist Offizier (er gab dessen Namen und Rang an, er verbarg nichts, er war dem Tode zu nahe, um etwas verhüllen zu wollen). Er schießt nie auf jemanden, er schießt nie so, daß es trifft, und ich kenne Dutzende und Dutzende von jungen Menschen, die ebenso handeln."

Die Leiterin eines deutschen Spitals gab uns ein Verzeichnis von fünf jungen Deutschen, die, als sie wieder hergestellt waren und wieder in die Schützengräben hinausgesandt werden sollten, Selbstmord begingen, nicht, weil sie Angst hatten, getötet zu werden, sondern weil sie fürchteten in die Lage zu kommen, andere töten zu müssen.

Wir hörten Aehnliches in Frankreich. Wir sprachen mit Krankenschwestern in den Spitälern, wir sprachen mit Soldaten

im Lazarett. Wir sprachen mit Müttern von Soldaten, die auf Urlaub daheim gewesen und wieder in die Schützengräben zurückgegangen waren, und in allen Ländern erfuhren wir, daß überraschend viel junge und alte Männer keinen tötlichen Schuß abgeben wollen, weil sie überzeugt sind, daß niemand ein Recht hat, ihnen dies zu befehlen.

Um nun alle Gerechtigkeit walten zu lassen, werde ich jetzt den Beweis aus England anführen. Ich gebe Ihnen einen Brief wieder, der im „Cambridge Magazine" an der Universität Cambridge veröffentlicht und von einem jungen Mann an der Front geschrieben war. Ich habe Cambridge nicht besucht, hingegen Oxford. Es sind fast keine jungen Leute mehr an den Universitäten. Die große Mehrzahl ist im Krieg. — Der junge Mann schrieb:

„Das Schlimmste an diesem Kriege ist, daß er bei den Alten alle Hemmungen aufgehoben und sie auf die Welt losgelassen hat. Die Herren Redaktoren, die Majore a. D., die Amazonen und last, aber, — ich fürchte, nicht least, die ehrwürdige Geistlichkeit haben nie so wenig Widerspruch erfahren. Gerade als die jüngere Generation anfing, Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen, und hoffte, dem Einfluß der älteren Generation entgegenzuwirken, hat dieser Krieg uns zum Stillschweigen gebracht, dauernd oder zeitweilig, wie das Schicksal es will. Unterdessen sind die alten Herren die Helden des Tages. In unsrem Namen, und um unseretwillen, wie sie sich pathetisch einbilden, scheinen sie sich bis zum äußersten anzustrengen, um durch ihre Aufforderung zum Haß, zur Unduldsamkeit und Rache eben diese Sinnlosigkeiten ins Unendliche fortzusetzen, welche das gegenwärtige Unheil heraufbeschworen haben."

Ich werde nicht viele Einzelheiten anführen, die ich gehört habe, da nach meiner Meinung schon zu viel gesagt ist; aber die Mütter sagten oft zu uns: „Es war so schwer, den Jungen ziehen zu lassen, weil er gegen Kriege ist; er gehört nicht mehr zu einer Generation, die vom Kriege groß denkt."

Einer der führenden Männer Europas sagte: „Wenn dieser Krieg hätte um zehn Jahre, oder sagen wir, um vorsichtig zu sein, um zwanzig Jahre hinausgeschoben werden können, dann wäre er in Europa überhaupt unmöglich geworden durch die stürmische Auflehnung dagegen in den Schulen und Universitäten."

Gewiß ist das eine einseitige Ansicht. Gewiß gibt es Tausende von jungen Männern in den Schützengräben, die überzeugt sind, die höchste Pflicht zu erfüllen. Ich bin sicher, daß die meisten, oder wenigstens viele vom Geiste der Rechtschaffenheit durchdrungen sind; aber daß auch überall jene anderen zu finden sind, die dem Höchsten, was sie kennen, Gewalt antun müssen.

Es schien mir bisweilen, als ob der Gegensatz zwischen der alten und neuen Generation etwas sei, das in jedem Lande dunkel

empfunden werde, daß die Aelteren sich mehr in Abstraktionen verlieren, daß, wenn sie von Patriotismus redeten, wenn sie gewisse theologische oder nationalistische Ausdrücke brauchten, dies für sie mehr Bedeutung hatte, als für die Jungen; daß die Jungen dazu gekommen waren, das Leben mehr vom Gesichtspunkt der Erfahrung aus zu erfassen; daß sie mehr pragmatisch sind (so würde ich in Boston sagen, ich weiß nicht, ob es auch in New York angebracht ist) — daß sie das Leben empirischer auffassen; und als sie nach den Schützengräben auszogen und dies Leben auskosteten, kamen sie zu dem Schlusse, daß es sich nicht der Mühe lohne, daß sie so ihr Leben nicht zu verwenden wünschten. Ich sah einen alten Quäker in England, der mir erzählte: „Meine Söhne kämpfen nicht, sie zerstören Minen." Die Quäker wissen klug zu unterscheiden zwischen dem, was für sie paßt, und was nicht für sie paßt. Dieser Quäker erklärte mir, daß seine Söhne wohl Minen zerstören, aber keine legen wollten. Sie legen überall, wo sie es können, mit Hand an. „Es überrascht mich", fuhr der Quäker fort, „weil sie nie zu den Quäkerversammlungen kamen, aber nun liegt es ihnen sehr daran, ihren Grundsätzen treu zu sein." Nun finde ich das sehr bezeichnend: darin scheint mir wieder der Unterschied zwischen der alten und der neuen Generation zu liegen. Dies mag ein oberflächlicher Eindruck sein, aber die gleichen Eindrücke hatten wir in jedem einzelnen Lande.

Lassen Sie mich noch ein Wort über die Frauen in den verschiedenen Ländern sagen. Die Meinung, daß eine Frau gegen den Krieg sein müsse, einfach und allein, weil sie eine Frau und nicht ein Mann ist, läßt sich natürlich nicht halten. In jedem Lande gibt es viele, viele Frauen, welche den Krieg für unvermeidlich und gerecht halten, welche glauben, daß ihre Söhne mit dem Eintritt in das Heer den denkbar höchsten Dienst leisten; gerade so, wie es in jedem Lande tausende von Männern gibt, die das glauben; unzweifelhaft denkt die Mehrzahl der Frauen und Männer so.

Aber bei den Frauen ist dieser Gedanke doch mit Schmerz verbunden. Denken wir uns einen Künstler, einen Künstler, der bei der Artillerie ist, und stellen wir uns vor, daß er auf ein Kunstwerk, sagen wir St. Marcus in Venedig oder den Dom von Florenz, oder irgend ein anderes wundervolles Bauwerk feuern müsse. Ich bin gewiß, er würde doch etwas mehr Bedenken dabei empfinden, als ein Mann, der niemals etwas Schönes geschaffen hat und seinen Wert nicht kennt. Mit dem gleichen Gefühl sehen gewiß die Frauen jene Soldaten sterben, welche sie von klein auf ernährt hatten, welche sie zur Welt gebracht und bis zum kampffähigen Alter großgezogen hatten. Dieser seltsame Zwiespalt kommt immer und immer wieder zum Vorschein, sogar bei den Frauen, die noch so patriotisch sind und sagen: „Ich habe fünf Söhne und einen Schwiegersohn in den Schützengräben. Ich wollte ich hätte noch

mehr Söhne zu opfern." Sogar diese Frauen lassen, wenn sie sich etwa vergessen, eine gewisse Auflehnung, eine gewisse Klage laut werden gegen die ganzen Zustände.

Was tun nun diese Frauen in den Lazaretten? Sie pflegen die Männer wieder gesund und senden sie zurück zu den Schützengräben, und die Soldaten sagen ihnen: „Ihr seid so freundlich zu uns, wenn wir verwundet sind, Ihr tut Euer Möglichstes, um uns das Leben zu erleichtern und uns wieder herzustellen; warum habt ihr nicht auch ein wenig Mitleid mit uns, wenn wir in den Schützengräben sind? Warum verwendet Ihr nicht einen kleinen Teil dieser Anstrengunng und dieser Güte, um zu versuchen, uns aus diesen elenden Höhlen herauszubringen?"

Das wurde uns nicht nur von den Pfegerinnen eines einzelnen Landes, sondern von allen Seiten bezeugt.

Und es scheint ganz deutlich zu zeigen, daß, mögen wir es zugeben oder nicht, in Europa eine Generation aufgewachsen ist — wie sie zweifellos auch in Amerika aufgewachsen ist — welche sich gegen den Krieg auflehnt. Es ist ein Gott, den sie nicht anerkennen und dem sie nicht dienen wollen: denn all ihr Empfinden, ihre ganze Erziehung zu den höchsten Idealen bäumt sich gegen diese Zustände auf.

Nun schien es mir im allgemeinen möglich zu sein, daß sich ein Kreis von Leuten zusammenfinden könnte, welche aus ihrer eigenen Erfahrung heraus international denken. Sie wissen ja, daß das Recht die am wenigsten internationale Sache ist, die wir haben. Wir haben eine internationale Gemeinde der Wissenschaft; ein Mensch nimmt die Kenntnisse der Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hat, und benutzt diese Kenntnisse ohne zu fragen, ob sie von Engländern oder Deutschen gesammelt wurden. Wir haben ein internationales Postwesen, einen mächtigen internationalen Handel und eine mächtige internationale Finanz; Internationalismus auf allen Gebieten. Aber das Recht hinkt hinterher. und wird vielleicht noch lange hinterher hinken, gerade so, wie sich unsere am meisten eingewurzelten Sitten niemals im Gesetz verkörpert haben.

Wenn Menschen zusammenkommen könnten, welche internationale Erfahrung besitzen, welche sie schon so lang und so unbewußt haben, daß sie nicht nur in internationalen Begriffen, sondern auch in den Tatsachen der Generation leben, in der sie ihrem Geschäft, ihrer Arbeit oder einem der Dinge nachgegangen sind, die so außerordentlich international geworden sind — wenn sie zusammengebracht werden könnten, so könnte man sie veranlassen, ihre Geisteskräfte anzuspannen, nicht um das eine oder andere Land zu vertreten, sondern um das menschliche Leben und die menschliche Erfahrung, wie sie in den letzten zehn Jahren in Europa lebendig war, zu vertreten.

Wenn Menschen dieser Art, mit solcher Lebenserfahrung und solchem Verständnis, versuchten, den kriegführenden Staaten Vorschläge zu machen; Menschen, welche nicht die Ansprüche einer bestimmten Regierung gegen die Forderungen einer anderen vertreten würden, sondern die ganze Lage von einem menschlichen Standpunkt verurteilen würden — ich bin sicher, wenigstens nach meinen Gesprächen mit Dutzenden von Männern in allen Ländern — daß diese Art der Unterhandlung angenommen würde. Und das scheint doch keine Unmöglichkeit zu sein.

Vielleicht der schrecklichste Eindruck, den man empfängt, ist, daß in den verschiedenen Ländern die zur Fortsetzung des Krieges notwendige Stimmung durch die Dinge erzeugt und genährt wird, welche sich im Kriege selbst ereignen. „Deutschland hat dies getan, die Verbündeten jenes, jemand versucht dieses, der andere das zu tun, und wir besiegten sie durch dies und jenes.“ Nun denke ich, daß eine rechte Mutter, die zwei Kinder streiten sieht — nicht aus irgend einem Grunde, den sie angeben können, sondern weil „er dieses tat“ und „ich jenes tat und er mir darum das antat“ — daß solch eine Frau sagen würde: „So kann das nicht weiter gehen, es führt zu nichts anderem, als zu fortwährendem Zank und Streit.“

Und ebenso ist es bei größeren Menschengruppen. Wir alle kennen die Streike, die wochenlang weitergingen, bei denen die ursprüngliche Ursache ganz aus den Augen verloren worden war. Ich glaube, daß etwas in dieser Art auch jetzt in Europa vor sich geht.

Sie kämpfen weiter, um der Dinge willen, die im Kriege getan werden. Das aber ist gewiß ein merkwürdiger Grund, einen Krieg fortzusetzen.

Und was mir und vielen von uns am nötigsten erscheint, ist ein Erwachen der Menschlichkeit. Die Menschlichkeit in den Schützengräben würde diese überbrücken, die menschlich fühlenden Leute in den verschiedenen Ländern würden den Krieg nicht länger aushalten, und die auswärtigen Aemter würden zu ihren eigentlichen Aufgaben — zu den diplomatischen Verhandlungen statt der militärischen Aktionen — zurückkehren, wenn das Menschliche im Menschen erlöst werden könnte, statt daß man es stets auf dem Siedepunkt erhält durch Aufzählen der Grausamkeiten, die hier und dort und überall begangen worden seien. Ich weiß nicht, wie das zustande gebracht werden könnte, und ich gebe zu, daß es eine recht einfache Auffassung einer sehr ernsten und verwickelten Sachlage ist. Aber wenn man so herumkommt und überall dieselbe Sorge sieht, denselben Verlust an Menschenleben, wenn man erlebt, daß man mit keiner Frau reden kann — sei es auch über dem Kriege noch so fernliegende Dinge — ohne daß man einen tiefen Zwiespalt in ihr wahrnimmt, daß, währenddem sie äußerlich tapfer erscheint und

ihren gewohnten Geschäften nachgeht, weil sie damit ihrem Lande zu dienen vermeint, ihr Herz doch mit Trauer erfüllt ist — dann kommt es einem zum Bewußtsein, daß sich zuletzt doch die menschliche Natur aufbäumen muß. Die fanatische Begeisterung, die in jedem Lande so groß und so schön ist, kann nicht andauern. Die Woge muß wieder zurückfluten. Sie kann sich nicht ins Unendliche in der Höhe halten. Dann werden die Menschen die fürchterlichen Dinge gewahren, die geschehen sind; dann werden sie ernst und still die Verluste an Menschenleben zählen und die Schulden berechnen, die sie für kommende Jahre auf sich geladen haben.

Ich könnte noch von vielem erzählen, das wir gesehen haben. Der Papst gab uns eine halbstündige Audienz. Die Männer, die religiöse Verantwortlichkeit tragen, empfinden schwer, was sich in Europa ereignet: während die verschiedenen Länder im Krieg einen Rückgang der Zivilisation erblicken, sehen die Kirchen ihn als Rückschritt in der Religion an, weil er Feindseligkeit erzeugt und das Werk von Jahren zerreißt und zerstört. Und doch sind wir alle scheinbar machtlos, das Eine zu tun, das ihn beendigen könnte. Wir sprachen nicht über die Friedensbedingungen bei unseren Unterredungen; das hätte die Sache nur verwirrt. Wir sagten nur: „Warum nicht darüber nachdenken, was getan werden könnte, um in irgend einer Form sich zusammenzufinden? Wie entdecken, was getan werden könnte, um die Entscheidungen auf andere Art herbeizuführen, als durch militärische Aktionen?" Soweit konnten wir ohne Mißverständnis und ohne Anstoß zu erregen gehen und auf diesem Boden begegnete man uns mit der größten Höflichkeit — in meinen Augen war es sogar mehr als Höflichkeit. Es wurde — wie ein Engländer sich ausdrückte — wie ein frischer Luftzug aufgenommen, daß da nun einmal jemand komme, um von etwas zu reden, das nicht Krieg sei. Wir kamen in das Zimmer eines der Premierminister Europas, eines großen, grauhaarigen Gewaltigen. Wir brachten ihm unser Anliegen vor und er sagte nichts. Ich besaß nie sehr viel Selbstvertrauen, ich bin nie so unbedingt sicher, das Richtige zu treffen — darum sagte ich zu ihm:

„Das mag Ihnen ja sehr närrisch vorkommen, daß Frauen in dieser Mission umherziehen; aber schließlich ist die Welt so seltsam in dieser neuen Kriegslage, daß unsere Mission vielleicht nicht seltsamer und närrischer ist, als alles übrige."

Da schlug er mit der Faust auf den Tisch: „Närrisch?" sagte er, „durchaus nicht. Dies sind die ersten vernünftigen Worte, die seit zehn Wochen in diesem Zimmer gesprochen worden sind."

Er fuhr fort: „Diese Türe öffnet sich von Zeit zu Zeit, und die Leute kommen und sagen: Herr Minister, wir müssen mehr Soldaten haben, wir müssen mehr Munition haben, wir müssen mehr Geld haben. Wir können diesen Krieg nicht fortsetzen ohne mehr von diesem und jenem zu haben. Und nun öffnet sich die Tür

und es kommen Zwei und sagen: Herr Minister, warum nicht durch Verhandlungen statt durch Krieg die Sache zu Ende bringen? — Das sind vernünftige Leute."

Andere sagten uns natürlich, er sei ein alter Mann, dieser Premierminister und er habe nicht viel Einfluß. Er war immerhin ein Vertreter der Regierung in hoher Stellung und das waren seine Worte. Und wir hörten andere Aussprüche gleicher Art von allerlei Menschen mit oder ohne öffentliche Würden. Sie gehörten zu den kriegführenden Völkern und können sich nicht frei aussprechen.

Noch etwas möchte ich sagen und damit schließen: daß man nämlich das Gerede gegen den Militarismus und den Glauben, daß er durch einen Gegenmilitarismus vernichtet werden könne, als die größtmögliche Täuschung empfindet, die sich des menschlichen Geistes bemächtigen kann. England spricht gern und scharf gegen das, was es Militarismus nennt, aber wenn England die allgemeine Wehrpflicht einführt, dann wird, wenigstens für den Augenblick, der Militarismus, den sie zu bekämpfen glauben, Großbritanien selbst erobert haben, Großbritanien, das so stolz darauf war, ein frei angeworbenes und nicht auf der allgemeinen Wehrpflicht zustande gekommenes Heer zu haben. Und wenn die jungen Männer Frankreichs, die ihr Leben in der fruchtlosen Anstrengung aufs Spiel setzen, die Leute aus den Schützengräben zu treiben, überzeugt sind, daß Frankreich sich rüsten müsse, wie nie zuvor, und daß es sich in ein Militärlager verwandeln müsse, wie sie mit Vorliebe sagen – dann hat natürlich der militaristische Gedanke Frankreich erobert. —

Die alte Anschauung, daß man einem Menschen einen Glauben mit der Gewalt der Bajonette beibringen könne, ist wieder in Kraft. Es ist ebenso unsinnig zu denken, daß, wenn der Militarismus eine Idee oder ein Ideal ist, er durch einen Gegenmilitarismus oder durch einen Bajonettangriff umzuwandeln oder zu vernichten sei. Und die jungen Leute in diesen verschiedenen Ländern sagen von eben diesen Bajonettangriffen: „Das ist das, woran wir nicht denken mögen." Wir hörten in allen Ländern ähnliche Angaben über die Notwendigkeit der Anwendung von Alkohol als Betäubungsmittel vor einem Bajonettangriff; – daß sie in Deutschland eine bestimmte Vorschrift darüber haben, daß sie in England Rum, in Frankreich Absinth geben – daß sie sie überall in einen „Dusel" versetzen müssen, um den Bajonettangriff möglich zu machen. Gibt das nicht zu denken?

Niemand weiß, wer für den Krieg verantwortlich zu machen ist; alle kriegführenden Nationen sind verantwortlich und klagen einander an. Aber zuletzt muß die Menschlichkeit doch wieder zur Geltung kommen. Die alten Elemente menschlichen Verstehens und menschlicher Güte müssen wieder in den Vordergrund treten, und dann könnte es wohl sein, daß sie den Neutralen Vorwürfe machten und

sagten: „Was war mit Euch, daß Ihr Euch still verhieltet, während diese entsetzlichen Dinge geschahen, und unsere Leute für einen Augenblick die Besinnung verloren hatten in diesem Fanatismus nationalen Empfindens?" Und sie hätten ein Recht zu sagen: „Ihr waret weit genug entfernt, um nicht hineingezogen zu werden, und doch habt ihr gezögert, bis wir die Blüte der europäischen Jugend verloren haben?"

Jane Addams. (Uebersetzt von C. R. und D. S.).

Zur deutschen Friedensarbeit.

(Fortsetzung.)

2. Die deutsche Jugend.

Zu den verheißungsvollsten Zeichen einer neuen Zeit, die hinter der heutigen Katastrophe aufsteigt, gehört die Botschaft, die wir aus dem Munde äußerst Kundiger, und zwar aus verschiedenen Ländern, besonders aber aus Deutschland und England, vernehmen: die Jugend, wenigstens ihre geistige Auslese, ist nicht mit dem Herzen in diesem Kriege. Sie ist ausgezogen, willig und auch mit Enthusiasmus, soweit es darauf ankam, das Leben ihrem Volke zu weihen, aber der Krieg selbst ist ihr im Grunde ihres Herzens verhaßt; ihr sind höhere Ideale aufgegangen.[1]) Auch wir könnten dafür mancherlei Beweise beibringen. Wir zählen für die Verwirklichung unserer Hoffnungen vor allem auf diese Jugend, die daheim gebliebene und die einst aus den Schützengräben zurückkehrende, die freilich — o furchtbare Tragik! — so vieler ihrer Edelsten beraubte, aber dafür selbst durch ungeheure Erlebnisse veredelte. Denn bei dieser Jugend glauben wir, daß die guten Wirkungen des Krieges die schlimmen weit überwiegen werden.

Zwei Zeichen dieses neuen Geistes, der sich in der Jugend regt, seien aus Deutschland berichtet.

In Berlin (Charlottenburg) sind begeisterte junge Männer daran, eine „soziale Jugendbewegung" ins Leben zu rufen, oder, wie vielleicht besser zu sagen wäre, der schon vorhandenen eine neue Gestalt zu geben. „Sozial" heißt ihnen dabei so viel als „sozialistisch". Der Sozialismus soll aber vom Materialismus abgelöst und auf einen idealistischen und religiösen Boden gepflanzt werden, ohne dabei an Schärfe der revolutionären Forderung etwas aufzugeben. Fichte bedeutet dieser Jugend mehr als Marx, ohne daß sie jedoch das Große, das Marx gebracht, vergessen möchte. Der Klassen-

[1]) Vgl. dazu das auf Seite 538—540 Gesagte.

kampf erscheint auch ihr notwendig, nur soll er nicht irgend einem beschränkten Ziele, sondern dem Menschlichen und Ewigen dienen.

Die Bewegung hat sich ein eigenes Organ geschaffen; es nennt sich: „Der Aufbruch, Monatsblätter aus der sozialen Jugendbewegung" (Verlag von Eugen Diederichs in Jena). Sie will auf dem Boden der „Wissenschaft" im Sinne Fichtes stehen, d. h. auf dem Boden des Glaubens an den Geist, der die Welt im sittlichen Willen gestaltet, will allen Dogmatismus vermeiden, auch gegnerischen Bestrebungen Rede stehen, das Wort „Jugend" weniger im Sinne des Kalenders als des Herzens fassen. Für alle Mithilfe sind die Führer des Werkes von Herzen dankbar. (Adresse hiefür: Ernst Joel, Wielandstraße 18, Charlottenburg.)

Es ist ein hochsinniges Streben, das unsere tiefste Sympathie besitzt. Sollte es mit den Formen, die es vorläufig annimmt, nicht Erfolg haben, so hätte das nicht so viel zu bedeuten; Formen werden sich schon finden, die Hauptsache ist, daß der Geist weht.

In diesem Zusammenhang wollen wir auch noch erwähnen, daß die Leitung der neuen Bewegung zugleich auch die der Berliner Freistudentenschaft ist und daß sie den Mut gehabt hat, in deren Namen eine Reihe von „Flugblättern an die deutsche Jugend" herauszugeben, die einer idealistischen Neuorientierung des deutsch-nationalen Lebens dienen sollen. Es sind lauter „Stimmen der Meister": Fichte: Was ein Volk sei. 2. Platon: Von den königlichen Philosophen. 3. Schleiermacher: Jugend und Alter. 4. Schiller: Not und Freiheit. 5. Arndt: Geist der Zeit. 6. Kleist: Was gilt es in diesem Kriege? — Zu diesen Stimmen aus früheren Tagen sollen sich solche aus der Gegenwart gesellen.

Und nun noch einmal die Frage: Inwiefern können wir diese Bestrebungen unter der Rubrik: Friedensarbeit bringen? Die Antwort ist: Das ist der Geist, der ein neues Geschlecht und damit Frieden schafft. Freilich macht eine Schwalbe noch keinen Sommer, aber wir glauben nicht, daß es sich bloß um eine Schwalbe handelt.

L. R.

Dichterstimmen.

Das Wort.

Und keine Taten, Worte nur!
So klingt ein altes Klagen.
Die Klage sucht auf falscher Spur:
Das Wort muß weiter tragen.

Das hohle Wort, das Plapperwort
Gleicht freilich Schaum am Meere;
Doch Zorneswort und Liebeswort
Entzündet Feuerheere.

Das Wort, das sich vom Herzen ringt,
Ist Glut und Lebensflamme,
Die Wege weisend vorwärts dringt
Voran dem Menschenstamme.

Das Wort hat einen eignen Klang,
Wenn es vom Geist getragen;
Gleich Flügelpferden sprüht's am Strang
Vor einem Götterwagen.

Und göttlich wirkt der Worte Schar,
Bringt Licht und lindert Schmerzen.
Das Wort, das gut und rein und klar,
Ist Tat der vollen Herzen.

U. W. Zürcher.

Morgenruf.

Mann und Frau frei zu Wahrheit und Güte,
Brüder und Schwestern Selbstsuchtüberwinder,
Erlöser vom Bösen mit reinem Gemüte,
Christi Jünger, Lichtschöpfer, Lichtfinder!

Otto Volkart.

Komm', Zukunft!

Ueber die ganze Erde schreit das Leiden,
Schuldbesudelt sind die Völker.
Wir verdecken unsre Stirnen vor Schande,
Und vor Schmach erbleichen wir.
Aus grenzenlosem Gram
Auf, zerquälte Menschheit!
Dem Haß die Knechtschaft zu weigern,
Zu dienen der Liebe!

Otto Volkart.

Der Friedensgott.[1])

Sie flehten ihn an im blutigen Krieg;
In allen Kirchen erhoben,
In allen Ländern die Arme sie:
Gib uns den Sieg da droben!

[1]) Wir möchten die Gelegenheit zu dem Hinweis benutzen, daß von dem Verfasser dieses Gedichtes neulich ein Bändchen erschienen ist: „Verse zum Weltkrieg" (Genossenschaftsdruckerei, Basel). Es sei unsern Lesern empfohlen.

Vernichte der Feinde Waffen und Wehr,
Den unsern aber gib Segen! —
Da nahm der Höchste die Wage zur Hand,
Das Recht und die Sünde zu wägen.

Auf eine der Schalen türmte hoch
Die Bitten ein Engel zur Linken.
Die Schale sah man mit ihrer Last
Sich langsam neigen und sinken.

Da trat ein Engel zur Rechten auf,
Der legte still in die zweite
Der Schalen ein schuldlos Kinderherz,
Zerrissen im wütenden Streite.

Das Herzelein wog so seltsam schwer;
Tief drückt' es die Wage nieder.
Die tausend Gebete schnellten auf
Und schwebten zur Erde wieder.

Der Ewige aber sprach erzürnt:
Auf meinen Segen verzichtet! —
Wer dem Geringsten ein Leids getan,
Hat's mir getan — und ist gerichtet!

H. Thurow.

Der Sieger.

Durch des Dom's gezierte Wölbung
Durch die Erker in die Tiefe,
Wo noch jüngst um fromme Beter
Orgelklänge leis' verebbten
Und das Segenswort des Priesters
Frieden in die Herzen träufte,
Schlugen Bomben . . .!

Schüttelten die Riesensäulen,
Fegten Ampeln von den Ketten,
Sprühten Funken in die Trümmer,
Warfen Särge aus den Gräbern . . .

Sanfte, liebliche Madonnen
Weinten ob des Höllenfrevels
Aus den sehnsuchtsstillen Augen
Ihre bangen letzten Tränen.

Enger um die tote Feste
Straffte sich der Ring der Feinde,

Durch das aufgesprengte Domtor
Triumphierend, schritt der Sieger
Zum Altar.

Vor das Standbild einer schönen
Mutter Gottes, die vom Feuer
Halb zermürbt noch um ihr zartes
Kindlein hielt den Arm geschlungen,
Kniete betend hin
Der Krieger.

Plötzlich neigte sich die schöne
Mutter Gottes und zerfiel
In Staub . . .

H. Thurow.

Wer siegt?

Wir müssen siegen,
Schallt's auf beiden Seiten,
Wir lassen nimmer ab mit Streiten,
Bis wir den Gegner unterkriegen:
So siegt der Tod.
Lernt endlich euch die Hände geben,
Euch über euern Wahn erheben!
So siegt das Leben,
Sieget Gott.

W. K.

Rundschau.

Ein Nachwort. Der Schluß meines Artikels: „Militarismus und Pazifismus im heutigen Deutschland" scheint da und dort den Eindruck erweckt zu haben, als halte ich im Ernst die Deutschen für das einzige Volk, das dazu berufen sei „nicht zu sein wie die andern." Ich glaube dieser Meinung am besten dadurch zu begegnen, wenn ich diese Art von Selbstbeurteilung für den glattesten Weg zum sittlichen Selbstruin erkläre. In Wirklichkeit soll ja kein Volk sein „wie alle andern". Jedes hat seine eigene Natur und auf deren Grund auch seine eigene sittliche Note, deren Ton im Chor der Völker stark und vernehmlich gehört werden soll. Ihn in diesem Maß zu erzeugen verlangt aber die Anspannung aller sittlichen Kräfte einer Nation. Diesen letzten Weg ist von den drei genannten Völkern kein einziges zu Ende gegangen. Bei allen dreien ist vielmehr deutlich der Punkt wahrzunehmen, wo sie sich selbst untreu wurden, indem sie den Weg der Gewalt einschlugen. In England bezeichnet die Revolution in ihrem Resultat den vollen Rückfall aus dem neuen ins alte Testament. Die französische Revolution ließ nach einem kurzen idealen Anlauf den dynastischen Absolutismus, den sie eben entthront hatte, im national-französischen wieder aufleben. Napoleonismus, königliche Restauration, neue Republik machten hierin keinen Unterschied. Die Entschuldigung der Franzosen für diesen Rückfall liegt bekanntlich in dem Druck der reaktionären Mächte in- und außerhalb Frankreichs. Sie hätten das aus der Revolution wiedergeborene in die alten Bahnen der Gewalt gedrängt. Gut, dann mögen die

Franzosen aber auch die Deutschen entschuldigen, wenn diese ihre Einigung nicht anders denn als auf dem Weg der Gewaltübung nach außen zustande brachten; wenn erst das Jahr 1870/71 vollenden mußte, was das Jahr 1848 nicht leisten konnte. Der Weg zur Besserung ist mithin für alle Völker derselbe. Sie mögen sich auf den Punkt zurück besinnen, wo sie sich selber untreu wurden, wo sie ihr Ideal vergaßen und wurden „wie alle andern."

Durch ein Versehen ist mir keine Druckkorrektur zugekommen. So seien zum Schluß noch einige Fehler berichtigt. In Abschnitt IV, Zeile 2 lies: privaten Erwerbs- und Eigentumsrechtes. Abschnitt X, Zeile 2: volksrepräsentativen. Zeile 18 und 19: Gott, dem schaffenden, richtenden und gnädig wieder aufrichtenden Geiste. Schlußabschnitt, Zeile 3: Die Dämmerung aller irdischen Götter. R. Planck.

Nochmals Fall Baudraz. Es war zu erwarten, daß man sich über die in den Neuen Wegen erschienene Erklärung zum Fall Baudraz hermachen und sie mit der Lupe untersuchen würde, um darin irgend ein Härchen zu finden. Dieses hat sich denn auch richtig gefunden. Es ist der Satz: „Wir lassen es dahingestellt, ob ernsthafte christliche Gesinnung in jedem Fall zur Verweigerung des Militärdienstes führen müsse." Daß dieser Satz in der Erklärung steht, soll nun ein Zeichen von Unklarheit, Halbheit und andern schönen Dingen sein. So stehts in einer Anzahl von Kirchenblättern zu lesen. In Wirklichkeit ist es ein Zeichen der Illoyalität dieser theologischen Beurteiler, wenn sie den Satz so auslegen. Die Unterzeichner erklären, die Ueberzeugung jenes Mannes zu teilen, „daß der Krieg und was dazu gehöre, mit der Welt, die Christus wolle, in unerträglichem Widerspruch stehe und daß ein wirklicher Glaube an den allmächtigen und gütigen Gott uns andere Wege für das Zusammenleben der Völker weise." Sie erklären ferner, daß sie die Art, wie Baudraz aus dieser Ueberzeugung die praktischen Konsequenzen gezogen, für edel und einem echten Jünger Christi angemessen halten. Wenn sie aber dies tun, möchten sie damit nicht erklären, daß alle diejenigen, die sich mit dem Problem „Christentum und Militärdienst" auf andere Weise abfinden, keine ernste christliche Gesinnung hätten und keine echten Jünger Christi seien. Sie wissen, daß es in den Schützengräben Menschen gibt, die mit tiefem Schmerz den Krieg mitmachen, trotzdem sie ihn für ein Werk widergöttlicher Mächte halten, einfach, weil sie meinen, diese Not mit den andern tragen zu müssen. Diesen Menschen, denen es mit der Jüngerschaft Christi bitter ernst ist, wollten wir nicht zu nahe treten. Wir hegen für sie die tiefste Achtung und Liebe. Es ist keine Unklarheit oder Halbheit, wenn wir nicht einfach den einen Weg für den allein richtigen erklären. Denn für uns ist die Frage, welcher von beiden Wegen: leidendes Mitmachen oder Verweigerung, der rechte sei, nicht eine Sache objektiver und dogmatischer Feststellung, sondern rein persönlicher Gewissensentscheidung. Jeder der beiden Wege kann je nach den Menschen und Umständen recht sein. Die Scheidelinie zwischen christlicher und nichtchristlicher Gesinnung ist für uns bloß die grundsätzliche Stellung zum Kriege überhaupt.

Was wollten wir denn mit unserer Erklärung? Wir wollten Baudraz nicht allein lassen, wollten zu der Gesinnung stehen, wo-

raus seine Tat geflossen, ohne aus dieser ein Credo oder ein Dogma zu machen. Wir wollten dabei alles Provozierende und Sensationelle vermeiden, keinen Lärm machen, keine Propoganda treiben, alles dies, damit eine Sache, die wir gern in der Stille wachsen und reifen lassen möchten, nicht zu früh in den Tagesstreit gezerrt werde. Wir wollten nur tun, was sein mußte und nicht mehr. Ich glaube mit Sicherheit sagen zu dürfen, daß dies die Gesinnung aller Unterzeichneten war. Nichts wäre ihnen leichter gewesen, als einen radikaleren Ton anzuschlagen, aber sie wollten dies aus guten und reinen Gründen nicht.

Ich nenne es daher nochmals Illoyalität, wenn man ein Verhalten, das den reinsten und besten Beweggründen entstammte, nun als Zeichen von intellektueller oder sittlicher Minderwertigkeit hinstellen will. Was für ein Geschrei wäre entstanden, wenn wir den Schein erregt hätten, als ob wir den Weg, den Baudraz gegangen, für den einem Jünger Christi allein möglichen hielten! Wie hätte man uns auf alle jene Jünger Christi im Schützengraben hingewiesen und uns des Richtens und Verdammens angeklagt! Und wenn wir herausfordernder gewesen wären — mir läuten schon beim Gedanken daran die Ohren von dem Gehöhne, wir wollten einen wohlfeilen Märtyrernimbus suchen, wollten Lärm machen und so fort! Wer wollte es dieser Art von Leuten — dem homo theologicus rabiosus — recht machen?

Kurz, wir wußten, was wir wollten und wissen, daß wir überlegt und reinen Herzens so gehandelt haben, wie es uns Pflicht schien. Natürlich kann eine solche, notwendigerweise kurze, Formel ihre Fehler haben, und es soll nicht behauptet werden, daß die gewählte die beste unter den möglichen gewesen sei; aber die Art, wie diese Theologen sie schlecht machen, beweist trotzdem nur wieder, wie wenig bona fides in diesen Kreisen vorhanden ist. L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Den Aufsatz über Tolstoj bringen wir zur fünften Wiederkehr seines Todestages. Tolstoj ist heute lebendiger als er je war. Es wird im nächsten Heft ein zweiter Aufsatz folgen, der den ersten trefflich ergänzt.

Der Aufsatz von Th. B. „Umlernen" bedeutet eine Fortführung der Diskussion über die Krise des Sozialismus. Er vertritt natürlich, wie alle diese Beiträge, bloß die persönliche Meinung des Autors. Eine Erwiderung wird in einem der nächsten Hefte folgen.

Verdankung.

Für die Armenier. Von B. in D. 20 Fr. Von E. in B. 15 Fr. Von Ungenannt in B. 10 Fr.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus.[1]

2. Kor. 5, 19: Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst.

Es gehört zum Schmerzlichsten, was wir erleben können, daß man fast über gar nichts so schwer mit den Menschen reden kann ohne Mißverständnis, als über Gott, gerade über Gott! Vielleicht liegt uns gar nicht daran, besonders viel von ihm zu reden, aber gelegentlich drängt sich doch alles, was in uns ist, in dieses eine Wort zusammen, aller Schmerz, aller Trost, aller Zorn, alle Liebe, alle letzten Wahrheiten, die unser Leben leiten — und wir dürfen es nicht aussprechen, weil wir wissen, daß es Verlegenheit erzeugen würde, wenn nicht Schlimmeres! Oder wir sprechen es aus und gewahren sofort eine merkwürdige Wirkung: die Mienen verändern sich, ein Schatten legt sich darauf, vielleicht auch zeigt sich etwas wie Verwunderung, als ob wir plötzlich einen Rückfall ins Kindertum erfahren hätten, vielleicht regt sich sogar Zorn. Das ist uns ein solches Weh. So richtet sich plötzlich eine Mauer auf zwischen uns und Menschen, die uns vielleicht sonst so nahe stehen. Wie ist das möglich? Zwar das können wir wohl begreifen, daß man sich über Gott nicht leicht versteht; denn Gott ist ja gerade auch der Ausdruck für das Allertiefste, also auch das Eigenartigste, das Besonderste in uns und darin verstehen wir uns bekanntlich nie ganz. Aber auf der andern Seite ist er doch wieder und gerade erst recht das Allgemeinste, was es gibt, unser aller gemeinsamer Lebensgrund; sollten wir uns über ihn nicht verstehen können, wie wir uns über Heimat und Liebe, Vater und Mutter verstehen? Wie kann denn das Wort „Gott" Befremdung, ja Zorn und Haß hervorrufen? Für uns ist ja Gott ein Wort voll Sonnenschein und Freiheit; es meint

[1]) Predigt, gehalten am 31. Oktober 1915 in der Kirche von Oberstraß in Zürich.

für uns lauter Freude, Leben, Wahrheit, Höhe — wie ist es möglich, daß wir mit keinem andern Worte die Menschen so sehr erkälten und erbittern können, wie gerade mit diesem? Sollte der Grund das sein, was man Unglauben nennt? Ob es wirklich einen solchen Unglauben, einen sogenannten Atheismus, gibt? Ob nicht in ihrer innersten Tiefe, da, wo sie ganz bei sich selbst ist, da, wo sie Kind ist und bleibt, jede Seele an Gott glaubt, wie das Kind an den Vater, jede Seele über ihren den Menschen vorgespiegelten Unglauben lächelt? Ob da etwa die berühmten Bedenken, die von Wissenschaft und Philosophie her kommen, irgend einen Eindruck machen? Ich glaube es nicht. Aber noch einmal: woher kommt es denn, daß kein Wort solche Stürme des Zornes und Hasses entfesseln kann, als das Wort „Gott?" Wir fügen aber noch die Frage hinzu, ob nicht wir selbst gelegentlich auch dieses Wort auf eine Weise gehört haben, daß es uns beinahe entleidet ist? Und haben wir nicht auch oft *von innen her* Schwierigkeiten empfunden, von Gott zu reden? Ja, ich frage: Ist uns das Gefühl des Schmerzes, ja Zornes beim Hören dieses Wortes ganz fremd? Es müssen tiefe und schwere Dinge sein, die zwischen Gott und den Menschen treten, die Streit zwischen ihnen stiften können.

Wir werden nicht den Anspruch machen, die letzten Tiefen dieses Geheimnisses ergründen zu wollen, aber ich möchte euch doch sagen, daß ich beim Nachdenken darüber immer wieder auf eine Doppeltatsache gestoßen bin, die mir die Haupturſache dieser Entzweiung zwischen Gott und Mensch zu sein scheint. Die Ursache liegt zum Teil bei Gott selbst — oder scheint doch bei ihm zu liegen — zum Teil bei den *Menschen*.

Sie liegt bei Gott selbst, oder *scheint* doch bei ihm zu liegen. Denn in Wirklichkeit handelt es sich wohl um ein Mißverständnis. Gott stellt sich — wirklich oder scheinbar — den Menschen so dar, daß sie ihn meinen hassen zu müssen und — fügen wir hinzu — nicht mit Unrecht, wenn Gott wirklich so wäre, wie er sich ihren Gedanken darstellt. Lasset mich, um klar zu machen, was ich meine, an eine kleine Geschichte anknüpfen, die ich vor nicht langer Zeit erlebt habe und die mir viel gesagt hat. Es war nach dem Abschluß einer Reihe von Religionsunterrichtsstunden, worin wir uns bemüht hatten, den Schülern Prophetengestalten des alten Testamentes nahe zu bringen und ihnen besonders die Art und Kraft ihres Gottesglaubens verständlich zu machen. Da kamen die zwei Schülerinnen, die sich am lebhaftesten an dem Unterricht beteiligt hatten, zu mir und gestanden mir frei, zu meiner nicht kleinen Ueberraschung, daß sie durchaus nicht an Gott glaubten. Für die Eine war es ein tiefer Schmerz. Sie hatte das Gefühl, daß sie glauben sollte, daß sie beten müßte, daß Gott ihr zürne, weil sie es nicht tue, aber dieses Gefühl legte sich erst recht wie eine Wolke zwischen Gott und ihre Seele. Die Andere aber erklärte sehr entschieden, daß sie froh sei, nicht an Gott zu glauben. Auf meine, wie ihr begreifen werdet, etwas erstaunte

Frage, wie sie das meine, erklärte sie, es sei viel schöner und leichter ohne Gott zu leben, denn da man doch nicht so gut sein könne, wie Gott es verlange, so sei man durch ihn nur immer beengt und bedrückt. Immerhin wollten sie von mir eine Antwort haben. Vielleicht möchten auch Einige von euch gern wissen, was ich diesen guten und feinen Kindern gesagt habe. Sie werden es aus dem, was ich weiter auszuführen habe, erraten. Ich möchte euch vorläufig nur fragen: Verrät sich in diesem Kinderbekenntnis nicht auf eine Weise, die ich beinahe klassisch nennen möchte, dieses Schwanken der Menschenseele zwischen Glauben und Unglauben? Denn der Unglaube dieser Kinder hatte ja ganz naiv den Glauben zur Voraussetzung. Sie glaubten an den Gott, mit dem sie aber aus verschiedenen Gründen nicht in das rechte Verhältnis treten konnten. Und zeigt sich darin nicht ebenso klassisch ein Hauptgrund, der die Menschen gegen Gott einnimmt, sie mit ihm entzweit? *Gott erscheint ihnen als Bedrücker.* Er fordert von ihnen Dinge, die sie nicht leisten können: einen Glauben, dessen sie nicht fähig sind, eine sittliche Höhe und Reinheit, die über ihre Kraft zu gehen scheint. Er ist ihr Ankläger, ihr Richter. Er raubt ihnen die *Freiheit*, er ist die Unfreiheit, dazu die Ungerechtigkeit. Der Freiheitsdrang der Seele lehnt sich gegen ihn auf. Es gibt freilich demütige Seelen, denen diese Empfindung fremd bleibt, aber es gibt auch titanische Seelen, die eine solche Knechtschaft nicht ertragen wollen. Einer der leidenschaftlichsten dieser Titanen, die je gegen Gottes Thron aufrührerisch angestürmt sind, Friedrich Nietzsche, hat uns einmal dieses Geheimnis verraten: er will diesen *Zuschauer* bei all seinem Tun nicht haben. Man pflegt in ernsten religiösen Kreisen, wenn man auf dieses Rätsel des Gotteshasses zu sprechen kommt, sofort auf die Erklärung zu verfallen, er rühre daher, daß der Mensch sich von Gott *gerichtet* fühle, daß er wisse, er müßte ein Anderer werden, wenn Gott wäre und ihn daher lieber leugne und, da er doch nicht an die Verneinung glaube, ihn hasse. Wir wollen das Zutreffende an dieser Erklärung nicht leugnen, aber wir fragen: Wie kommt denn der Mensch dazu, Gott, den Guten und das Gute Fordernden, als hassenswert zu empfinden? Sollte da nicht doch ein Mißverständnis walten? Wie könnte dieses aufgehoben werden? Und ebenso verhält es sich mit dem sogenannten Unglauben: man wendet sich mit Zorn, ja Haß gegen Gott, weil man nicht an ihn glauben kann. Sollte nicht auch da ein Mißverständnis walten?

Der Mensch wendet sich gegen Gott, weil dieser die Freiheit seiner Seele zu unterdrücken scheint, weil er ihm als Gegner, ja Feind vorkommt. Aber er wendet sich auch gegen ihn, weil er ihn *nicht verstehen* kann, weil er von ihm *enttäuscht* wird. Hier berühren wir eine Erfahrung, die jeder von uns kennt. Es ist der Zwiespalt zwischen Gottes Weg und unserem Wege, über den die Klage und Anklage durch alle Zeiten geht. Gott ist so anders, als er nach un-

serer Meinung sein sollte — mit uns und mit der Welt. Er läßt das Unrecht triumphieren, da er doch dem Recht zum Sieg verhelfen sollte; er versagt seine Hilfe, wo wir ihrer glaubten sicher sein zu dürfen; ja, wir erleben Dinge, die es uns schwer machen, an seine Liebe zu glauben. Das Unerwartetste, Unmöglichste, Sinnloseste kann über uns kommen, himmelschreiendes Unrecht, schändliche Mißhandlung und Entwürdigung; wir mögen uns als Spielball dämonischer Mächte vorkommen, die sich an unserer Plage ergötzen, und an die Stelle des Vaterantlitzes mag die kalte, höhnische Maske eines blinden Schicksals treten. Denn mag ein Mensch, gerade weil er treu und innig auf Gott vertraut hat, in Klage, ja Anklage gegen Gott ausbrechen und zuletzt mag wohl auch Zorn und Haß daraus werden. So sind wir Menschen begegnet, in denen ein ganzes unseliges Menschenlos aus düsteren Tiefen gegen uns aufschrie, wenn wir von Gott redeten, sodaß wir tief erschrocken standen — aber wem von uns wäre diese Empfindung völlig fremd? Und wenn dann vollends über die ganze Welt Geschicke hereinbrechen, wie in unseren Tagen, wollen wir uns wundern, wenn Viele Gott nicht mehr verstehen? Will er nicht uns selbst manchmal entschwinden in Rätsel, Furcht und Grauen?

So scheint von Gott her die Ursache zu kommen, daß wir ihm entfremdet, entzweit werden. Wir verstehen ihn nicht; er scheint uns fremd zu sein, ja, unser Gegner, unser Feind. Wir können dazu gelangen, ihn zu hassen, das Wort „Gott" zu hassen!

Aber irre ich mich wohl, wenn ich glaube, daß an dieser Erscheinung der Auflehnung gegen Gott noch viel mehr die Menschen schuld seien, die Menschen, die, indem sie sich zu Gott bekennen, von Gott reden, Gott vertreten wollen, sein Bild für die Menschen entstellen, verunreinigen, verhaßt machen?

Hier stoßen wir zunächst auf Tatsachen, die zu bekannt sind, als daß wir davon lange zu reden brauchten. Wir wissen, daß der sogenannte Unglaube der Welt zum großen Teil durch die Bekenner des Glaubens verschuldet ist. Gerade weil Gott etwas so Großes ist, so werden durch das Bekenntnis zu ihm auch große Erwartungen erregt. Wenn ein Mensch oder eine Gemeinschaft von Menschen wirklich an Gott glaubt, dann muß dies ja große, umwälzende Folgen haben. Solche Menschen müssen das Leben ganz anders anschauen und anfassen als die Ungläubigen. Sie werden furchtlos sein, wo diese Angst haben; sie werden freudig sein, wo diese sorgen; sie werden frei sein, wo diese gebunden sind, frei besonders von der Welt, ihrem Besitz, ihrer Ehre, ihrem Glück; sie werden voran gehen bei jedem guten, kühnen Tun, jedem schweren Kampf; es wird Freude, Kraft, Liebe, Segen von ihnen ausgehen. Wo nun die Gläubigen in allen diesen Dingen nicht anders sind als die Ungläubigen, ja manchmal eher schlimmer als besser, da ist die Enttäuschung ebenso groß, als vorher die Erwartung. Das ist der Grund so vielen Zweifels und Hohnes gegenüber dem Gottesglauben. Nichts wäre der Menschen-

seele im Grunde lieber, als glauben zu können. Sie horcht hoch auf, wo jemand kommt, der Glauben hat, und nichts erregt größere Freude auch bei den Ungläubigen als eine wirkliche Tat des Glaubens. Aber wenn das Höchste enttäuscht wird, dann wird die Bitterkeit, die dadurch erregt wird, eine mehr als gewöhnliche Form annehmen. Sie kann dann zum Gotteshasse werden. Wenn in vergangenen Jahren die Flamme dieses Hasses gelegentlich aus der Mitte von sozialistischen Volksversammlungen emporschlug — angefacht durch leidenschaftliche Redner — was Anderes war die Ursache davon, als daß dieses Volk, das so lange schwer gedrückte, mißbrauchte, unverstandene, mit dem großen Glauben, der dem Herzen des einfachen Volkes, wie dem des Kindes, so natürlich ist, auf die Hilfe gewartet hatte, die ihm im Namen des Gottes, an den die christliche Gesellschaft zu glauben vorgab, kommen sollte, und umsonst gewartet? Dieser Haß ist, wenn irgend einer, die Frucht enttäuschten Vertrauens. Aber wenn es immer nur Haß wäre! Im Haß ist doch wenigstens Ernst. Aber wir erfahren das Schlimmere, daß die Rede von Gott Geringschätzung, Gelächter erweckt. Sie hat den Ernst verloren. Das sollten die bedenken, die zu glauben scheinen, es komme darauf an, recht viel von Gott zu reden. Es ist nur zuviel davon geredet worden. Was wir nötig haben, ist Vertretung Gottes durch Tat und Wesen, nicht vieles Reden von ihm — das Reden wird dann von selbst zu seinem Rechte kommen.

Aber diese Tatsache, so traurig sie ist, ist doch nicht das Schlimmste. Wir begreifen schließlich, daß es der Schwäche der Menschen nicht gelingt, ihren Gottesglauben zu einer mächtigen, allen Zweifel überwältigenden Lebenswahrheit zu machen. Wir brauchen dadurch an der Wahrheit dieses Glaubens selbst nicht irre zu werden. Schlimmer wird die Sache, wenn der Glaube selbst von seinen Trägern verunreinigt und entstellt wird. Das ist aber in einem Maße der Fall, daß es uns zur schwersten Anfechtung wird. Je reifer wir werden und je schärfer unser Blick für den Unterschied zwischen dem Echten und Unechten auf allen Lebensgebieten, desto entschiedener tritt uns die Tatsache entgegen, daß das, was man so Religion nennt, bei so gar vielen Menschen eine arg verunreinigte Sache ist. Besonders häufig beobachten wir, wie diese Verunreinigung von den Trieben des natürlichen Ich ausgeht. Gott wird vom Menschen benutzt für den Dienst seines natürlichen Ich. Es gibt eine religiöse Schwärmerei, die in bedenklicher Nähe der Sinnlichkeit ist. Sehr häufig muß der Gottesglaube der lieben Eitelkeit dienen. Man sucht eine Erhöhung seiner selbst darin, daß man Gott näher stehe als Andere, daß man frömmer, tiefer sei als sie. Man läßt es sie fühlen. Es ist ja überhaupt unglaublich, was für ein buntes Spiel der alte Adam mit idealen Masken treibt und besonders der idealsten von ihnen, der Religion. Ganz besonders gefährlich aber wird diese Verunreinigung, wenn sich der Machttrieb des Menschen mit der Religion verbindet.

Der Mensch kann ja durch Gott mächtig werden, er soll es sogar; er, der kleine, arme, soll durch Gottes Größe und Reichtum selbst groß und reich werden. Aber da stellt sich nun eben die Versuchung ein, Gott zum Diener des Ich zu machen. Gott soll tun, was der Mensch will; er meint, seinen Willen durchzusetzen und setzt er im Grunde den eigenen durch. Die Leidenschaft, die er für Gott und seine Sache zu entwickeln scheint, ist im letzten Grunde Leidenschaft für sich selbst und die eigene Sache; die Flamme, die so heilig scheint, die wie himmelentstammtes Feuer aussieht, schlägt aus seinem heißen Drang nach Selbstdurchsetzung empor. Weil es Macht über die Gemüter verleiht, wenn man mit Gott in besonderer Beziehung zu stehen scheint, so umgibt man sich mit einem mystischen Glanz, fordert Glauben, Unterwerfung; man tut es dem Namen nach für Gott und meint doch sich selbst. Man tut das in den meisten Fällen ganz unbewußt, verwechselt, ohne es zu merken, sich selbst mit Gott. So kommt eine furchtbare Verirrung zu Stande, eine dämonische Verkehrung der Wahrheit. So kommt es vor, daß Völker Gott für sich in Anspruch nehmen, um ihre nationale Macht zu steigern, wenn möglich ins Ungemessene. Was war der Jupiter, der auf dem Kapitol in Rom verehrt wurde, als ein anderes Wort für „römische Weltherrschaft?" Es sind ganze Religionen um Menschen herum entstanden, von denen wir Ursache haben, anzunehmen, daß sie dieser Versuchung verfallen seien. Auch bei reineren Gestalten werden wir oft zweifelhaft, wo bei ihnen Gott spreche und wo das leidenschaftliche und gewalttätige Ich. Von der Geschichte hoch gestellte Gottesmänner können uns entleiden, weil ihr menschliches Teil uns die göttliche Wahrheit, die sie vertreten, allzu stark trübt. Da mag angesichts solcher Erfahrungen wohl der gefährlichste aller Zweifel über uns kommen, der Zweifel, ob nicht alle Religion im Grunde doch nur verhüllter Machtdrang sei. Es haftet zu stark der Geruch des Ich daran. Ach, gerade die Religion und die Religionsleute können uns, mehr als die sogenannten Ungläubigen, Gott verleiden!

Aber beinahe ebenso stark kann dies durch etwas Anderes geschehen, das freilich eng damit zusammenhängt. Es ist für mich eine bedeutsame Tatsache, daß man Gott so unendlich viel benutzt hat und benutzt, um die Menschen zu plagen. Das ist wieder eine seltsame Verkehrung der Wahrheit. Gott sollte doch Wohltat, Erlösung, Freude sein. Aber die ganze Geschichte der Religion zeigt es uns deutlich genug, und wenn wir einmal die Augen dafür geöffnet haben, so sehen wir es immer wieder mit erschreckender Klarheit, daß es gar nichts in der Welt gibt, womit man die Menschen so viel, so vielgestaltig und so furchtbar gequält hätte, als Gott. Im Namen Gottes hat man gemordet, geschändet, gefoltert, wildeste Kriege geführt, ganze Völker ausgerottet; im Namen Gottes verleumdet, verdammt, Zwietracht gestiftet, Unrecht getan ohne Ende. Und zwar sind dies nicht bloß auf Blättern der Vergangenheit geschriebene Dinge, die man

endlich vergessen sollte, sondern leider noch lauter gegenwärtige Dinge. In unseren Tagen und vor unseren Augen wird ein ganzes Volk im Namen Gottes zu Tode gemartert. Und was sagen wir zu all den Dankgebeten über blutige Siege? Was müssen die Besiegten darob empfinden? Aber es gibt auch *feinere* Formen, die Menschen mit Gott zu plagen. Davon ist die Welt voll. Wie viele Kinderseelen werden mit religiösen Formen und Forderungen gequält, die ihnen fremd oder widerwärtig sind! Wie ist mit unserem Glauben so stark die Neigung verbunden, ihn andern aufzudrängen oder auch abzusprechen! Wie viel stiller Hochmut liegt darin, wie viel Gericht über Andere, kurz: wie viel Plage und Qual! Es gibt gar kein so feines und wirksames Instrument, damit Menschen ins Herz zu treffen, als die Religion. Jeder Hohn, jede Lüge, jede Verleumdung im Namen Gottes wird hundertmal wirksamer als andere; jeder Haß wilder, jeder Zwang schwerer.

Und damit kommen wir wieder auf jenen Hauptpunkt zurück, auf den wir schon gestoßen sind. Gott erscheint bei einer gewissen Art von Frömmigkeit als *Unterdrücker des Menschen*. Er mag menschliche Größe und Herrlichkeit nicht leiden. Wenn Gott groß sein soll, muß man den Menschen klein machen, wenn ihm die Ehre gegeben werden soll, muß man den Menschen verleumden. Gott läßt den Menschen nicht natürlich sein. Er versteht ihn nicht, mißhandelt ihn. Namentlich scheinen die Menschen nicht imstande zu sein, ihre Mitmenschen in ihrem Verhältnis zu Gott *frei* zu lassen. Sie müssen ihnen ihre eigene Art, Gott zu verstehen, aufdrängen. Wer nicht genau so denkt wie sie, ist ferne von Gott. Sie reden ihnen in ihr heiligstes Leben darein; sie tasten sie darin schmählich an; sie sprechen ihnen Gott ab. Sie haben ein Schema, in das muß hinein, wer Gott dienen will. O dieser Geist der religiösen Knechtung, wie unausrottbar ist er! Er kann auch im Gewand der Freiheit einhergehen. Gott wird aus der Freiheit letztem Wort das Wort der schlimmsten Knechtschaft. So verleiden uns die Menschen, namentlich die religiösen, Gott.

Es ist eine große Not, von der wir geredet haben; wo finden wir Hilfe?

Nun, liebe Freunde, gehen wir zu *Jesus Christus*. Es gehört zu dem Erlösungswerk, das er getan und ist ein besonders kostbarer Teil davon, daß er uns aus dieser Not rettet. Nun treffen wir auch mit dem Worte des Paulus zusammen, das wir am Beginn unseres Weges vernommen haben: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber.“ Dieses Wort, das wohl den Meisten von uns zunächst recht fremd vorkommt, spricht jene Wahrheit aus, die durch alle Zeiten immer wieder von allen tieferen Geistern als Grundwahrheit des Christintums empfunden worden ist, die uns aber zunächst auch etwas fremd anmuten mag: die Wahrheit von der *Menschwerdung Gottes* in Jesus Christus. Gott ist in Jesus Christus Mensch geworden, auf daß die Kluft zwischen Gott und Mensch geschlossen

und der Mensch mit Gott unauflöslich verbunden werde. Es ist nichts größer und herrlicher und lebendiger als diese Wahrheit. Lasset mich zu zeigen versuchen, nicht etwa was überhaupt alles darin liegt — das wäre ein viel zu großes Unternehmen — sondern was sie für das bedeutet, was uns in dieser Stunde beschäftigt.

Sie bedeutet, daß Jesus uns den Gott, den wir verloren haben, zurückgibt, daß er die Entzweiung zwischen Gott und dem Menschen aufhebt. Das geschieht auf zweierlei Weise. Ich möchte dieses Werk Christi so bezeichnen: Er hat Gott menschenfreundlich gemacht und: Er hat Gott menschenverständlich gemacht.

Er hat Gott menschenfreundlich gemacht. Nicht umsonst wird von ihm gesagt, daß in ihm Gottes Freundlichkeit erschienen sei. Mag der heutige Kriegswahnsinn auch etwa da und dort so weit gehen, Jesus selbst in die Schlachtordnung zu stellen und damit zum Verderber von Menschenleben zu machen, so ist doch der überwältigende Eindruck aller Zeiten gewesen, daß er der Freund des Menschen sei. In dieser Menschenfreundschaft Christi haben sie eine Offenbarung der Menschenfreundschaft Gottes erblickt. Die in ihm erschienene Liebe war zu wunderbar, zu überweltlich groß, als daß sie nicht hätte als das Kundwerden der unendlichen Liebe Gottes, die Aufschließung des Herzens Gottes, verstanden werden müssen. Gott tritt in Christus aus seiner Verborgenheit hervor; er ist kein furchtbarer Unbekannter mehr, dessen Wille es sein könnte, mit uns zu spielen; er ist der Vater; wir kennen sein Herz, weil wir das Herz unseres Bruders Jesus kennen, worin uns Gott begegnet. Es ist uns unmöglich, Gott noch als unseren Gegner oder gar Feind zu betrachten. Er ist immer für uns, nie gegen uns. Er ist nicht jener Tyrann, vor dem alle Andern klein werden müssen, damit er allein groß sei, sondern der große Vater, der will, daß seine Söhne und Töchter zu ihm heranwachsen in Freiheit und Adel. Christus ist ja gerade darum mitten unter uns gestellt in seinem Gottesglanz, nicht daß wir dadurch vernichtet würden, sondern daß wir an ihm, als unserem Bruder, der Höhe unserer eigenen Bestimmung inne würden. Wenn Einer im titanischen Stolze sich gegen Gott auflehnt, so wird ihm zugerufen: „Das ist ein Mißverständnis. Gott neidet euch nicht das Höchste. Das mögen die Götter der Griechen tun, der Vater aber spricht: Mein Haus steht euch offen; ihr seid Alle zu meinem Tisch gerufen. Ich habe nichts, was ich nicht mit euch teilen möchte. Kommet nur; ich warte sehnend auf euch.“ Dieser Gott fordert keine Knechtschaft von uns, sondern will uns in das Reich der vollkommenen Freiheit führen. Er ist unsere Freiheit. Er fordert auch nicht Glauben von uns im Sinne eines Tributes, den wir ihm zu leisten hätten, so wie ein König von seinen Untertanen Tribut fordert, sondern so wie ein Freund vom Freunde Glauben fordert, damit er ihm Freund sein könne. Er haßt keinen Ungläubigen; verstößt keinen. Er läßt

seine Kinder in Freiheit ihre Wege gehen, auch irrige, verkehrte, böse Wege. Er geht mit ihnen, je nachdem zustimmend, warnend, strafend, aber sie immer mit seiner Liebe umfassend, Ungläubige wie Gläubige, und er bleibt doch zugleich bei sich selbst, wartend, ob sie kommen und an seiner Herrlichkeit teilnehmen wollen. Er steht auch nicht über uns als der stete gestrenge Richter, als der ewige Nörgler, der immer und immer nur zu tadeln hat, sondern als der Genosse, der uns vor der Einsamkeit rettet, in der wir sonst umkämen, vor der Einsamkeit, vor der uns kein Mensch retten kann, weil keiner bis in die innerste Burg unseres Selbstseins gelangen und dort bei uns sein kann, keiner uns ganz verstehen kann, und weil auch wir selbst uns nicht ganz verstehen. Er aber versteht uns und erlöst uns damit aus der innersten Einsamkeit; er kommt zu uns in die innerste Burg und redet mit uns. Er geht mit uns auf den verlassensten Wegen. Brauchen wir uns über diesen Zuschauer zu empören? Er ist ja gar kein Zuschauer; er ist uns näher, als wir uns selbst sind; er ist wir selbst, wie wir im Urbild sind; er ist freilich auch unser Gericht — wie wohltätig ist dieses Gericht! — aber er ist auch unsere Erlösung. Er zeigt uns unsere Höhe; er ist unsere Unruhe, aber nicht die des ewigen Tadlers, sondern die des großen Freundes, zu dem wir aufsteigen möchten. Das Leben mit ihm mag schwerer scheinen, als das Leben ohne ihn, aber es ist in Wirklichkeit unendlich leichter und wie viel leichter könnte es vollends sein, wenn wir ihn noch besser verstünden. Es ist auch unendlich schöner; es ist die einzige Schönheit, die Bestand hat. In ihm, dessen Liebe sich zu allem Verworfenen und Verdammten geneigt hat, ist Gott erschienen, nicht als der Richter, sondern als der Retter des Menschen, als der, der an ihn glaubt, auch wenn alle Menschen ihn verwürfen und sogar er sich selbst. So ist Gott in Jesus menschenfreundlich geworden.

Und er ist in ihm menschenverständlich geworden. Gott ist Mensch geworden. Er ist nicht mehr das ferne Geheimnis; er ist uns ganz nahe; er ist unser Bruder. Denn wir schauen ihn in unserem Menschenbruder Jesus. Er ist unter uns gegangen. Wir kennen ihn und er kennt uns. Denn er teilt alles Menschliche mit uns. Er freut sich mit unseren Freuden und leidet mit unseren Schmerzen. Er teilt auch unsere Sünden. Nicht so, natürlich, daß er mit uns sündigte, aber so, daß er sich nicht von den Sündern scheidet, sondern mit dem Sünder trägt, gerade zu dem Sünder geht. Er geht aber vor allem mit in unser Leid hinein. Und damit stoßen wir auf jene Klippe, an der Gott und Mensch so oft auseinandergehen, aber auch auf den tiefsten und ergreifendsten Teil der Wahrheit von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Gott wird in Jesus Christus Mensch und geht mit ihm in die dunklen Tiefen des Menschenloses hinein. Er macht alles durch, was Menschen an Mühsal, Einsamkeit, Verkennung, Undank, Mißhandlung, Niederlage erleiden können, er schreitet durch die ganze Hölle, sodaß nichts Schreck-

liches mehr übrig bliebe, was er, wenn nicht in allen einzelnen Formen, so doch gleichsam im Grundsatz, nicht auch durchlebt hätte. Aber in alles nimmt er Gott mit; in allem gewinnt er zuletzt Gott; aus allem läßt er zuletzt Gott leuchten. Nicht ohne Mühe und Kampf. Auch darin verbindet er Gott mit dem Los des Menschensohnes, daß auch er schwankt, zweifelt, daß er Gott fragt: „Warum?", mit ihm ringt bis zu blutigem Schweiß. Aber Gott tritt zuletzt überall hervor, auch aus Gethsemane und der Finsternis von Golgatha, und dadurch sind Gott und Mensch so verbunden, daß nichts mehr sie scheiden kann. Auch wenn er sich in den schaurigsten Tiefen ganz von ihm verlassen vorkommen sollte, so wäre er doch noch mit ihm verbunden dadurch, daß Christus am Kreuze gerufen: „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?", daß er auch dieses durchgemacht und durchgesiegt hat. So ist Gott durch Jesus Christus in allem dem Menschen verständlich geworden.

Und so ist Gott dem Menschen in Jesus Christus eine ungeheure Wirklichkeit geworden, die durch nichts mehr besiegt werden kann — eben dadurch, daß er Mensch geworden ist in seiner Heiligkeit und Liebe. Wir können Gott manchmal verlieren in der Buntheit und Dunkelheit der Natur und Geschichte, der Weltlauf kann seiner manchmal zu spotten scheinen und auch in uns selbst mag er manchmal schwer zu finden sein, aber um diese Tatsache, die Jesus Christus heißt, kommen wir nicht herum. Da Gott auf solche Weise Mensch geworden ist, ist er uns zu nahe gekommen, erkennen wir seinen Gruß zu deutlich. Er, der Mensch, aus dem Gott redet, redet lauter als die ganze Welt, gerade in seiner Stille! Auch der heutige Weltbrand mit seinen Schrecken kann dieses Zeugnis nicht austilgen. Gott ist in diese Menschenwelt niedergestiegen; er hat hier Wohnung gemacht und gezeigt, daß er lebt und was er will. Das kann nicht verloren gehen. Auch die Stürme der Geschichte müssen ihm dienen und die großen Nöte sind die Geburtswehen seines Reiches. Dieser Mensch, worin Gottes Herrlichkeit einmal in reiner Macht hervorgebrochen ist, gilt uns als Zeuge mehr als die ganze Natur und Geschichte. Christus ist da, das ist die größte aller Tatsachen, das größte aller Wunder. In Jesus Christus ist uns die Wirklichkeit Gottes so gewaltig erschienen, daß Gott und Mensch nicht mehr von einander loskommen können.

Aber dies ist eben gerade darum geschehen, weil Gott im Menschen Jesus so rein erschienen ist. Das ist das Letzte, was wir zunächst noch zu sagen haben. Gott, sagten wir, wird den Menschen entleidet, weil die Menschen Gott durch Unreinheit den Menschen verhüllen. Aber auch hier bringt uns Jesus Hilfe. Denn in ihm lebt Gott so, daß er uns in seiner ganzen Echtheit und Herrlichkeit gewinnt. Da gilt nicht das Ich, sondern Gott allein. In jener Geschichte von seiner Versuchung wird uns berichtet, wie auch er mit der dämonischen Gefahr, Gott in den Dienst des Ich zu stellen, gerungen hat. Er hat

gesiegt, wo Zahllose erlegen sind. Nun hemmt uns an ihm nirgends das Menschliche. Es verhüllt Gott nicht, sondern tut ihn kund. Er sucht, um das Bezeichnendste allein zu nennen, nicht Macht, sondern nur Gott. Er läßt sich nicht dienen, sondern dient. Er redet auch nicht so viel von Gott, sondern stellt ihn dar, vertritt ihn, in der Reinheit und besonders in der Liebe. Da spüren wir wirklich Gott und beugen uns und vertrauen und lieben; da ist Gott, der wirkliche Gott, und nichts Anderes. Und dieser Gott ist dabei doch nicht etwas Unmenschliches, das Menschliche Hassendes, Ausschließendes, im Gegenteil gehört gerade dies auch zur Menschwerdung Gottes, daß gerade im einfach Menschlichen Gott sich kund tut, und umgekehrt das Menschliche in ihm aufblüht. Da ist keine Frömmigkeit, die auf den Stelzen gewaltig daherrauschender Worte und Gebärden ginge. Da muß man sich nicht besonders recken und verrenken, um Gott zu dienen. Da ist keine besondere Schablone, in die das Leben mit dem Vater gesteckt würde. Alles ist wunderbare Freiheit. Es wird kein religiöser Prüfstein an die Menschen gelegt, diese werden nicht geschieden in Gläubige und Ungläubige, Fromme und Weltkinder — alle sind Gottes Kinder, wenn auch nicht in gleicher Weise; über Allen leuchtet des Vaters Liebe, die so frei ist, wie die Sonne und so unverdient, so daß zu Hochmut kein Anlaß ist. Kurz: Gott ist in Jesus wie Höhenluft und Höhenlicht und wie das tägliche Brot; da können wir, den Menschen zum Trotz, ihn fassen in seiner Wirklichkeit und seiner froh werden. Da ist nicht bloß Religion, sondern Gott selbst und das Gottesreich.

Das ist die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, von der wir heute allein reden wollten. So bringt Jesus Gott und den Menschen zusammen. So schützt er uns vor den Menschen, besonders den religiösen, daß sie uns mit ihrer Religion doch nicht von Gott abbringen können; so schützt er uns vor den verkehrten Gedanken, die aus uns selbst aufsteigen und sich zwischen Gott und uns stellen wollen; so wird er zum Versöhner und Mittler, wie die Alten sagten. So zeigt er uns auch, wie wir selbst Gott vertreten sollten. Wir sollten ihn vertreten, weniger durch Worte und Gebärden und Theorien, als durch eine Hingabe des ganzen Wesens, die in menschlicher Höhe und Reinheit Gott die Möglichkeit gäbe, durch uns hindurch zu leuchten. Meinet ihr nicht, daß wir, wenn wir ihn so verträten, immer verstanden würden oder, wenn nicht immer, so doch von den wirklich nach Gott verlangenden Herzen? Wird „Gott in Jesus", sobald das Bild Jesu nicht religiös oder theologisch verdunkelt worden ist, da, wo es gerade in seiner reinen Menschlichkeit hervortritt, nicht eigentlich immer von den Herzen verstanden? Sollte nicht auch in uns — nach unserem Maße — etwas von dieser Menschwerdung Gottes stattfinden, damit Menschen durch uns zu Gott kommen könnten? Könnte nicht in diesem Sinne Christus das Zeichen sein, worin die Menschen sich über Gott verständigen lernen könnten? Der Christusgott, meine ich, müßte die Einheit aller

Menschen werden. Es ist ja auch nicht so, daß der Christus, in dem uns Gott nahe und wirklich wird, nur dort im Land Palästina zu finden wäre, am See Genezareth, im Garten Gethsemane und am Kreuz auf Golgatha. Er ist lebendig durch die Geschichte geschritten; er hat immer wieder Menschen von seiner Art geschaffen, an denen ein Strahl seines Wesens haftet, und die damit eine Offenbarung des Vaters werden. Ja, er hat — trotz allem dürfen wir es sagen — eine neue Menschheit geschaffen, wo in aller Verzerrung doch sein Bild nicht völlig untergeht. Auch mitten in dem religiösen Unwesen, von dem wir geredet haben, taucht etwas von ihm auf. Das ist ja gerade ein Teil des Wunders der Erscheinung Christi, daß nicht nur er selbst leuchtet als einsames Licht Gottes, sondern daß er uns durch sein Licht alles aufdeckt, was an göttlicher Wahrheit in allem Menschenwesen vorhanden ist, ja, daß er uns auch noch in der Finsternis Licht sehen läßt, und er auch so das „Licht der Welt" wird. Das alles meinen wir, wenn wir sagen: wo Jesus Christus erscheint, da kommen Gott und Mensch zusammen. Unsere Hoffnung aber ist, daß seine Wahrheit immer mehr aufleuchte und daß durch ihn Gottes Wesen und Reich die Menschen erlöse, wo die Religion sie unselig gemacht hat.

Damit sind wir allerdings weit in die Zukunft hinaus gewiesen. Es ist ja immer so: Jesus steht noch vor uns, sowohl der Mensch in ihm, als Gott in ihm. Wir werden hinausgewiesen in einen neuen Tag, der hinter den wogenden Nebeln dieser Zeit, wovon die religiösen die dunkelsten sind, aufglänzt. Die gewaltige Krise dieser Tage, die ja im letzten Grunde vor allem eine der Religion ist, bahnt Christus den Weg. Menschwerdung Gottes! — eine alte und doch eine merkwürdig neue Sache, ein Wort voll noch unermessener Tiefen, ein Wort, aus dem Weihnachtsglocken klingen, ein Wort, aus dem das ganze Evangelium der Erlösung des Menschen bricht. L. Ragaz.

Ein Selbstverständlicher.

Leo Tolstoj.

Echte Revolutionen kündigen sich ganz anders an, als es den Freunden großer Bühneneffekte lieb wäre. Es ist recht wenig Romantik, gar nichts Theatralisches dabei. Eine rechte Revolution ist oft nur der Sieg des Selbstverständlichen über das Erkünstelte, Unwahre, Geschraubte.

Darum ist freilich auch das Selbstverständliche etwas so Unheimliches. Viel unheimlicher, als Straßenaufläufe und revolutionäre Phrasen. Wenn die Menschheit sich danach sehnt, beginnt die Welt zu wanken. Die Zeit der Lüge, des Scheins ist vorbei. Die Herrn

der Stunde tun gut, sich reisefertig zu machen. Ihre Herrschaft wird nicht mehr von langer Dauer sein.

Tolstoj ist der größte moderne Apostel des Selbstverständlichen. Des Selbstverständlichen in seiner ganzen, großen, natürlichen, heiligen Einfachheit. Des Selbstverständlichen in seiner ganzen unheimlichen, revolutionären Kraft. Tolstoj ist radikaler als Krapotkin, heftiger als das enfant terrible der Revolution, als sein Landsmann Bakunin.

Und damit ist auch gesagt, in welchem Sinn hier Tolstoj und das Selbstverständliche zusammengebracht werden. Es soll ihn gerade in den stärksten Gegensatz zur platten, philiströsen Welt stellen, in der wir leben, und an der wir zu Grunde gehen. Es soll heißen, daß er sie entwertet, innerlich überwunden hat. Aber es soll zugleich heißen, daß der Sturz daher kam, daß sich etwas unendlich Hohes, Heiliges und doch sehr Einfaches an ihre Stelle setzte. Etwas, das uns sonst Angst einflößt, etwas, dem wir erschrocken aus dem Wege gehen, etwas, das wir mit allen Sophismen unserer Theologie, allem Jesuitismus unserer Kirchenlehre und aller Brutalität unserer Politik bekämpfen, verkleinern, beschmutzen. Auf einmal ist es da, an Stelle des andern, dieses seltsame Etwas; es hat das andere verdrängt, und es kommt uns ganz natürlich vor, daß es so gekommen ist. Schuppen fallen uns von den Augen. „Mein Gott, hab ich's wirklich so lange nicht sehen, nicht verstehen können!"

Nun ist es unmittelbar einleuchtend, daß es die Wahrheit ist. Selbstverständlich, daß man es nicht fahren läßt, daß man dafür leidet, und sehr natürlich sogar, daß man dafür stirbt.

Wenn diese seltsame Umkehr stattgefunden hat, dann hat das Göttliche einen Augenblick unter uns geweilt. Wenn jemand mit zarter, aber fester Hand all unsere Künste, unsere teuflische Sophistik, unsere raffinierte Selbstverblendungstechnik spielend wegfegt und uns ruhig, aber unerbittlich den Weg der unmittelbaren Wahrheit weist, hat sich Gott unser angenommen.

Das ist die Legitimation, die Gott erteilt. Das ist die Vollmacht, mit der er die ausrüstet, die, stürzend und schaffend, entwertend und aufbauend, sein Reich verkünden und vorbereiten.

Gott hat wenig Menschen mit dieser heiligen Vollmacht versehen, wie Leo Tolstoj. Und wenig Menschen haben einen so diskreten Gebrauch davon gemacht, wie er. Die Bescheidenheit ist selten die Kardinaltugend der „Vertreter Gottes". Eine gewisse Art von Reformatoren zieht die Legitimationskarte bei jedem Anlaß heraus und weist sie vor. Auch ganz ungeheißen. Tolstoj hat es nicht getan. Um so größer die Pflicht, darauf hinzuweisen, daß er diese Vollmacht gehabt hat.

Der beste Beweis dafür ist die Art, wie er uns erleben läßt, daß er sie hat. Tolstoj stellt sich nicht als Prophet, Dozent, Professor, Pfarrer, Lehrer, Seelenarzt vor, um uns zu belehren, uns seinen Glauben beizubringen. Tolstoj, wenigstens der wahre, echte Tolstoj,

verfährt anders. Er läßt uns auf eine ganz unmittelbare, persönliche Art erfahren, daß wir aus dem Schein an die Wahrheit, aus der Finsternis ans Licht heraustreten müssen.

Er läßt uns zunächst erleben, daß unser gewöhnliches Dasein eine Lüge ist. Bevor das Selbstverständliche als Erlösung kommt, muß man das Widernatürliche als den Tod empfinden. Es gibt Leute, die sich an eine verpestete Atmosphäre so sehr gewöhnt haben, daß sie das Bedürfnis nach frischer Luft nicht mehr empfinden.

Tolstoj läßt es uns wieder empfinden. Bis zur physischen Qual, bis der Atem schwer geht, die Brust geschnürt und das Herz beklommen ist, läßt er es uns erleben, daß wir in verpesteter Luft leben, mit jedem Atemzug den Tod einsaugen, mit jedem Atemzug andere vergiften.

Tolstoj hat in seinen philosophischen Schriften nicht immer den Ausdruck gefunden, der diesem unmittelbaren Erlebnis entspricht. Eine rationalistische Ausdrucksweise mischt sich hie und da störend ein.[1]) Auch hier muß man, wie überall bei Tolstoj, die wunderbare Welt der Gleichnisse, der Volkserzählungen zu Hilfe nehmen, um zu erleben, was er uns erleben lassen will. Dann erst begreift man, was er unter dem Sinn des Lebens versteht, und namentlich, wie er uns zum höheren Sinn des Daseins bringt, indem er uns den Betrug des Lebens, das wir führen, erleben läßt.

Dann klingt es nicht mehr wie eine hohle philosophische Abstraktion; es wird zur wahrsten, konkretesten Realität, daß unser gewöhnliches Dasein ein Unsinn ist. Das Leben ist Not, Elend, Qual, ein Verbrechen, das man, halb begonnen, von anderen übernommen hat, um es weiter zu führen. Das Leben ist eine große Lüge, die uns vorgelogen, vorgeschwindelt wird, damit wir sie dann andern weiter vorlügen und vorschwindeln.[2]) Ein ewiger Kreislauf des Betrugs, des Scheins, der Selbsttäuschung. Und dieser Kreislauf wird ewig in sich selber zurückkehren. Mit eiserner Notwendigkeit wird der Fluch weiter gehen von Geschlecht zu Geschlecht. Das Gift wird weiter vergiften,

---

[1]) Der „Rationalismus" Tolstojs ist ein sehr schweres Problem, bei dem nicht nur die Psychologie Tolstojs, sondern die keineswegs einfache Psychologie der Russen überhaupt in Betracht zu ziehen wäre. Ein gewisser Rationalismus ist den Russen nicht fremd, freilich nach meiner Auffassung eher als Reaktion gegen das sehr irrationalistische tiefere Seelenleben, vielfach entlehnt, und reichlich durch anderes aufgewogen. Bei Tolstoj finden wir eine ganz merkwürdige Zuspitzung des Problems. Er braucht den Rahmen, die Ausdrucksweise des Rationalismus für Dinge, die jedem Rationalismus Hohn sprechen. Zu seiner Ratio gehören Opfer, Heiligkeit, Vergebung, das Streichen des lieben Ich und das Leben für andere.

Es ist auch nicht zu vergessen, daß bei Tolstoj, wie bei allen großen russischen Schriftstellern, der stärkste Gegensatz vorhanden ist gegen die erkünstelte, unwahre Welt, in der wir leben. Vernunft ist somit bei ihm eher als Gesundheit, Wahrheit zu fassen; Abwendung vom Schein und von der Verführung zur Lüge. Etwa das „Selbstverständliche" in dem hier gebrauchten Sinn.

[2]) Vgl. vor allem: „Der falsche Rubelschein", „Vater Sergius", „Der Tod des Iwan Iljitsch", „Der lebende Leichnam".

die Seuche weiter fressen.[1]) Bis an Stelle der Unwahrheit die Wahrheit tritt. Bis das Wesen den Schein verdrängt. Bis wir das Netz des Betrugs zerreißen. Bis uns an der großen, heiligen Selbstverständlichkeit des tieferen Lebens alles andere zu Schein, Trug, Unsinn, Schwindel wird. Bis Gott uns zum Leben so notwendig wird, wie die Luft zum Atmen, das Licht zum Sehen.

Den ausgenommen, neben den man keinen andern stellen darf, und neben den Tolstoj sich nie gestellt hat, hat niemand mit so wunderbarer, heiliger Einfalt vom Sinn des Lebens mit Gott, vom Unsinn des Lebens ohne Gott geredet, wie Leo Tolstoj. Schwerlich hat jemand so, wie er, gänzlich unbekümmert um Theologie und Kirche, um alle Verdrehung und Vergewaltigung der großen, einfachen Tatsachen unseres Daseins, ein einfältiges, noch für Wahrheit und Ehrlichkeit empfängliches Herz auf die Wahrheit zurückgebracht, ohne die das ganze Dasein nur Lüge und Unsinn sein kann. Nicht um sich an Stelle Gottes zu setzen, sondern um Gott an Stelle alles dessen zu setzen, was ihn sonst verdrängt. Gott ist allein die Wahrheit, wie das Licht allein hell ist. Ein Leben ohne Gott ist so selbstverständlich ein Betrug, wie der Schatten dunkel ist.

Und schwerlich hat einer so ruhig, auch da wieder mit so heiliger Einfachheit, alle Konsequenzen gezogen, die sich aus dieser selbstverständlichen Bedingung unseres Daseins ergeben. Wo die Theologen uns mit der einen Hand wieder nehmen, was sie uns mit der andern gegeben haben, wo Gelehrtenkünste und Pfaffenweisheit uns zu beweisen suchen, daß die höchste Kunst darin besteht, Gott zu haben, und doch nicht zu leben, als habe man Gott; wo Trägheit als Tiefsinn, Halbheit als Gedankenreichtum, Feigheit als Vorsicht; wo alles, was Gott hemmt und lähmt, als Gottes Weg und Wille verkündet wird, da räumt die Hand des großen Einfältigen auf. Wahrheit ist Wahrheit, Trug ist Trug. Wenn Gott die selbstverständliche Grundlage unseres Lebens ist, so ist es auch selbstverständlich, daß man mit Gott lebt.

Es ist etwas vom Staunen und von der Entrüstung des einfachen, für Kniffe und Künste unempfänglichen Gemüts in seinen Fragen an die Christenheit, an die Welt Gottes ohne Gott.

Selber nicht ganz Liebe, nicht ganz Heiligkeit sein wollen, wo Gott Liebe und Heiligkeit ist? Wie kann denn das sein? Etwas dulden, etwas rechtfertigen, das Gott haßt? Gewalt unter euch? Mord, Raub? Ja, sagt doch, ist Gott die Liebe — oder nicht? Und wenn Gott die Liebe ist, wie geht wiederum das? Ihr baut auf äußere Dinge, ihr vertraut nicht auf die Macht des Geistes, ihr habt Angst, zu wagen, es mit der Heiligkeit zu halten. Ihr redet so viel von Gott und von Heiligkeit, nnd doch handelt ihr so, daß ihr es auf ganz andere Dinge abstellt. Wie kann denn das sein, Brüder?

---

[1]) Vgl. „Lösche das Feuer, so lange es glimmt," „Auferstehung," „Die Kerze".

Glaubt man an einen heiligen Gott, so glaubt man auch, daß an der Heiligkeit alles Böse abprallen muß. Was tut ihr denn? Ihr glaubt und handelt nicht. Ihr wollt Wahrheit und lebt im Schwindel. Ihr wollt Gott und verleugnet ihn.[1])

Auf der Vollmacht, die Gott Leo Tolstoj ausgestellt hat, steht auch vermerkt, daß er sich zu seinem Werk der Werkzeuge bedienen darf, die er dazu braucht. Doch ist, wie gesagt, Tolstoj im Gebrauch seiner Vollmacht recht zurückhaltend gewesen, und so hat man auch dies übersehen. Es sei uns darum gestattet, zwei Worte davon zu sagen.

Als große Fälschung von Christi Werk hat die Christenheit das Wesen und Leben des Meisters ins Abstrakte, Gelehrte übersetzt. Sie hat Lehren, Dogmen und Gesetze daraus gemacht. Sie hat sie auf ein Gebiet gebracht, wo man sie leichter verdrehen, abschwächen kann. Man kann ihr das Zeugnis ausstellen, daß sie dann das Werk, zu dem sie sich Gebiet und Werkzeug ersehen, gründlich besorgt hat.

Es ist darum begreiflich, daß Tolstoj dieser ganzen Welt den Rücken kehrt und sich selber die Werkzeuge und Waffen verschafft, die er braucht. Der große Einfältige braucht die Form, in der die Einfältigen, die Armen im Geist, die Botschaft verstehen werden. Er braucht noch mehr. Er braucht die Form, welche durch ihr bloßes Dasein die Verlogenheit der Lehre, der theologischen Kniffe entwerten wird. Er braucht etwas, das das ganze Gebäude der gelehrten Lügen und Verdrehungen umwirft, wie ein Gleichnis Christi die ganze rabbinische Gelehrsamkeit.

Es soll das Leben sein, das in seiner einfachen, selbstverständlichen Wahrheit mit allen Künsten aufräumt.

Mit Juristen, Theologen, Kirchenmännern können es die Einfältigen und Armen im Geiste nicht aufnehmen. Nur etwas haben sie, was sie der Verdrehung und der Lähmung des Lebens durch die Spekulation und durch die Manipulationen des Verstandes entgegenstellen können. Das ist ihr Leben. Ihr Leben, das durch Gott aus Schein und Trug zur Wahrheit geworden, aus einem baren Unsinn zu etwas sehr Sinnvollem gemacht worden ist. Ihr Leben, dem nun ein unendlicher Wert innewohnt, an dem sie sich zu freuen erdreisten, und das sie gegen alle Raubversuche verteidigen werden.

Darum ist der ganz echte Tolstoj der geniale Darsteller, nicht der philosophische Bearbeiter und Analytiker, des Lebens geworden. Kein ästhetischer Darsteller, den nur die Lust am Beschreiben, die Freude am Miterleben zur Veranschaulichung drängt. Tolstoj braucht das Leben gegen die Entwertung des Lebens. Er braucht es gegen seine Fälschungen und Verirrungen. Er braucht nicht die Gedanken

[1]) Vgl. wie Tolstoj in „Das Licht scheint in der Finsternis" mit allen Ausflüchten, Künsten, Apologien der kirchlichen Frömmigkeit, mit ihrer Halbheit und inneren Unwahrheit aufräumt. Alles zerschellt an der geraden, unentwegten Ehrlichkeit des einfältigen Gemüts.

der Gelehrten, sondern die Not der Armen, den Zwiespalt der Elenden und dann das unaussprechliche Glück der Befreiten und Erlösten, er braucht die Seligkeit, die Wucht, den unaufhaltsamen Zug des sinnvollen Lebens mit Gott, um mit der sinnlosen frommen Gottlosigkeit aufzuräumen.

Darum läßt er uns an Hand des konkreten, wahren Lebens das Leben erleben. Er schreibt sein Bestes, seine Volkserzählungen, Märchen und Gleichnisse, wie Christus den verlorenen Sohn und den Schalksknecht erzählte, und wenn sein ganzes Werk nichts als eine große Fortsetzung des Gleichnisses vom Pharisäer und Zöllner gewesen ist, so kommt es daher, daß er den Kampf weitergeführt hat, den das revolutionärste Gleichnis Christi eröffnete, das Gleichnis, das mit dem Hochmut und der Selbstgerechtigkeit bricht, um Gott freie Bahn zu schaffen.[1]) So ist er der Darsteller der Armen im Geiste, der Einfältigen, der Menschen reines Herzens und lauteren Gemütes, der Sünder, der Verachteten geworden, in denen Christi Werk greifbare Gestalt angenommen hat und selber zur Wahrheit geworden ist. Darum ist Tolstoj über Jahrtausende, über alle Reformationsversuche hinweg ein unmittelbares Erfassen des unverfälschten Christentums.

Das Tiefste, was er zu sagen hat, läßt er uns von einfältigen Menschen sagen.[2]) Der greise Tolstoj hat das Beste, was er uns noch zu sagen hatte, unverdorbenen Kindern in den Mund gelegt, Kindern, die mit namenlosem Staunen oder mit Empörung auf die Größe und Herrlichkeit unserer „Kultur" reagieren. Der Mensch, der alle Höhen und Tiefen des Lebens durchwandert und eine Erfahrung besessen hat, wie selten einer, weiß nichts besseres zu tun, als uns — gleichsam ein heiliges Vermächtnis — von Kindern sagen zu lassen, wie wir uns zu den Lügen, dem Unsinn, den Verbrechen des Daseins verhalten sollten. Das Selbstverständliche ist bei ihm von seiner natürlichen Stütze getragen, vom reinen Gemüt und vom unmittelbaren Kinderherzen. Gehört er damit in die unmittelbare Nähe Christi oder nicht? Er ist ja Laie, der arme Tolstoj. Es ist wahr, die geschraubten

---

[1]) Vgl. das ergreifende Selbstbekenntnis in „Was sollen wir tun?" „Nur wenn er sich nicht selber vorlügt, kann der Mensch finden, was er tun soll. Das einzige, was ihn hindert, den Weg zu finden, ist die lügenhafte hohe Ansicht, die er von sich selber hat. So ist es mit mir gewesen. Darum hat auch für mich die Antwort darin bestanden, mich im vollsten Sinn des Wortes zu bekehren. Statt an den Nutzen und den Ernst meiner Tätigkeit glauben zu können, mußte ich ihre Nichtigkeit und ihre Schädlichkeit einsehen. Die Einsicht in meine Unwissenheit mußte den Glauben an mein Wissen verdrängen. Ich mußte zugeben, daß ich nicht gut und sittlich, sondern schlecht und grausam bin. Statt meiner Erhabenheit mußte ich meine Niedrigkeit einsehen." Auch sein Drama „Das Licht leuchtet in der Finsternis", das Drama der nie zufriedenen Sehnsucht, des steten Ringens mit sich selber, ist ein Selbstbekenntnis.

[2]) „Kindliche Weisheit," „Erzählung für Kinder" und anderes im Nachlaß. Vgl. die schalkhafte, kindliche und damit so überlegene und scharfe Kritik des Militarismus in „Iwan der Einfältige". In „Herr und Knecht" der Unsinn des Egoismus.

Theologenkünste haben für ihn wenig Reiz gehabt. Er hat es nie verstanden, einen Bibelspruch in sein Gegenteil zu verdrehen, und denen, die die Auslegung nicht annehmen, Unwissenheit vorzuwerfen. Aber er hat verstanden, was Jesus mit den Worten meint: „Werdet wie die Kinder, sonst kommt ihr nicht ins Himmelreich.“ Und der Graf, der Offizier, der Gebildete, der lebenserfahrene Mensch hat nach einer Selbstbefreiung, wie sie wohl wenige erlebt, den ganzen Segen des Zöllners, der sich an die Brust schlägt, und des Armen im Geist erfahren. Er lebt selber in seinen Gestalten, darum leben auch sie. Und darum beleben sie auch unser Dasein.

Es ist ein sonderbarer Trupp, diese Einfältigen Tolstojs, diese Kinder, diese Verbannten, diese Schuster, Pilger, Straßenputzer, diese seltsamen Gestalten, die entweder nie auf den Höhen des Lebens gewandelt sind, oder sie mit Seligkeit mit den Tiefen vertauscht haben. Eine vornehme, wissenschaftliche Geschichtsphilosophie würde schon beim Gedanken erröten, sie irgendwie zu beachten. Unsere Kirche stößt sie aus. Unsere Theologie würde sich schön bedanken, bei der Zumutung, etwas von ihnen zu lernen. Unsere Politik, auf Macht ausgehend, auf Gewalt gestützt, schöpft aus ihnen höchstens die Anregung, erst recht ihre Wege zu gehen. „Entweder mit Bismarck, oder mit Tolstoj.“ Mit Tolstoj gehen heißt in diesem Fall soviel wie Selbstmord.

Mir scheint noch eine andere Ansicht möglich. Ich will sie nicht geschichtsphilosophisch nennen; wir wollen kein so hochtrabendes Wort für etwas so Einfaches brauchen. Aber mir scheint, wenn wir ganz einfach, mit redlichem Blick und schlichtem Sinn die Tatsachen ins Auge fassen, mir scheint diese einfache, zerlumpte Gruppe von Sündern, Armen im Geiste, von Huren, Zöllnern, von Kindern und deklassierten Menschen, reihe sich über Jahrhunderte hinweg einer andern Gruppe an, von welcher die größte Umwertung ausgegangen ist.

Der scharfe Blick des Hasses hat entdeckt, was das Christentum ist. Es ist, sagt Nietzsche, eine Tschandalareligion. Es ist der Sklavenaufstand in der Geschichte. Aber wenn, wie Nietzsche meint, das Christentum die Kultur verseucht und von Bankerott zu Bankerott geführt hat — den letzten haben wir just erlebt —, so ist es nicht, weil es ein Sklavenaufstand war, sondern weil es nicht den Mut hatte, ein Sklavenaufstand zu bleiben. Es ist vornehm, offiziell, gesellschaftsfähig, salonfähig, theologisch und kirchlich geworden. Es hat den Weg der großen Selbstverständlichkeit verlassen. Es hat sich geschämt, neben den Zöllner zu treten; es ist dem Pharisäer gefolgt. Es hat sich auf alle Künste, allen Betrug des Daseins eingelassen. Es hat Gott zum Dogma, zur Spekulation, zum Gesetz gemacht. Vor lauter Dingen über Gott, von Gott, aus Gott, mit Gott, gegen Gott, hat es Gott verloren. Es hat so vieles neben Gott, daß es für Gott keinen rechten Platz mehr hat. Darum ist es eine ganze Revolution, wenn Tolstoj es wieder zum Sklavenaufstand macht. Zur Revolution derer, die nichts haben, vor allem keine Selbstgerechtigkeit, und denen darum Gott alles sein kann,

zur Empörung derer, denen Gott alles geworden, und die darum mit allem brechen werden, was Gott wieder entwertet, fälscht und beschmutzt.

Tolstoj, von der Kirche ausgestoßen, von der Theologie verketzert, Tolstoj ist der Beweis, daß es über Jahrtausende hinweg in der Kultur, die unter dem Deckmantel des Christentums der größte Hohn auf Christus, die schlimmste Entgleisung von seiner Bahn ist, einen Anschluß an die heilige, unverfälschte Welt Christi geben kann.

In eine Welt, die noch viel mehr durch ihr Bekenntnis zu Gott als durch ihren Gegensatz gegen ihn die infamste Gotteslästerung ausstößt, in die Welt, in der Kirchenmänner den Mord predigen und Theologen diese Predigt rechtfertigen, sandte Gott einen einfältigen Menschen, der trotz seiner Mängel, trotz seiner Schwäche, oder gerade, weil er schwer unter seiner Schwäche und seinen Mängeln litt, Gott suchte und fand.

Er litt, rang, schrieb, und schuf damit eine Welt, die durch ihre innere Wahrheit den Beweis der Unwahrheit der sie umgebenden Welt bildet.

Man mache doch einmal den Versuch. Man lese die schlichten Erzählungen Tolstojs, seine Kinderszenen, seine Gleichnisse, und unmittelbar darauf die schwülstigen Reden unserer Kriegspfaffen. Man sehe doch einmal, was ein einfältiges Kinderherz von der sozialen Not, vom Morden hält, was es zu den schönen Namen sagt, womit man es ausschmückt, und man vergleiche, was unsere Kriegstheologie zu ihrer Rechtfertigung zu sagen hat. Wenn die Wahrheit Wahrheit und der Betrug Betrug ist, so wird schwerlich die Theologie siegen, und das einfältige Kinderherz wird über alles lasterhafte Wesen, das sich in christliche Hüllen wirft, um das Christentum desto besser zu entwerten, die Oberhand behalten.

So ist Tolstoj ein Zeichen, daß das Christentum noch lebt, und über Jahrtausende hinweg, über alle Entstellungen, Fälschungen, über die halben, verfehlten Versuche, über die halb geratenen oder wieder entarteten Reformationen hinweg nie aufhören wird, sich nach Anschluß an Christus selber zu sehnen, und rücksichtslos alles wegräumen wird, was es von seinem göttlichen Ursprung trennt.

Und damit kommen wir auf einen letzten Punkt, der gerade bei Tolstoj stark betont werden muß.

Tolstoj ist recht unbequem, und es ist nur natürlich, daß man mit ihm fertig zu werden sucht. Man hat es namentlich damit probiert, daß man ihm und seinen Anhängern einen dogmatischen Radikalismus andichtet, der bei den Nachbetern zur Vergötterung des Meisters geführt habe.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die Gefolgschaft nicht völlig frei davon zu sprechen ist. Darum noch zwei Worte darüber, wie hier Tolstojs Wert und Bedeutung eingeschätzt wird.

Tolstojs Bedeutung für unser Geschlecht scheint mir vor allem darin zu liegen, daß er uns die ganze große Heiligkeit und Absolutheit des Christentums in einer Art spüren läßt, die nicht zur Fessel, zum Dogma, zur Kirche, zum Selbstkult wird. Zum Unterschied von so vielen modernen Propheten und Vertretern des „wahren Christentums", des „rechten Gottes", weiß er nichts von einem Gott, der nur das liebe Ich, seine Komplexe, seinen Machtdrang oder seine Verlegenheiten verkörpert. Er sagt Gott und meint Gott, nicht Ich. Ich gestehe offen, daß ich Gott anders empfinde, als Tolstoj. Wenn es nicht vermessen klingt, möchte ich sogar sagen, Gott ist mir noch größer, vor allem noch persönlicher, noch lebendiger, als es wenigstens die philosophischen Schriften Tolstojs ausdrücken.[1]) Und doch muß ich sagen, daß man bei ganz wenig Menschen mit so heiliger Wucht die Straße hinaufgetrieben wird, die zu Gott führt, wie bei Tolstoj, weil wir bei ganz wenigen bei der ersten Berührung in eine so starke Spannung versetzt werden, die nur damit ausgelöst wird, daß wir mit ganzer Seele selber die Wendung zu dem nehmen, was die selbstverständliche Bedingung unseres Lebens sein sollte. Tolstojs Größe besteht gerade darin, daß er über sich hinausweist. Gerade deshalb ist er ein Bote Gottes für unser Geschlecht.

Die Größe des religiösen Genies besteht darin, daß es gewisse unmittelbare, selbstverständliche Tatsachen ins Gemüt prägt, ohne daß es dem Einzelnen erspart wird, selber zu ringen, weiter zu gehen. Das Selbstverständliche, das sich zu neuen, absoluten, unendlichen Aufgaben auswächst, ist der Stempel jeder echten Reformation.

In diesem Sinn und nur in diesem Sinn glauben wir, daß Tolstoj der Vorbote einer neuen religiösen Aera sein könnte — ohne ihn selber zu vergöttern. Seine Größe weist auf einen Größeren hin, und seine Schwächen sind Mahnungen, nichts von Menschen zu erwarten.

Ein ergreifendes Bild zeigt uns Tolstoj, wie er kurz vor dem Tod alles verläßt und auf der weiten, schneebedeckten Steppe die Reise nach der Unendlichkeit unternimmt. Kein schöneres Zeugnis konnte der große Suchende erhalten, der noch kurz vor seinem Tode den Mut hatte, den ganzen Wert seines Werkes in Frage zu stellen, und durch seine Todesfahrt der Menschheit das Vermächtnis hinterließ, weiter zu suchen.

Selbstverständlich ist, sagt Tolstoj, daß wir ohne Gott nur irren können. Selbstverständlich ist, daß mit Gott erst das richtige Suchen anfängt. Selbstverständlich ist, daß mit Gott das Suchen nie aufhört, weil Gott die Unendlichkeit, die Wahrheit, das Leben ist, und weil Du, Brüderchen, ein kleinliches, ärmliches, recht totes Ding bist. Und selbstverständlich ist, daß Du nun auch suchen mußt, Brüderchen.

J. Matthieu.

---

[1]) Sobald er aber konkret schreibt, wird Gott zur lebendigen, persönlichen Realität.

Das Reich Gottes ist nahe.

Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbei gekommen; so tut nun Buße und glaubet an das Evangelium.
Mark. 1, 15.

Mit diesen Worten hat Jesus sein öffentliches Wirken begonnen. Es war an sich keine neue Botschaft; nach dem Bericht unserer ersten Evangelisten hat schon Johannes der Täufer ähnliche Worte gebraucht. Der Ausdruck „Reich Gottes" wird nirgends erklärt; das war unnötig, denn offenbar wurde er von jedermann ohne weiteres verstanden. Die Pharisäer wußten, was er bedeute, sie verlangten bloß zu wissen, *wann* das Reich erscheinen werde. Jesus redete also von einer bekannten Sache und seine Verkündigung muß darum eine fieberhafte Spannung erzeugt haben. Das Reich bildet auch fernerhin den Gegenstand der Predigt Jesu. Die große Mehrzahl seiner Gleichnisse hat den Zweck, es zu erläutern; seine Sendboten haben den Auftrag, es zu verkünden; es bleibt der Zentralgedanke seiner Lehre. Und doch ist es keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß wir heute nicht wissen, was er damit meinte. Die Ursachen dieses Nichtwissens brauchen wir nicht weit zu suchen. Es war offenbar eine so eigentümlich israelitische Vorstellung, daß sie nicht in das heidnische Denken übersetzt werden konnte. Mit dem Bruch zwischen der ältesten Gemeinde und der Synagoge und dem Fall von Jerusalem verlor der Reichsgottesglaube rasch seine frühere Bedeutung und wurde durch eine Reihe von andern Bestimmungen ersetzt: das persönliche Heil, die Person Christi, oder die Kirche. Erst als man die Evangelien im Lichte der modernen Kritik las, entdeckte man, daß Jesus wenig von sich selbst und noch weniger von der Kirche, aber beständig vom Reiche sprach. Es ist ganz begreiflich, daß die Entdeckung zu einer Kampfeslosung geworden ist. Das Wort ist ein Vereinigungspunkt aller derer geworden, denen die Rettung der Welt mehr am Herzen liegt, als die der einzelnen Seele, die eifriger nach dem Fortschritt der Menschheit als nach der Lösung von theologischen Problemen fragen, und vor allem derer, die der Kirche und des ganzen religiösen Wesens müde sind.

Die Wissenschaft fühlt sich zu der Erklärung genötigt, daß diese populäre Auffassung der Botschaft vom Reiche Gottes mit ihrem ursprünglichen Sinn wenig zu tun habe. Allerdings kommt die Kritik über diese negative Behauptung nicht hinaus. Das Zeugnis des Evangeliums ist aufs eingehendste geprüft worden, aber mit dem einzigen Erfolg, daß sich die Vorstellung in eine Reihe von unter einander unvereinbaren Bestandteilen auflöste; streitende

Schulen haben versucht, einen Zentralgedanken zu finden, um den die ganze Lehre Jesu vom Reiche Gottes sich kristallisiere, aber ohne Erfolg. Man kann sagen, daß der Kampf sich schließlich mit Heftigkeit auf folgende Punkte konzentriert hat: ob das Reich äußerlich oder innerlich, gegenwärtig oder zukünftig, individualistisch oder sozialistisch, ethisch oder apokalyptisch zu denken sei. Wer hat Recht? Es erscheint eine gar zu einfache Lösung zu sein, kommt aber vielleicht doch der Wahrheit so nahe als heute überhaupt möglich ist, wenn wir sagen, daß für Jesus das Reich Gottes dies alles mit einander war und alles zu gleicher Zeit. Wenn uns dies wie ein Knäuel von reinen Unbegreiflichkeiten erscheint, so mag die Ursache darin liegen, daß unser religiöses Denken so weit von der Wahrheit abgekommen ist. Wir sind von einem gewissen idealistischen Monismus beherrscht gewesen, dessen Meinung ist, daß im Grund alles recht sei, wenn wir es nur recht auffassen, für den das Reich Gottes also in einer Theorie besteht. Wir standen im Banne eines Evolutionismus, nach dem die Welt sich langsam und in strenger Gesetzmäßigkeit entwickelt, und dem eine Vollendung des Reiches Gottes auf Erden als ein unglaubliches und unendlich fernes Ereignis erscheint. Dagegen hat sich allerdings eine steigende Woge des Widerspruchs erhoben. Der Pragmatismus lehrt uns, daß der Mensch sich selbst seine Werte schaffen könne und solle; daß die Wahrheit sein eigenes Werk und Erkenntnis nicht bloß die Nachbildung eines an sich vorhandenen Urbildes sei. Der Syndikalismus verkündet, daß die Gesellschaftsordnung ein Werk des Menschen sei und durch die Hand des Menschen in Kürze zerstört und neu aufgebaut werden könne. Man sieht auf den ersten Blick, wie diese Gegensätze mit den Auffassungen des Reiches Gottes übereinstimmen, die die verschiedenen Schulen vertreten haben.

Erscheint es als eine zu optimistische Hoffnung, daß das, was wir heute erleben, uns für ein neues Verständnis der Botschaft Jesu vorbereitete? Unser Denken ist in heftige Bewegung gekommen; wir gehen den Dingen mehr auf den Grund, die Gegensätze werden zu einer neuen Einheit zusammengeschmolzen. Es könnte doch wohl sein, daß das, was für Jesus eine zusammenhängende und lebendige Wahrheit war, heute wieder besser als bisher eine einzige, begeisternde Vorstellung würde, die geignet wäre, allen Hoffnungen unserer Zeit Einheit, Tiefe und siegreiche Kraft zu verleihen. Allerdings scheint nun gerade diese Zeit am wenigsten von allen geeignet, solche Hoffnungen zu ermuntern. Wenn wir dem gegenüber behaupten, daß es im Gegenteil gerade eine Reichsgotteszeit sei, wie kaum je eine, so müssen wir zunächst zeigen, was die Botschaft von der Nähe des Reiches ursprünglich bedeutete. Sie bedeutete: Wir stehen an der Wende der Geschichte.

Jesus lebte in dem Bewußtsein, daß eine große Veränderung in der Luft liege.

Freilich — die Lage schien mehr zur Verzweiflung als zur Hoffnung einzuladen. Sein Volk hatte die Freiheit verloren, um sie, wie sich zeigte, nie mehr wiederzugewinnen. Die Zeloten, eine Gesellschaft von wilden Fanatikern, die jeden Augenblick zu Taten blutiger Revolution oder gesetzlosen Räubertums bereit war, lebten der Ueberzeugung, daß durch eine bewaffnete Erhebung Israel das Reich wiedergeben werden könnte. Auf der andern Seite stand die offizielle Partei, die Sadduzäer, die der Ansicht war, die sicherste Weg sei, sich in die Verhältnisse zu finden, und die durch ihre Unterwerfung gegenüber der römischen Macht sich die obersten Aemter sicherte und die Frucht dieser Stellung genoß. Jesus sah klar, daß keine der beiden Parteien recht hatte und daß das letzte Kapitel dieser Geschichte in Bälde geschrieben werde. Vierzig Jahre später war seine warnende Voraussage erfüllt und Jerusalem zerstört. Diese selbsterwählten Wächter der Religion hatten in Wirklichkeit allen echten Glauben verloren. Die Pharisäer waren die Puritaner ihrer Zeit gewesen. Sie standen in unversöhnlichem Gegensatz zu den Versuchen, das Gesetz Moses zu einem weltlichen Kompromiß zu verwässern oder Israels religiöse Eigenart gegen eine spekulative Philosophie zu vertauschen. Sie waren die messianische Partei, die immer noch die Hoffnung hegte, daß der Messias kommen und in der Macht Gottes das Reich aufrichten werde. Aber zur Zeit Christi hatte sich ihr religiöses Bemühen immer mehr auf Aeußerlichkeiten und Kleinlichkeiten gerichtet. In ihrer Praxis waren sie genau so weltlich wie die Uebrigen und als die Entscheidung kam und sie vor die Frage gestellt wurden, ob sie Jesus, als den Messias anerkennen wollten, da zeigte sich bald deutlich, daß sie im stillen ihren messianschen Glauben bereits aufgegeben hatten. Sie stimmten in den Ruf ein: „Wir haben keinen König denn den Kaiser" und gaben damit ihre heiligsten Ueberzeugungen auf.

Jesus aber stand fest in seiner Hoffnung. Er war gewiß, daß Gott ihn gesendet habe, und wenn er gewiß war, daß die Zeit reif sei, so geschah es nicht, weil die Dinge verheißungsvoll aussahen, sondern weil Gott ihn gerade in solch einer Zeit gesendet hatte. Das war das Wesentliche an seinem messianischen Bewußtsein: weil er da war, war das Reich Gottes vorhanden. Diese Ueberzeugung war jedem Widerspruch überlegen und konnte durch keinen scheinbaren Mißerfolg zerstört werden. Als es zuletzt klar wurde, daß der Tod seiner warte und seiner Sache Verderben drohte, da trat er vor Kaiphas mit der triumphierenden Erklärung, daß von dieser Stunde an die Geschichte das Kommen des Reiches in Kraft schauen werde. Wir sind heute in der Lage, die tatsächliche Grundlage dieser Ueberzeugung aufzudecken. Wir wissen, daß eine mächtige religiöse Bewegung das Imperium im Verborgenen durchzitterte. Ein seltsames religiöses Verlangen bemächtigte sich der Menschen. Sie fanden in den Mysterienkulten, wenn nicht eine Befriedigung,

so doch wenigstens eine Verstärkung ihres Dranges nach Gemeinschaft mit Gott. Dichter wie Virgil hatten zuversichtlich verkündet, daß ein neues Zeitalter beginnen und ein neues Geschlecht der Menschen erstehen werde. Wir können es heute verstehen, daß die Zerstörung von Jerusalem notwendig war, damit die im Judentum so lange eingekerkerte Wahrheit befreit und das christliche Zeugnis über die Heidenwelt verbreitet würde. Die bevorstehende Katastrophe war nicht ein Hindernis, sondern eine Hilfe für das Kommen des Reiches. Das ist die echt prophetische Art des Urteilens. Das Reich Gottes erlebt seine Verwirklichungen viel mehr in Zeiten der Not als in Zeiten beruhigter Wohlfahrt.

Und nun bedenken wir, daß Aehnliches in unsern Tagen geschieht.

Wir stehen am Ende eines Zeitalters. Was immer das Ergebnis des europäischen Konfliktes sein mag, so ist doch gewiß, daß die Geschichte wieder einmal in Bewegung gekommen ist. Nichts kann nachher wieder genau so sein wie zuvor. Die Ordnung der Dinge, auf die wir so viel Vertrauen gesetz hatten und von der wir glaubten, daß sie auf die Verwirklichung aller menschlichen Hoffnungen hinarbeiten werde, stürzt uns über dem Kopfe zusammen. Die halkyonischen Tage des neunzehnten Jahrhunderts sind für immer vorüber. Unsere ganze Art zu denken hat Bankrott gemacht. Unsere Philosophen, Prediger und Propheten sind durch das Schauspiel, das wir erleben, in Verwirrung versetzt und aller Einsicht, Autorität und Erleuchtung beraubt worden. Die wundervollen Eroberungen der Wissenschaft, deren sich unser Zeitalter mit Recht rühmte, haben sich mehr als zerstörende denn als schaffende Kräfte erwiesen; die verwickelte Maschinerie, die wir mit so viel Mühe und Nachdenken hergestellt hatten, stürmt nun vorwärts, alles in Stücke zerschlagend, und niemand weiß, wie sie aufgehalten werden kann, bis sie auch sich selbst zerschlagen hat. Unsere soziale Ordnung bewegt sich der Revolution entgegen; Sicherheit und Stetigkeit sind das Letzte, was wir von ihr erwarten dürfen; sie ist an den abschüssigen Hang eines Abgrundes gebaut. Wenige vermögen über die Gegenwart hinauszusehen. Die Stimmen, die beim Ausbruch des Krieges in fast prophetischer Weise redeten, sind nun verstummt. Die Absichten, womit die Völker in den Kampf zogen, werden mehr und mehr vergessen. Die unmittelbare Gefahr, die jeden europäischen Staat bedroht, verdrängt jeden Gedanken, der nicht dem Kampf um sein Dasein gilt. Der Fortführung dieser allbeherrschenden Aufgabe muß jede ideale Erwägung geopfert werden. In diesem Schmelztiegel kommt Schaum und Hefe zuerst obenauf, der Schaum des Gedankens, die Hefe der Gesellschaft. Der Kluge schweigt zu solcher Zeit. Das Schlimmste findet am besten Gehör. Und nachher? Nun da bleibt nur die Wahl zwischen dem vollkommenen Vertrauen auf eine mit hysterischer Wut aufgebaute

Waffenmacht oder dem Untergang. Das Ende des europäischen Christentums scheint gekommen.

Aber einigen Wenigen offenbart diese Zeit die Zeichen des Menschensohns, der in sein Reich kommt mit großer Macht und Herrlichkeit. Das Christentum wird neu entdeckt. Christus und sein Kreuz heben sich wieder einsam ab von all diesen gemütlichen Annäherungen und künstlichen Vereinerleiungen, die so sehr in Mode gekommen waren. Die Wahrheit seiner Lehre ist der Eine Fels in dem Wirbelsturm des Wahnsinns. Die Bergpredigt ist von den Boten Christi wie ein „Fetzen Papier" behandelt worden, aber dies wird, wie im Fall einer andern berühmten Urkunde, erst recht die Aufmerksamkeit auf sie lenken. Gegen den einzigen Weg, den die Welt kennt, den der Vernichtung unserer Feinde, hebt sich der göttliche Erlösungsweg, der darin besteht, daß man sich vollständig den Feinden ausliefert, hoch und hehr und als einzig wirksamer ab. Hier ist die neue Macht, um die sich eine neue Welt bilden wird. Eine unterirdische Revolution hat eingesetzt, die dem Geist der Feindschaft, der die Völker verheert hat, die Wurzeln abschneiden und einen neuen Frieden auf die Erde bringen wird.

Das Reich Gottes ist die Herrschaft des göttlichen Willens. Es ist der Wille Gottes in Bezug auf alles menschliche Wesen; es umfaßt jede Art von Tun und Erleben. Es bedeutet das persönliche Gefühl, mit Gott im rechten Verhältnis zu stehen, ein an Gottes Willen genährtes, glückliches, freies, furchtloses inneres Leben, das sich in entsprechenden sozialen Ordnungen und internationalen Beziehungen ausdrückt. Der Gegensatz von Innen und Außen ist aufgehoben. Das Soziale ist das einzige genau zutreffende Bekenntnis des inneren Lebens. Dadurch wird der Mensch vor einem selbstischen Suchen seiner Seele gerettet und neu geschaffen zu einem völlig sozial gewordenen Selbst, das im Geben sein Leben hat und das keinen Angriff fürchtet, weil die Dinge, die es für allein notwendig hält, nicht von ihm genommen werden können. Diese innere Erlösung von Trug und Tyrannei des Selbst, ausgedrückt in einer sozialen Ordnung, die den gleichen Stempel trägt, wird umgekehrt jene innere Erfahrung solchen aufschließen, die sie auf andere Weise nicht gewinnen könnten; die soziale Ordnung selbst wird ihnen die Gewißheit Gottes geben. Das Reich Gottes ist zugleich menschlich und göttlich. Es ist nicht eine Sache menschlichen Machens. Es hat seinen Ursprung in Gott und dem Grunde aller Dinge. Jede Berührung mit Gott bringt es deutlicher zur Erscheinung und erzeugt einen Druck nach Ausdruck; jeder Mangel an Berührung mit Gott bewirkt das Gleiche in der negativen Richtung: alles Leben gerät dann auf eine falsche Bahn und eine richtige Beherrschung der Sachenwelt wird unmöglich. Auf der andern Seite aber ist das Reich auch nicht eine Sache göttlichen

Erzwingens. Es liegt in der Hand Gottes bereit, aber es muß durch die Hand des Menschen ergriffen werden. Das letzte große Werk, das die Schöpfung vollenden soll, muß zustande kommen durch die auf vollkommenem Verständnis beruhende, vollkommene Mitarbeit von Gott und Mensch. Die Wahrheit von der Menschwerdung muß eine völlige soziale Verwirklichung finden in einer Gemeinschaft, worin Gottes Fülle Gestalt gewonnen hat.

Dieses Reich ist uns nahe gerückt. Das Reich ist ja immer vorhanden. Wir brauchen nie darauf zu warten. Es ist nicht weit weg in einem fernen Himmel und wartet nicht auf uns in einem entlegenen Zeitalter. Nur Blindheit und Ungehorsam der Menschen verhindern sein Kommen in Herrlichkeit. Und wie groß auch die menschliche Unwissenheit sei und wie hartnäckig ihr Widerstand, so kann sie doch von einem Augenblick auf den andern zusammenbrechen; denn das Reich ist jedem Herzen nahe und es gibt keine Ruhe noch Befriedigung, bis es ihm sich aufschließt. Das Reich Gottes tritt in die Erscheinung dadurch, daß wir es persönlich aufnehmen. Wenn auch nur ein Einziger seine Hand ausstreckte, es zu berühren, so würde es hervorbrechen und durch geheime Kanäle jedes Herz erreichen. Das Haupthindernis, das dem im Wege steht, ist der Wahn, daß jeweilen gerade dies nicht die Zeit dafür sei, während doch der Menschensohn immer „zu der Stunde, da ihr nicht daran denket", erscheinen will. Wenn jedermann spricht: „Jetzt kann es nicht sein", gerade dann kann es sein! Eine andere falsche Vorstellung derart ist die, daß die Bergpredigt das Gesetz dieses Reiches sei, wobei dann der Schluß nahe liegt, daß die Bergpredigt erst dann möglich werde, wenn jedermann bereit sei, sie zu üben. Und doch zeigt auch schon die flüchtigste Ueberlegung, daß wenn das Reich da ist, die Bergpredigt keinen Sinn mehr hat. Sie ist das Programm für die Herbeiführung des Reiches. Ihr ganzer Sinn kann in den Satz zusammengefaßt werden: „Tu zuerst dies!"

Buße und Glauben werden uns in das Reich führen.

Buße bedeutet einen sehr tiefgreifenden Vorgang; das, was in der Botschaft Jesu „Umkehr" heißt und durch Buße ungenügend übersetzt wird. Es ist eben nicht bloß das, was man gewöhnlich unter „Buße" versteht, obschon dieses darin enthalten ist. Es hat sich als unmöglich erwiesen, unser Volk in dieser Zeit in eine Stimmung der Buße zu versetzen, obschon die Besten wohl gewußt haben, wie notwendig dies sei. Aber man kann ein Volk nicht zur Buße rufen, wenn nicht die nötigen Voraussetzungen erfüllt sind. Buße ist bloß eine Nebenfrucht der Umkehr. Umkehr bedeutet aber eine völlige Veränderung des Geisteszustandes, eine gänzliche Umwertung unserer Schätzungen der Dinge. Eine solche erschien vor einem Jahre noch als unmöglich, aber wir sind seither in eine strenge Schule gegangen; denn alles, was wir

hochgeschätzt hatten, ist nun als wertlos erfunden. Die Grundlage unserer sozialen Ordnung, unser Erziehungssystem, unsere persönliche Haltung und Stimmung, alles führt zuletzt zu einem wilden und doch in sich nichtigen Krieg. Darum ergeht heute die Aufforderung, neue Werte zu schaffen und ihre Freude an dem wahren Reichtum zu suchen, zuerst an die „guten" Menschen. Zeigt uns euren Glauben, den Glauben, den ihr so lange bekannt habt, ihr Idealisten, ihr Christen, ihr Anhänger einer katholischen Kirche. Ihr mögt mit eurem Glauben recht haben, aber ihr habt nie nach ihm gelebt. An euch ist es nun, die Welt zu ändern, indem ihr durch euer Leben so gut wie durch euer Credo verkündigt, was ihr die Jahrhunderte hindurch behauptet habt. Die Geister werden wie durch eine Ansteckung umgestimmt, wenn jemand den Anfang macht. So beginnt denn damit, daß ihr tief in euch selbst die falschen Götter stürzt und den wahren Gott auf den Thron setzt.

Glaube aber ist ein Vorgang von sehr weit greifender Bedeutung.

Er führt uns zum eigentlichen Zentrum unser selbst. Glaube ist durchaus keine schwierige, sondern eine sehr einfache Sache, denn Glaube ist das, was wir in der Tiefe unseres Wesens für wahr halten. Es ist bei den Meisten unter uns durch falsche Glaubensformeln, durch Furcht und verschimmelte Gewohnheit zugedeckt, aber wir können in jedem Augenblick durch all dies brechen, wenn wir nur wollen. Ihr saget, daß heute einzig und allein die Gewalt etwas ausrichte. Das glaubt ihr im Grunde doch nicht. Das ist die Selbsthypnotisierung von Menschen, die im Bann der Furcht stehen. Der Glaube frißt sich durch eure Truggedanken, bis ihr zum Herzen der Wahrheit gelangt. Prüfet euch selbst auf den Knien vor Gott. Bringt heraus, was ihr wirklich glaubt; denn da wir im Grunde Alle Eins sind, stoßen wir auch auf den gleichen Glauben, sobald wir in die Tiefe steigen! Kämpfet den guten Kampf des Glaubens zuerst in euren eigenen Herzen! Bekümmert euch zunächst nicht darum, was nach eurer Ansicht praktisch möglich ist oder zu was ihr nach euerer Empfindung meint stehen zu können, dringt vor bis zu der Wahrheit eures tiefsten Vertrauens, nehmt diese Wahrheit an und überlaßt es ihr dann, ihre Kraft auszuwirken. Es ist die Angst und der Selbstbetrug in den Herzen derer, die den christlichen Glauben bekennen, was die Welt in den Ketten fatalistischen Verderbens gefangen hält.

Wenn ihr so für euch Glauben gewinnt, werdet ihr den Glauben in Andern frei setzen. Wir fangen gerade an, die Macht geistigen Einflusses besser zu erkennen. Der gegenwärtige Krieg ist die Frucht eines bestimmten Denkens. Eine Anzahl Leute auf beiden Seiten der Nordsee hat seit zehn Jahren das Lied gesungen: „Der Krieg ist unvermeidlich". Sie haben damit eine Atmosphäre geschaffen, die sich zuletzt in diesem Ausbruch von Blitz

und Donner entladen mußte. Wir haben in unseren Herzen Furcht und Haß gehegt und nun ist die Frucht gereift.

Der Krieg kann nur auf die gleiche Weise sterben, als er erzeugt worden ist. Wann wird der Krieg aufhören? In dem Augenblick, wo die Völker Europas ernstlich wünschen, daß er aufhöre. Was ihn nutzlos fortführen läßt, ist einfach die Tatsache, daß die Mehrheit der Menschen fortfährt zu sich selbst zu sprechen: „Es gibt keinen anderen Weg, die Sache muß zu Ende geführt werden." Nun darf ja niemand erwarten, daß die reinen Weltmenschen anders denken; auch gibt es Leute genug, denen der Krieg recht ist, weil sie sich wohl fühlen, wenn Haß und Mißtrauen ungehemmt die Herrschaft haben. Es ist die Atmosphäre, die ihnen zusagt. Aber die Kirche Gottes? Darf sie in diesen Höllenchorus einstimmen: „Es gibt keinen anderen Weg?" Wenn sie das tut, dann soll sie bedenken, daß dies nicht der Glaube des Christus, sondern des Kaiphas ist. Es ist nichts anderes als eine feierliche Erklärung, daß es keinen Gott gebe. Wir mögen vielleicht nicht wissen, welches dieser andere Weg sei: so, wie wir gegenwärtig geartet sind, mag Gott ihn uns verbergen; aber es gibt einen andern Weg. Die Kirche muß zuerst die Glaubenslosigkeit in ihrem eigenen Herzen überwinden; sie muß mit den Mächten und Gewalten ringen, die ihre Nachlässigkeit und ihr Unglaube auf den Herrscherstuhl gesetzt hat. Dann soll sie zu beten beginnen und dann wird der Friede kommen, der der von Gott ist, den die Welt weder geben noch nehmen kann, und auf seinen Flügeln wird das Reich Gottes zur Erde kommen.

W. E. Orchard (London). [1])

Unter Menschen des Wohlgefallens.

I.

Deutsch-englische Friedensstimmen.

1. Aufruf führender deutscher Sozialdemokraten.[2])

Die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Die deutsche Sozialdemokratie ist vor eine Frage gestellt, die für die Geschichte des deutschen Volkes, für die Zukunft der Kulturwelt von der größten Tragweite ist.

[1]) Uebersetzt von L. R. Der Uebersetzer kann es nicht unterlassen, seine herzliche und innige Uebereinstimmung mit den Grundgedanken dieser Predigt auszusprechen.

[2]) Dieses Manifest wurde Ende Juni dieses Jahres erlassen. Etwa 700 Genossen schlossen sich ihm durch Unterschrift an.

Forderungen, für die schon in früheren Monaten eine gewisse Presse, sowie Vereinigungen, denen keine größere Bedeutung beigelegt wurde, systematisch Stimmung gemacht hatten, sind in den letzten Wochen von Persönlichkeiten in hervorragender Stellung, sowie von einflußreichen Körperschaften in teilweise sogar noch verschärfter Form vertreten worden. Programme werden aufgestellt, die dem gegenwärtigen Krieg den Stempel eines Eroberungskrieges aufdrücken.

Noch ist es in aller Erinnerung, daß der Präsident des Preußischen Herrenhauses, Wedel-Piesdorf, in der Sitzung des Herrenhauses vom 15. März 1915 erklärte, Deutschland stehe jetzt als Sieger da: „Und wenn wir nichts weiter wollten, als den Angriff der Feinde abschlagen, so glaube ich, würde es nicht allzu schwer sein, einen Frieden in kurzer Frist zu erlangen. Damit aber kann sich Deutschland nicht befriedigt erklären. Nach den ungeheuren Opfern, die wir gebracht haben, an Menschen sowohl wie an Hab und Gut, müssen wir mehr fordern; wir können das Schwert erst wieder in die Scheide stecken, wenn Deutschland eine Sicherung erlangt hat dagegen, daß in ähnlicher Weise wie diesmal, die Nachbarn über uns herfallen."

In der Reichstagssitzung vom 29. Mai 1915 haben die Abgeordneten Graf von Westarp als Vertreter der Konservativen und Schiffer als Vertreter der Nationalliberalen unumwunden sich für Annexionen ausgesprochen; der erstere unter Berufung auf eine Erklärung des deutschen Reichskanzlers vom Tage zuvor, die dahin ging, Deutschland müsse alle nur möglichen „realen Garantien und Sicherheiten" dafür schaffen, daß keiner seiner Feinde, „nicht vereinzelt, nicht vereint", wieder einen Waffengang wagen werde. Diese Auslegung der Worte des Reichskanzlers hat von der Reichsregierung keine Zurückweisung erfahren.

Es ist fernerhin bekannt geworden, daß sechs große Wirtschaftsvereinigungen, voran der Großkapitalistische Zentralverband deutscher Industrieller, und die Kampforganisation der Agrarier, der Bund der Landwirte, die der Politik des Deutschen Reichs so oft schon die Richtung gewiesen haben, unter dem 20. Mai 1915 eine Eingabe an den Reichskanzler gerichtet haben, worin sie fordern: Gewinnung eines großen Kolonialreichs, ausreichende Kriegsentschädigung und Annexionen in Europa, die allein im Westen über zehn Millionen Menschen — mehr als sieben Millionen Belgier und über drei Millionen Franzosen — zwangsweise unter deutsche Herrschaft stellen würden. Wie diese Zwangsherrschaft gedacht ist, kennzeichnet der Satz der Eingabe, wonach Regierung und Verwaltung in den annektierten Ländern so geführt werden müssen, daß „die Bewohner keinen Einfluß auf die Geschicke des Deutschen Reichs erlangen". Das heißt mit andern Worten, diese gewaltsam annektierte Bevölkerung soll politisch rechtlos gemacht und gehalten

werden. Und weiter wird gefordert, aller Besitz, der einen starken wirtschaftlichen und sozialen Einfluß gewähre, „müsse in deutsche Hände übergehen", im Westen besonders der industrielle Besitz aller großen Unternehmungen, im Osten besonders der landwirtschaftliche große und Mittelbesitz.

Mehr noch. In den allerletzten Tagen hat ein deutscher Bundesfürst, der König von Bayern, in einer Ansprache in Fürth Forderungen in bezug auf die Ausdehnung unsrer Grenzen im Westen ausgesprochen, durch die wir für Süd- und Westdeutschland günstigere Verbindungen zum Meere bekämen.

Angesichts aller dieser Kundgebungen muß sich die deutsche Sozialdemokratie die Frage vorlegen, ob sie mit ihren Grundsätzen und mit den Pflichten, die ihr als Hüterin der materiellen und moralischen Interessen der arbeitenden Klassen Deutschlands obliegen, vereinbaren kann, in der Frage der Fortführung des Krieges an der Seite derjenigen zu stehen, deren Absichten in schroffstem Widerspruch sind zu den Sätzen der Erklärung unsrer Reichstagsfraktion vom 4. August 1914, in denen diese aussprach, daß sie im Einklang mit der Internationale jeden Eroberungskrieg verurteilt.

Dieser Satz würde zur Lüge gestempelt werden, wenn die deutsche Sozialdemokratie jenen Erklärungen aus den Kreisen der Machthaber gegenüber es bei dem Aussprechen akademischer Friedenswünsche bewenden ließe. Zu deutlich haben wir es erfahren müssen, daß man auf solche Bekundungen auch nicht die geringste Rücksicht nimmt.

Was verschiedene unter uns befürchtet haben, zeichnet sich immer bemerkenswerter ab: Man erlaubt der deutschen Sozialdemokratie die Kriegsmittel zu bewilligen, man geht aber kühl über sie hinweg bei den für die Zukunft unsres Volkes folgenschwersten Beschlüssen.

Dürfen wir dieses Verhältnis fortbestehen lassen, das uns die Möglichkeit raubt, die Kraft der deutschen Arbeiterklasse für eine Politik geltend zu machen, die nach unsrer innersten, auf die Erfahrungen der Geschichte gestützten Ueberzeugung das Interesse des deutschen Volkes und mit diesem das aller beteiligten Völker gebietet?

Ungeheuer sind die Opfer, die dieser Krieg den in ihn hineingerissenen Völkern schon verursacht hat und die jeder Tag vermehrt. Die Weltgeschichte kennt keinen zweiten Krieg, der auch nur annähernd gleich mörderisch gewirkt hätte. Es ist die Grausamkeit barbarischer Zeitalter, verbunden mit den raffiniertesten Mitteln der Zivilisation, welche die Blüte der Völker hinrafft. Nicht minder unerhört sind die Opfer an Gütern, die der Krieg den Völkern entreißt. Weite Gebiete werden verwüstet und Summen, die für Kulturzwecke in einem Jahr auszugeben man sich gescheut hat, werden in diesem Kriege in einer Woche für die Tötung von

Menschen und die Vernichtung von Grundlagen künftiger Wohlfahrt ausgegeben. Allen beteiligten Nationen starrt bei Verlängerung des Krieges der Bankrott entgegen.

In weiten Kreisen unsres Volkes und derjenigen Völker, mit denen das Deutsche Reich im Kriege liegt, macht sich denn auch immer stärkere Friedenssehnsucht geltend. Während die Herrschenden davor zurückschrecken, diesem Friedensbedürfnis zu entsprechen, blicken Tausende und Abertausende auf die Sozialdemokratie, die man als die Partei des Friedens zu betrachten gewohnt war, und erwarten von ihr das erlösende Wort und das ihm entsprechende Verhalten.

Nachdem die Eroberungspläne vor aller Welt offenkundig sind, hat die Sozialdemokratie die volle Freiheit, ihren gegensätzlichen Standpunkt in nachdrücklichster Weise geltend zu machen und die gegebene Situation macht aus der Freiheit eine Pflicht.

Das Proletariat erwartet sicherlich, daß ebenso wie im Jahre 1870 sich bei einer ähnlichen Situation alle Sozialdemokraten trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten beim Ausbruch des Krieges, zu einem einmütigen Handeln zusammenfanden, die Sozialdemokratie auch jetzt in gleicher Einmütigkeit zusammenstehen wird.

Wir wissen, daß Friedensbedingungen, die von einer Seite der Kriegführenden der andern aufgezwungen werden, keinen wirklichen Frieden bringen, sondern nur neue Rüstungen mit dem Ausblick auf neuen Krieg bedeuten. Ein wirklicher und dauernder Friede ist nur möglich auf der Grundlage freier Vereinbarung.

Diese Grundlage zu schaffen ist nicht der Sozialdemokratie eines einzelnen Landes gegeben. Aber jede einzelne Partei kann nach Maßgabe ihrer Stellung und ihrer Kräfte dazu beitragen, daß diese Grundlage hergestellt wird.

Die gegenwärtige Gestaltung der Dinge ruft die deutsche Sozialdemokratie auf, einen entscheidenden Schritt zu diesem Ziele zu tun. Sie ist heute vor die Wahl gestellt, diesem Gebote Folge zu leisten oder dem Vertrauen einen tödlichen Stoß zu versetzen, das sie bisher im deutschen Volk und in der gesamten Welt als Verfechterin des Völkerfriedens genoß.

Wir zweifeln nicht, daß unsre Partei diejenigen Folgerungen ziehen wird, die sich für unsre parlamentarische und außerparlamentarische Haltung hieraus ergeben. Mit den schönsten Ueberlieferungen der Sozialdemokratie steht die Zukunft unsres Volkes auf dem Spiel, seine Wohlfahrt und seine Freiheit. Hat unsre Partei nicht die Macht, die Entscheidungen zu treffen, so fällt doch uns die Aufgabe zu, als drängende Kraft die Politik in der Richtung vorwärts zu drängen, die wir als die richtige erkannt haben.

Eduard Bernstein.
Hugo Haase.
Karl Kautsky.

2. Eine Antwort der englischen Quäker und anderer Pazifisten.

„Das vom 23. Juli datierte Manifest des Vorstandes der deutschen sozialdemokratischen Partei[1]), die einen baldigen und ehrenvollen Frieden befürwortet, erweckt bei verschiedenen politischen und religiösen Körperschaften Großbritanniens einen herzlichen Widerhall. Die unterzeichneten Vertreter der genannten Organisationen beeilen sich, die Friedensfreunde in Deutschland zu versichern, daß nicht nur viele Sozialisten, sondern auch Mitglieder anderer Organisationen in unserem Lande im selben Sinne wie sie, ernstlich die Wiederherstellung freundlicher Beziehungen zwischen den kriegführenden Ländern und die Herbeiführung eines Friedens wünschen, der wirkliche Dauer verspricht.

„Wie in Deutschland, so sind auch hier weite Kreise des Volkes, in ihrem Entsetzen über alle die Schrecken, die nun im Namen der Zivilisation und der Kultur begangen werden, bestrebt, ihrer Friedenssehnsucht Ausdruck zu geben und auf ihre Regierung jeden dahinwirkenden Einfluß, soweit es ihnen überhaupt möglich ist, und zu der früheſt möglichen Gelegenheit, auszuüben. Natürlich ist die geeignete Gelegenheit zu solchem Vorgehen in den verschiedenen Ländern entsprechend der inneren Lage verschieden; aber unserer Meinung nach legt das obengenannte deutsche Manifest den Völkern der verbündeten Mächte die Verpflichtung auf, ihre Regierungen zu veranlassen, sich über die Bedingungen zu äußern, die sie für Friedensverhandlungen unerläßlich halten und diese öffentlich zu diskutieren. Könnte das geschehen, wäre unserer Ansicht nach für alle aufrichtig Gesinnten in Europa ein Weg offen, einen Einfluß auf das Ende der Feindseligkeiten auszuüben. In dieser Beziehung hegen wir hoffnungsvolle Erwartungen auf die Mithilfe der Regierungen der neutralen Länder Europas und Amerikas. Der Vorschlag, daß diese Länder als freundschaftliche Vermittler wirken und dadurch den Kriegführenden fortdauernd die Gelegenheit ihrer Vermittlung böten, scheint uns einer tätigen Unterstützung von unserer und anderer Seite zu bedürfen. Wir sprechen die dringende Bitte an die neutralen Regierungen aus, eine Konferenz der neutralen Mächte einzuberufen, die sofort eine, als dauernde Einrichtung gedachte, Vermittlung herstellen müßte.

„Wir sind mit der deutschen sozialdemokratischen Partei darin einig, daß ein dauernder Friede nur auf das Einverständnis aller Völker gegründet und nicht durch Eroberung diktiert werden darf. Wir stimmen mit ihr überein, daß die endgültigen Bestimmungen

[1]) Wir haben das viel charaktervollere Manifest von Bernstein, Haase und Kautsky abgedruckt, von dem das des Parteivorstandes nur ein Echo und eine Abschwächung war.

auf nationale und Rassengefühle Rücksicht zu nehmen hat. Wir unterschreiben ganz und gar die im Namen der sozialdemokratischen Partei von Herrn Ebert in der Reichstagssitzung vom 29. Mai (nach der italienischen Intervention) gegebene Erklärung, die in dem Manifest zitiert und aufrecht erhalten wird:

„Mehr und mehr macht sich überall das Verlangen geltend, dem Entsetzen endlich ein Ende zu machen. Trotz der verschärften Situation glauben wir, getreu unserer sozialistischen Weltanschauung, auch heute unserer Friedenssehnsucht Ausdruck geben zu sollen. Dabei wissen wir uns in Uebereinstimmung mit großen Schichten aller Völker, die mit uns erstreben: einen Frieden ohne Vergewaltigung eines anderen Volkes; einen Frieden, der ein dauerndes Zusammenwirken aller Kulturvölker wieder ermöglicht. Darum wenden wir uns mit Entschiedenheit gegen diejenigen Bestrebungen, die den Frieden abhängig machen wollen von allerlei Eroberungen. Wir haben von Anfang an den Standpunkt eingenommen, daß wir jeden Eroberungskrieg verurteilen. Daran halten wir fest!"

„Wir erhoffen einen Frieden, der diesen Bedingungen entspricht, und wir werden alles tun, was in unseren Kräften und in unserer Macht liegt, um, das Vorgehen der deutschen Sozialdemokratie erwidernd, dahin zu wirken, daß unsere Regierungen in diesem Geist zusammenarbeiten.

„Schließlich müssen die Völker sich ja wieder zueinander finden. Soll es nach noch mehr Schreckens- und Leidenstagen geschehen, oder soll es heute geschehen, solange noch Fundamente nationalen Glücks und nationaler Wohlfahrt erhalten sind, auf die sich unsere Hoffnung für die Zukunft gründet.

„Jeden Tag, den der Krieg fortdauert, werden neue Massen menschlicher Wesen erschlagen und verstümmelt. Jeden Tag, den der Krieg fortdauert, werden neue Hunderte von Heimstätten in Belgien, Polen und anderwärts zerstört. Jeden Tag, den der Krieg weiter dauert, erhöht sich die Summe bitteren Hasses, verzweiflungsvoller Taten unmenschlicher Erniedrigung; jeder weitere Kriegstag bringt dem daheimbleibenden Volk größere Armut, herberes Leid, unerträglichere Bürden.

„Um unserer Landsleute und um Europas willen begrüßen wir den Ruf, der aus Deutschland zu uns dringt."

3. Eine Antwort des englischen Komitees für den internationalen Frauenkongreß.

Das Manifest des Vorstands der deutschen Sozialdemokratischen Partei am 23. Juni, welches in verschiedenen Sprachen herausgegeben und verbreitet worden ist, veranlaßt uns Folgendes zu erwidern auf den Aufruf für einen dauerhaften Frieden, einen Frieden,

welcher keine neuen Verwicklungen heraufbeschwört und also nicht die Keime neuer drohenden Streitigkeiten in sich birgt.

Der Aufruf wurde vom deutsch sozialdemokratischen Standpunkt aus geschrieben, und behandelt eingehend die Interessen jener Partei. Er enthält außerdem Mitteilungen betreffs anderer kriegführenden Parteien, über die militärische Lage, die man den Einwohnern dieses Landes nicht zumuten kann zu unterschreiben, jedoch finden wir in demselben auch vieles, dem wir von Herzen beipflichten können.

Denn auch wir widersetzen uns den Versuchen, die da angestellt werden, den Frieden zu gründen auf Eroberungen; auch wir glauben, daß ein Frieden nur dann möglich sein kann, wenn er nicht erst ein Volk demütigt; wir auch widersetzen uns mit Kraft der Eroberungs- und Annexionspolitik; von ganzem Herzen unterstützen wir die Prinzipien, welche in dem Aufruf dargelegt sind als Grundlage für einen Friedensvertrag. Sie lauten:

Ausbau des jetzigen internationalen Schiedsgerichtshofs zu obligatorischen Institutionen für die friedliche Erledigung aller Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Staaten.

Alle Verträge und Vereinbarungen sollen der demokratischen Kontrolle der Volksvertretungen unterbreitet werden.

Eine internationale Einschränkung der Bewaffnung, in der Absicht die endgültige Abrüstung zu erreichen.

Die Anerkennung der Rechte der verschiedenen Nationalitäten.

Alle die obigen Prinzipien sind dargelegt worden in den Entschlüssen des internationalen Frauenkongresses, welcher im April dieses Jahres im Haag abgehalten wurde; sie finden Einklang bei einem großen Teil des Volkes in diesem Land. Fernerhin betonte der Haager Kongreß nachdrücklich die Tatsache, daß Kontrolle der Volksvertretungen über die nationale wie über die internationale Politik nur dann erreicht werden kann, wenn gleiche Bürgerrechte gelten für Männer und für Frauen.

Mit vielen Frauen aus den kriegführenden wie aus den neutralen Ländern befürworten wir den vom Kongreß gemachten Vorschlag, daß die neutralen Regierungen in Europa und in Amerika eine Konferenz neutraler Mächte einberufen sollen, um Vermittlung anzubieten, in der Absicht, einen gerechten und dauerhaften Frieden in obigem Sinne zu fördern.

II.

Eine Frauenstimme aus Oesterreich.

Frau Rosika Schwimmer, die Führerin der österreichisch-ungarischen Frauenbewegung, hat auf dem Frauenkongreß für den Frieden im Haag u. a. Folgendes gesprochen:

Die Welttragödie, deren Opfer und Zeugen wir heute sind, bedeutet in den Augen und in dem Gehirn aller denkenden und fühlenden Menschen den Zusammenbruch der Idee, daß Friede und Gerechtigkeit mit den Waffen der Macht errungen werden können. Der Brand ist so groß, die Flamme dieses Feuers leuchtet so weit, daß wir heute die Geschichte der Vergangenheit der menschlichen Rasse im vollen Lichte beleuchtet sehen.

Die dunkelsten Punkte der Vergangenheit der menschlichen Rasse liegen heute klar und offen vor uns, wenn wir den Brand, die Flammen dieses Weltkrieges als Beleuchtung aller zurückliegenden historischen Ereignisse betrachten. Wir sehen heute mit klarem Auge, daß in der ganzen Zeit, seitdem die menschliche Rasse organisiert ist in Staaten, in Nationen, wir nicht nur unzählige Male, sondern immer alle Streitigkeiten, alle kleinen Mißverständnisse, alle Nichtigkeiten und alle größeren Sachen mit den Waffen zu erledigen suchten. Wir müssen aber endlich einsehen, daß durch Gewaltmittel niemals etwas wirklich endgültig erledigt wurde. Auch niemals erledigt werden kann, weil Gewalt nichts beweist. Heute, wenn wir an der Bahre alles dessen stehen, wofür wir gehofft, wofür wir gekämpft und gearbeitet haben, heute ist es für uns die Frage: soll unsere Weltordnung auch weiterhin die Weltordnung der Macht sein oder die Weltordnung des Rechtes? Wenn wir mit unaussprechlicher Trauer in unsern Herzen versuchen sollen, eine neue Welt aufzubauen, versuchen sollen die Kräfte aufzubringen um neue Wege zu finden, dann müssen wir uns aber sagen: die Wege sollen sich klar scheiden: entweder Macht oder Recht. Ich erkläre, daß kein Zweifel unter uns bestehen kann: wir kamen hieher, um zum ersten Male als Frauen nicht mehr zu bitten, nicht mehr demütig zu verlangen, sondern zu fordern!

Zu fordern, daß die Institution des Rechtes an Stelle der Institution der Macht gestellt werde. In diesem Sinne, in diesem Geiste wissen wir, daß Armee und Marine verschwinden müssen. Wir haben keinen Gebrauch mehr für sie, und Institutionen des Rechtes, Gerichtshöfe, Gesetze, alles, was der technische Geist des Mannes und der Frau erfinden kann, muß erfunden werden und in die Praxis übersetzt werden.

III.

Eine wunderbare Seele.[1])

14 octobre.

Chère maman aimée, j'ai reçu de toi une carte sans date, en même temps qu'un mot de chère grand'mère, daté du 3 octobre.

[1]) Diese Briefe, denen im nächsten Hefte noch einige andere, nicht weniger bedeutsame, folgen sollen, sind einer Sammlung entnommen, die uns von befreun-

Tu me dis que tu as reçu mes deux lettres du 26 et 27, et c'est pour moi un bonheur parfait maintenant. Sans doute, chère mère, il y a des renoncements qui coûtent beaucoup d'effort, mais sache que nous possédons tous deux la force d'âme nécessaire pour vivre ces heures difficiles sans haleter d'angoisse à l'idée du retour que nous espérons tous deux.

L'essentiel est de sentir le prix du moment présent et de lui faire donner tout ce qu'il peut avoir de bon, be beau et d'édifiant. Pour le reste, nul ne peut engager l'avenir, et ce serait une torture bien inutile et vaine que vivre en se demandant ce qui pourra nous arriver. Ne trouves-tu pas que la vie nous a dispensé bien des bonheurs, et qu'un des derniers, et le plus grand, a été de pouvoir enfin communiquer ensemble et sentir notre union?

Il y a ici beaucoup de pauvres gens qui ne savent pas où se trouvent leurs femmes et leurs enfants, qui sont isolés de tout depuis des mois. Tu vois que nous sommes encore des privilégiés.

Chère petite maman, moins que jamais nous devons désespérer, car jamais nous n'aurons mieux eu l'impression que toutes ces agitations et ces délirs humains ne sont rien en regard de la part d'éternité que chacun porte en soi, et que toutes ces monstruosité aboutiront à un devenir meilleur. Cette guerre est une forme de cataclysme qui succède aux anciens bouleversements de notre globe, mais as-tu jamais vu qu'au milieu de tout cela il y ait une parcelle d'âme de perdue, et que le sentiment d'un ordre supérieur s'en soit trouvé amoindri? Nos souffrances viennent de ce que notre petite patience humaine est orientée du côté de nos appétits, même les plus nobles. Mais dès qu'elle interroge les choses pour découvrir l'harmonie, elle rencontre le repos parfait de l'âme. Nous ne savons pas si cette violence et ce désordre n'acheminent pas notre destinée universelle vers le bien définitif.

Chère maman, en conservant le plus ferme et le plus

---

deter Seite zur Verfügung gestellt wurde. Der Schreiber ist ein achtundzwanzigjähriger französischer Künstler gewesen. Die ganze Sammlung von Briefen, die vorwiegend an seine Mutter gerichtet sind, gehört zum Gewaltigsten und Ergreifendsten, was wir je gelesen und erlebt haben. Eine wunderbare Seele — fürwahr — ein Wunder! Wie dieser junge Mann, aus seiner Kunst, von einem großen Bilde weg, überhaupt aus einem Leben der Verfeinerung, plötzlich herausgerissen, die neue Lage meistert, seine Seele hoch über Schmutz und Jammer in der Atmosphäre der Reinheit und Schönheit erhält — trotz dem innigsten Miterleben — und einen Frieden im Ewigen findet, den auch das Entsetzlichste ihm nicht zu rauben vermag, das eröffnet einen Einblick in menschliche Möglichkeiten, die man wohl Offenbarung nennen mag. Dazu ist er Einer gewesen, in dessen Seele kein Hauch von Haß zu dringen vermochte. Er ist am zweiten Ostertag dieses Jahres im Kampfe „verschwunden".

humain espoir je t'envoie, ainsi qu'à grand'mère aimée, mon profond amour.

Envoie également mon cœur à nos amis qui sont dans la peine. Aide-les à tout supporter: deux croix sont moins lourdes à porter qu'une seule. Et confiance en notre joie éternelle!

15 octobre.

J'ai reçu une carte de toi du 1er, certainement antérieur à celle sans date. Comme j'ai de la joie de nous voir enfin reliés l'un à l'autre.

A vrai dire, nos pensées ne se sont jamais quittées. Tu m'y apprends le malheur de Marthe et je suis heureux que tu puisse lui être utile.

Chère mère, voilà notre tâche à tous deux: être utile dans la minute présente sans escompter rien de la minute suivante.

Oui, sans doute, je sens profondément comme toi, que je porte une mission dans la vie. Mais, il faut agir à chaque instant comme si cette mission se remplissait immédiatement. Ne réservons aucun petit coin de notre coeur pour nos petites espérances. Il faut absolument parvenir à ce que mille catastrophe ne puisse faire de notre vie quelque chose de tronqué, d'interrompu, d'inharmonieux. C'est la plus belle oeuvre, c'est celle de ce moment.

Le reste, cet avenir qu'il ne faut pas interroger, tu verras, mère chérie, ce qu'il réserve de beau, de bon, de juste. Il ne faut pas qu'aucune de nos facultés s'exerce à vide, et toute inquiétude vaine en est une dépense nuisible.

Contente-toi de cette magnifique assurance que, jusqu'à présent, j'ai élevé mon âme à une hauteur où les événements n'ont pas eu prise sur elle, et je te promets que mon effort sera de la préparer encore le plus que je le pourrai.

Dis à M. que si le sort frappe les meilleurs, ce n'est pas injuste: les mauvais qui survivent en seront améliorés. Qu'elle accepte le sacrifice en sachant qu'il n'est pas inutile. Vous ne savez pas l'enseignement donné par celui qui tombe. Moi je le sais.

Pour qui sait lire la vie, les événements actuels ont déchiré toute habitude de la pensée, mais ils laissent entrevoir mieux que jamais la beauté et l'ordre éternels.

Remettons-nous de la surprise causée par ce déchirement, mais adaptons-nous aussitôt à ce nouvel état de choses qui fait de nous des privilégiés à l'égal de Socrate, des martyrs chrétiens et des gens de la révolution. Nous dédaignons dans la vie ce qui n'est que passager pour goûter ce qu'elle ne nous offre que rarement, le sentiment de ce qui est éternel.

Dimanche, 6 décembre.

Je suis content de te voir aussi fermement orientée vers le courage. Nous en avons besoin, ou, plutôt, nous avons besoin de quelque chose qui est difficile à obtenir, et qui n'est ni la patience ni la trop grande confiance, mais une certaine foi en l'ordre des choses — une certaine puissance de dire de chaque épreuve que c'est bien, ainsi.

Notre instinct de vie nous pousse à nous affranchir des obligations présentes, quand elles sont trop cruelles et répétées, mais comme j'ai eu bien du bonheur à l'apprendre, tu as pu voir ce que Spinoza entendait par la liberté humaine. Idéal inaccessible, auquel il faut tendre quand même.

Chère mère, les épreuves que nous devons accepter, sont longues, et l'on ne peut dire qu'elles soient monotones, tant, malgré leur forme invariable, elles demandent un courage toujours renouvelé. Unissons-nous, pour que Dieu nous accorde la force et la ressource d'accepter tout.

Tu sais ce que j'appelle religion: ce qui relie dans l'homme toutes ses notions de l'universel et de l'éternelle, ces deux formes de Dieu. La religion, au sens courant du mot, n'est que le lien de certaines formules morales et disciplinaires associés à la figuration poétique admirable des fortes philosophies bibliques et chrétiennes.

Ne heurtons personne. A bien regarder, les formules religieuses, pour étrangères qu'elles demeurent à mes postulations intellectuelles, me paraissent louables et sympathiques en ce qu'elles contiennent d'aspiration à la beauté et à la forme.

Chère mère que j'aime, espérons toujours: les épreuves sont multiples, mais toute beauté demeure. Prions de la contempler longtemps encore!

Dimanche, 27 décembre.

Ce matin, au petit jour charmant, je voyais une belle étoile extrêmement brillante. J'étais parti pour chercher du charbon et de l'eau, et au retour, alors que la lumière était déjà vive, cette extraordinaire étoile persistait. Mon caporal qui, comme moi, de buisson en buisson, regagnait notre maison, me dit:

„Sais-tu ce que c'est cette étoile? Eh bien! c'est le signe de ralliement pour la patrouille ennemie.“ C'était vrai, et d'abord, j'ai été outré de cette profanation du ciel, et puis (outre l'ingéniosité du procédé) je me suis dit que cette étoile représentait pour les pauvres gens de l'autre côté la direction du salut. Je lui en ai moins voulu. Elle m'avait fait tant de joie que je me suis décidé de rester sur ma première impression.

Zur Verhandlung über den religiösen Antimilitarismus.

Vorbemerkung der Redaktion.

Herr Professor Wernle hat unter dem Titel: „Antimilitarismus und Evangelium“ [1]) eine Streitschrift gegen die „Antimilitaristen“ herausgegeben. Sie bedeutet natürlich eine gewisse Sensation, wird von verschiedenen Seiten mit Triumphgeschrei begrüßt werden und für Viele eine willkommene Beruhigung des Gewissens sein. Das kann Einem leid tun; im Uebrigen hat uns die Schrift sehr kalt gelassen. Es ist eine oft erstaunlich oberflächliche Behandlung des Problems. Der große Militärschriftsteller Wernle sollte sich vor allem einmal den taktischen Grundsatz zu eigen machen, daß man sich davor hüten muß, den Gegner zu gering einzuschätzen. Wie viel tiefere und ernsthaftere Bestreitungen des „religiösen Antimilitarismus“ haben wir anderwärts gelesen. Es stünde geradezu traurig mit uns, wenn wir das, was Wernle an Ernsthaftem gegen uns einzuwenden hat, nicht schon lange überlegt und verarbeitet hätten. Die Schrift Wernles veranlaßt uns also nicht im geringsten, von unserem Wege abzugehen. Wir werden das Problem weiter behandeln, so wie es sich uns darstellt, und dabei von selbst Einiges erledigen, was durch die Wernlesche Schrift aufgerührt worden ist. Dabei aber wird uns immer gegenwärtig sein, daß es sich in dieser Sache nicht um ein theologisches Problem handelt, das durch theologische Gladiatorenkämpfe gefördert oder gelöst werden könnte, sondern um einen Glauben, für den wir Berufenen gerne Rechenschaft ablegen, der aber auf die Tat hinweist und nicht auf Entfesselung von rabies theologorum.

Wir werden also nicht eine besondere redaktionelle Entgegnung auf die Wernlesche Schrift bringen. Aber wir geben selbstverständlich in den Neuen Wegen denen das Wort, die es in dieser Sache verlangen. In diesem Sinne veröffentlichen wir für diesmal drei derartige Aeußerungen. Dazu bemerken wir, daß die dritte von einem „Laien“ stammt und daß der „Student“, der in der zweiten redet, in jeder Hinsicht nicht mehr in den „ersten Semestern“ steht und dazu gerade als Wehrmann redet. — Daß die Redaktion nicht alle einzelnen Ansichten des Einsenders teilt, versteht sich von selbst.

I.

Antimilitarismus und Evangelium.

Ueber dieses Thema hat Prof. Wernle in Basel eine Schrift verfaßt, mit dem Zweck, „Recht und Pflicht des Militärdienstes vor unserer schweizerischen Jugend öffentlich zu ver-

[1]) Bei Helbing & Lichtenhahn in Basel erschienen.

teidigen". Wir alle, Freund und Gegner, müssen ihm für diese Schrift danken. Schon längst hätte ich als Suchender und Freund des Antimilitarismus gerne eine gewichtige Stimme von der andern Seite vernommen. Die Gründe für den religiösen Antimilitarismus waren unter uns glänzend dargetan worden. An einer Entgegnung von berufener Seite hatte es jedoch bis jetzt gefehlt. Daher kam mir und sicher auch vielen andern das Buch von Prof. Wernle wie gerufen.

Freilich hat es mich nicht zu überzeugen vermocht. Im Gegenteil. Ich bin durch dasselbe in meinen früheren Ansichten nur bestärkt worden. Wenn das die besten Gründe sind, die man gegen den religiösen Antimilitarismus ins Felde führen kann, dann haben die religiösen Antimilitaristen eine gute Position. Ich hatte ganz andere Schläge erwartet.

Die Gründe für den religiösen Antimilitarismus hat Prof. Wernle auf Seite 30—33 kurz und treffend dargetan. Man darf ihm nicht den Vorwurf machen, daß er den Gegner dadurch zu überwinden suche, daß er dessen Position von vornherein schief darstelle. Auf diese Weise ist es ja immer leicht, mit einem Gegner fertig zu werden. Ich war daher auf die Gegengründe doppelt gespannt

Bevor ich diese im einzelnen durchgehe, muß ich die Behauptung Wernles, daß wir religiösen Antimilitaristen über das Wort vom Zinsgroschen „glatt hinwegspringen", als eine bloße Erfindung seinerseits zurückweisen. Ich könnte auf manche Privatgespräche hinweisen, in denen dies Wort gebührend berücksichtigt wurde. Ich verweise aber vor allem auf den Aufsatz von Prof. Ragaz in den Neuen Wegen vom September 1911 über „Christentum und Vaterland", der überhaupt für unser ganzes Problem m. E. grundlegend ist. Wir müssen freilich dem Wort vom Zinsgroschen einen andern Sinn geben. Mit dem: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist", will Jesus sicher nicht sagen, daß wir dem Vaterland alles geben müssen, was es „von Rechts wegen", d. h. was es zu seiner Erhaltung und seinem Schutze von uns fordern kann. Die Leistung an den Staat, die Jesus hier zunächst zuläßt, ist bloß das Steuerzahlen. Mag sein, daß er noch mehr im Auge hat. Daß er aber „weit darüber hinausgeht" und vollends die Bestimmung aufrichten will: ihr sollt dem Staate alles geben, „was er von Rechts wegen fordern darf", worin nach Wernle offenbar alles das enthalten ist, was zu seiner Erhaltung dient, also auch der Waffendienst, ist entschieden eine wunderliche Uebertreibung. Im Worte vom Zinsgroschen liegt gewiß eine Anerkennung des Staates. Aber sofort wird eine Grenze aufgerichtet, die er nicht überschreiten darf, jenseits welcher Gott allein zu fordern hat. Der Staat hat seine Berechtigung, soweit er dem Höheren, dem Gottesreiche, dient, wo er aber in Gegensatz zu ihm tritt, soll der Jünger Jesu Gott gehorchen. Das ist aber der

Fall, wenn der Staat im Kriege Hauen, Stechen, Morden oder auch sonst irgend eine Gewalttat von uns fordert, denn das Wesen des Gottesreiches schließt alle Gewalttat im Sinne der Vergewaltigung aus. Dieses Festsetzen einer Grenze im Worte vom Zinsgroschen ist das Sicherste, das wir aus ihm entnehmen können. Darüber sollte man nicht „glatt hinwegspringen". Wenn es keinen Unterschied und keine Grenze gäbe zwischen Staats- und Gottesdienst, so hätte Jesus gesagt: „was ihr dem Staat getan, habt ihr Gott getan". Aber er sagt: Dem Staat das Geld und Gott das, was höher ist als Geld und Gut. Mit einer gewissen Leidenschaft betont er hier die Ueberlegenheit Gottes und seines Reiches über alle staatlichen Ordnungen.

Doch gehen wir nun auf die eigentlichen Gegengründe ein! Wernle sucht die Position der religiösen Antimilitaristen dadurch unhaltbar zu machen, daß er alle die Worte Jesu von der Bruder- und Feindesliebe, vom Dulden und Tragen der Beleidigungen, vom Dienen und Leiden und vom Verzicht auf den Gebrauch der Gewalt als Forderungen betrachtet, die an den einzelnen gerichtet seien, aber nicht an den Staat (Seite 55). Die ganze Bergpredigt enthalte persönliche Forderungen an die, welche seine Jünger werden wollen. Aber nirgends wolle Jesus ein neues Staatsrecht aufstellen. Bei völligem Bestehenlassen des alten jüdischen Rechtes hätte Jesus eine neue Welt von innen her, eine wunderbare Welt der Liebe, die in der innersten Gesinnung aufbrechen soll, eröffnet (Seite 57). Diese Behauptungen Wernles beruhen auf der richtigen Beobachtung, daß sich Jesus mit seinen Forderungen nirgends direkt an oder gegen den Staat richtet. Aber durch das Eröffnen einer neuen Welt in der innersten Gesinnung hat er die staatliche Ordnung indirekt, d. h. von innenher angegriffen und unterwühlt. Der Gegensatz von Forderungen an den Einzelnen und Forderungen an die Gesamtheit z. B. den Staat, läßt sich in der Theorie, aber nicht in der Praxis festhalten. Denn faktisch besteht der Staat aus lauter Einzelnen. Diese sollen also, wenn sie Jesu Jünger werden wollen, nach Wernle jene Jesusworte von der Bruder- und Feindesliebe erfüllen; sie sollen nicht töten, nicht einmal dem Bruder zürnen, sie sollen Gewalt nicht mit Gewalt, Schlag nicht mit Schlag vergelten, sie sollen auch den Feind lieben und großmütig sein wie ihr himmlischer Vater, der seine Sonne und seinen Regen allen ohne Ausnahme spendet. Muß aber nicht der, welcher das immer und unbedingt tun will, in Praxis mit dem Staate in Konflikt geraten, wenn dieser im Kriege Hauen, Schießen, Brennen, Morden von ihm verlangt? Oder ist im Kriege das Töten kein Töten und der Haß kein Haß mehr? Im ganzen Evangelium findet sich auch nicht eine leise Spur davon, daß Jesus für obige Forderungen der Bergpredigt Ausnahmen zugelassen hätte. Man

erhält vielmehr den festen Eindruck, daß er für diese Forderungen ausnahmslose und unbedingte Geltung beansprucht. Evangelium und Staat lassen sich nicht auf die Art trennen, wie Wernle es tut. Wenn das Evangelium für den Einzelnen gilt, so muß auch der Staat sich ihm fügen, der ja aus diesen Einzelnen besteht. Der Staat ist nicht etwas von seinen Bürgern Unabhängiges; es giebt keine Staaten ohne Bürger, und weil diese vom Staate nicht getrennt werden können, läßt sich auch Wernles Unterscheidung von Forderungen an den Einzelnen und an den Staat nicht durchführen. Nach Jesu Willen soll das Evangelium einem Sauerteige gleichen, der alles durchdringen soll, nicht bloß das private, sondern auch das öffentliche Leben und da nicht bloß das wirtschaftliche, sondern ebensogut auch das politische. Wernle selber hat über die Sauerteigkraft des Evangeliums ein herrliches Wort geschrieben: „Ich wüßte nicht, was das Christentum überhaupt noch wert ist, wenn ihm die revolutionäre Richtung genommen wird. Es ist niemals seine Bestimmung gewesen, der Sauerteig der weltlichen Kultur zu sein, sondern in diese Kultur Unruhe, Protest und Krieg hineinzutragen und auf das Gottesreich hinzuarbeiten." (Einleitung ins theologische Studium, Seite 433). Gehört die Politik nicht auch zur weltlichen Kultur? Etwas Himmlisches ist sie doch auf keinen Fall. Ich weiß nicht, aus welchen prinzipiellen Gründen wir Christen vor der Politik den Hut abziehen und Halt machen sollten. Die praktischen Schwierigkeiten mögen ungeheure sein; doch ist dies kein Grund, die Waffen zu strecken und vor ihr zu kapitulieren. Man darf nur den Glauben an die Möglichkeit einer christlichen Politik nicht aufgeben, sonst ist nichts zu erreichen. Vom Glauben aber, auch wenn er nur so groß ist, wie ein Senfkorn, hat Jesus gesagt, daß er Berge von Schwierigkeiten versetzen könne. Auf alle Fälle darf es kein Lebensgebiet geben, das man bewußt und prinzipiell dem Einfluß Jesu entzieht. Das müssen wir uns im Hinblick auf das ungeheuer wichtige Gebiet der Politik heute fester denn je einprägen.

Das Auseinanderreißen von Politik und Evangelium ist der schwache Punkt in Wernles Position. Das Evangelium nur für den Einzelnen, nicht für den Staat! In der Praxis führt dieser Standpunkt in unerträgliche Spannungen und Widersprüche zwischen den Pflichten gegen Gott und gegen den Staat hinein. Auch Wernle wird in seiner Schrift dieser Widersprüche nicht Meister; sie durchziehen den ganzen zweiten Teil derselben. Auf Seite 40 wird gesagt: „es giebt ein Gottesreich, das mit Jesus kam und seitdem immer neu aufbricht und seine Kraft bekundet, aber das bricht auf in den einzelnen Menschenherzen von innen her und steht in fortwährendem Kampf und Streit mit dem Bösen in den Menschenherzen und in der Welt." Auf der gleichen Seite wird es als „zweifellos richtig" bezeichnet, daß „Recht, Staat, Militär, Krieg

einer andern Ordnung als dem Reiche Gottes, in dem doch der Jünger Jesu sich einzuleben trachtet", angehören. Da ist zuerst zugestanden, daß das Gottesreich in der Form der Liebesgesinnung zu Bruder und Feind gegenwärtig in einzelnen Menschenherzen wirklich da ist oder da sein kann; sodann wird weiter zugestanden, daß Krieg und Militär[1]) einer „andern Ordnung" angehören als dem Reiche Gottes. Daraus folgt aber doch der Schluß, daß Menschen, in deren Innerem das Gottesreich angebrochen ist, gegen Militär und Krieg auftreten müssen, weil diese der Welt in ihrem Innern „zweifellos" widersprechen, es sei denn, daß sie „zwei Herren" dienen wollen und können. Jesus selber brachte es bekanntlich nicht fertig, zwei entgegengesetzten Ordnungen zu dienen, weil er eine ganze wahrhaftige Seele in sich trug. Dasselbe setzt er von jedermann voraus, der ihm dienen will. „Niemand kann zwei Herren dienen." Zu seinen Jüngern sagt er: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Sollte dies bei Christen von heute anders sein, wenn sie von Jesu Geist erfüllt sind? Auch das bewirkt die echte Gottesreichsgesinnung in unsern Herzen, daß wir allem Kompromissemachen prinzipiell ganz und praktisch soviel als möglich entgegenstehen. Das scheint mir Wernle ganz übersehen zu haben, sonst könnte er einem Christen nicht prinzipiell zumuten, zwei verschiedenen Ordnungen zugleich zu dienen. Mit welcher Energie hat Jesus alle Halbheit und alles Paktieren verworfen! Man denke nur an die Gleichnisse vom alten Kleid, den alten Schläuchen und alten Wein. Neues oder altes, aber nicht beides zusammen! In diesem unerbittlichen Entweder-Oder liegt die Größe seines Lebens und das Geheimnis seines Erfolges. Sollte dies heute anders sein? Wir wissen es auch, daß wir heute nicht im „Gottesreich in Kraft" (Mc. 9,1) leben. Daher sind wir in der Praxis täglich gezwungen, Kompromisse zu machen. Wir tun es mit schwerem Herzen. Aber in den obersten Grundsätzen für unser Handeln dulden wir keine Kompromisse. Unsere Prinzipien und Ideale müssen wir lauter und rein herausarbeiten. Das gilt besonders vom christlichen Ideal. Wir wollen eine ganz klare Antwort auf die Frage: Sind Evangelium und Krieg im Prinzip vereinbar oder nicht? Wir können nicht ruhen, bis wir hierauf ein klares „Ja" oder ein ebenso klares und entschiedenes „Nein" gewonnen haben. Was wir verwerfen müssen, ist die Halb-

[1]) Wir nehmen Recht und Staat hier aus (obgleich diese, besonders in ihrer heutigen Form, auch der „andern Ordnung" angehören), weil sie dies nicht so schroff, ja absolut tun, wie Militär und Krieg, sondern große Kräfte des Guten enthalten. Ohne Recht und Staat könnten wir heute noch nicht sein, wohl aber bei gutem Willen Staaten ohne Militär und Krieg. Die vorläufig unvermeidlichen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten brauchen nicht gerade notwendig durch Pulver und Eisen entschieden zu werden!

heit, die sagt: Evangelium und Krieg gehören zwei „verschiedenen Ordnungen" an, sind also Gegensätze und trotzdem wieder behauptet, daß Krieg und Evangelium vereinbar seien. Das ist eine Unklarheit und ein Kompromiß im Prinzipe. Wer aber im Prinzip unklar ist, wie könnte der in der Praxis zu einer entschiedenen Haltung kommen? Nur der Mensch, dessen Ideal etwas Ganzes und Einheitliches ist, wird in der Praxis wissen, was er will und tun können, was er soll, während die andern in ihrer Unsicherheit taumeln und schwanken. Da liegt auch die hauptsächliche Ursache, daß eifrige Christen und höchst achtbare Bürger heute in christlichem Eifer ausrufen: „Nieder mit dem Kriege!" und morgen in Begeisterung fürs Vaterland unter den ersten sind, neue Kredite fürs Militär zu bewilligen. Nichts ist uns notwendiger als klare Prinzipien. Das fehlt bei Wernle. Das einemal sagt er: Militär und Krieg gehören einer andern Ordnung an als der des Gottesreiches im Evangelium; das andere-mal heißt es wieder: Krieg und Evangelium schließen einander nicht aus, gerade in der harten Wirklichkeit des Krieges kann man die schönsten Proben christlicher Gesinnung ablegen. Was ist bei dieser prinzipiell unklaren Stellung für die Praxis anderes möglich, als daß man nicht recht weiß, was man tun soll.

Der Widerspruch, in dem sich Wernle befindet, tritt noch an andern Stellen deutlich hervor. Seite 58 lesen wir: Der Christ „soll an jedem Platze, wo er steht, darnach trachten, den innern Frieden seiner Seele und die Bruderliebe zu behalten und bewähren." Wernle meint, daß dies auch im Grauen und Morden der Schlacht möglich sei. Aber was sagt Wernle, wenn ihm ein Soldat erklärt, er könne im Toben der Schlacht den Frieden seiner Seele nicht behalten? Es gibt tatsächlich solche, die es nicht über sich bringen, auf einen Menschen das Gewehr anzulegen und abzudrücken. (Siehe z. B. Neue Wege 1915, Heft 11, Seite 539 ff.) Die Welt in ihrem Herzen empört sich gegen ein solches Tun. Wenn Wernle seinem zitierten Worte gemäß antworten wollte, so müßte er sagen: Dann bleibt dir nichts anderes übrig, als den Militärdienst zu quittieren. Auf Seite 68 lesen wir: „In einer Welt miteinander konkurrierender und in Freundschaft und Feindschaft auseinandergerissener Staaten bleibt uns gar keine andere Wahl, als die von Jesus ausströmende Bruderliebe und Friedlichkeit hineinzutragen in die harten Wirklichkeiten der Gegenwart, in die militärische Vorbereitung und beständige Kriegsbereitschaft." In welch inneren Widerstreit sich Wernle damit begibt, fühlt er selber, denn er sagt dazu: „Das sind freilich seltsame Gegensätze, die hier zusammenstoßen, Bruderliebe und Vorbereitung für das Töten und Vernichten, Evangelium und Krieg." Das sind aber nicht nur „seltsame", sondern prinzipielle Gegensätze. Was heißt denn das: Bruder- und Feindesliebe in die harte Gegenwart hineintragen für einen

ganzen wahrhaftigen Christen anderes, als das Dreinschlagen, das Stechen, Schießen, Morden und Brennen unterlassen, weil es der wahren Liebe ins Gesicht schlägt. Gewisse Theologen mögen hier einen Kompromiß zustande bringen. Aber Jesus mit seiner ganzen, glühenden Seele würde uns auch da ganz im Gegensatz zu ihnen sicher sein unbarmherziges Entweder-Oder, Gott oder Satan, entgegenhalten. Es ist ja richtig, daß der Krieg herrliche, ja übermenschliche Beispiele von Bruder- und Feindesliebe gezeitigt hat. Aber wir brauchen deshalb keinen Krieg; es gibt auch im Frieden Gelegenheiten genug zum Erweis von echter und heldenmütiger Bruder- und Feindesliebe.

Wernles Fehler ist die falsche Trennung von Politik und Evangelium. Dieses soll nur für den einzelnen, nicht für den Staat da sein. Der Staat soll andern als christlichen Grundsätzen gehorchen. In seiner „Einleitung" schreibt Wernle: „Diesen Unterschied des Sollens für die Staaten und für die christlichen Personen übersehen und den Völkern christliche Gesetze aufnötigen wollen, ist das Gegenteil sittlichen und christlichen Denkens." Auch wir wollen den gewaltigen Wesensunterschied zwischen Evangelium und Staat in seiner ganzen Größe und Tiefe gelten lassen. Es sind eigentlich zwei ganz verschiedene Welten. Aber wir meinen, daß das nicht so bleiben darf, und wir glauben auch an die Möglichkeit einer allmählichen Durchdringung der Politik durch christliche Grundsätze. Es soll geschehen, daher kann es auch geschehen. In diesem Sinne sagen wir: Evangelium und Politik gehören zusammen. Trotz hochgehohen Schwierigkeiten soll sich das staatliche Leben mehr und mehr den christlichen Grundsätzen fügen. Heute müssen wir vorläufig in einem Punkte eine Aenderung verlangen, weil in ihm der Gegensatz zum Evangelium geradezu unerträglich geworden ist und weil in ihm bei energischem Willen auch eine Aenderung geschaffen werden kann. Daß wir einerseits das Unsittliche im Staat scharf ablehnen und andererseits das größte Unrecht im Staatsleben stehen lassen, ihm sogar dienen sollen, ist eine Ungereimtheit und Halbheit und beruht auf Unklarheit in der Vorstellung der obersten Prinzipien für unser Handeln. Daß Jesus mit der Kraft und Geschlossenheit seines sittlichen Denkens und Wollens eine solche Halbheit dulden könnte, ist mir einfach undenkbar.

Aber nun kommt noch ein wichtiger Einwand gegen den Antimilitarismus: seine praktischen Konsequenzen. Vor diesen müssen wir doch zurückschrecken, denn der Antimilitarismus bildet eine Gefahr für's Vaterland und seine Freiheit, so meinen viele. Wenn wir auch vom Standpunkt des Evangeliums aus zum Antimilitarismus kommen würden, so sollten wir doch im Interesse des Vaterlandes wieder zum Militarismus zurückkehren. So etwas fordert natürlich Wernle nicht. Aber ich habe bei der

Lektüre seiner Schrift mich öfters des Eindruckes nicht erwehren können, daß Wernle, sicher ohne es selber zu merken, diesen Weg faktisch geht. Vom Evangelium aus wird auch er immer wieder in den Gegensatz gegen den Krieg und jegliche Gewalttat hineingetrieben. Dann aber erwacht in ihm wieder der Patriotismus und steigert sich bisweilen bis zu heftiger Leidenschaft, und von dieser Seite her bezieht er immer wieder seine besten Gründe gegen den Antimilitarismus und bringt alle Bedenken, die ihm aus dem Evangelium entgegenfließen, zum Schweigen.

Brauchen wir uns denn wirklich vor den praktischen Konsequenzen des Antimilitarismus zu fürchten? Ich glaube nein. Im Gegenteil. Wir könnten nur Gott danken, wenn der Antimilitarismus in der Welt die Oberhand gewänne. Alle Länder hätten großen Gewinn davon. Eine ganze Welt des Elendes und der Schmerzen bliebe ihnen erspart.

Vorläufig ist freilich nicht anzunehmen, daß der Antimilitarismus so rasch die Oberhand gewinne. Es sind vorläufig nur einige wenige, die sich für ihn erklären und die praktischen Konsequenzen ziehen. Die Fälle von Dienstverweigerung sind noch seltene Ausnahmen. Diese bereiten uns jetzt Verlegenheiten wegen der Gefahr für das Vaterland, das ja ganz unbestreitbar ein hohes sittliches Gut ist. Mit Recht hat Wernle nachdrücklich betont, was das Vaterland für uns bedeutet. Wir sind mit ihm einverstanden, wenn er schreibt: „Wir glauben, daß im Recht, im Staat und in der bürgerlichen und nationalen Gemeinschaft ein von Gott gesetzter und geordneter Wille zum Guten sich auswirkt, um einen Grund zu legen, auf dem erst alles höhere, innerliche und wahrhaft göttliche Leben sich aufbauen kann." (Seite 41—42.) Aber es ist nicht richtig, daß unter uns so wenig Verständnis dafür vorhanden ist. Schon der internationale Kongreß für soziale Christen in Besançon (1910) erklärte jedes Vaterland für „einen Gedanken Gottes". Auch Ragaz in seiner schon erwähnten Arbeit über Christentum und Vaterland hat den Wert des Vaterlandes zu würdigen verstanden. Es gibt auch tatsächlich eine Vaterlandsliebe, die mit dem Evangelium nicht in Widerspruch steht. Es ist die sich aufopfernde Hingabe für Volk und Leute. Freilich soll sie von allem Hochmut und Stolz auf das eigene Land frei sein. Stolz und Hochmut sind nicht Liebe, werden aber leider oft dafür gehalten.

Aber folgt nun hieraus nicht die Pflicht des Militär- und Kriegsdienstes zum Schutze des Vaterlandes? Wernle antwortet darauf mit einem unbedingten: Ja. „Aber wer sein Vaterland wirklich liebt, der muß es auch behalten und schützen wollen und muß das tun, gut und recht tun, was zu seiner Erhaltung und zu seinem Schutze notwendig ist. Wir glauben an keine Vaterlandsliebe, die dem Vaterland im gleichen Atemzug die Mittel verweigern will, die es braucht, um überhaupt zu bestehen. Wir

halten das Wort Vaterlandsliebe im Munde der Antimilitaristen für Kindergeschwätz und Selbstbetrug. Eine schöne Liebe, die nichts opfern will für das, was sie liebt, die die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes für keinen Schuß Pulver wert erachtet." In diesen Worten liegt eine maßlose Schmähung, die als böswillig zu bezeichnen wäre, wenn wir sie nicht auf das Konto der Leidenschaftlichkeit und des patriotischen Uebereifers zu buchen hätten. Immerhin liegen ihnen ja Bedenken zu Grunde, die wir nicht ernst genug nehmen können. Für mich persönlich entspringen hier die stärksten Gründe gegen den Antimilitarismus. Sollen wir wirklich das Vaterland wehrlos machen, dem wir unsere besten Güter wie Sicherheit des Lebens und Eigentums, dem wir unsere Bildung durch Volks- und Hochschulen, dem wir so viele Fortschritte in Handel und Verkehr zu verdanken haben? Sind wir nicht undankbar, wenn wir es nicht mehr schützen wollen? Wer soll denn sonst die Arbeiterschutzgesetzgebung, wer die vielen andern notwendigen Bestrebungen für die Volkswohlfahrt an die Hand nehmen. Ich begreife Wernle, wenn er sagt: „Ist aber unser freies und unabhängiges Vaterland ein hohes Gut, das uns Gott geschenkt hat durch die kraftvollen Taten der Väter, durch ihre Treue zu ihm und ihre Hingebung für es, dann haben wir in Gottes Namen auch die Pflicht, zu unserm Vaterlande zu stehen in jeder Not und die Dienstleistungen zu übernehmen, die das Vaterland zu seiner Erhaltung und Verteidigung von uns verlangen kann und muß." Aber wir müssen trotzdem am Antimilitarismus festhalten. Einmal aus Treue zu unserm christlichen Prinzip. Dann aber auch um des Vaterlandes selber willen. Dies letztere ist noch zu erläutern.

Es sind zwei Fälle möglich. Der Antimilitarismus bleibt entweder etwas bloß schweizerisches, oder er wird international. Im ersten Falle würde er unter Umständen mit der Zeit unsere Armee bedeutend schwächen, während die Armeen der andern Völker ihre ursprüngliche Stärke behielten. Die Folge wäre, daß vielleicht unser Heer einer feindlichen Invasion nicht mehr standhalten könnte. Dann würde ein Toben, Blutvergießen und Zerstören in unserm Lande anheben, wie es eben jeder Krieg mit sich bringt. Wir müssen diese Möglichkeit zugeben. Aber sind wir vor diesem Schicksale unbedingt sicher, wenn unsere Armee nicht durch Antimilitarismus geschwächt wird? Ist in allen Fällen die größtmögliche Entfaltung des Militarismus die Rettung für ein Vaterland, besonders für ein kleines? Wäre Belgien, das verhältnismäßig gut gerüstet war, bei noch stärkerer Rüstung besser weggekommen? Oder Serbien? Hat es nicht trotz seines oder vielleicht besser gerade infolge seines Militarismus jetzt das schwerste Schicksal zu tragen und sieht seine Selbständigkeit in Frage gestellt? Was könnten wir Schweizer machen, wenn irgend eine der Großmächte mit aller Ge-

walt durchs Land hindurchziehen wollte! Würden wir wohl mit unsern 300,000 Mann einem Millionenheer auf die Dauer trotzen können? In einem solchen Falle könnten wir nur unter ungeheuren Blutopfern unsere Unabhängigkeit bewahren. Unser Volk müßte vielleicht dieses Gut so teuer bezahlen, daß es darob zu Grunde ginge, wie es jetzt mit dem serbischen der Fall zu werden scheint. Was nützt uns aber die Freiheit, wenn kein lebenskräftiges Volk mehr da ist, das sie genießen kann? Das Vaterland ist doch um des Volkes willen da, und nicht das Volk um des Vaterlandes willen. Wäre das serbische Heer schwächer gewesen, so wäre es auch rascher besiegt worden, was sicher für das weitere Gedeihen des serbischen Volkes von gewaltigem Vorteil gewesen wäre. Das gleiche könnte auch für uns einmal eintreten. Was ich da sage, ist nicht die Sprache des Utilitarismus, sondern die der Vernunft. Denn es ist unvernünftig, für die Freiheit und Unabhängigkeit so viel Volksblut zu verspritzen, daß das Volk nicht mehr lebensfähig ist. Die Freiheit hat nur dann einen Sinn, wenn noch ein Volk da ist, das sich ihrer freuen kann. Demgemäß kann echte Vaterlandsliebe nicht eine bloße begeisterte Schwärmerei und ein sich Abschlachtenlassenwollen für Freiheit und Unabhängigkeit des Landes sein, sie wird vielmehr unter allen Umständen das im Auge behalten und zu verwirklichen suchen, was zum geistigen und leiblichen Wohl des Volkes dient. Die Freiheit darf nie selber Zweck, sondern immer nur ein Mittel zu diesem Zweck sein. Gewiß hat uns in diesem Weltbrand unser Heer einen großen Dienst erwiesen. Aber was uns jetzt zu retten mithalf, könnte in einem andern Falle zu unserm Verderben mitmitwirken, das um so größer werden würde, je größer unser Widerstand und unsere Armee wäre.

Aber wir sind bei obigen Ausführungen von einer Annahme ausgegangen, die mehr als unwahrscheinlich ist: daß der Antimilitarismus eine bloß schweizerische Pflanze bleibt. Sicher wird er auch auf andere Länder übergreifen und dort in dem gleichen Maße Fortschritte machen wie bei uns. Dann werden aber auch die Heere anderer Länder entsprechend geschwächt. In einem künftigen Kriege wäre das Verhältnis der Kräfte das gleiche wie jetzt. Kleiner wäre nur die Zahl der sich aufeinanderstürzenden Menschen und infolge davon auch das Blutvergießen, was im Interesse jedes Vaterlandes gelegen wäre. Gewänne der Antimilitarismus sogar die Oberhand, wer hätte dann den größern Segen, als gerade die kleinen Länder, die unter der Herrschaft des Militarismus jederzeit eine Vergewaltigung fürchten müssen? Dieser Antimilitarismus, der uns jetzt im Kleinen so anstößig ist, ist im Großen unsere nationale Rettung. Von diesem Gesichtspunkt aus wird es ganz klar, wie ungerecht Wernles Vorwurf ist, daß wir mit der Vaterlandsliebe nur Ge-

schwätz und Selbstbetrug treiben. Aber dieser Antimilitarismus im Großen kann nur kommen, indem er im Kleinen anfängt. Alles Große fängt klein an. Zwölf Männer standen am Anfang des Christentums. Nur wenige traten zuerst für den Sozialismus auf. Aber es waren ganze und starke Seelen voll kühnen Glaubens und großer Kraft, Männer und Frauen, die klare Grundsätze hatten und nicht gewillt waren, zwei entgegengesetzten Ordnungen zu dienen. Es braucht heute in allen Ländern Männer, die mit dem Willen, alles zu opfern, zum Antimilitarismus stehen. Nur dann wird der von so vielen ersehnte Fortschritt kommen. Es ist unter heutigen Umständen ein noch größeres Heldentum, für seine antimilitaristische Ueberzeugung Amt und Ehre zu opfern, als in der „donnernden Schlacht" auf dem „Felde der Ehre" zu fallen. Der Antimilitarismus ist in praxis kein feiges „Sichdrücken", sondern ein Kreuztragen zum Segen der Völker und Vaterländer. Es ist ein stilles Leiden, fern von Glanz und Romantik des kriegerischen Heldentums. Grad darum ist es doppelt schwer und doppelt wertvoll.

Fordern möchten wir diese praktische Konsequenz der Dienstverweigerung von niemandem. Sie muß etwas durchaus Freiwilliges sein, entsprungen allein aus der inneren Nötigung durchs Gewissen. Wir verdammen aber auch den nicht, der sie nicht zieht, weil sein Gewissen ihn nicht nötigt. Aber fragen dürfen wir ihn gleichwohl, ob er damit einen Weg geht, den ein Jünger Jesu gehen darf. Fordern aber müssen wir von jedermann, zumal dem Gebildeten, ein konsequentes Denken, ein Denken, das sich nicht bei Gegensätzen beruhigen kann, auch nicht bei „seltsamen", sondern nach Einheit und Klarheit in den Grundsätzen dringt. In der Frage nach dem Verhältnis zwischen Evangelium und Antimilitarismus erlangen wir, wie oben dargetan wurde, die Einheit des Prinzips nur durch Ablehnung des Kriegsdienstes. Es wäre schon viel erreicht, wenn wir nur einmal zu der Erkenntnis der prinzipiellen Unvereinbarkeit von Evangelium und Krieg allgemein uns durchgerungen hätten. Hans Spahn.

II.

Antimilitarismus und Evangelium.

Ein Wort eines Füsiliers an Herrn Prof. D. Paul Wernle.

Herr Professor!

Wir Studenten haben das Recht, von unsern Führern Klarheit zu verlangen, Aufrichtigkeit, freundliche Gesinnung, liebevollen Hinweis auf den rechten Weg. Und wenn ich heute Sie, Herr Professor, darauf aufmerksam mache, daß Sie uns dies alles schuldig geblieben sind in Ihrer Beantwortung der Fragen, die

uns alle im Tiefsten unserer Seele bewegen, so möchte ich nicht als anmaßender Besserwisser vor Ihnen stehen, sondern als suchender Schüler.

Ich möchte auch nicht Rache nehmen für die Schmähungen, mit denen Sie heute meine Gesinnungsgenossen und mich überhäufen, sondern in offenen, schlichten Worten Ihnen zeigen, wie wenig gerecht und wie wenig fein Sie Ihre Schüler und Gegner behandeln, wie ganz anders die Wirkung Ihrer Worte sein muß, als Sie möchten, und Ihnen andeuten, wie wir eigentlich denken.

Ich kann Ihnen nicht mit Ihren Mitteln begegnen; denn ich bin noch ein Lernender und der theologischen Dialektik nicht gewohnt und der Ihrigen nicht gewachsen. Schließlich ist auch das Christentum nicht etwas, das mit Dialektik ausgespielt werden kann gegen eine andere Denkweise. Ich bin auch viel zu wenig bewandert in den wissenschaftlichen Fragen der christlichen Ethik, als daß ich mich hier aufs Schlachtfeld wagen könnte. So müssen Sie mir von vornherein verzeihen, wenn ich Ihrem kunstvollen logischen Gebäude nichts Aehnliches gegenüberstelle, sondern nur ein paar einfältige Laiengedanken, wie sie jeder theologisch ungeschulte Mensch auch haben kann, Ihnen vorlege. Lesen Sie meinen Brief auch, bitte, mit dem guten Willen, nicht in erster Linie einen Gegner zu hören, sondern einen einfachen Soldaten und Studenten der Theologie, der auf *seine* Weise, nach *seinem* Gewissen, nach *seinem* Verständnis des Evangeliums unserem gemeinsamen Herrn und Meister Jesus Christus in Treue dienen möchte.

Sie werfen uns vor, wir seien Drückeberger, spielten leichtfertig mit dem Staatsgedanken; es sei eine Schande, sich durch die Schwere der gestellten Forderungen abschrecken zu lassen; wir seien eigensinnige Träumer, die mit purer Eigenmächtigkeit sich Illusionen vorspiegeln, Schwärmer ins Großartige, Uferlose, seien Leute, die, „statt zur Not ihres Volkes zu stehen und ihm seine saure Pflicht tragen zu helfen, *darauf ausgehen*, sie ihm noch schwerer zu machen durch einen *eingebildeten Gegensatz* der im Militär und Krieg zu erprobenden Bruderliebe zum Evangelium"; unsere Ueberzeugungen sind „gedankenlose Oberflächlichkeit", „Vaterlandsliebe im Mund der Antimilitaristen ist Kindergeschwätz und Selbstbetrug"; „wir können es nicht mehr ertragen, es anzuhören, daß der gerade am wärmsten und tiefsten sein Vaterland liebe, der *nichts dafür wagen und opfern will*"; unsere Haltung ist „richtiger Egoismus, windige Selbstsucht, schäbiger Egoismus, brutale Verleugnung des Gemeinschaftssinnes, religiöser Egoismus, falsches Streben nach Heiligkeit, Luxuspflanze; wir sind „verwirrte Köpfe".

Es sind dies nicht alle Prädikate, die Sie uns religiösen Antimilitaristen beilegen. Sie haben uns damit kein christliches Vorbild gegeben, wie wir mit Glaubensbrüdern, die, nach unsrer Mei-

nung, auf falschen Bahnen gehen, verkehren sollen. Paulus, gewiß ein Feuergeist, hat den Gemeinden, denen er zürnte, in einem ganz andern Ton geschrieben, mit einem Herzen voll verstehender Liebe. Sie haben uns ja so viel zu sagen, Herr Professor; ich bitte Sie in aller Aufrichtigkeit, sagen sie es uns auch so, daß wir Ihre Liebe herausspüren können.

Ich weiß wohl, Sie haben uns beurteilt nach Preßäußerungen, die Ihren Zorn erregten. Aber damit kennen Sie die Seele des religiösen Antimilitaristen noch lange nicht.

Auch ich bin in jenen ersten Augusttagen des Jahres 1914 an die Grenze gezogen mit einem Herzen voll heißer Liebe zum Vaterland. Ja, daß mein Opfer fürs Vaterland noch etwas größer war, als das meiner Kameraden, weil ich von der Seite meiner lieben, mir eben angetrauten Frau weggerissen wurde, erfüllte mich mit besonderem Stolz. Die Liebe zum Vaterland ist etwas ganz Selbstverständliches; sie ist mit uns geboren, ist eine Wurzel in uns, die wir nicht so leichthin ausreißen können.

Nach einigen Wochen härtesten Dienstes zog unsere Division in langen Kolonnen der Grenze zu. Endlich an die Grenze! Endlich richtige Wache halten, bereit, sein Leben fürs Vaterland einzusetzen! Das war keine Phrase. Während dieser langen Märsche hatten wir genug Zeit, wenn die müden Beine mechanisch ihr Werk taten, nachzusinnen über Krieg, Vaterland, Gott, Jesus und uns. Ich habe eine liebe Mutter gehabt, die mich beten gelehrt hat, und je und je habe ich mich bestrebt, ein wenig Jesu nachzufolgen. Aber es war so schwer; es ging immer wider meine Natur. Und als ich auf dem Marsche einmal so für mich hin sann, da kam mir der Gedanke: wenn jetzt alle die tausende Soldaten der langen Kolonne vor und hinter mir mit derselben Begeisterung für unsern Herrn an die Grenze zögen, wenn sie alle statt des Gewehres das Evangelium in der Hand hätten; und wenn Du selbst, sagte ich zu mir, mit dieser gewaltigen Lust, mit der Du jetzt bereit bist, deine Heimat zu schützen, dein besseres Ich bewachen würdest — — — und weiter schweifte meine Fantasie bis zu den Kämpfen an den großen Fronten — — und wenn sie alle mit dem Evangelium auf den Feind losgingen, und der Feind erstaunt, überwältigt von der daherbrausenden Welle der Völkerliebe, dem Feind in die Arme fiele und aller künstlich aufgepeitschte Haß von der Liebe umschlungen und erstickt würde. — — — Das waren unsinnige Gedanken, und doch weckten sie in mir etwas, das sich geduckt hatte vor den Realitäten der Ereignisse: den Glauben an die Liebe, die die Welt überwindet.

Am dritten Tag unseres Marsches auf heißen, staubigen Straßen kamen wir durch katholische Gegenden. Die Kruzifixe am Wegesrand redeten zu mir eine ganz besondere Sprache. Eindringlicher als je fragte es in mir: Was würde Jesus heute zu mir

sagen, wenn er mich mit der todbringenden Waffe auf der Schulter an die Grenze ziehen sähe. Würde er mich segnen: „Du tust gut daran, den Feind zu töten, der in Dein Vaterland eindringen will; denn Dein Vaterland ist besser, als alle andern; ich habe mit ihm Großes vor, und wenn Du für dasselbe dem Feind das Bajonett in den Leib stößest, so tust Du Deine volle Pflicht." Oder würde er mir fluchen: „Du liebst Dein irdisches Vaterland so sehr, daß Du um seinetwillen meine Gebote der Liebe nicht hältst; Du bist von mir abgefallen."

Und als sich die quälenden Gedanken aufgetürmt hatten zu einer Last auf meiner Seele, da erhielt ich eine Antwort, die sich mir unauslöschlich einprägte: Wir marschierten auf die Höhe eines Jurapasses los. Schon von weitem konnte man ein hohes Kreuz erkennen, das auf der Paßhöhe stand, und an dem lebensgroß der Christus hing. Ringsumher lagen Stacheldrahtrollen und Pionierwerkzeug. Näher kommend, sah ich, daß die Telegraphenpionierkompagnie das Kreuz als Mast für ihre Leitung benutzt hatte. Der Draht war um den obern Teil des Kreuzes geschlungen und halb über den Jesuskopf hinuntergerutscht. *Gekreuzigt und dazu noch stranguliert!* Das Antlitz des Gekreuzigten gab mir eine Antwort, die mich nie mehr verlassen hat.

Dann lagen wir an der Grenze, ohne viel Arbeit, aber mit viel Zeit zum Nachdenken. Wie manche Nacht stand ich auf Wache und dachte nach über Gott und Welt, Gott und Krieg, Gott und Ich. Kein theologisches Lehrbuch gab mir Antwort, keinen Professor konnte ich um Rat angehen. Aber mehr als je las ich in meiner Bibel, mehr als je tat ich, was so viele Theologen nur offiziell tun, wenn sie es aus einem Buche ablesen können.

Und hinüber schaute ich ins Elsaß, von wo der Kanonendonner kam, wo wir in der Ferne brennende Gehöfte erblickten und die Greuel des Krieges umgehen sahen. Und von ganzem Herzen dankte ich Gott, daß wir verschont blieben von diesem Furchtbaren. Ich fragte nicht nach der Schuld der Parteien; denn die Schuld ist bei allen vorhanden. Aber ich dachte an das Weiterwirken des Grauenhaften. Wo sich so viel Schuld aufhäuft, wo soll da die Menge der Liebe herkommen, die auch nur wieder einen Ausgleich schafft? Ich sah auch auf beiden Seiten die Edelsten gegeneinander wüten, und auf jeder Seite glauben sie, ihr Heiligstes zu verteidigen, und beiden Teilen ist es heiligster Ernst. Wo ist denn nun das Heiligste? Alle Parteien erflehen von Gott den Sieg, alle halten *ihr* Vaterland für das beste. Und auch wir das unsrige. So war es von jeher. Aber wo bleibt da der Gott der Liebe?

Ihr Gott, verehrter Herr Professor, ist *nicht nur* ein Gott der Liebe, sondern, wie mir scheint, in erster Linie, ein Gott des

Staates, der staatlichen Ordnung und Unordnung, der Liebe und des Hasses, des Friedens und des Krieges; alles kommt von ihm: Gutes und Böses, Edles und Verbrecherisches, Heil und Sünde, Leben und Tod. Ueber Gottesbegriffe läßt sich nicht streiten; es kommt darauf an, welche Macht Gott in uns hat. Es ist eben verschieden unter den Theologen: der eine sucht Gott in der Dunkelheit, der andere im Licht, der dritte in Licht und Finsternis. Die Bibel gibt auch zu allen drei Auffassungen Anlaß. Ich möchte mich nicht unterstehen, hier mit Worten in die Unergründlichkeit Gottes hinein zu leuchten. Meine Ehrfurcht vor Gott hindert mich daran. Aber wenn ich flehe: „Meine Seele dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott. Wann werde ich hingelangen und Gottes Angesicht schauen?", so kann ich dies nicht im Gedanken an eine theologische Gotteskonstruktion tun, eines Gottes, von dem aller Sinn wie aller Unsinn kommt, sondern nur von dem lebendigen Gott der Liebe. Und nur diesen Gott kann ich von ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit allen meinen Kräften lieben.

Nichts überwindet die Welt, als die Liebe. Und wie es einen Determinismus gibt auf dem Gebiet des Bösen:

„Das ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären,"

so gibt es auch in der Liebe einen Determinismus: die Wellenringe der Liebe. Ich meine damit nicht eine kosmische oder kosmopolitische Liebe, sondern die ganz gewöhnliche Nächstenliebe. Diese Liebe hört nicht auf jenseits der Grenzpfähle; ebensowenig aber stürzt sie sich zuerst auf Botokuden und Hottentotten, bevor sie stark geworden ist im Verkehr mit unserer Umgebung. Mit dieser Liebe möchten wir auch unser irdisches Vaterland umfangen. Liebe, die sich nicht am Nächsten bewährt, die in jene Weiten schweift, wo es schwer ist, ihre Wirkung zu kontrollieren, ist leere Schwärmerei. „Vom Nahen zum Fernen" ist der erste pädagogische Grundsatz. Und weil wir so fest an den Determinismus der Liebe wie des Hasses glauben, weil wir den Glauben haben, daß alle Schuld sich auf Erden rächt, auch die Schuld, die wir auf Befehl des Staates auf uns nehmen müssen, und weil wir den Glauben haben, daß jede Tat der Liebe, auch die, die wir gegen das reale Interesse des Staates begehen, doch als Liebe wirkt, und Besseres wirkt, als die Schuld, die wir auf uns nehmen, um den Staat zu schützen, darum sind wir religiöse Antimilitaristen.

Angesichts der Wirklichkeit ist freilich dieser Glaube eine Torheit. Die christliche Torheit! Es ist ungeheuer schwer, diesen Glauben festzuhalten. Umso schwerer, je mehr man mit allen Fasern seines Wesens sich mit dem irdischen Vaterlande verbunden fühlt. Verehrtester Herr Professor! Ich gestehe Ihnen offen meine Schwäche in diesem Punkte ein: mein Glaube ist noch nicht stark genug, um mich abzuhalten, meiner Dienstpflicht zu genügen. Vielleicht

werden Sie mir dies einfach als Feigheit auslegen. Sie übersehen dann aber, daß der Glaube keine Theorie ist. Für mich ist Glaube nicht bloß die Ueberzeugung, daß Gott lebt und daß er die Liebe ist, die die Welt überwindet. Glaube ist für mich das Hineingewachsensein, das Wurzelgefaßthaben in der göttlichen Liebe, in der göttlichen Torheit, im höhern Vaterland. Ich aber gestehe, daß ich noch ein Anfänger im Glauben bin. Mir bangt immer noch um mein Vaterland: ich kann es immer noch nicht fassen, daß mein Vaterland, auch wenn es zertrümmert werden sollte, oder dann am Ende erst recht, im Heilsplan des Gottes der Liebe eine Rolle spielen solle. Ich jage ihm aber nach, auf daß ich es völlig ergreifen möge. Aber noch weniger begreife ich, daß wir dem Gott, der gesagt hat „Du sollst nicht töten" mit dem Gewehr zu Hilfe kommen sollen.

Sie freilich, verehrtester Herr Professor, begreifen dies durchaus. Sie sind im Zweifel darüber, wer größern Anteil an der Erhaltung unseres Vaterlandes hat, ob Gott oder unsere Waffen. Nächst unseres Gottes Güte sind es unsere Bajonette, oder nächst unsern Bajonetten ist es Gottes Güte, die uns bewahrt hat. Wer hat nun den Vorrang? Auf jeden Fall schaffen Sie damit eine Koordination der Waffen und Gottes. Ich frage Sie aber: Woher wissen Sie, daß Gott unsere Bajonette nötig hat? Warum reicht die Güte Ihres Gottes nur eine kleine Strecke weit und bedarf dann unserer Waffen? Und Belgien? War es dort die Güte Gottes oder sein Zorn oder waren es die mangelhaften Gewehre der Belgier oder die 42 cm-Kanonen der Deutschen, die zur Zertrümmerung Belgiens führten? Und Serbien? Wie ist dort das Verhältnis der Güte Gottes zu der Uebermacht der Deutschen und Bulgaren und zu der Bewaffnung des tapfern Serbenvolkes? Mir will scheinen, Ihr Gott sei ein Gott der Uebermacht, der bessern Waffen, des gewaltätigeren Sinnes. Gewiß benutzt uns Gott als seine Werkzeuge, zur Ausführung seines Heilsplanes. Und wir sollen ihm dienen, ohne zu fragen oder gar mit Gott zu hadern. Aber mir will es nicht in den Kopf, daß der Gott, der die Liebe ist, der das Töten verbietet, der uns in der Offenbarung durch seinen Sohn die frohe Botschaft des „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen" gebracht hat, daß dieser Gott unserer Mordwaffen und unseres tierischen Sinnes bedürfe, um sein Werk zu vollenden. Dies wäre kein Gott der Liebe, sondern ein Kriegsgott, ein Gott des Hasses, ein Gott, den ich nicht Gott nennen würde, sondern Mars.

Wer sich in Not fühlt — und das tun Deutsche, Oesterreicher, Franzosen, Engländer und Russen — der greift nach Gott. In aller Ehrlichkeit, und alle mit dem gleichen Recht. Ich bewundere alle die Helden; ja, ich verehre sie. Denn es gibt nichts Höheres,

als sich opfern für ein Ideal. Und wenn ihr Vaterland das Höchste war, das sie kannten, wohlan, dann haben sie einen guten Kampf gekämpft. Auch jeder Schweizer, dem sein Vaterland das Höchste ist, was er kennt, und der nicht anders glauben kann, als dem Vaterland sei am besten mit der Gewalt geholfen, muß freudig seine Dienstpflicht erfüllen. Wessen Glaube aber so stark geworden ist, daß er auch in der Zertrümmerung seines Vaterlandes göttliches Heil erblickt, wer zum Vater der Liebe übermenschliches Vertrauen hat, wer im höhern Vaterland derart Heimatrecht sich erworben hat, daß er im irdischen Vaterland nur noch das Vergängliche sieht, der handelt wider sein Gewissen, wenn er auch an den Gewalttaten des Staates teilnimmt oder sich übt, um des Todschlags fähig zu werden. Den aber, der weiß, daß man dem Gott der Liebe nicht mit dem Gewehr zu Hilfe zu eilen braucht, der aber noch ein Unmündiger im Glauben ist, also daß ihm der Fortbestand seines Vaterlandes am Herzen liegt, den soll man nicht schmähen, wenn er niederfällt vor Gott und in aller Demut bittet „Herr, ich bin noch so schwach und so wenig fest in Deinem Geist, ich bin noch ein Fremdling und Gast, aber noch nicht Hausgenosse in Deinem Reich; mein Vaterland ist in Gefahr, ich weiß ihm nicht anders zu helfen, als mit Pulver und Blei; Herr, vergieb mir um meiner Schwachheit willen."

Sie sagen selbst, so lange „einfache Christen" ihre Bibel lesen werden, werde es auch evangelische Antimilitaristen geben. Damit stellen Sie die These auf, wer das Evangelium ohne theologische Erklärung lese, könne ein Antimilitarist werden. Also ist die Bibel nicht mehr das Buch, das uns Christum am reinsten und klarsten verkündet, sondern der theologische Kommentar hiezu? Ist das nun die Frucht der theologischen Entwicklung seit Luther, daß wir zum Lesen der Bibel noch einen Kommentar nötig haben, um zu erfahren, wie es gemeint sei? Ja gewiß, der theologisch ungebildete Bibelleser kann nichts anderes aus dem Neuen Testament herauslesen, als daß unser Herr gegen alle Gewalt, also auch gegen den Krieg ist. Damit liest er, nach Ihrer Ueberzeugung, die Bibel einseitig. Muß er nun, um zum vollen und richtigen Verständnis des Evangeliums zu kommen, zum Theologen laufen und ihn fragen: „Gestatten Sie, verehrter Herr! wie meinen Sie, daß Jesus das gemeint hat?" Und zu welchem Theologen muß er dann laufen, um sicher die Wahrheit erfahren zu können? Kommen wir damit nicht wieder in das Fahrwasser der Hillel und Schammai? Ich bin nicht so borniert, zu meinen, nur der einfache, ungeschulte Bibelleser könne die Worte Christi richtig verstehen und der Theologe müsse sie immer mißverstehen. Aber Jesus und Paulus haben mehr wie einmal ausgesprochen, daß der bloße Verstand das größte Hindernis sei, die Botschaft vom Reiche Gottes in die Seele aufzunehmen. Sie selbst, Herr Professor, scheiden so scharf

zwischen Theologie und Frömmigkeit. Braucht es nun zum Verständnis des Neuen Testamentes mehr Theologie oder mehr Frömmigkeit, mehr scharfen Verstand oder mehr reine Seele? Die Theologie hat eine hohe Aufgabe, die ich um keinen Preis gering achten möchte. Aber wenn sie dem Gottsucher helfen will, Gott näher zu kommen und dem Christussucher, tiefer in den Geist Christi einzudringen, so begeht sie eine Kompetenzüberschreitung. Die Theologie kann uns die Mittel zu diesem Beginnen nicht liefern, weil sie aus dem Gebiete des Intellektes stammt und von der Herzenseinfalt, die allein zum Eindringen ins Evangelium helfen kann, nicht zuviel besitzen darf, da sie sonst nicht mehr Theologie wäre, nicht mehr Daseinsberechtigung an unseren Universitäten hätte.

Verehrtester Herr Professor! Sie dozieren so unvergleichlich Ihre Kirchengeschichte. Da müssen Sie doch selbst gefunden haben, daß die Theologen, die im Dienste des Staates standen, auch gewöhnlich die Bibel so „erklärt" haben, daß es für den Staat paßte. Das Staatschristentum war doch von jeher die schlimmste und verwässertste Form des evangelischen Christentums. Und die Sekten haben von jeher mehr ernst gemacht mit der Verwirklichung des Evangeliums, als die Staatschristen. Darum ist jede Auslegung des Evangeliums, die von Staatstheologen kommt, mit Vorsicht zu genießen. Die Kirchengeschichte zeigt doch auf jeder Seite, daß die Staatstheologie nichts anderes war, als die Anpassung der Lehre Jesu an die Trägheit der Menschen, an das Machtprinzip des Staates und an das Verstandesmenschentum der Theologen.

Sie haben dem ganzen gewaltigen „Ich aber sage Euch" das eine Wort „Gebt dem Kaiser . . . ." entgegengestellt. Nun wäre es ja leicht, diesem einen Zitat, das Sie aus dem Evangelium *für* den Krieg beanspruchen, eine Menge anderer gegen den Krieg entgegenzustellen. Es hat aber einmal ein Professor der Theologie von einem neuerschienenen Buche gesagt, es beweise wieder einmal wie man mit einer Zusammenstellung von Zitaten die Ansichten eines Mannes fälschen könne. Und ganz abgesehen hievon: was hülfe es? Sie würden die Zitate wieder erklären und der einfache Mann würde sie nehmen, wie sie sind.

Gewiß, das *reine* Evangelium ist etwas, das man in seiner Lauterkeit nicht brauchen kann im Staatsleben. Ich glaube auch, daß, wenn wir unsere Grenzen nicht stark bewachen würden, die Schweiz heute ebenfalls Kriegsschauplatz wäre. Das ist aber kein Grund, das Evangelium so zu erklären und zurechtzustutzen, daß es nun in unsere Politik hinein paßt. Das Evangelium *ist* eine Torheit; es wird nur brauchbar für die Welt, wenn es verfalschmünzt wird, wenn es *für die Gegenwart erklärt* wird.

Es kommt mir eigentlich sehr seltsam vor, daß ich, ein Student, Ihnen, dem erfahrenen Theologen, so etwas erkläre. Ich bitte Sie auch herzlichst, es nicht als Arroganz aufzufassen. Das

liegt mir fern. Aber was ich ausspreche, ist doch nur eine Erfahrung, die sich durch die ganze Kirchengeschichte hindurch zeigt: daß die Theologen immer in der größten Versuchung waren, das reine Evangelium zu vergewaltigen, einfach deshalb, weil es dem Klugen ein Aergernis und dem Verständigen eine Torheit ist.

Das Reich Gottes wird nun kaum gefördert dadurch, daß man die große christliche Torheit in Klugheit verwandelt und sie salonfähig macht für das Theater der Welt. Ich glaube, wir müssen die unerhört hohen Forderungen des Evangeliums in ihrer vollen Reinheit und — vom bloß menschlichen Standpunkt aus — Unerfüllbarkeit unangetastet lassen. Aber durch unsern Verkehr mit Gott und in unserm Verkehr mit den Menschen immer tiefer hineinwachsen in das Geheimnis der göttlichen Torheit. Wie der Einzelne seinen Besitz an evangelischer Wahrheit in seinem Verhältnis zu Staat und Mitmenschen umsetzt, hängt nicht ab von seinem Willen oder seiner Ueberzeugung, sondern von dem Grad des Hineingewachsenseins in die göttliche Torheit.

Wenn nun einer, wie Baudraz, so in den Banden des unverfälschten Christentums liegt, daß er sich weigern muß, dem Vaterland mit der Waffe zu dienen, so ist das eben ein Zeichen, daß Gott mehr Macht über ihn gewonnen hat, als alle irdischen Verhältnisse. Es gibt hier ein Müssen, das allen Verstand übersteigt. Wohl können Sie ihm vorwerfen, er habe seine Seele aus der Gemeinschaft des irdischen Verbandes herausgerettet; er sei ein Streikbrecher am Vaterland. Wichtiger ist, daß er Gott und seinem Gewissen gegenüber kein Streikbrecher ist.

Ihre ganze Theorie, wie der Mensch sich zum Vaterland stellen müsse und welche Rolle das Vaterland in der Hand Gottes spiele, ist, das werden Sie offen zugeben, eine Konstruktion, Ihre Meinung, Ihr Glaube, und darf nicht Anspruch auf Alleinberechtigung erheben. Wir lassen Ihnen Ihren Glauben; lassen Sie uns auch den unsern. Wenn Sie Ihren, vom Standpunkt des Staatsbürgers aus wohlbegründeten, vom Standpunkt des reinen Evangeliums aus aber sehr anfechtbaren Glauben als den alleinseligmachenden hinstellen, verfallen Sie einer Orthodoxie und einem Dogmatismus, der schlimmer ist, als irgend je einer. Denn hier handelt es sich nicht um Dogmatisierung eines Wortes, sondern um die Dogmatisierung eines für die Gegenwart zurechtgestutzten, auf das Niveau eines gutbürgerlichen Staatschristentums hinuntergedrückten Evangeliums. Sie dürfen nicht leugnen, daß es auch eine berechtigte Auffassung des Willens Gottes und des Sichstellens unter seinen Willen gibt, neben der, die ihre erste Pflicht in der getreuen Pflichterfüllung gegenüber Kaiser und Reich erblickt.

Wir verlangen gar nicht, daß Sie unsern Standpunkt teilen; wir wollen nur, daß Sie uns nicht mehr im Namen des Herrn und des Staates als minderwertige Christen hinstellen und uns

um unseres Glaubens willen schmähen und verfolgen. Sonst müssen wir bald wirklich zum Glauben kommen, unser Glaube sei besser, als der Ihre. Denn seit Menschengedenken wurde das Beste stets am heftigsten verfolgt.

Es schmerzt uns junge Theologen in tiefster Seele, daß Sie, einer unserer Führer, uns Suchenden auf die Weise helfen wollen, daß Sie die Probleme, die uns fast zur Verzweiflung bringen, so leichthin abtun und jede andere Meinung mit höhnischer Gebärde verdammen.

Wir verstehen so gut, daß jeder Schweizer, der sein Heimatland von ganzer Seele liebt, auch sein Leben für es wagen möchte. Und auch ich — es sei nochmals gesagt — liebe es, wie nur einer. Und wenn Sie dabeigewesen wären, als ich meinen Schulkindern die Morgartenfestrede hielt, da hätten auch Sie Ihre helle Freude daran gehabt. Aber wir wollen auch den verstehen, der, getrieben von seinem Gewissen, umgarnt von der großen Torheit, den Waffendienst verweigert. Ich sehne mich von ganzer Seele, auch gefangen zu werden von den Banden des Evangeliums. Solange ich noch in den einfachsten Verrichtungen des täglichen Lebens um meiner Schwachheit willen Verrat übe an Christus, so lange fühle ich mich noch unreif für den großen „Verrat" am irdischen Vaterland. Handle ein jeder nach seinem Glauben, und trage ein jeder geduldig die Folgen seines Handelns. Und wenn ihrer immer mehr werden, die in Gott mehr daheim sind, als in der Welt, wenn ihrer immer mehr werden, die in geschmähter Einsamkeit sich nicht verwirren lassen von dem Geschrei und Taumel der Menge und sich auch nichts daraus machen, von christlichen Theologen darum verfolgt zu werden, weil sie in Einfalt und mit einem Christentum, das nicht vertheologisiert ist, i h r e n Weg gehen, so wird auch das Gottesreich nicht mehr in fernster Ferne stehen.

Warum soll es dem Einzelnen verwehrt sein, das zu vollbringen, was Sie den zukünftigen Generationen überlassen wollen? War denn die Welt einst für Christus reif? Wartete Christus, bis die Völker reif waren? Warum wollen Sie uns hindern, Narren in Christo zu sein?

Herr Professor! Sie werfen uns vor, wir täten im Militärdienst unsere Pflicht nicht. Wir haben sie getan und werden sie weiter tun, weil der Christ überall, wo er hinsteht, seine Pflicht tut, allein um seiner Seele willen. Und wenn wir auch noch nicht so weit sind, g a n z in der christlichen Torheit aufzugehen, weil uns bangt um unser liebes Vaterland, so üben wir uns doch in der treusten, gewissenhaftesten Pflichterfüllung, damit unsere Kameraden sehen, daß unser Glaube eine Kraft ist und keine Theologie.

Aber was haben Sie getan in Ihrer geheizten Studierstube, als wir an der Grenze standen und froren? Sie haben uns

ohne jeden Grund vorgeworfen, wir täten unsern Dienst nicht recht. Und was haben Sie getan denen gegenüber, die um Christi willen ins Gefängnis gingen?

Wir müssen alle in dieser schweren Zeit Opfer bringen: Umfassen Sie Militaristen und Antimilitaristen mit der gleichen christlichen Liebe. Mit Ihrem Haß und Ihren Schmähungen bewirken Sie das Gegenteil von dem, was Sie wollen. So wie Sie uns befehlen, im Militärdienst treue Jünger Jesu zu sein, so bitten wir Sie in aller Aufrichtigkeit, auch an uns religiösen Antimilitaristen wie ein Jünger Jesu zu handeln.

Ihr ergebener

Füsilier Jakob Weidenmann.

Basel, im Dezember 1915.

III.

Nationalstaat und Christentum.

Eine Antwort an Herrn Prof. D. Paul Wernle.

Da Herr Prof. Wernle in seiner Schrift „Antimilitarismus und Evangelium" den Beweis zu leisten glaubt, Staatsreligion und Christentum seien stets eins, sehe ich mich gezwungen, in Kürze einige Widersprüche zwischen letztgenannten Mächten klarzulegen. Möge der Verfasser es mir verzeihen, wenn ich ihn mit seinen eignen Waffen zu schlagen suche. Im ersten Abschnitte seiner Broschüre behandelt Herr Prof. Wernle den Antimilitarismus aus Mangel an Gemeinschaftssinn, das heißt aus Egoismus, im zweiten und dritten den aus Ueberspannung des Gemeinschaftssinnes, der Sozialdemokratie und der sogenannten Reich-Gottes-Menschen. Während die beiden erstgenannten Strömungen nebenbei auch auf persönlichen Vorteil ausgehen (man denke an die Sozialdemokratie, die vieles mit Recht anstrebt), kämpft die dritte Richtung einzig um christliche Ideale, ohne auf Vorteil und Dank zu rechnen. Verfasser dieser Zeilen bekennt sich zu letzterer und wird sich hier nur mit der Berechtigung dieser Bewegung befassen.

Herr Prof. Wernle kennzeichnet ihre Ziele (Seite 31 der Broschüre) trefflich mit dem Hinweis auf einen Gott der Liebe und der Erwartung seines Reiches als eines Bruderreiches aller Menschen unter uns. Daß Sie sich mit unserer Sache so streng auseinandersetzten, verehrter Herr Prof. Wernle, dafür gebührt Ihnen unsre Hochachtung und unser Dank. Wer im Irrtum befangen ist, Sie oder wir, wird die Zeit lehren!

Sie schreiben: „Wer in der Bibel zu Hause ist und Jesus einigermaßen kennt, weiß, welchem Herrn er vor allem zu dienen hat auf Erden." Wohl, so heißt das Glaubensbekenntnis jedes wahrhaften Christen und kann nur so lauten. Wie, wenn also auf Erden noch

eine Macht bestünde, die sich diesem Glaubenssatz widersetzt, sollen wir vorläufig doch noch dieser Schranke auf dem Wege zu Christus huldigen oder sollen wir daran arbeiten, daß unsre Kinder und Kindeskinder den Pfad zum Heile frei vorfinden? Ich glaube, das Ideal liegt klar und heißt: wenn du deine Nachkommen wahrhaft liebst, wirst du ihnen alle Steine vom Wege wälzen, selbst wenn es dich große Mühe kosten sollte.

Nun behaupte ich, solch eine Macht und Schranke existiert in der heutigen nationalen Staatsform, von der Sie, aus Dankbarkeit, beweisen möchten, daß kein Widerspruch zwischen ihr und unsern Glaubenssätzen vorliege. Nun zu Ihren Beweisen! Ihr erstes Beispiel heißt: Es kamen einstmals Soldaten zu Johannes dem Täufer und frugen ihn: „Was sollen wir tun, damit wir selig werden?" worauf er erwiderte: „Tut niemanden Gewalt noch Unrecht und laßt euch genügen an eurem Sold." Sie folgern hieraus, Johannes habe den Soldatenberuf nicht verboten, was nach dem Worte „Laßt euch genügen an eurem Sold" zweifellos stimmt. Dazu kommt aber die Mahnung: „Tut niemanden Gewalt noch Unrecht" und dies läuft doch auf ein Verbot gewisser Handlungen des Soldatenstandes hinaus. Tötet ein Mensch einen andern, so ist das unbestreitbar ein gewaltsamer Eingriff in das Lebensrecht des davon Betroffenen. Knallt ein Student seinen Professor als Angehörigen einer fremden Nation nieder, ist das Recht oder Unrecht, ist das der Dank, den ein Schüler seinem Lehrer schuldet? Johannes ist aber bloß ein Vorläufer Christi, des Gottessohnes, von dem er sagt, er sei nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen. Seine Mission heißt: Christus den Weg ebnen, und dieser schreitet mit den Geboten „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, oder, Liebet eure Feinde", weit über die Forderungen Johannes des Täufers hinaus. Weil man aber keinen Mitmenschen aus Liebe totschlagen kann, weigerten sich eben die ersten Christen, Kriegsdienste für römische Cäsaren zu leisten.

Zweites Beispiel. Da läßt ein Hauptmann Jesus bitten, er möge kommen, seinen Knecht zu heilen, wehrt aber ab, wie jener sein Haus betreten will mit den Worten „Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst, sondern sprich ein Wort, so wird mein Knabe gesund." Und Christus heilt ihn aus der Ferne. Hiezu bemerkt Herr Prof. Wernle, Christus habe dem Hauptmann geholfen, weil er Zutrauen zu der Kraft eines einfachen Befehlswortes hatte, sowie er in seinem Kommando die Kraft dieses einfachen Befehls aus Erfahrung kannte. Hier steckt meiner Ansicht nach ein Irrtum. Jesus half dem Hauptmann gerade deshalb, weil sein Glaube sich nicht allein auf irdische Handlungen erstreckte, sondern darüber hinaus, in das Gebiet des dem gewöhnlichen Menschenverstand Unfaßbaren, Unbegreiflichen, zu dem eine Wunderheilung gehört. Man vergleiche hiemit die Erzählung vom Fischzuge des Petrus, wo Christus ebenfalls hilft, nachdem er die verzagten Fischer ermahnt, seinen Worten

zu glauben, entgegen ihren irdischen Erfahrungen. Ohne den Glauben an etwas Unbegreifliches wären sie nicht nochmals fischen gegangen. Weiter sagt ja Christus deutlich: „Selig, die nicht sehen, und doch glauben." Drittes Beispiel. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist." Das stellt uns vor die Frage: „Was kann der Kaiser, oder der Staat, von uns verlangen?" Sie schreiben weiter: „Man kann nicht Gott und dem Mammon dienen und noch viel weniger kann einer für Satans Reich arbeiten und zugleich fürs Gottesreich." Da gilt Entweder-Oder! Das heißt klar, wir haben die Pflicht, fürs Gottesreich zu arbeiten. Hier scheiden sich unsre Wege! Sie erklären, „Staatsdienst und Gottesdienst seien keine einander ausschließenden Gegensätze." Ich behaupte, „Staatsreligion und Christentum" widersprechen sich. Der „Nationalstaat" verlangt mehr von uns, als ihm gebührt, er sucht sich zu verteidigen, dadurch, daß er Christi Gebote mit den Füßen tritt.

Der Staat hat erstens das Recht, Dankbarkeit für das durch ihn erlangte Wissen zu verlangen und diese erfüllen wir, indem wir zum Staats- und Menschenwohle damit arbeiten und dasselbe zu mehren trachten.

Zweitens gebührt ihm Dankbarkeit für unsre materielle Sicherstellung und diese erzeigen wir ihm dadurch, daß wir einen Teil unseres Erwerbes opfern, um seinen Bestand zu sichern. Auf daß dies möglich sei, durch unsre Steuern, arbeiten wir am Volke, daß es zur Genügsamkeit und Einfachheit zurückkehre, damit dem Staate der Streit um materielle Vorteile mit andern Gemeinwesen erspart bleibe. Essen, Trinken und ein Dach über unserm Haupte, das soll uns in materieller Hinsicht genügen.

Drittens schulden wir dem Staate Dank für die Regelung unseres irdischen Zusammenlebens, nach göttlichem Gesetz. Hieraus resultiert unsere Pflicht, nach bester Kraft diesen Gesetzen nachzuleben, zugleich aber auch die Pflicht, dem Staate, unserm Richter, Uebertretungen oder gar Annullierung christlicher Gebote nicht zu gestatten.

„Du sollst nicht töten", spricht der Herr, der Staat aber glaubt, dieses Gebot im Kampfe um irdische Dinge umstoßen zu können und befiehlt den Bürgern, Gottes Gesetz seinetwegen zu übertreten.

„Du sollst nicht stehlen", spricht der Herr. Wenn meine Besserstellung es verlangt, erwidert der Staat, habe ich das Recht, einem Nachbarstaate Land zu stehlen und die Bürger zur Mithilfe zu zwingen.

Hier haben wir also krasse Gegensätze zwischen Staat und Gottesordnung. Was soll nun geschehen? Droht z. B. ein Haus einzustürzen und hiebei Menschen zu schädigen, so verlangt der Staat, daß es zum Gemeinwohle ausgebessert werde; wenn also ein Staatswesen nicht nur wenige Menschen zu schädigen droht, sondern Tausende, überhaupt die Menschheitsinteressen, muß es logischerweise ebenso repariert werden,

denn wir wissen, wem wir auf Erden mehr zu gehorchen haben, Staat oder Christus, wenn wir den Titel Christ beanspruchen.

Um aber den wahren Weg zur Vervollkommnung unserer heutigen Staaten zu erkennen, ist es unbedingt notwendig, daß wir unsern rein nationalen Standpunkt verlassen, als einen Standpunkt, der wohl am besten unsern egoistischen Sonderinteressen dient, aber nur einem Bruchteil der Menschen. Gleichergestalt wie Jesus den Nationalismus zerbrach, in der Wahl zwischen seinem Volke und Gott (Prof. Wernles Worte), zerbrechen wir den Nationalstaat in der Wahl zwischen Staatsrecht und Gottesgesetz. Und wie aus jenem Prozeß die neue Weltreligion des Christentums entstand (wieder Prof. Wernles Worte), wird aus den Trümmern der nationalen Schranken das Gottesreich wachsen. Deshalb können wir nie „vorläufig" handeln. Jesus spricht: „Eure Rede sei ja oder nein, was darüber ist, das ist von Uebel"; das sei unsre Losung! Otto Studer.

Rundschau.

Der Sekretär des **Weltkongresses für freies Christentum**, Herr Dr. Charles W. Wendte, sendet an die Freunde und Mitglieder des Kongresses folgende Botschaft:

„Der gegenwärtige weltweite Krieg hat bis auf weiteres der Tätigkeit unseres Kongresses ein Ende gemacht, nachdem sich darin während der letzten fünfzehn Jahre Vertreter von über dreißig Völkern und hundert verschiedenen religiösen Gemeinschaften zur Förderung ihrer gemeinsamen Ziele und Aufgaben zusammengefunden hatten. Religiöse Lehrer und Arbeiter, die noch gestern freundschaftlich zusammen verhandelten und kämpften, um in der ganzen Welt religiöse Freiheit und religiösen Fortschritt auf Grund gegenseitigen Vertrauens und Wohlwollens zu mehren, sind heute von einander getrennt und stehen einander voll Mißtrauen und öfters sogar in heftigem Streit gegenüber.

Unter solchen Umständen liegt auf der Hand, daß die Tagung des Kongresses, die auf den Sommer 1916 geplant war, auf eine günstigere Zeit verschoben und vielleicht auf neutralem Boden stattfinden muß. Nicht Wenigen erscheint der Fortbestand unserer Vereinigung zweifelhaft.

Aber schon mehren sich die Zeichen, daß in Wirklichkeit das Ende des Krieges eine Rehabilitation unseres Kongresses herbeiführen und ihm eine neue und höhere Bedeutung verleihen wird.

Mitten unter all dem Mißverständnis, all der Leidenschaft und Heftigkeit, die dieser furchtbare Völkerstreit mit sich bringt, leuchtet in den Seelen hochgesinnter Männer und Frauen die Ueberzeugung auf, daß es geistige Werte gibt, die durch die Fehler oder Mißgeschicke einer einzigen Generation nicht zerstört werden können.

Die Erforschung der Wahrheit, die Erwerbung von Wissen, die Uebung sittlicher Tugend, die Freude am Schönen, die Liebe zu unserem Nächsten, die Ehrfurcht vor Gott — diese idealen Interessen, worauf der Stolz und die Hoffnung unseres Geschlechtes in so hohem Maße beruht, sind nicht dem nichtigen Zorn der Menschen oder den Wechselfällen kriegerischer Feldzüge unterworfen. Es sind ewige Wahrheiten, die so sicher am Firmament des Geistes befestigt sind wie die Sterne des Himmels. Der Briefwechsel, den wir in der letzten Zeit mit hervorragenden Gelehrten und religiösen Führern in Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Italien und andern kriegführenden Ländern geführt haben, zeigt uns, daß dort mehr und mehr ein Geist des Friedens und der Versöhnung aufkommt. Die Ueberzeugung kräftigt sich wieder, daß geistige und sittliche Bestrebungen den wichtigsten Platz im Reiche menschlicher Interessen einzunehmen haben. Gelehrsamkeit, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Kultur, Moral und Religion — das alles sind ihrem Wesen nach nicht vorübergehende oder nebensächliche, oder durch die Schranken von Nationalität und Rasse begrenzte, geschweige denn dem Richterspruch von Schwert und Kanone unterworfene Dinge. Sie werden stets das gemeinsame Ziel aller höher gearteten Männer und Frauen in allen Völkern sein.

Darum wird, wenn der Kanonenschlag nicht mehr den Schlag des Herzens der Menschheit übertönen wird; wenn der Streit der im Kriege stehenden Völker beendigt und ihre Schlachtfahnen zusammengerollt sind, die weiße Fahne des Weltfriedens die dankbare Huldigung der Menschheit empfangen, und werden freigesinnte, weitherzige religiöse Lehrer aller Völker der Einladung unseres internationalen Kongresses folgen. Sie werden die zerrissene Freundschaft von neuem schließen, werden in Frieden und Güte ihre gegenseitigen Interessen bedenken und durch vereinte Anstrengung den Triumph von Vernunft, Freiheit und Fortschritt im religiösen Leben, die Bruderschaft der Menschen und die Vereinigung der Völker zu einer den Frieden verbürgenden Gemeinschaft fördern.

Das ist unsere feste Ueberzeugung; von der wir hoffen und bitten, daß sie von den Mitgliedern und Freunden unseres Kongresses in jedem Land und jeder religiösen Richtung geteilt werden möchte.

Es würde uns freuen, wenn wir von all denen vernehmen dürften, die mit unserer Absicht und Voraussage übereinstimmen und die, wenn der rechte Augenblick gekommen ist, uns helfen wollen, unsere Vereinigung mehr und mehr zu einem weltumfassenden Organ der Versöhnung unter allen freigesinnten Denkern und Arbeitern unserer Zeit zu machen."

Soweit Wendte. Wir bemerken dazu, daß wir selbstverständlich mit den in diesem Rundschreiben ausgesprochenen Gesinnungen einig gehen, möchten aber die Frage stellen, ob sie nicht in ganz neuen Formen Ausdruck finden sollten?

Herrn Wendtes Adresse ist: Boston (Mass.), Unitarian Building, Beacon Street 25. L. R.

Heidentum der Liebe. Die „New-Yorker Volkszeitung" erzählt: Miß Mary Davis, eine junge Engländerin, die im Pasteurinstitut in Paris Bakteriologie studierte, arbeitete während des Krieges als Assistentin Dr. Kennoth Taylors aus Minnesota, der als Mitglied des amerikanischen Ambulanzhospitals in Frankreich eine besondere Form des Brandes zum Gegenstand eingehender Untersuchungen machte. Er fand dagegen einen besonderen Impfstoff, den er bereits an Meerschweinchen probiert hatte, schreckte aber davor zurück, ihn an Menschen zu verwenden. Miß Davis hatte schon zweihundert Soldaten an diesem Brande sterben sehen, da impfte sie sich selbst den Impfstoff ein. Der Brand brach bei ihr an der Impfstelle aus und nun lud sie den Dr. Taylor ein, die letzten ausschlaggebenden Heilversuche an ihr zu machen. Die Heilung der Miß Davis gelang mit dem neuen Mittel des Dr. Taylor, und jetzt gelangt es mit Erfolg bei den Soldaten in Anwendung, deren Wunden in Brand übergegangen sind.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben in einem bescheidenen Maße versucht, in dieser Nummer Einiges zum Ausdruck zu bringen, was gerade um diese Weltbrand-Weihnacht herum gesagt werden muß. Um ein Läuten von Festglocken war es uns begreiflicherweise nicht zu tun. Die Predigt von Orchard kam uns dabei trefflich zu Hilfe. Wir entnehmen sie jener Sammlung, die der „Christian Commonwealth" in London herausgibt und benützen die Gelegenheit, diese treffliche Zeitschrift zu empfehlen. Sie orientiert gut, wenn auch natürlich nicht vollständig, über englisches Geistesleben. (Adresse: Salisbury Square 133, Fleet Street, London S. E.)

Eine zusammenfassende Darstellung unseres bisherigen und (so weit wir sehen können) künftigen Wollens, gedenken wir im ersten Hefte des neuen Jahrgangs zu geben. Wir gehen mit ungebrochenem Mut ins neue Jahr hinein und wünschen das Gleiche allen Freunden und Gesinnungsgenossen.

Verdankung.

Für die Armenier. Von Ungenannt erhalten: 52 Fr.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

GTU Library
3 2400 00334 7782

v.9
1915

Neue Wege

v.9
1915